Princeton University Library
32101 064469701

Digitized by Google

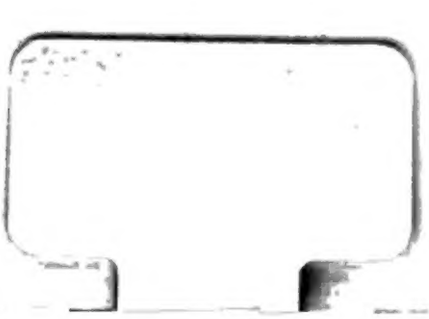
0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Germany.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 27.

Ausgegeben am 28. Juni 1867.

Inhalt:

Cyriacus von Ancona und Albrecht Dürer. Von Otto Jahn. Seite 1
Das preußische Verfassungsleben unter dem Einfluß des norddeutschen. 13
Rosens Geschichte der Türkei 21
Politischer Monatsbericht (Ende Juni) 25
Vermischte Literatur 38

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

26. Jahrgang.

II. Semester. I. Band.

Leipzig.
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1867.

Digitized by Google

[redacted]

[redacted]

(RECAP)

0902
.407
Schs. 26
pa.3
1867

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1867. Drittes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Das preußische Verfassungsleben unter dem Einfluß des norddeutschen. S. 13.

Alt-Mecklenburg auf dem Rückzuge. S. 63.

Die norddeutsche Bundesverfassung und die Parteien. S. 76.

Die projectirte Tabaksteuer. S. 121.

Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen."
Dritter Brief. S. 135.
Vierter Brief. S. 228.

Die englische Auslegung des londoner Vertrags vom 11. Mai d. J. S. 143.

Die Czechen und der Panslawismus. S. 151.

Kurhessen als preußische Provinz. S. 161.

Die Reorganisation in Hannover und die Landrathsverfassung. S. 201.

Die kirchliche Frage in Italien. S. 258.

Die russische Emigration in Oestreich und der Türkei. S. 269.

Der erste Erzbischof von Bjelokrinitz. S. 302.

Die russischen Altgläubigen und der orientalische Krieg. S. 340.

Die russischen Sectirer und der polnische Aufstand. S. 390

Die internationale Convention zu Genf. S. 281.

Die Mißvergnügten in Hannover. S. 348.

Der Accessionsvertrag Preußens mit Waldeck. S. 401.

Directe oder indirecte Wahlen? Ein Stück populärer Mathematik. S. 411.

Die französischen Deputirten und die Journalisten in Dänemark. S. 419.

Arbeiterassociationen in Großbritannien. S. 448.

Der preußische Thaler als Eroberer. S. 460.

Der salzburger Landtag und das Sistirungspatent. S. 511.

Aus Schwaben. Mitte Juli. S. 106.

Aus Schwaben. Anf. August. Die stuttgarter Versamml. am 3. und 4. August. S. 315.

Politischer Monatsbericht. (Ende Juni). S. 25.

Politischer Monatsbericht. (Ende Juli). S. 191.

Politischer Monatsbericht. (Ende August). S. 396.

Politische Rundschau. (Mitte Juli). S. 112.

Politische Rundschau. (Mitte August. Die Kriegswahrscheinlichkeit und die innere Lage). S. 276.

Politische Rundschau. (Mitte September. Der Ausfall der Wahlen). S. 475.

Bilder und Schilderungen.

Die preußische Kriegsmarine. Die ungepanzerten Schraubenschiffe, die „Gazelle." S. 41.

Gedeckte Schrauben-Corvetten. S. 241.

Die Dampfkanonenboote. S. 441.

611937

Digitized by Google

Die alte Grenze zwiſchen Nord- und Süddeutſchland. S. 505.
Die Petrusſagen. 1. Die röm. Tradition, Wachsthum der Sage. S. 81.
2. Simon der Magier. S. 128.
3. Der erſte chriſtliche Tendenzroman. S. 170.
4. Petrus und Paulus. S. 215.
Berliner Kunſtbericht: Die Nationalgallerie und ihr Haus. S. 94.

Literatur und Kunſt.

Cyriacus von Ancona und Albrecht Dürer. Von Otto Jahn. S. 1.
Roſens Geſchichte der Türkei. S. 21.
Däniſche Culturanſprüche. S. 57.
Der deutſche Buchhandel der letzten Monate. S. 182.
Der deutſche Buchhandel der letzten Monate. S. 468.
Guizots Memoiren. (Band 8). S. 288.
Die Geſchichte Englands von R. Pauli. (1830—41). S. 310.
Denkwürdigkeiten Maſſimo d'Azeglios. S. 321.
Maſſimo d'Azeglios politiſche Anfänge. S. 377.
Ueber Briefſteller im Mittelalter. S. 333.
Eine antike Dorfgeſchichte. Von Otto Jahn. S. 361.
Die Unzufriedenen der Schiller-Goethezeit von 1795—1805. 2. S. 423.
Ein Buch über das ruſſiſche Heerweſen. S. 481.
Eine neue Ausgabe von Winckelmanns Verſuch einer Allegorie. S. 493.

Kürzere Beſprechungen literariſcher Erſcheinungen.

Varnhagens van Enſe: Nachlaß. S. 38. — Lehmann: Der Tugendbund. S. 39. — Mendelsſohn-Bartholdy: Friedrich von Gentz. S. 39. — Bädekers Schweiz. 11. Aufl. — Bädekers Oeſtreich, Süd- u. Weſtdeutſchland. 12 Aufl., — Bädekers Mittel- u. Norddeutſchland. 13 Aufl. S. 158. — Heyl und Berlepſch: Neueſtes Reiſehandbuch. S. 158. — Lorenz: Neueſte Geſchichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris. (1815—1856). S. 238. — Wilh. Müller: Geſchichte der neueſten Zeit (1815—1866). S. 238. — Görgey: Briefe ohne Adreſſe. S. 357. — W. Ditmar: Der deutſche Zollverein. S. 357. — Hübner: Statiſtiſche Tafel für alle Länder der Erde. S. 358. — Wilh. Baker: Der Albert-Nyanza, das große Becken des Nils und die Erforſchung der Nilquellen. S. 358. — G. Berkholz: Baltiſche Monatsſchrift. S. 359. — Kiepert: Wandkarte von Deutſchland in ſeiner Neugeſtaltung. S. 360. — Rücker: Generalkarte der ruſſ. Oſtſeeprovinz Liv-, Eſth- und Kurland. S. 360. — Wilbrandt: Drei Tragödien des Syphokles mit Euripides Satyrſpiel. S. 439. — Sommerbrodt: Das altgriechiſche Theater. S. 439. — Karſten: Horaz. Auswahl ſeiner Lyrik. S. 440. — Heyſe: Fünf neue Novellen. S. 520. — Heigel: Novellen. S. 520.

Digitized by Google

Cyriacus von Ancona und Albrecht Dürer.

Unter den Männern, welche in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts die Kunde des Alterthums zu erneuern eifrig beflissen waren, nimmt Cyriacus von Ancona durch seinen Wandertrieb, der, aus einer nach lebendiger Anschauung dürstenden Wißbegierde hervorgegangen, ihn immer wieder in die durch classische Cultur bezeichneten Länder führte, und eine seltene Vielseitigkeit seiner philologischen Interessen eine eigenthümliche Stellung ein. Es ging ihm später, wie es so manchem Reisenden seit Herodot gegangen ist, er kam in den Ruf eines unzuverlässigen Fabelers und prahlhaften Aufschneiders, ja eines Fälschers und Betrügers; die Gelehrten, welche die massenhaften Täuschungen des Erzbetrügers Pirro Ligorio gläubig hinnahmen, brachten Cyriacus ihrer Kritik zum Opfer. Bei seinen Zeitgenossen stand er in hohem Ansehen, bedeutende Männer wie Giordano Bruno, Carlo Marsuppini, Ambrogio Traversari, Flavio Biondo, Francesco Filelfo sprachen von ihm mit Auszeichnung; rühmende Zeugnisse angesehener Zeitgenossen in Prosa und Versen hat er mit der überhomerischen Naivetät des Selbstlobes, welches jene Zeit charakterisirt, selbst zusammengestellt. Wenn man von diesen Lobeserhebungen auch ein gutes Theil abziehen muß, so hat es dagegen auch nicht viel zu bedeuten, wenn Poggio, der Cyriacus früher als einen gelehrten, den besten Studien eifrig ergebenen Mann empfohlen hatte, später, als dieser in dem erbitterten Streit, ob Cäsar oder Scipio größer sei, auf Guarinos Seite getreten war, ihn einen anmaßenden, unwissenden, einfältigen Schwätzer, zudringlich wie eine Fliege, einen hungrigen Bettler, der nur von seinen Schulden lebe, einen zweibeinigen Esel nannte, und wie die Ehrentitel weiter lauten, mit denen Poggio so freigebig war. Manches vom renommirenden Abenteurer scheint er allerdings mit heimgebracht zu haben, wie das ja den meisten, auch weniger gereisten Humanisten der Renaissance

Digitized by Google

anklebte, doch verstand er auch Unwissenden mit gutem Humor zu imponiren. So antwortete er einem gutmüthigen Geistlichen, der ihn verwundert fragte, warum er sich denn so viel Mühe mit dem Abschreiben der Inschriften gebe, mit feierlichem Ernste, dadurch vermöge er Abgeschiedene wieder zum Leben zu erwecken, worauf der entsetzt sich davon machte. Cyriacus traf das Mißgeschick, daß seine sorgfältigen Aufzeichnungen in Reiseberichten, Tagebüchern, ausgearbeiteten Darstellungen und Abbildungen zwar von den Nachfahren vielfach benutzt, aber nie eigentlich publicirt wurden und bis auf einzelne Bruchstücke verzettelt und verschollen sind, deren Sammlung und Herstellung von de Rossis Meisterhand zu erwarten ist. So viel hat die epigraphische Kritik festgestellt, daß Cyriacus nicht nur einer der ersten, sondern auch der sorgfältigsten und zuverlässigsten Sammler von Inschriften ist, und man, wo es gelingt bis zu ihm als Gewährsmann vorzudringen, auf sicherem Boden steht.

Kiriakus — so schreibt er selbst seinen Namen — de'Pizzicolle ist 1391 in Ancona geboren. Sein Vater Filippo, ein Kaufmann, scheint früh gestorben zu sein, die Mutter war dem unruhigen Geiste des Knaben nicht gewachsen. In seinem neunten Jahr ließ er nicht nach, bis er den Bruder seiner Mutter, Ciriaco Selvatico, auf einer Reise nach Venedig begleiten durfte, nach deren Verlauf ihm die Schule der Vaterstadt noch weniger als zuvor behagte. Im Jahre 1404 mußte ihn derselbe Oheim mit nach Neapel nehmen, was zu einem längeren Aufenthalt in Calabrien führte, auch kam er glücklich bis Rom. Nach der Rückkehr that ihn sein Oheim zu einem Kaufmann in die Lehre, in welcher er contractlich sieben Jahre aushalten mußte. Hier nahm er sich zusammen und erwarb sich das Vertrauen seines Lehrherrn, der ihm während der letzten Jahre die Führung des Geschäfts fast ganz überließ. Auch sonst erwies er sich tüchtig und zuverlässig in praktischen Dingen; frühzeitig bekleidete er städtische Aemter, die man ihm, wenn er in seiner Vaterstadt verweilte, immer wieder übertrug. Als Rechnungsführer bei großen Hafenbauten erwarb er sich später die Gunst des Cardinallegaten Gabriel de' Condolmieri, späteren Papstes Eugen des Vierten. Allein sobald im Jahre 1412 seine Lehrzeit um war, benutzte er zunächst seine Freiheit, um in kaufmännischen Geschäften weite Reisen anzutreten, die ihn nach Aegypten, nach Rhodus und Cypern, von da nach Rom, nach Sicilien, wieder nach Aegypten und im folgenden Jahre nach Ancona zurückführten. Hier kam er noch rechtzeitig an, um sich an einem siegreichen Kampf gegen Galeazzo Malatesta zu betheiligen, den er in einem italienischen Gedicht besang. Er betrieb damals mit Leidenschaft das Studium wie die Uebung der italienischen Poesie, die er auch später nicht neben der lateinischen vernachlässigte. In seinen Reisebüchern finden sich noch italienische Gedichte, wie sie bei verschiedenen Anlässen entstanden; so dictirt ihm beim Anblick Spartas Kalliope folgendes Sonett:

Digitized by Google

Alma città Laconica Spartana,
Gloria da Grecia, già del mondo exemplo,
D'arme e de castita gimnasio e templo
E d'ogni alma virtù specchio e fontana,

Se politia, costumi e legge humana
Con l'altre tuoi moral virtù contemplo,
Puoi te remiro in Eurotia extemplo,
Exclamo al cuor dell' alma tua Diana:

Dove el tuo bon Licurgo, oue Dioscori
Divi gemelle Castore et Polluce,
Anaxandrida, Orthriada et Gilippo,

Euriste et Leonida, oue demori
Atride et Pausania, o chiaro duce
Lisandro, Aristo, Agesilao e Xanthippo?

— — non Roma, non Filippo,
Dixe, ma el secol vil vostro ad confino
La volta in Mysithra sul Constantino.

Zeigt er ſich hier gelehrt, ſo bietet er alle Koſtbarkeit und Zierlichkeit auf in einem Sonett auf Florenz:

Febo nel suo lion lucente et caldo,
Cristallo et alabastro trasparente,
Oriental zaffiro et perla candente,
Rubin, topazio et diamante saldo,

Fin oro intorno et lucido smeraldo,
Ebeno et ebor fin terso e lucente ostro,
Ostro, o qual alma nel ciel più splendente
Stella si vede mai per occhio baldo,

Forman d'un popol florente e sereno,
Che surge in Arno del sen tosco ovile
Salda colonna, spada, sesta e freno,

Qual poema latin, qual greco stile
Canterà mai del suo valor appieno
Sel gioco el nostro honor sarebbe exile?

Bei einem zweiten Aufenthalt in Sicilien im Jahr 1417 regte ſich in ihm zuerſt das Intereſſe für die Ueberreſte des Alterthums, und als er im folgenden

Digitized by Google

Jahr von wiederholten Reisen nach Dalmatien und Konstantinopel zu einem längeren Aufenthalt nach Ancona zurückkehrte, machte er sich mit allem Eifer an das Studium der griechischen und lateinischen Sprache. Ein Wanderlehrer, der damals in Ansehen stand, Thomas Seneca, nahm ihn anfangs in die Schule, zog aber bald fort und Cyriacus konnte sich nachher nachrühmen lassen, daß er seine Kenntniß der alten Sprachen seinem eigenen Studium als Autodidakt zu danken habe. Wie lebhaft aber auch seine Liebe zum Alterthum jetzt war, zunächst konnte er seine andere Leidenschaft zu reisen nur befriedigen, wenn es in kaufmännischen Geschäften geschah. Nachdem er im Jahre 1424 den Cardinal Condolmieri in Rom besucht hatte, der ihn auf seinem weißen Zelter die ewige Stadt durchstreifen ließ, unternahm er 1426 in Geschäften des Venezianers Zach. Contarini eine Reise in den Orient und besuchte während mehrer Jahre, theilweise mit längerem Aufenthalt, Konstantinopel, einen großen Theil von Kleinasien und Syrien, Cypern, Rhodus und andere Inseln des ägäischen Meeres, jetzt schon mit dem ausgesprochenen Interesse des Antiquars, wenn er es gleich den Rücksichten für seine Thätigkeit als Handelsagent nachsetzen mußte. Den Verlockungen zur Betheiligung an größeren Expeditionen nach Babylon und Persien widerstand er glücklich; aber als er die Nachricht erhielt, sein alter Gönner Condolmieri habe als Eugen der Vierte den päpstlichen Stuhl bestiegen, glaubte er die Zeit gekommen, wo er mit dessen Unterstützung ganz seinen Studien und seiner Wanderlust leben könne, machte sich sobald er konnte frei und eilte nach Rom, wo er 1432 eintraf. Von da begab er sich zum Kaiser Sigismund nach Siena, begleitete diesen nach Rom und führte ihn als Cicerone durch die Alterthümer der Stadt. Mit allem Nachdruck legte er beiden Oberherren der Christenheit ans Herz, der schmählichen Vernachlässigung der Ueberreste des Alterthums zu steuern, und ihre Erforschung kräftig zu fördern; beide lobten seinen Eifer und billigten seine Pläne, daß sie wirklich etwas für ihn gethan hätten, davon verlautet nichts. Indessen führte er nun seinen Entschluß wissenschaftliche Reisen, deren einziger Zweck die Untersuchung alles dessen sein sollte, was für die Erforschung des Alterthums von Wichtigkeit sein könnte, zu unternehmen wirklich aus. Wie ihm das möglich wurde, welche Mittel er sich zu verschaffen wußte, das wissen wir leider so wenig, als wir im Stande sind, ihn auf seinen Reisen im Einzelnen zu verfolgen, was sehr zu bedauern ist. Zunächst wandte er 1433 seine Aufmerksamkeit Italien zu und bereiste von Rom aus zuerst Oberitalien bis Genua, kehrte nach Rom zurück und ging von da 1434 nach Neapel und Sicilien. Nach einem kurzen Aufenthalt in Ancona trat er dann 1435 seine erste wissenschaftliche Reise nach Griechenland an. Bis zum Jahr 1438 durchzog er das ganze Festland und die meisten Inseln, bald hier- bald dorthin zurückkehrend, wie das Interesse ihn zog oder die Gelegenheit ihn

Digitized by Google

führte. Nach einem Abstecher nach Calabrien kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo wir ihn in einer angesehenen Magistratur finden. Aber nur auf kurze Zeit; im Jahre 1439 siedelte er nach Florenz über, der glänzenden Metropole der classischen Studien. Hier im lebendigen Verkehr mit den bedeutendsten Humanisten, denen er bereitwillig nach allen Seiten von seinen Reisefrüchten mittheilte und die ihn durch Ueberreichung eines Lorbeerkranzes mit obligaten Lobgedichten ehrten, machte er sich an die Ausarbeitung seiner Aufzeichnungen zu einem geordneten Bericht, welcher an Eugen den Vierten gerichtet war. Allein diese Arbeit wurde ihm wieder nur eine Vorbereitung für neue Reisen, welche die ihm nun erst klar gewordenen Lücken seiner Forschungen durch erneute Anschauung ausfüllen sollten. Im Jahre 1442 bereiste er zunächst das alte Etrurien, ferner ganz Oberitalien und ging wieder über Ancona 1444 nach Griechenland und den Inseln, dehnte aber diesmal seine Reise weiter aus und besuchte Konstantinopel, Kleinasien — 1447 war er in Ephesus —, Kreta. Wann er wieder nach Italien zurückkehrte, ist nicht bekannt, wie uns denn von jetzt an die Nachrichten über ihn im Stich lassen. Wir hören, daß er sich fortwährend mit Plänen zu immer weiteren Reisen trug, wir finden ihn im Jahre 1449 zu Ferrara, und erfahren, daß er in Cremona gestorben sei, aber weder über das Jahr seines Todes, noch über die letzten Schicksale seines vielbewegten Lebens ist Näheres bekannt.

Aus den verhältnißmäßig geringfügigen Ueberbleibseln seiner mannigfachen Aufzeichnungen, soweit sie erhalten und zugänglich gemacht sind, läßt sich der Umfang seiner Thätigkeit und das Erträgniß seiner Entdeckungen und Untersuchungen zwar nicht mehr vollständig darlegen, aber ein Bild des Mannes in den Hauptzügen gewähren sie doch. Ueberall tritt eine schwärmerische Begeisterung für alles, was dem Alterthum irgendwie angehört hat, zu Tage; verleitet sie ihn auch zu Mißgriffen, wie sie in den Anfängen einer sich zur Methode und Kritik erst heranbildenden wissenschaftlichen Thätigkeit unvermeidlich sind, so giebt sie ihm auch den lebhaften Eifer und die zähe Ausdauer, welche auch um Kleines zu erreichen keine Mühe scheut. Sie ist verbunden mit dem specifischen Trieb und Instinct des Reisens, die ihre Befriedigung grade in diesem Mittel der Forschung finden, welches die wissenschaftliche Aufgabe zu einer eminent persönlichen Leistung macht, Schwierigkeiten und Mühseligkeiten als einen Reiz empfindet und immer Mittel aufzutreiben weiß, um dahin zu gelangen, wo etwas zu finden ist. Als ihm einmal ein Reisender erzählt, daß er eine Inschrift an einem Orte, von dem er eben herkam, übersehen habe, kehrt er auf der Stelle um, reist mehre Tagereisen zurück, um sein Gewissen zu beruhigen, daß er wissentlich nichts außer Acht gelassen habe. Seine Aufmerksamkeit ist fast gleichmäßig allen Spuren des Alterthums zugewandt. Griechische und lateinische Handschriften sucht er wo möglich zu erwerben oder er schreibt sie ab,

Digitized by Google

macht Auszüge, notirt sie sich wenigstens. Kleine Kunstwerke, Bronzen, Gemmen, Münzen kauft er an und theilt sie später mit Stolz seinen Freunden und Gönnern mit. Was er nicht mit fortbringen kann, wird beschrieben, gemessen, gezeichnet. Die cyklopischen Mauern hatten schon sein Erstaunen erregt, er hatte dieselben gezeichnet und nicht versäumt, die Maße der einzelnen kolossalen Bausteine anzugeben. Ebenso wurden die Reste der Architektur und Sculptur, nach dem was bekannt ist zu schließen, in großer Ausdehnung von ihm gemessen und gezeichnet; freilich nicht mit der Sorgfalt und Genauigkeit, wie sie jetzt unerläßlich geworden ist, aber doch soweit, daß man sieht, er faßte ganz richtig auf, worauf es ankommt: er wollte nicht blos als Tourist flüchtige Reiseeindrücke geben, sondern zuverlässiges Material für die wissenschaftliche Forschung liefern. Namentlich ist sein Interesse den Inschriften zugewandt, welche er als ein wesentliches Mittel erkannt hatte, „Abgeschiedene wieder ins Leben zu rufen"; was ihm nur vorkommt schreibt er ab, und grade auf diesem Gebiet hat sich seine angestrengte Zuverlässigkeit glänzend bewährt. Wo seine Aufzeichnungen über bloße Abschriften und Notizen hinausgehen, spürt man auch den frischen Zug eines durch das Reisen befriedigten Wanderers. Sein Stil ist keineswegs correct und von reinem Geschmack, er leidet namentlich an dem damals gewöhnlichen Gebrechen gehäufter Reminiscenzen namentlich poetischer Stellen der Classiker, oft sehr am unrechten Ort; aber man fühlt auch, daß ihm, wie den meisten Humanisten jener Zeit, das Lateinische ein bequemes Gewand ist, und wo er erzählt, zieht er den Leser in das Ungemach seiner Abenteuer, wie in die Freuden seiner Entdeckungen lebendig mit hinein.

Eine bedenkliche Einwirkung seines Enthusiasmus für das Alterthum theilte freilich Cyriacus mit manchem der gleichzeitigen Humanisten. Es ist bekannt, wie sie sich von der geistigen und sittlichen Anschauungsweise der alten Völker auch in manchen nichts weniger als nachahmungswürdigen Richtungen beeinflussen ließen, und im Hochmuth auf ihre überlegene Bildung sich über wohlberechtigte Anforderungen der Sittlichkeit, Wahrhaftigkeit und Schicklichkeit wegsetzen zu dürfen glaubten. So verhielten sie sich nicht blos gegen den Klerus vielfach aggressiv, sondern auch der Kirche gegenüber lau und skeptisch, so daß ihnen häufig der Vorwurf des Unglaubens, ja des Heidenthums gemacht wurde. Unverkennbar hatte auch die Vorliebe für alles, was aus dem Alterthum kam, die Gewöhnung an antike Ausdrucksweise, der intime Verkehr mit der heidnischen Mythologie in manchen eine wunderliche Verwirrung im Ausdruck ihres religiösen Gefühls hervorgebracht, die aber wohl sehr selten auf bewußte unchristliche oder antichristliche Gesinnung zurückzuführen war. Eine Ausnahme dieser Art war freilich der Grieche Georgios Gemistos, der sich selbst den Beinamen Plethon gab. Den größten Theil seines langen Lebens — er starb fast hundertjährig, wahrscheinlich 1452 — brachte er im Peloponnes zu und stand

Digitized by Google

allgemein im Rufe, der gelehrteſte Kenner des griechiſchen Alterthums und der eleganteſte Stiliſt zu ſein, ein Ruf, welchen er durch Schriften antiquariſcher und politiſch-theologiſcher Richtung rechtfertigte. Als eine Autorität erſten Ranges wurde er, wiewohl kein Geiſtlicher und als Freidenker bekannt, vom Kaiſer Johannes Paläologus über die Vereinigung der römiſchen und griechiſchen Kirche zu Rathe gezogen und 1437 zum Concil nach Florenz abgeordnet. Er hatte ſich immer gegen die Vereinigung ausgeſprochen und deshalb auf die Verhandlungen des Concils, obgleich er ſich an den Arbeiten betheiligte, einen beſtimmenden Einfluß weder geſucht noch geübt. Seine Ausſichten gingen weiter; man hatte von ihm in Florenz die Aeußerung gehört, binnen kurzer Zeit werde weder vom Chriſtenthum, noch Islam, noch Judenthum die Rede ſein, eine neue, reinere Religion werde herrſchen, die dem Heidenthum am nächſten verwandt ſei. Von tief eingreifender Bedeutung aber war ſein Aufenthalt in Florenz dadurch, daß ſeine Begeiſterung für Plato und platoniſche Philoſophie, die er wie ein Evangelium verkündigte, in geiſtreichen Florentinern zündete und ein neues, mächtig wirkendes Ferment in den Bildungsproceß des Abendlandes warf. Die nächſte Folge ſeines Auftretens war einerſeits der mit der heftigſten Leidenſchaft zunächſt von den Griechen geführte Streit um die Autorität des Plato und Ariſtoteles, anderſeits die Stiftung der platoniſchen Akademie, zu deren Propheten Cosmus von Medici den jungen Marſiglio Ficino förmlich heranziehen ließ. Dieſe rief zwar eine myſtiſche Dämmerung hervor, in deren Halbtraum geiſtreiche Männer ſchwelgen konnten, die es auch nicht für Raub an ihrer Kirche achteten, ihrem Heiligen Plato eine ewige Lampe anzuzünden und das Rauchfaß zu ſchwingen; aber die geiſtige Kraft des großen Philoſophen, einmal zur Geltung gebracht, drang durch allen Nebel hindurch, wie ſie heute noch belebend wirkt. Plethon, der nach dem Concil wieder nach Sparta zurückkehrte, trat nicht mehr an die Oeffentlichkeit, allein nach ſeinem Tode fand ſich ein ausgearbeitetes Werk vor, das die von ihm beabſichtigte und offenbar für ausführbar gehaltene Reformation darlegte und begründete. Es wurde ſeinem erbitterten ariſtoteliſchen Gegner, dem damaligen Patriarchen Gennadios ausgeliefert, der es vernichtete und mit dem Bann belegte. Allein es müſſen doch wenigſtens theilweiſe Abſchriften exiſtirt haben, und die Bruchſtücke, welche davon bekannt geworden ſind, geben mehr als hinreichenden Aufſchluß über die Phantasmen des bethörten Mannes. Seine geiſtige Kraft hatte er an das Studium Platos und deſſen, was ihm als platoniſche Philoſophie galt d. h. was Neupythagoräer, Neuplatoniker und andere wunderſame philoſophiſche und theologiſche Secten daraus verſpeculirt hatten, geſetzt. Für das Gebräu, welches in dieſem Miſchkeſſel theologiſche Grübelei und philoſophiſcher Myſticismus gemengt haben, ſind wenige Köpfe ſtark genug geweſen: den des Plethon hatte es völlig umnebelt,

Digitized by Google

Nach dem Muſter Platos hatte er in einem ausführlichen Werk über die Geſetzgebung einen vollſtändigen Organismus des Staats- und Familienlebens conſtruirt, welcher auf ein religiöſes Syſtem begründet war. Im Anſchluß an die Dämonenlehre der Platoniker entwickelt er eine lange Kette göttlicher Weſen verſchiedener Grade, welche mit den bekannten heidniſchen Namen von Zeus bis Hekate auftreten, aber freilich als Repräſentanten ſeltſamer allegoriſch-myſtiſcher Vorſtellungen. Allen dieſen Gottheiten kommt ein nach einem detaillirten Ritual beſtimmter Cultus zu und das Ganze ſchließt mit einer Sammlung von proſaiſchen Gebeten und hexametriſchen Hymnen an alle einzelnen Gottheiten in ganz heidniſcher Färbung — ein merkwürdiges Beiſpiel von Verirrung des Geiſtes und Geſchmacks.

In ähnlichen Verdacht heidniſchen Glaubens und heidniſchen Cultus gerieth bekanntlich Pomponius Lätus (geſt. 1497) und ſeine Akademie, der drohend wurde, weil Paul der Zweite, ſelbſt ein Verehrer antiker Kunſt, ein gefährliches politiſches Complot ihrer Mitglieder entdeckt zu haben glaubte. Indeſſen ergab die ſtreng geführte Unterſuchung, welche auch die Folter nicht ſparte, nach keinerlei Seite beſtimmte Indicien, und die Akademie beſtand auch fernerhin fort. Pomponius Lätus, der berühmteſte Grammatiker ſeiner Zeit, ein Mann von untadeligem Lebenswandel, der um ſich alle verſammelte, welche für claſſiſche Studien Sinn hatten, war ein ſolcher Verehrer des römiſchen Alterthums, daß alles Gegenwärtige ihm als nichtig erſchien und er um ſich nur claſſiſche Formen duldete. Seinen Garten baute er ſtreng nach den Vorſchriften Varros und Columellas. Bei Feſten, wie am Gründungstage Roms, wurden Stücke des Plautus und Terenz aufgeführt, die Mahlzeiten wurden nach antiker Weiſe gefeiert, alle Mitglieder der Akademie mußten ſich einen volltönenden claſſiſchen Namen beilegen. Das wurde ihnen ſchon als heidniſches Verleugnen ihres Namensheiligen vorgeworfen und man wollte wiſſen, daß ſie auch ſonſt heidniſche Götter zu Schutzheiligen hätten und bei dieſen ſchwüren. Das konnte leicht ſein, denn die mythologiſche Nomenclatur war in der Literatur gäng und gebe und mußte ſolchen Claſſikern auf der Zunge liegen. Seltſam genug haben die Katakomben verrathen, daß die Akademie ihre ſacrale Organiſation hatte. Dieſe Geſellſchaft von Alterthumsforſchern oder Alterthumsfreunden, wie ſie ſich nennen, beſuchte im antiquariſchen Intereſſe auch die Katakomben und ſie verewigte dort, auch darin dem Beiſpiel ihrer claſſiſchen Vorfahren getreu, durch Mauerinſchriften ihre Beſuche. Da lieſt man denn, daß die bekannten Akademiker dort geweſen ſind 1475 XV KAL. FEBR. unter der Regierung des Pontifex Maximus der Akademie Pomponius Lätus und deren Prieſter (sacerdos) Octavius Panthagathus. Nun begreift man, daß Platina darauf inquirirt wurde, ob er nicht zum Pontifex Maximus deſignirt worden ſei, was Paul der Zweite vom Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhl

Digitized by Google

verſtanden hatte, falls die Verſchwörung geglückt wäre, während es ſich offenbar auf die gewiß harmloſe, nach claſſiſchem Muſter gebildete Hierarchie der Akademie bezog.

Von einem ähnlichen Spiele mit heidniſchen Vorſtellungen hat ſich nun auch Cyriacus nicht frei gehalten. Eine ganz beſondere Verehrung hat er für Mercurius, von dem er mit ſalbungsvoller Verehrung ſpricht; in dem Streit mit Poggio behauptet er, im Traum ſei ihm Mercur erſchienen, von Jupiter zur Belehrung geſandt, wofür ihn Poggio, wie billig, verhöhnt; der Tag des Mercur (Mittwoch) gilt ihm beſonders glückbringend und heilig. Ja, daß er den Mercur als eine Art von Schutzheiligen betrachtete, bezeugt ein ſeltſames Gebet, das er bei der Abfahrt von der Inſel Delos in ſein Tagebuch ſchreibt.

„Glück und Heil! Hehrer Mercurius, Vater aller Künſte des Geiſtes und Talentes, wie auch der Wohlredenheit, beſter Führer auf Weg und Steg, der du mit deinem heiligen Geiſt ſchon lange mir Geiſt und Sinn gekräftigt, und dieſe meine glückliche Reiſe in alle Wege durch Latium, Illyrien, Griechenland, Aſien und Aegypten beſchützt und begünſtigt haſt, komm auch jetzt, geprieſener Schutzgeiſt, meinem Geiſt und Talent, wie auch meiner Wohlredenheit kräftig zu Hilfe. Geleite auch heute an dieſem glücklichen, für Cyriacus fröhlichen Tage, ihn von der einſt heiligen Delos, der Geburtsſtätte des Phöbus, zu der in Sicht liegenden Inſel Myconos und Tenos mit dem edlen Herrn Francesco Nanni, venetianiſchem Gouverneur der Cykladen, der ihn ehrenvoll auf ſeinem vierzehnrudrigen Admiralſchiff unter dem Geleite der Nymphen und Nereiden über die hohe See führt, und laß auch ferner meine Reiſe unter deinem Schutz, Schirm und Beiſtand ſicher, glücklich und erfolgreich von Statten gehen."

Dieſe Verehrung für Mercurius hat aber für uns noch ein eigenthümliches Intereſſe bekommen. Cyriacus hatte in Griechenland eine bildliche Darſtellung des Mercurius gefunden, welche auf ihn einen beſonderen Eindruck machte, in der er das rechte Bild ſeines Schutzgottes zu erkennen glaubte. In Florenz theilte er Abbildungen deſſelben von ſeiner Hand den Freunden mit welche in lateiniſchen Gedichten den kunſtfertigen Gelehrten höchlich prieſen. Der Gott ſchien zu leben und ſich zu bewegen durch Cyriacus Kunſt, den man einem Timanthes, Parrhaſius, Apelles an die Seite zu ſtellen kein Bedenken trug, ja man gab, mit unverkennbarer Anſpielung auf Cyriacus Schwärmerei, zu verſtehen, er ſei wohl ſelbſt als ein zweiter Mercur auf die Erde gekommen. Ob Cyriacus Leiſtungen auf irgendwelches künſtleriſche Verdienſt einen Anſpruch hatten, läßt ſich danach natürlich durchaus nicht entſcheiden; ein bis auf einen gewiſſen Grad fertiger Zeichner muß er geweſen ſein, denn ſein Tagebuch war mit Zeichnungen und Skizzen nach Monumenten aller Art angefüllt. Leider ſind dieſe faſt ſpurlos verſchollen, denn wenn man auch gelegentlich Inſchriften und Reiſenotizen copirte, ſo ließ man die Abbildungen als unbequeme Zugabe

Digitized by Google

bei Seite. Bis vor Kurzem waren ein paar Blätter in dem auf der barberinischen Bibliothek in Rom aufbewahrten Zeichnenbuch des Architekten San Gallo, welche er nach Cyriacus copirt hatte, die einzigen Ueberreste seiner Kunstfertigkeit, da fand de Rossi in einer Handschrift der münchner Bibliothek eine Abschrift eines kleinen Theils von Cyriacus Reisebuch, in welcher auch die Zeichnungen nachgebildet sind.

Hartmann Schedel (1440—1514), ein geborener Nürnberger, studirte, nachdem er in Leipzig Magister der freien Künste geworden war, drei Jahr Medicin in Padua, wo er auch 1466 die Doctorwürde erwarb. Daneben befliß er sich mit größtem Fleiß der Alterthumsstudien und schrieb sich emsig ab, was ihm in dieser Beziehung Interessantes vorkam. Auch in seiner Vaterstadt, wo er als geachteter Arzt praktizirte, blieb er diesen historisch-antiquarischen Studien getreu, von denen seine mehrmals gedruckte Chronik in lateinischer und deutscher Sprache Zeugniß ablegt. Auf Grund seiner in Padua angelegten Collectaneen hatte er auch ein großes Werk zusammengeschrieben, welches aus Handschriften und Büchern, wie nach eigener Erkundung die Merkwürdigkeiten Italiens, besonders Roms und Paduas, mit besonderer Berücksichtigung der Epitaphien (Inschriften) zusammenstellte, „damit die Nachkommen Denkmäler erhalten, welche ihr Gemüth ergötzen und sie zu mehrer Vervollkommnung anreizen können." Daran schloß sich eine ähnliche Sammlung von Alterthümern und Epigrammen zum Preise Deutschlands an. Wiewohl das Werk 1505 abgeschlossen war, fügte Schedel auch später noch Nachträge hinzu, wie ihm sein Freund Wilibald Pirkhamer noch 1512 von Trier Notizen und Abschriften, auch eine Abbildung des Monuments in Igel mitbrachte. Schedel war nun in Padua ein Bruchstück von Cyriacus griechischem Reisetagebuch in die Hände gefallen, von dem er mit den Notizen und Inschriften auch die Zeichnungen copirte. Von dem Charakter derselben geben diese Copien nun zwar keine Vorstellung, denn er hatte dieselben nicht, wie man es jetzt machen würde, durchgezeichnet, sondern so gut er es eben vermochte nachgezeichnet. Schedel war ein sehr ungeschickter Zeichner und was er konnte, war von seiner nürnberger Schule völlig beeinflußt. Man kann daher wohl seine Zeichnungen erkennen und, wo die Originale oder spätere Abbildungen vorhanden sind, dieselben identificiren, wie z. B. die Kentaurenkämpfe vom Theseion in Athen, aber von antikem Charakter kann nirgend die Rede sein und wo es irgend angeht, sind die Darstellungen förmlich vernürnbergert. Von besonders komischer Wirkung ist die Darstellung oder vielmehr Travestie des berühmten großen, noch heute weder befriedigend publicirten noch erklärten Felsenreliefs auf Paros. Aus der thronenden, von Nymphen und anderen Figuren umgebenen Göttermutter ist ein bärtiger Mann auf dem Krankenlager geworden, von seiner Familie umgeben, von der einige eine teufelsartige Gestalt von ihm entfernen. Aehnliche

Teufel erſcheinen in der oberen Reihe ſtatt Pan und des Achelouskopfes; ſeitwärts hält ein junger Mann von der Höhe des Abhanges eine Anrede an die unten verſammelte andächtige Gemeinde. Ungeachtet der Entſtellung zu einem nürnberger Familienbilde erkennt man faſt alle einzelnen Geſtalten in den ſpäteren Abbildungen wieder, und daß für dieſe Auffaſſung des Reliefs nicht ſowohl Cyriacus als Schedel verantwortlich iſt, beweiſt auch das nürnberger Coſtum der Figuren.

Unter den ſchedelſchen Zeichnungen findet ſich nun auch eine Abbildung jenes Mercurius, welcher bei Cyriacus eine ſo große Rolle ſpielt. Trotz aller Entſtellungen bedarf es für den Kundigen nicht der Unterſchrift: Hermes, Mercurius, um das Bild eines ſpitzbärtigen Mercur mit Flügelhut, Flügelſchuhen und Schlangenſtab, in ſchreitender Stellung zu erkennen, wie ihn die archaiſche Kunſt zu bilden pflegt, deren eigenthümliche Faltenmotive auch in der ganz mißverſtandenen Gewandung noch hervortreten. Immer bleibt es merkwürdig, daß grade ein Werk der älteren griechiſchen Kunſt, die nicht durch Formſchönheit einen beſtechenden Eindruck machen können, auf Cyriacus eine ſo tiefe Wirkung hatte.

Als Prof. Springer Schedels Zeichnung ſah, erkannte er darin ſofort das Vorbild einer intereſſanten, in Wien befindlichen Handzeichnung Albrecht Dürers. Dieſer hat ſich durch eine wunderliche Allegorie Lucians angezogen gefühlt, die ihm wohl durch Pirkhamer bekannt geworden ſein mochte, einen großen Verehrer Lucians, den er auch überſetzt hat. Lucian erzählt in einem ſeiner ſophiſtiſchen Vorträge, daß er bei den Celten ein Bild geſehen habe, welches Herkules mit ſeinen gewöhnlichen Attributen, aber als kahlköpfigen Greis darſtellte, wie er an einer goldenen an ſeiner Zunge befeſtigten Kette eine Schaar von Menſchen, denen die Kette um die Ohren geſchlungen war, nach ſich zog. Auf Befragen ſei ihm dann berichtet worden, dieſer Hercules ſei eigentlich der Gott, welchen die Griechen Hermes (die Römer Mercurius) benennten, und bedeute die Rede, welche vom Munde ausgehend und in die Ohren eindringend, die Menſchen wie mit goldenen Ketten feſſele und unwiderſtehlich nach ſich ziehe. Als Albr. Dürer den Gedanken faßte, das Bild des Lucian zu reproduciren, ſah er ganz richtig ein, daß er, um verſtändlich zu ſein, den angeblichen celtiſchen Herkules beſeitigen und ſich an den als Gott der Rede bekannten Mercur halten müſſe. Dieſen ſtellte er alſo durch die Luft ſchreitend dar, wie er mit der an ſeiner Zunge befeſtigten Kette vier Menſchen, ein junges Weib, einen Ritter, einen Geiſtlichen und einen Bürger, an den Ohren von der Erde fort ſich nachzieht. In der Ecke des Blattes iſt mit zierlichen griechiſchen Uncialen, wenn auch nicht ganz correct, eine Reihe griechiſcher Beiworte des Mercur angeſchrieben, die ſich ziemlich ebenſo bei dem im Jahre 1505 zuerſt gedruckten Cornutus finden. Dieſer Mercur nun iſt die von Meiſterhand gezeichnete, aber in allen aus

Mißverständnissen des antiken Originals hervorgegangenen Einzelnheiten unverändert gebliebene Abbildung Schedels; nur die Veränderung hat Dürer der Composition wegen machen müssen, daß der Gott das Gesicht rückwärts, den von ihm mit Fortgezogenen zuwendet, was übrigens auf die ganze Gestalt sonst gar keinen Einfluß geübt hat. Ohne alle Frage hat Dürer Schedels Zeichnungen gekannt; auch hier tritt uns die merkwürdige Erscheinung entgegen, daß selbst ein so entstelltes Denkmal der älteren griechischen Kunst, in jener Zeit ein in jeder Hinsicht befremdliches Monument, auf den großen Maler einen so entschiedenen Eindruck macht, daß er, um ein antikes Bild zu reproduciren, dieses zum Modell nimmt.

Der Einfluß der schedelschen Collectaneen auf Dürer läßt sich noch weiter constatiren. Unter Zeichnungen atheniſcher Sculpturen findet sich die Darstellung eines Delphins, der einen auf seinem Rücken lang hingestreckten Knaben durch die Wellen trägt mit der Ueberschrift:

Pisce super curvo vectus cantabat Orion

Singend ward durch die Fluth vom Delphin getragen Arion.

Der Schreibfehler Orion statt Arion beweist, daß der Copist die Meinung des Cyriacus nicht verstanden hatte. Alte Münzen zeigen eine ganz ähnliche Gruppe, welche den auf dem Isthmus göttlich verehrten Palämon vorstellt; solche konnte Cyriacus gesehen haben, aber die Größe der Zeichnung und der Umstand, daß sie sich unter atheniſchen Sculpturen findet, legt eine andere Vermuthung nahe. Der Fries vom Denkmal des Lysikrates stellt bekanntlich die Bändigung der Tyrrhener durch die Satyrn und ihre Verwandlung in Delphine vor; in einigen Figuren ist diese Verwandlung durch Verschmelzung der menschlichen mit der Fischgestalt in der glücklichsten Weise ausgedrückt. Aber es wäre sehr denkbar, daß Cyriacus, der das kleine, ziemlich angegriffene Relief von unten sah, wenn er den Gegenstand nicht erkannte, die befremdliche Gestalt für einen auf dem Delphin ausgestreckten Menschen hielt, für Arion erklärte und darnach seine Zeichnung einrichtete. Dürer ward hier durch das künstlerische Motiv angezogen; in einer ebenfalls in Wien aufbewahrten überaus schönen Handzeichnung hat er zwar die Grundmotive der Composition sichtlich von Schedels Zeichnung entlehnt, aber beide Gestalten völlig umgebildet und zu einem neuen, reizenden Ganzen verschmolzen. Daß er den Sinn recht gefaßt hatte, beweist nicht allein der in correcter Fassung übergeschriebene Vers, sondern daß sein Arion ein reifer Jüngling ist, der in der Linken die Leier hält.

Auch die Tradition der Wissenschaft und Kunst geht seltsame Wege. Die Zeichnungen, welche von Cyriacus heimgebracht in Italien wirkungslos verschollen waren, haben durch entstellte Copien in die Seele des deutschen Künstlers den Strahl der alten Kunst geworfen, der ihn zu schöpferischer Nachbildung anregte.

Otto Jahn.

Digitized by Google

Das preußische Verfassungsleben unter dem Einfluß des norddeutschen.

Aus Hessen.

Ob durch die neue Bundesverfassung mehr nationale Einheit gegeben und gewonnen oder durch die mit ihr verbundene Abschwächung des Verfassungslebens in den Einzelstaaten und in Preußen insbesondere mehr Freiheit genommen und verloren wird, ist in den letzten Monaten so vielfach discutirt worden, daß der Leser uns Dank wissen wird, wenn wir ihn mit unsrer Ansicht darüber verschonen. Wir wollen vielmehr untersuchen, ob die Frage, wie viel Freiheit durch die norddeutsche Verfassung begründet oder aus der preußischen ausgemerzt wird, in der That die wichtigste ist. Der Zweifel mag Manchen befremden, aber wir halten ihn für berechtigt und naheliegend und können leicht erklären, was wir meinen.

Denken wir uns, den Preußen würde für die nächsten zwanzig Jahre folgende Wahl gestellt: entweder eine Verfassung wie der Entwurf der ersten Nationalversammlung bot aber mit den Herren von Manteuffel und von Westphalen, um sie auszulegen und zu handhaben. Oder: die heutige Verfassung ohne alle Grundrechte mit Collegen für Herrn von Bismarck, welche unsre Lage im Innern so gut begreifen als der Ministerpräsident die äußere und gleich thatkräftig sind. Wir zweifeln kaum, die Politiker der „Volkszeitung" und der „Zukunft" würden alsbald ausrufen: vor allem die Verfassung! die Ministerverantwortlichkeit! die Grundrechte! Aber würde nicht die ungeheure Mehrheit des preußischen Volks anders wählen?

Das ist keine Bemerkung gegen den Nutzen constitutioneller Garantien oder auch nur gegen die Räthlichkeit ihrer Erhaltung, selbst wo sie ohne sonderlichen Nutzen bestehen. Aber wer noch heute die Verfassungsparagraphen für die wichtigste in Preußen hält, die durch die Bundesverfassung in ihrem Bestand bedroht sind, muß doch den Kopf so voll constitutioneller Theorien haben, daß für die Aufnahme der Erfahrungen so vieler Jahre kein Raum übrig gewesen ist. Die erste Frage in Preußen ist und bleibt, ob die politischen Parteien, welche die Ansprüche des Bürgerthums gegenüber den Privilegirten von ehemals, den Regierenden von seither vertheidigen, (Ansprüche, die nur mit der Verfassung selbst erlöschen können) auch in Zukunft von der Staatslenkung ausgeschlossen bleiben sollen oder im Stande sein werden, die Verwaltung und Gesetzgebung des Landes endlich mit seiner Verfassung in Einklang zu bringen.

Digitized by Google

Nicht blos iſt in Preußen die Verfaſſung plötzlich eingeführt worden, als die Regierung ſchon ſeit Jahren ſich mit vollem Bewußtſein den Ideen der Neuzeit entgegengeſtemmt hatte; die Aera der rettenden Thaten hat auch das Mißverhältniß zwiſchen dem neuen und dem alten Syſtem dadurch wieder auszugleichen geſucht, daß ſie das erſtere nach Kräften abſchwächte, ein Mißverhältniß, das ſchlechterdings nur auf dem entgegengeſetzten Wege zu beſeitigen iſt. Und wie ſehr auch im Uebrigen die jetzigen Parteien durch die Ereigniſſe belehrt, verſöhnlich geſtimmt und einander genähert werden mögen, ſo kann doch die Umgeſtaltung der ſeitherigen innern Organiſation und Praxis nicht von der conſervativen Partei ausgehn; eine Umgeſtaltung, die, ſeit lange vergebens erſtrebt, in nicht zu ferner Zeit unvermeidlich iſt, wenn der Staatsorganismus nicht blos vorübergehend, ſondern dauernd geſunden ſoll. So viel muß durchaus erreicht werden, aber mehr iſt auch nicht erforderlich. Wo ſind die Grundrechte in der britiſchen Verfaſſung, von der das feſtländiſche Verfaſſungsweſen doch überall nur der Abklatſch iſt? Oder vielmehr wo iſt die Verfaſſungsurkunde? Daß die bürgerlichen Geſetze, die Gerichte und das politiſche Herkommen genügen, die Freiheit eines Volks zu ſichern, iſt freilich unerhört auf dem Continent, aber wenn die Forderung, ohne Grundrechte oder Verfaſſungsurkunde frei zu ſein, uns ſo überaus unnatürlich erſcheint, ſo beweiſt das nur, wie wenig dieſe Garantien bedeuten ohne jene Grundlagen, die in Preußen, wo die Verfaſſung durch eine Revolution begründet und ihr Ausbau durch eine Reaction verhindert worden iſt, durchaus nur durch die Regierungsfähigkeit der liberalen Parteien geſchaffen werden können.

Wir ſagen alſo: wenn die Einführung der neuen Verfaſſung uns dieſem Ziele nähert, bringen wir gar kein Opfer oder doch nur eins von denen, ohne welche ein großer politiſcher Gewinn niemals errungen wird. Im Fall des Gegentheils wollen wir uns nicht damit tröſten laſſen, daß wir dem erwähnten Ziel ſchon ſeit achtzehn Jahren ziemlich fern geſtanden haben und zwar niemals mehr als am Ende dieſer Zeit theoretiſchen Verfaſſungsglücks und feudaler Verfaſſungspraxis. Behaupten aber dürfen wir dann immer noch, daß die Gleichberechtigung der nicht-feudalen Parteien mit der herrſchenden (ſchlechthin das Wichtigſte in Preußen) mit der Vollſtändigkeit und Unverſehrtheit der Verfaſſungsurkunde lediglich nichts zu ſchaffen hat. Um das Gegentheil zu beweiſen, müßte man uns eben zeigen, nicht wie trefflich dieſelbe in der Theorie iſt, ſondern daß ſie allein, im Laufe eines halben Menſchenalters, hingereicht hat, jenes richtige Verhältniß zwiſchen Theorie und Praxis, zwiſchen dem adminiſtrativen und dem politiſchen Syſtem zu erzeugen, das für ein geſundes Verfaſſungsleben auf die Länge ſo unentbehrlich iſt, als eine feſte Grundmauer für die Dauerhaftigkeit eines Hauſes. Es wäre natürlich thöricht zu ſagen, daß die bevorſtehende Aenderung an ſich ſchon ein gedeihlicheres Verfaſſungsleben

Digitized by Google

für die Zukunft Preußens verspricht, aber ebenso falsch ist es zu behaupten, daß sie dasselbe erschwert.

Von diesem, obwohl ziemlich allgemein eingenommenen Standpunkt aus liefert die Untersuchung überhaupt kein Resultat. Wir müssen uns zu diesem Behuf auf die andere Seite stellen und fragen, welchen Einfluß, nicht die Competenzbeschränkung der preußischen Volksvertretung, sondern die Thätigkeit des preußischen Liberalismus innerhalb des neuen Bundes auf das preußische Verfassungsleben üben wird. Das ist um so nothwendiger, als die neueste Arbeit an der Lösung der deutschen Frage in immer steigendem Maße auf die politische Lage in Preußen zurückgewirkt hat.

Gleichwohl sehen wir uns bei den Rednern und Schreibern für und wider die neue Verfassung vergebens nach einer klaren und bestimmten Antwort auf diese Frage um. Es genügt doch wirklich nicht etwa zu sagen: da der künftige Reichstag kein Ministerium zur Seite hat und auf die Sorge für die materiellen Interessen beschränkt ist, kann er auf den Gang der innern preußischen Politik keinen Einfluß gewinnen. Wenn die Thätigkeit einer preußischen Partei für die Aufgabe Preußens in Deutschland in Preußen nichts ändern kann, wie ist denn die Regierung aus ihrer vorjährigen Lage zu ihrer diesjährigen Majorität im Reichstag und im Abgeordnetenhaus gelangt? Und ebensowenig genügt es zu sagen: da die politische Einheit das größte Bedürfniß Deutschlands ist, muß der Reichstag, welcher dieselbe vertritt, an Macht und Einfluß mehr und mehr zunehmen; es handelt sich um Preußen, und die Regierung, welche die neue Verfassung begründet hat und dem Parlament in den nächsten Jahren gegenüberstehen wird, hat zwar allen Grund sich zu dem Liberalismus außerhalb Preußens freundlich zu stellen, denn er ist ihr natürlicher Bundesgenosse; sie hat aber diesen Weg, um das Mindeste zu sagen, doch nicht deshalb eingeschlagen, damit der Opposition in Preußen ihre Anläufe gegen die der conservativen Partei zusagende Ordnung im Innern erleichtert werden. — Indessen gehört von den Abhandlungen und Flugschriften, die uns vorliegen, wenigstens eine hierher und wir wollen, obwohl wir uns mit den Ausführungen derselben nur hin und wieder werden einverstanden erklären dürfen, unsre Bemerkungen an dieselbe anschließen, da der Verfasser grade den Punkt bespricht, den auch wir für den entscheidenden halten. (Der preußische Liberalismus und das norddeutsche Parlament. Votum eines Kleinstaatlers zur gegenwärtigen Lage. Leipzig. 1867. Verlag von Otto Wigand.)

Er bezeichnet zunächst als die Folgen des Kriegs, die Möglichkeit Deutschland zu einigen und die verminderte Stärke der liberalen Partei; wäre hier nicht die gegenseitige Annäherung zwischen Liberalen und Conservativen als ein drittes und gleich zweifelloses Ergebniß zu verzeichnen gewesen? Nachdem er die Unversöhnlichkeit der Fortschrittspartei vor dem Kriege für gerechtfertigt

Digitized by Google

erklärt, meint er, die Niederlage derselben rühre hauptsächlich von der Ungunst des Bodens her, auf dem sie gekämpft, und verweist auf die Geschichte des Staats, die lang bevorrechtete Stellung und die Dienste des Adels unter der unbeschränkten Regierung, das spät und unter ungünstigen Umständen erfolgte Eintreten des Volks auf den politischen Schauplatz. Preußen sei immer ein Staat gewesen, dessen innere Ordnung durch die ihm nach außen gewordne Aufgabe bestimmt werde, seine Wirksamkeit für Deutschland um so wohlthätiger, je kräftiger und unbeschränkter die Regierung im Innern; die letzte Krise zeige, daß dies Verhältniß auch unter der Verfassung noch fortdaure. Wie einst Napoleon das Bedürfniß Frankreichs erkannt und durch seine Gesetzgebung befriedigt habe, die Zerstörung der feudalen Gesellschaft: so habe auch Herr v. Bismarck durch die Niederwerfung des Particularismus in Deutschland sich eine Stellung gesichert, in der er, wie jener, auf seinem heimischen Boden unbesiegbar sein werde. Die feudale Partei sei damit nicht blos für jetzt in Preußen befestigt, sondern jeder Fortschritt des Einigungswerkes werde auch ein neuer Sieg für sie sein gegenüber der Opposition, die ihrer deutschen Politik widerstrebt habe.

Nun übernimmt aber der Verfasser alsbald so ziemlich das Gegentheil zu zeigen. Früher sei die Gestaltung des Staates immer unnatürlich, seine Lage gefährlich gewesen, das sei nun zum ersten Mal anders geworden. Früher habe er an Oestreich einen gefährlichen Nebenbuhler gehabt, der jetzt aus Deutschland verdrängt und für immer unschädlich gemacht sei. An sich bringe eine „halbparlamentarische" Regierungsweise die größten Nachtheile; er entwirft ein abschreckendes Gemälde von ihren Folgen und versichert ganz naiv, daß schon im letzten Jahre der Thron über einem Abgrund geschwebt habe. Die Gründe, das seitherige Regierungssystem beizubehalten, seien in Wegfall gekommen, die Lage werde nun mit jedem Jahre bedenklicher werden.

Wie kommt es also, daß der Parlamentarismus durch den Krieg zugleich weniger möglich und mehr eine Nothwendigkeit geworden ist? Der Verfasser erklärt das aus der „Doppelnatur" des preußischen Staats, der als Großstaat den Parlamentarismus nicht entbehren, als deutscher Kleinstaat nicht zu demselben gelangen kann. Folgt eine bündige und nichts weniger als schmeichelhafte Charakteristik des „deutschen Theilstaats": „keine Stammesbesonderheit, keine Selbstthätigkeit der Unterthanen, keine Rücksicht auf natürliche Abgrenzung, kein freiwilliger Zusammenschluß hat zu ihrer Bildung mitgewirkt. Sie sind rein dynastische Organismen, an welche das Volk, politisch gesprochen, gar kein Anrecht hat. Sie sind das nicht seit heute oder gestern, sondern seit Jahrhunderten und haben diesen Charakter nach allen Richtungen hin ausgeprägt." Ein Charakter, der, nach der Meinung des Verfassers, den Theilstaat mit Nothwendigkeit nach Außen vergrößerungs- und eroberungslustig macht,

Digitized by Google

nach Innen zur wirksamen Theilung der politischen Gewalt und also zur parlamentarischen Entwicklung unfähig. Deutschland gegenüber zu einem nur mit den schärfsten Mitteln zu besiegenden Feind der politischen Einheit, welche ohne Unterordnung nicht möglich ist.

Es ist also gut, daß auch Preußen ein solcher Theilstaat ist, aber wie kann Preußen ein wirklicher Verfassungsstaat werden? Es ist ja zu seiner Aufgabe in Deutschland nur deshalb befähigt, weil es den erwähnten dynastischen Charakter am schärfsten und großartigsten ausgeprägt hat. Der Verf. betrachtet die Geschichte des letzten Menschenalters; „Preußen," ruft er aus, „ist das deutsche Land, in dem der Parlamentarismus mit der Revolution am leichtesten siegen, ohne Revolution am schwersten sich einbürgern kann." Die Lage des Liberalismus in Preußen erscheint ihm also ganz hoffnungslos; er kann seine seitherigen Ziele weder aufgeben noch zu verwirklichen hoffen. „Der preußische Liberalismus ist zu einer Partei ohne erreichbare Ziele geworden."

So weit der „Kleinstaatler". Was ist richtig, was ist falsch an dieser paradoxen Behauptung? Sind sie bloße Hirngespinnste oder ist ein gesundes Verfassungsleben in Preußen wirklich eine mit der Einheit Deutschlands unvereinbare Forderung? Wir haben offenbar ein Gewebe von Wahrheit und Sophistik vor uns, dessen Fäden aber unschwer zu sondern sind. Falsch, grundfalsch ist alles, was der Verfasser beibringt zum Beweise, daß die feudale Partei auf preußischem Boden eine „unüberwindliche Stärke" besitzt. Er bemüht sich, das aus der Geschichte der letzten 50 Jahre zu deduciren; wenn er statt dessen nur die Ereignisse der letzten 8—10 Monate in Betracht gezogen hätte, würde er die mehr als originelle Theorie von einem preußischen Staat, der, mit einer Verfassung und einem verfassungstreuen König und Volk, doch kein Verfassungsstaat sein kann, niemals aufgestellt haben. Der Krieg hat die feudale Partei nicht verstärkt, noch wird der Fortschritt der deutschen Einheit das thun. Wie aus der alten Fortschrittspartei eine neue sich losgelöst hat, welcher die Nothwendigkeit der Verständigung ohne Preisgebung des liberalen Standpunkts als das Erste gilt, so sehen wir ja im Schoß der feudalen Partei ganz in demselben Bewußtsein eine conservative sich bilden. Nichts hat zugenommen seit dem Krieg als diese Erkenntniß, welche das sicherste Pfand einer bessern Zukunft ist. Richtig ist nur so viel, daß auch jetzt noch die liberale Partei auf dem neu gewonnenen Terrain in einer günstigeren Lage ist, als in Preußen. Ganz mit Recht hat die Kreuzzeitungspartei die deutsche Frage stets mit Mißtrauen betrachtet, sie sieht im Bunde noch jetzt mehr eine Last als einen Gewinn für Preußen. Der Unterschied zwischen Preußen und Norddeutschland ist eben der, daß hier wohl eine conservative Partei, aber keine feudale, kein Herrenhaus mehr möglich ist.

Und so verlangt denn der Verfasser, daß die liberale Partei Preußens,

Digitized by Google

unter völligem Aufgeben ihrer seitherigen Stellung und Aufgabe, von hier aus, als dem einzig festen Punkt, das bis jetzt vergebens bekämpfte, „halbparlamentarische" Preußen (das er offenbar als der Kreuzzeitungspartei unrettbar verfallen ansieht) gleichsam aus den Angeln hebe. Erweiterung der preußischen Ministerien zu Bundesministerien, Uebertragung der gesetzgebenden Gewalt in Preußen an den preußischen Theil des Reichstags unter Schaffung eines bessern Oberhauses — das würde, meint er, das einzig Richtige gewesen sein und müsse von jetzt ab das Programm der preußischen Liberalen werden. Also eine Verfassungsrevision so bald als möglich und unter Umstoßung der eben erst angenommenen Verfassungsgrundsätze! Wir sind durchaus andrer Meinung, obwohl wir zugeben wollen, daß, wenn man uns jetzt solche Zumuthungen macht, unsere Partei vielleicht mit die Schuld daran trägt. Wir haben in der That selten eine Vertheidigung der Verfassnng von liberaler Seite gehört, die nicht begonnen hätte: sie hat allerdings große Mängel u. s. f. Das mag auch dem Entwurf gegenüber ganz richtig gewesen sein, aber, wie die Verfassung geworden ist, haben wir nicht nöthig, thun wir sogar Unrecht, so viel einzuräumen.

Wenn freilich der Werth einer Verfassung von ihrer Uebereinstimmung mit den allgemeinen Grundsätzen des Constitutionalismus abhängt, müßte die norddeutsche eine der schlechtesten sein. Der Boden des Staatenbunds ist mit ihr aufgegeben und was sie begründet, ist doch kein vollständiger Bundesstaat. Eine verantwortliche Executivbehörde und eine das Volksinteresse nach allen Richtungen hin wahrende Volksvertretung gehören jedenfalls auch zum parlamentarischen Leben; der Reichstag entbehrt der ersteren und seine Fürsorge für das letztere erstreckt sich fast nur auf das materielle Gebiet. Aber dieser Gesichtspunkt ist auch unwesentlich. Eine Verfassung soll eine gegebene politische Lage klar machen und sicher stellen; sie ist immer gut genug, wenn sie diesem Zweck entspricht und taugt gar nichts, wenn sie nichts weiter als in der Theorie tadellos ist. Die Verfassung ist (wie uns scheint) vielmehr die beste, welche durch das gründlichste Compromiß der Parteien hergestellt worden ist, die auf ihrer Grundlage thätig sein sollen.

In Preußen haben seit 18 Jahren zwei Parteien einander bekämpft: die heute regierende, welche durch ihre Thätigkeit in der deutschen Frage genügend bewiesen, daß sie, wenn nicht als feudale, so doch als conservative Partei in Preußen fortzubestehen das vollste Recht besitzt; die liberale, die, obschon in sich getheilt, doch darin ein gemeinsames Kennzeichen hat, daß sie den Ausbau der Verfassung im Sinn und Interesse des Bürgerthums erstrebt. Die neue Ordnung gewährt der erstern die Möglichkeit, ihre Aufgabe der Einigung und Beschützung Deutschlands ungestört vom Streit der Parteien fortzusetzen; der andern eröffnet sie ein politisches Feld, das die conservative Partei nur vermittelst des Volks selbst ihr streitig machen kann. Welche vernünftigere Trans-

Digitized by Google

action läßt ſich denken? Wie wenige Verfaſſungen giebt es, die unter dieſem wichtigſten Geſichtspunkt dem politiſchen Bedürfniß ſo vollſtändig entſprechen! Nun bedenke man Folgendes:

Eine Verfaſſung iſt gleichſam nur ein Rahmen, der durch die künftige Geſetzgebung ausgefüllt werden ſoll. Sie ſoll zwar das politiſche Syſtem verändern, aber dieſe Aenderung iſt nur durch die mit dem frühern Syſtem verbundenen Uebelſtände zum Bedürfniß geworden, für deren Hebung das neue die Vorausſetzung iſt. Heißt es alſo nicht den Zweck der Verfaſſung außer Augen ſetzen, wenn man, um der politiſchen Mängel halber, die ihr ankleben mögen, das Verbeſſern dem Ausfüllen des Rahmens vorangehen laſſen will? Eine ſolche Ausfüllung iſt auch mit der ſchlechteſten Verfaſſung bis zu einem gewiſſen Punkt möglich und für den weitern Fortſchritt nothwendig, und ſelbſt die beſte kann für die Zukunft nicht mehr thun, als den geſetzlichen Weg dieſes Fortſchritts offen halten. Das gilt auch von der neuen Verfaſſung; ſie giebt nicht blos ein weites Gebiet zum Ausfüllen und Ausbauen, ſie iſt auch, was das Wichtigſte iſt, für Bevölkerungen erlaſſen, die an das politiſche Zuſammenleben ſich noch zu gewöhnen haben. Sie iſt alſo ſo gut als irgendeine zum Ausbauen und Einleben, nicht zum ſich Revidiren erlaſſen; namentlich muß neben der deutſchen Volksvertretung die preußiſche fortbeſtehen. Die Frage iſt, welchen Einfluß das deutſche Verfaſſungsleben auf das preußiſche üben wird.

Der Verfaſſer der oben erwähnten Brochüre bemerkt hierüber, die Regierung ſei zwar die alte und ihre Tendenz werde im Bunde dieſelbe bleiben, ja auch das Parlament ſei ſcheinbar nur ein erweitertes Abgeordnetenhaus. Aber nur ſcheinbar, denn das Weſentliche liege nicht in der Zuſammenſetzung, ſondern in der nothwendigen Richtung beider Verſammlungen. „Im Abgeordnetenhaus wird die wichtigſte Frage immer ſein, welche Partei herrſchen ſoll; im Parlament tritt die Frage des Zuſammenſchluſſes der geeinten Staaten in den Vordergrund. Dabei iſt nun der Weg, je nachdem wir vom feudalen oder liberalen, vom preußiſchen oder deutſchen Standpunkt ausgehen, ein verſchiedener, das Ziel jedoch ein gemeinſames; wir meinen natürlich nicht die Begründung eines Einheitsſtaats, ſondern die Zuſammenfaſſung der Glieder zu einem nach innen und außen lebenskräftigen Organismus. Wie dort, wo der leitende Geſichtspunkt für Regierung und Volksvertretung ein entgegengeſetzter iſt, auch gegen das gemeinſame Intereſſe alles Behandelte zum Gegenſtand des Streites werden, alles Beſtrittene unverglichen bleiben muß, wird hier, weil der letzte Gedanke der gleiche iſt, der ebenfalls unvermeidliche Streit mehr und mehr die Nothwendigkeit der Einigung deutlich machen. Der Kampf im Abgeordnetenhaus iſt der Zwieſpalt ohne die Möglichkeit der Verſöhnung, der Kampf im Parlament wird die Arbeit der Verſtändigung ſein."

Das iſt ganz correct und trifft grade den Kern der Sache, aber inwiefern

iſt dazu die Aenderung der eben erſt geſchaffenen Verfaſſung erforderlich? Die angeführten Gründe ſind ſehr ſchwach und wenn der Verfaſſer z. B. meint, ſein Programm werde zur Heranziehung des Südens nützlich ſein, ſo meinen wir, es würde weit eher das Gegentheil bewirken. Preußiſche Miniſter über den Miniſtern und — Königen in Würtemberg und Bayern! Bis dahin iſt noch ein weiter Weg und wenn bis vor Kurzem, trotz ſeiner höchſt wichtigen Ergebniſſe, das preußiſche Verfaſſungsleben die durch die Reactionszeit geſchaffene Kluft zwiſchen Thron und Volk nicht hat ſchließen können, ſo beweiſt das nicht, daß dazu das Aufgeben der preußiſchen Verfaſſung und geſonderten Volksvertretung nothwendig iſt. Der ganze Verlauf der Ereigniſſe ſeit der letzten Kriſe zeigt vielmehr, daß, wenn die Arbeit an der Einigung Deutſchlands, welche Regierung und Volksvertretung zu gegenſeitiger Annäherung nöthigt, auch weiterhin erforderlich ſein wird, dem preußiſchen Verfaſſungsleben die dem Intereſſe beider gemäße Richtung zu geben, ſie ebenſo auch genügen wird, das Bewußtſein von der Nothwendigkeit der Verſtändigung und des gemeinſamen Handelns bei beiden wach zu erhalten. Der Verfaſſer jedoch, obwohl er ſich anſcheinend mit der üblen Lage der Liberalen in Preußen beſchäftigt, hat offenbar die Beſeitigung der Kleinſtaaterei für das Wichtigſte in der deutſchen Frage gehalten und deutet das hin und wieder verſtändlich genug an. Da wäre es allerdings der größte Vortheil, wenn den Preußen nachgewieſen werden könnte, daß ihr Staat eigentlich zu einem geſunden Verfaſſungsleben ſo unfähig iſt als Mecklenburg oder Lippe-Detmold, daß er ſo wenig zu einem wirklichen Verfaſſungsſtaat umgeſchaffen werden kann, als etwa eine hundertjährige Eiche noch nach einer andern Richtung zu biegen iſt. Wenn wir von der Einheit Deutſchlands ſprechen, iſt aber doch wahrlich nicht das Aufgehn des preußiſchen Staats- und Verfaſſungslebens in einem nur im Rahmen einer neuerlaſſenen Verfaſſung und auch ſo erſt zur Hälfte vorhandenen Deutſchland, ſondern das Aufgehn der Kleinſtaaten in Preußen das von der Geſchichte angezeigte. Zu unſerm Glück. Denn das Wichtigſte für Preußen und für Deutſchland iſt nicht, daß die feudale Partei hier, die Kleinſtaaterei dort beſeitigt werde, ſondern daß die feſte Organiſation des preußiſchen Staates, auf welcher die Sicherheit Deutſchlands beruht, nicht Schaden leide.

Wenn wir ſo genau wie heute vor 18 Jahren gewußt hätten, daß die Wiederaufnahme der deutſchen Frage erforderlich ſein werde, dem preußiſchen Verfaſſungsleben ſeine Geſundheit zurückzuverſchaffen, würde die Erkenntniß doch unnütz für uns geweſen ſein, denn die Erweckung eines kräftigen Verfaſſungsbewußtſeins in Preußen war die Vorausſetzung für eine gedeihliche Wirkſamkeit des Staats in Deutſchland. So können wir auch heute einſehen, daß die Löſung der deutſchen Frage durch die neue Verfaſſung nur angebahnt, nicht vollendet iſt. Aber wie durch die Verfaſſung in Preußen ſind wir auch durch die

deutſche an einem politiſchen Haltepunkte angekommen und für das nächſte halbe Menſchenalter iſt ein neues Programm nicht nöthig. Nicht blos weil keine Verfaſſung ſo inhaltsleer iſt, daß es anders ſein könnte, ſondern vor allem auch weil nicht durch den Kampf gegen die Mängel des neuen Geſetzes, ſondern nur durch ſeinen Ausbau erreicht werden kann, was einſtweilen das Wichtigſte für Preußen und für Deutſchland und die Vorausſetzung für die Vollendung des begonnenen Werkes iſt: daß durch eine der Verfaſſung und dem Bedürfniß Preußens angemeſſene innere Politik das alte Verhältniß zwiſchen Krone und Volk dauernd wiederhergeſtellt werde.

Dazu, haben wir früher geſagt, iſt die Regierungsfähigkeit der liberalen Parteien erforderlich. Heißt das nicht zu viel von der neuen Ordnung erwarten? Die HH. zur Lippe, von Mühler u. ſ. w. ſind ja, nach der Verſicherung des Kleinſtaatlers, für die Preußen jetzt ganz unbeſiegbar geworden, wenn ſie nicht die Kleinſtaatler zu Hilfe rufen. Wir meinen, daß auf dem neuen Weg ſelbſt in dieſer kurzen Zeit ſchon etwas ganz Aehnliches und gleich Schwieriges, die Hälfte des überhaupt zu Erſtrebenden, geleiſtet worden iſt. Die feudale Partei hat zwar ſeit der Revolution faſt ununterbrochen am Steuer geſtanden, aber für das preußiſche Volk iſt ſie eine dem Verfaſſungsſtaat auferlegte und aufgedrängte, nicht in ihm heimiſche und anſäſſige geweſen. Erſt die Thätigkeit der Partei für Deutſchland hat das geändert und jedermann die Bedeutung des conſervativen Elements auch für das conſtitutionelle Preußen klar gemacht. Umgekehrt ſind die liberalen Parteien für das Nächſtliegende, den Ausbau der Verfaſſung, eigentlich berufen geweſen und haben doch ihre billigſten Anſprüche nicht durchzuſetzen vermocht. Wir können nicht hoffen auf dem neuen Weg unſer Ziel mit gleich raſchem Anlauf zu erreichen, aber wir ſind nicht weniger gewiß, die liberalen Elemente des Staats auf demſelben zu der ſeither vergebens erſtrebten Geltung und Anerkennung zu bringen.

Roſens Geſchichte der Türkei.

Staatengeſchichte der neueſten Zeit Bd. XI. u. XII. Leipzig bei S. Hirzel.

Seit Preußen und Deutſchland in den Kreis der Mächte getreten ſind, welche bei jedem politiſchen Problem ein entſcheidendes Wort mitzureden haben, iſt die orientaliſche Frage beſtimmt, auch in unſerer Geſchichte eine große Rolle zu ſpielen, hat die Kunde von der Entwickelung „weit hinten in der Türkei" für die Deutſchen eine eminente praktiſche Bedeutung erlangt. Die Rückſicht auf ihre bevorſtehende Löſung übt auf die deutſche Politik unſerer Nachbarn einen Einfluß aus, der ununterbrochen im Zunehmen begriffen iſt. Die Frage,

in welche Wagſchale Preußen zur entſcheidenden Stunde ſein Gewicht werfen werde, beſchäftigt Ruſſen und Franzoſen ſchon ſeit Jahresfriſt ſehr viel lebhafter, als man bei uns weiß, ſie hat z. B. das Verhalten Frankreichs in der candiotiſchen Angelegenheit weſentlich bedingt und kann, wenn ſie geſchickt benutzt wird, der Vollendung der Arbeit, welche uns jenſeit des Main zu thun übrig bleibt, weſentlich zu Gute kommen. — Unter ſolchen Umſtänden darf ein Buch, das dem Deutſchen einen Einblick in die Geſchichte des türkiſchen Zerſetzungsproceſſes bietet, auf ein ungleich größeres Publikum rechnen, als noch vor einigen Jahren, zumal der Verf. deſſelben von vorn herein zur Sache legitimirt iſt. Als Vertreter einer an der Zukunft der Türkei bisher nicht betheiligten Macht hat Herr Roſen außerhalb des Parteigetriebes geſtanden, das die Blicke auch der ſcharfſichtigſten unter den engliſchen und ruſſiſchen Zeugen immer wieder trübt und der Unbefangenheit und ſachlichen Kälte, welche für die hiſtoriſche Darſtellung gefordert werden müſſen, hemmend im Wege ſteht; als Orientaliſt von Fach iſt er im Stande geweſen, dem Entwickelungsgange der türkiſchen Bildung und Literatur bis ins Einzelne nachzugehen und endlich iſt ihm die Benutzung des officiellen preußiſchen Materials, das die Geſandtſchaftsberichte von 1825 bis 1839 bieten, zugänglich geweſen.

Der erſte Band des roſenſchen Werks umfaßt die Epoche der großen Reformen Machmuds des Zweiten und nimmt das Jahr 1826, welches durch die Ausrottung der Janitſcharen zu einer neuen Hedſchra geworden, zum Ausgangspunkt. Nach einem Eingang, der uns mit der Geſchichte der Vorgänger Machmuds und dem unheilvollen Einfluß des Janitſcharenthums auf alle von dieſe unternommenen Umgeſtaltungsverſuche bekannt macht, geleitet der Verfaſſer den türkiſchen Peter den Großen durch die Reformen, an deren Durchführung dieſer ſein Leben ſetzt, ohne den Staat von dem Niedergange ſeiner Macht und Bedeutung retten zu können; alle Verſuche Machmuds, ſein Reich in die Reihe der europäiſchen Culturſtaaten einzureihen und von dem Verfall zu retten, in den es durch das überlebte Alttürkenthum hineingeriſſen worden, ſcheitern an dem Zuſammentreffen mit der griechiſchen Erhebung und den Unabhängigkeitsgelüſten Mehemed Alis von Aegypten. Das große Werk des türkiſchen Reformers bleibt die Umgeſtaltung der Armee nach europäiſchem Muſter, die übrigen von ihm in Angriff genommenen Verſuche zu einer Wiedergeburt des Domanenthums laſſen das Herz des türkiſchen Lebens unberührt, rotten eine Menge ſchädlicher Mißbräuche und Gewohnheiten aus, zeigen ſich aber unfähig in der Nation neues Leben zu wecken, wahrhaft fruchtbare Ideen zu pflanzen. Parallel mit der Reihe von Unglücksfällen, welche den Sultan in ſeinem Kampf gegen eine verrottete Tradition und gegen den übermüthigen Vaſallen am Nil und deſſen kriegeriſchen Sohn begleiten, laufen die erfolgrei-

chen Fortschritte der russischen Diplomatie, denen die Haltlosigkeit, Unklarheit und Kleinlichkeit der Westmächte vergeblichen Widerstand zu leisten bemüht ist. Die zum Zweck der Beschränkung des russischen Einflusses in Griechenland mit der nordischen Großmacht geschlossene englisch-französische Alliance wächst den beiden türkenfreundlichen Staaten so rasch über den Kopf, daß diese die gefürchtete Katastrophe beschleunigen statt sie zu hemmen, dem russischen Siegeszug nach Adrianopel selbst die Wege bahnen und beim Abschluß des Friedens ihren Credit bei den Staatsmännern im Orient so tief heruntergebracht haben, daß diesen der stolze Sieger im Norden mehr Vertrauen einflößt, als die unzuverlässige Bundesgenossenschaft des Westens. Rußlands energisches Einschreiten gegen die durch den ägyptischen Vicekönig bedrohte Sicherheit der türkischen Hauptstadt vollendet dann das Werk der russischen Präponderanz im Orient, welche die verhängnißvollste Erbschaft bildet, die Abdul-Medschid aus der Regierungszeit seines Vaters übernimmt; zu dem Einfluß, welchen Nikolaus als Schutzherr Rumäniens und Serbiens und als stets unbefriedigter türkischer Staatsgläubiger bereits ausübte, gesellte sich 1833 der moralische Eindruck, den das Erscheinen der russischen Truppen am Bosporus und die Sendung Orloffs auf die Bevölkerung ausüben mußten und nur die in die letzten Lebensjahre Machmuds fallende Annäherung Englands an das petersburger Cabinet setzt den durch directe und indirecte Unterstützung Frankreichs maßlos gesteigerten Ansprüchen, mit welchen Mehemed Alis rebellischer Sinn in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre hervorgetreten war, Schranken. — Eine interessante Episode in der Geschichte dieser letzten fünfzehn Jahre der Regierung Machmuds bilden die Berichte über die militärisch-reorganisatorische Thätigkeit Moltkes und der übrigen Offiziere des preußischen Generalstabs, welche durch Vermittelung des Grafen Königsmark zum Eintritt in türkische Dienste veranlaßt worden waren, nachdem die Eifersucht Rußlands und der Seemächte den Wunsch des Sultans, europäische Instructeure zu gewinnen, Jahre lang unerfüllt gelassen und die angeknüpften Verbindungen mit militärischen Autoritäten anderer Staaten immer wieder aufgelöst hatten; als Berather des störrischen und einsichtslosen Seraskiers Hafiz Pascha sehen wir den genialen Schöpfer des Operationsplanes von 1866 in dem zweiten Feldzuge gegen Ibrahim (1839) seine ersten taktischen Sporen verdienen.

Von den zweihundert und fünfzig Seiten, welche den referirenden Theil des zweiten Bandes bilden, behandelt der überwiegend größere Theil die diplomatische und politische Geschichte von 1839 bis zum Bruch mit Rußland und dem Ausbruch des orientalischen Krieges. Die Ansprüche, mit denen Nikolaus 1853 hervortritt, erscheinen als Resultate der vorhergegangenen Entwickelung und des Einflusses, den Rußland seit den Erschütterungen des Jahres 1848 ebenso im europäischen Westen, wie vorher im Osten gewonnen hatte. Alle Einzelheiten des vielgewundenen Ganges der Ereignisse, welche mit der Stipulation von

Digitized by Google

Balta-Liman und den Verhandlungen über die heiligen Stätten beginnen und im weitern Verlauf zu der berühmten Sendung des Fürsten Menschikows, zu der Forderung eines unbeschränkten Protectorats über die griechisch-orientalische Kirche, der wiener Diplomatenconferenz, dem olmützer Project und der schließlichen Besetzung der Donaufürstenthümer durch russische Truppen führten, — sie sind in dem rosenschen Buch mit durchsichtiger Klarheit in einer prägnanten Kürze wiedergegeben, die stets das Wesen der Dinge ins Auge faßt und eine Herrschaft über den Stoff zur Voraussetzung hat, wie sie nur aus lebendiger Autopsie der behandelten Verhältnisse und Zustände gewonnen werden kann. — Bedauern müssen wir nur, daß die Fülle des Stoffs den Autor um die Möglichkeit gebracht hat, seine Leser in die Zustände des türkischen Lebens, namentlich die Verhältnisse der Provinzen und die Beziehungen und Machtverhältnisse der einzelnen dieselben bewohnenden Stämme und Bevölkerungsgruppen einzuführen. Die Kenntniß orientalischer Zustände, welche durchschnittlich bei uns gefunden wird, ist gering genug, um einer Erweiterung nach dieser Seite hin zu bedürfen.

Schon in seinem Vorwort zum ersten Bande bezeichnet der Autor den Standpunkt, den er den türkischen Dingen gegenüber einnimmt, ziemlich deutlich als einen pessimistischen. Am Schluß faßt er die Summe seiner Erfahrungen, Beobachtungen und Studien noch einmal zusammen, indem er den Zusammensturz des baufälligen Hauses für unausbleiblich erklärt, sobald die äußeren Conjuncturen dem Fortbestehen desselben ungünstig werden, — einem äußeren Anprall habe die Pforte absolut nichts entgegenzusetzen, seit ihre Lenker allen staatsmännischen Ernst verloren und die zur Genesung des kranken Staats gebotene Muße unwiederbringlich verschleudert hätten.

Daß dieses Urtheil nicht mehr isolirt dasteht, braucht nicht erst gesagt zu werden. Wir erinnern daran, daß die Nothwendigkeit eines Verzichts auf den traditionellen Glauben an die Nothwendigkeit der türkischen Integrität neuerdings besonders von den Franzosen unermüdlich gepredigt wird und daß z. B. Beulé (Vgl. Revue d. d. mondes vom 15. Jan.) eine vollständige Umkehr der orientalischen Politik Frankreichs gefordert hat, „damit nicht Rußland allein die Ehre und der Gewinn einer vernünftigen Staatsweisheit gelassen werde.“ Die Eventualität einer plötzlichen Entscheidung in der orientalischen Frage kann jeden Augenblick an unsere Cabinete herantreten und eine erfolgreiche Ausbeutung im deutschen Interesse ermöglichen. Möchte sie auch die Einsicht unsers Volks gerüstet finden! Dieser kann das vorliegende Buch so treffliche Dienste leisten, daß uns die Empfehlung desselben zu einer angenehmen Pflicht geworden ist.

Digitized by Google

Politiſcher Monatsbericht.

Leipzig, Ende Juni.

Nachdem das Herz Europas anderthalb Jahre lang die Aufmerkſamkeit der europäiſchen Politiker ausſchließlich auf ſich gelenkt, die luxemburger Frage im vorigen Monate Aller Augen auf das berliner Cabinet geheftet hatte, haben die letzten vier Wochen die Hauptſtädte des äußerſten Weſtens und des Oſtens, Paris und Moskau, zu Centren des Intereſſes gemacht. Während die franzöſiſche Hauptſtadt — das Zifferblatt des Welttheils, wie man vor dreißig Jahren ſagte, — die Fürſten und Staatsmänner der gegenwärtigen europäiſchen Ordnung verſammelte, feierten die Stämme des jungfräulichen Oſtens an der Moskwa ein Verbrüderungsfeſt, das der Aufrichtung einer Weltherrſchaft der Zukunft galt oder gelten ſollte. An beiden Orten ſcheinen poſitive Reſultate von Bedeutung nicht erreicht worden zu ſein und das Treiben der journaliſtiſchen Kärrner, die es mit einem neuen Bau der Könige zu thun zu haben meinten, kann für vergebliche Arbeit gelten. Eine Einigung in Sachen des Orients iſt nicht erzielt worden und die freundlichen Beziehungen, welche zwiſchen Preußen und Frankreich geſponnen worden, erinnern an die Geſpinnſte der Penelope, welche Tags gewirkt und Nachts wieder aufgetrennt wurden. Vor der Hand hat der preußiſche Beſuch in den Tuilerien allerdings eine freundlichere Sprache der pariſer Preſſe zur Folge gehabt; Herr Forcade, deſſen Chronique de la quinzaine dem Grafen Bismarck noch am 2. Juni zurief, er ſolle Dänemarks Forderungen an Nordſchleswig gerecht werden, wenn er in Frankreich freundliche Geſichter ſehen wolle, conſtatirt vierzehn Tage ſpäter, Preußen und Frankreich könnten Frieden halten, da ſie nichts von einander zu gewinnen oder zu verlieren hätten und bezeichnet die Forderungen eines Arrangements wegen der ehemaligen Bundesfeſtungen als Anſprüche, von denen man zur Zeit keinen Gebrauch machen wolle. — Die officiellen und officiöſen Blätter ſprechen ſich gleichfalls ziemlich befriedigt aus, der Ton aber, in welchem geredet wird, bezeichnet deutlich, daß die Verſtimmung wegen der Neugeſtaltung Deutſchlands nur zum Schweigen gebracht, nicht beſeitigt iſt. Da Preußen durch ſeine Nachgiebigkeit in der luxemburger Angelegenheit Conceſſionen, die ſonſt nicht undenkbar geweſen wären, aus dem Bereich des Möglichen geſtrichen hat, leben wir in Bezug auf auswärtige Verwickelungen in demſelben Proviſorium, wie vor vier Monaten.

Die Parteien innerhalb Landes thun allerdings, als ob die auswärtigen

Angelegenheiten ihnen das volle Recht zur Wiederaufnahme innerer Händel gewährten. Für die Radicalen und für die Particulariſten ſind Gefahren, welche die deutſche Geſammtheit bedrohen, freilich kaum jemals Gründe zur Beſcheidung oder Mäßigung geweſen, die „Sächſiſche Zeitung“ und ihre Glaubensgenoſſen am Neckar haben von einer Solidarität der Intereſſen niemals etwas gewußt und für die Sprache, welche ſie führten, kein anderes Maß als die Rückſicht auf die Sicherheit der Sprecher gekannt — bemerkenswerth iſt aber, daß auch die preußiſche fortſchrittliche Preſſe Miene macht, auf den status quo ante zurückzukehren, das alte Selbſtvertrauen und die alte Rückſichtsloſigkeit wiederzugewinnen. Das neuerdings veröffentlichte Programm der Nationalliberalen iſt von dieſer Seite her mit einer Bitterkeit angegriffen worden, im Vergleich zu der die mißgünſtige Sprache der berliner Officiöſen ſich wie freundſchaftliches Schmollen ausnimmt. Die Leitartikel der „Zukunft“ über die „Plattform“ unſerer Partei hätten ebenſogut in der „Sächſiſchen Zeitung“ ſtehen können wie umgekehrt und wenn die Verhältniſſe ſich nicht ändern, ſteht für die nächſte Zukunft ein Hader bevor, dem die Verſöhnlichkeit der Nationalen vergeblich die Spitze abzubrechen verſuchen wird. Der Demokratie gegenüber befindet unſere Partei ſich in einer Lage, welche mit der Stellung des preußiſchen Cabinets zu deſſen Alliirten entſchiedene Aehnlichkeit hat; je freundlicher und entgegenkommender die Haltung derer iſt, welche die Entſcheidung in Händen haben, deſto krauſer wird die Miene der andern Seite, welche von der einzigen Fähigkeit, welche ſie beſitzt — der, zu negiren — alsbald den weiteſten Gebrauch macht, unbekümmert um die Wirkungen dieſes Verhaltens auf die gemeinſamen Intereſſen. Wie man praktiſche Politik zu treiben habe, wird der deutſche Liberalismus erſt lernen, wenn er einmal dauernd im Regiment geweſen und die Verantwortlichkeit deſſelben getragen — ſo lange das nicht geſchehen, läßt ſich die innere Wandelung, zu welcher das Jahr 1866 ſo reiche Ausſichten bot, trotz allem dem und allem dem nicht hoffen. Eine Oppoſition quand même muß ein poſitives Regierungsprogramm in der Taſche haben, regierungsfähig und regierungsbereit ſein, wenn ſie ihr volles Gewicht auszuüben im Stande ſein ſoll — an einem ſolchen fehlt es unſern befreundeten Gegnern aber ebenſo, wie den ſüddeutſchen Particulariſten und Demokraten, darum iſt mit ihnen nicht zu reden. Wollte die nationale Partei ſich das ſagen und ihre Unterſcheidung von der Demokratie vornehmlich in der Fähigkeit und Bereitſchaft zu künftiger Theilnahme an der Regierung ſuchen, es würde ſich der rechte Tenor, in welchem nach beiden Seiten hin zu reden iſt, von ſelbſt finden; jene Verſicherungen von blos theilweiſer Meinungsverſchiedenheit, von ungeſtörter Einheit in Bezug auf die letzten Fragen, in welchen man ſich bisher ergangen, ſie führen doch zu nichts und werden von den Gegnern als Bekenntniſſe der Schwäche, als Mangel an Selbſtvertrauen aufgefaßt und gemißbraucht. Alle Hinweiſe auf die Erfolge der

Feudalpartei, welche es nicht verschmäht hat, von den Gegnern zu lernen und in Bezug auf innere Fragen alle Meinungsverschiedenheit mit entschiedenem taktischem Geschick zu verdecken weiß, — sie sind vergeblich, so lange unserer Demokratie nicht die praktische Erfahrung zu Hilfe kommt, welche sich nur in einer „positiven Position", nimmer in der Opposition gewinnen läßt. Die schlimmste Wirkung, welche der Verfassungsstreit hinterlassen, besteht aber darin, daß die Opposition, weil ihr jeder Einfluß auf den thatsächlichen Gang der Dinge versagt blieb, schließlich auf praktische Erfolge ganz verzichtete, mehr und mehr der politischen Wirklichkeit entrückt wurde und schließlich dabei ankam, mit Factoren zu rechnen, die gar nicht mehr vorhanden waren. Charakteristisch genug ist es, daß man in Deutschland und unter den deutschen Liberalen von Realpolitikern wie von einer Species neben andern Gattungen redet, als ob eine andere wie die realistische Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten vernünftigerweise überhaupt möglich wäre!

Beim Beginn des Junimonats standen für Preußen und die deutsche Sache zwei Angelegenheiten von Bedeutung vor der Thür: die Grenzregulirung in Nordschleswig und die Zolleinigung mit dem Süden. Bei dem wachsenden Selbstvertrauen, welches die Gegner insgesammt seit den luxemburger Concessionen zur Schau zu tragen für geboten halten, hat es nicht ausbleiben können, daß Dänemark seine Forderungen hinaufschraubte und (wie die „Kreuzzeitung" neulich miltheilte) von Garantien für den Schutz der Nationalität mitabgetretener deutscher Bezirke und Individuen nichts wissen wollte; so ist diese Frage dem Anscheine nach in einer Schwebe geblieben, die noch lange dauern kann. Desto rascher und erfreulicher ist die Entscheidung in Sachen der Zolleinigung mit den Staaten jenseit des Mains ausgetragen worden und das Gerede von Bayerns Abneigung gegen ein neues Abkommen und dem eventuellen Ausscheiden dieses Staats aus dem Zollbunde hat sich in seine Bestandtheile d. h. die frommen Wünsche patriotischer Zeitungsschreiber an der Pleiße, dem Lech und der Isar aufgelöst. Wohl wird behauptet, der Zutritt des Cabinets Hohenlohe zu den zustimmenden Unterschriften Würtembergs und Badens sei nur durch die Entschiedenheit des münchener Premiers, der mit Rücktritt gedroht, erzwungen worden — wahrscheinlicher ist es, daß einfach die wirthschaftliche Vernunft über einen Patriotismus obgesiegt hat, dessen Zuverlässigkeit und Opferbereitschaft bei Geldfragen genau an demselben Punkt aufhört, wie die Gemüthlichkeit.

Daß der wirthschaftlichen Einigung in Bälde auch die politische folgen müsse, ist eine landläufige Phrase, die von denen am häufigsten wiederholt wird, die sich mit der Herstellung der Einigkeit am wenigsten befassen; eine relative Wahrheit wohnt ihr aber doch inne. Abgesehen von der günstigen Gelegenheit zur Annäherung und zum Meinungsaustausch, welche die Delegirtenconferenz

Digitized by Google

ſelbſt bietet, gewinnt die Arbeit für den Anſchluß des Südens an den Norden erſt nach Herſtellung einer dauernden Solidarität der wirthſchaftlichen Intereſſen wirklichen Boden. Für einen deutſchen Staat, der nicht den alten Barbaroſſa zum Kaiſer, nicht die Reichsſtadt Frankfurt zum Mittelpunkt, nicht ſchwäbiſche und bayriſche Schwert- und Bannerträger zu ſeinen Hauptſtützen hat, wird man die ſüddeutſchen Klerikalen, Particulariſten und Demokraten ſo leicht nicht begeiſtern, die Agitation muß an die realen Verhältniſſe des Handels und Wandels anknüpfen, fortgeſetzt auf die Ernüchterung der Gemüther hinwirken, das politiſche Urtheil aus der Sphäre beſchränkter Gemüthlichkeit und hergebrachter Neigung befreien und an die Unterordnung unter die Vernunft gewöhnen. Für Politiker, welche folgerichtig zu denken und zu handeln gewohnt ſind, läge es am nächſten, der Vereinheitlichung der wirthſchaftlichen und materiellen Intereſſen durch Zuſammenſchluß der militäriſchen Kräfte die nöthigen äußeren Garantien zu ſchaffen; daß der Süden, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, eine gemeinſame Heeresorganiſation nicht zu Stande zu bringen vermag, iſt unwiderleglich bewieſen und hat dargethan, daß man im Großen und Ganzen trotz der bittern Erfahrungen des vorigen Jahres wenig gelernt und nichts vergeſſen hat. Entſchließt man ſich nicht zu einer militäriſchen Unterordnung unter den norddeutſchen Bund, ſo wird man jenſeit des Main kriegeriſchen Eventualitäten der Zukunft ſicher mit derſelben Rathloſigkeit entgegengehen, die ſich Anno 1866 manifeſtirte, denn es liegt für die Annahme, daß Würtemberg von den bayriſchen Militäreinrichtungen etwas lernen könne, allerdings ebenſowenig Grund vor, wie für das umgekehrte Verhältniß, und die Aehnlichkeit der badiſchen Organiſation mit der preußiſchen iſt nach den in Stuttgart und München herrſchenden Anſchauungen genügend, um von jeder Annäherung an die letztere Abſtand zu nehmen. Würde von den ſüddeutſchen Particulariſten nach einem beſtimmten Programm gehandelt, würden feſte Ziele, ſei es auch von zweifelhafteſtem Werthe, angeſtrebt, die Sache ſtände immer noch günſtiger als jetzt, wo Rathloſigkeit und Impotenz ſyſtematiſch gehegt und gepflegt werden und jede Transaction der Regierungen wie der Parteien unmöglich machen. So viel auch mit der Wiederaufrichtung des Zollbündniſſes gewonnen iſt, daß zwiſchen dieſer und der politiſchen Verſtändigung eine weite Kluft beſtehen kann, lehrt u. a. das Beiſpiel Nordamerikas, wo — umgekehrt wie bei uns — Süden und Norden trotz vieljähriger ſtaatlicher Einigung ſeit Jahrzehnten einen wirthſchaftlichen Krieg führen, zur Evidenz. Allerdings liegen die Verhältniſſe bei uns einfacher als jenſeit des Oceans; hüben wird wirthſchaftliche und politiſche Vernunft von einer und derſelben Seite repräſentirt, während drüben der engherzige Protectionismus des Nordens dem particulariſtiſchen Süden zu den gegründetſten Klagen Veranlaſſung giebt und eine aufrichtige Verſöhnung unmöglich macht. Und trotzdem, daß der Norden andere wirthſchaftliche Intereſſen hat als der Süden der

Union, giebt es dort eine gemeinsame Flotte und eine gemeinsame Armee zum Schutze dessen, was man gemeinsam besitzt! Wir sind eben keine Amerikaner und wollen noch immer nicht glauben, daß politisch gebildete Stämme auch zusammenstehen, wo nur Gründe der Vernunft, nicht Sympathie und Neigung zur Einigung rathen. Verglichen mit den Interessenverschiedenheiten, die in Nordamerika zum Bürgerkriege führten, nehmen sich die Differenzen zwischen den deutschen Staaten so kleinlich und kindisch aus, daß jede Weiterführung der Parallele unmöglich wird. Hätte sichs um nichts weiter wie um die Rivalität zwischen Washington und Baltimore oder um „die berechtigte Eigenthümlichkeit" des Südens gehandelt, die Auflösung der Union hätte nicht so viel Wochen gedauert, als sie Jahre in Anspruch genommen hat! — Wie uns scheint, muß die Erneuerung des Zollverbandes zum Ausgangspunkt für eine Agitation in der Militärfrage genommen werden; auf diesem Gebiet sind die Chancen für eine nüchterne Behandlung der Dinge immer noch am stärksten, denn daß die Zusammenhangslosigkeit der Armeen von Bayern, Würtemberg und Baden nicht ewig dauern kann, werden auch diejenigen einzusehen vermögen, denen es sonst um die richtige Einsicht weniger zu thun, als um die Bethätigung traditioneller Selbstüberhebung.

Zur Zeit sind die Particularisten diesseit und jenseit des Main allerdings mit andern Dingen als mit der militärischen Misère des deutschen Südens beschäftigt: ihre Organe feiern die Triumphe der parlamentarischen Beredsamkeit des Freiherrn v. Beust im wiener Reichsrath, sie sonnen sich in der Freude über die pester Königskrönung und verkünden laut, ein Staat, der ein so liberales Ministerverantwortlichkeitsgesetz besitze, wie der östreichische, der innerhalb des eigenen Verbandes decentralisire, sei für die Führung Deutschlands wie geschaffen und müsse, früher oder später, in seinen deutschen Beruf wieder eingesetzt werden. In Oestreich selbst sieht man die Dinge ernster an; noch sind die bereits anerkannten und besiegelten Ansprüche der Ungarn mit den Interessen der Gesammtmonarchie und denen Deutschöstreichs nicht in Einklang gebracht, noch weiß niemand, wie sich das Verhältniß zu den außerungarischen Slawen, vor allem zu den Czechen gestalten werde, deren aus Moskau zurückgekehrten Führer ungefügiger denn je geworden sind. Daß der Centralisation der transleithanischen Länder in der ungarischen Verfassung eine entsprechende Constituirung der cisleithanischen Gebiete folgen muß, versteht sich von selbst. So wenig die Föderalisten Belcredi und Larisch mit dem Dualismus auszukommen vermochten, so unmöglich scheint es aber, daß Herr v. Beust ein Abkommen mit den föderalistischen Slawenführern trifft, nachdem er dem von diesen in den Tod gehaßten Dualismus zu einem Siege verholfen, der nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Während der großdeutsche Unverstand unserer Particularisten den Sieg „der freiheitlichen Entwickelung" in Wien feiert, weiß jeder

Digitized by Google

Oeſtreicher, daß von Parlamentarismus und echt conſtitutionellem Regiment erſt die Rede ſein kann, wenn die Fragen nach der künftigen Form des Kaiſerſtaates, der Auseinanderſetzung zwiſchen Ungarn und Nichtungarn, und der Verſtändigung zwiſchen Deutſchen und Slawen, beantwortet ſind. Bis das geſchehen, hat es noch gute Wege und für die nächſte Zukunft der ſogenannten „Freiheitsfrage" in Oeſtreich iſt die trotz des Abkommens mit der Nationalbank geſchehene Notenemiſſion des Finanzminiſteriums ſehr viel typiſcher als das liberale Miniſterverantwortlichkeitsgeſetz, oder das „ächt-parlamentariſche" Verhalten des k. k. Cabinets in Sachen der wieder beanſtandeten Befeſtigung Wiens. Man iſt im andern Lager mit Vergleichen zwiſchen Wien und Berlin ſtets bei der Hand geweſen, wo dieſe ſich auf Unkoſten Preußens anſtellen ließen — warum geht man jetzt der Frage aus dem Wege, ob ein Vorgang wie dieſer in Berlin möglich geweſen wäre? Der moraliſche Credit eines Staates ſteht mit dem finanziellen ſtets im engſten Zuſammenhang und ſo lange die leichtſinnige und leichtfertige öſtreichiſche Notenwirthſchaft ihr Spiel weiter treibt, Preußens Finanzverhältniſſe aber allem militäriſchen Aufwande zum Trotz muſtergiltig bleiben, wird es den „Idealpolitikern" gelbweißer, grünweißer oder ſchwarzgelber Farbe nicht gelingen, den Einfluß des Kaiſerſtaats zu retabliren. Sicherheit des Eigenthums wird ſtets die erſte Forderung ſtaatlicher Exiſtenz und „freiheitlicher" Entwickelung bleiben und kein liberales Miniſterverantwortlichkeitsgeſetz, kein Parlamentarismus kann erſetzen, was durch eine Finanzwirthſchaft, die ſich über übernommene Verpflichtungen hinwegſetzt und die einfachſten Zuſtände des Privatrechts verletzt, verloren geht.

Nicht in Oeſtreich allein, auch in Rußland hat es während des abgelaufenen Monats ein parlamentariſches Ereigniß gegeben; Anfang Juni wurde der ſeit dem Januar verſammelt geweſene finniſche Landtag geſchloſſen. Dieſer nach altſchwediſchem Muſter aus vier Ständen zuſammengeſetzte Körper, der nach beinahe fünfzigjähriger Quiescirung im Jahre 1862 von dem gegenwärtigen Beherrſcher Rußlands zum erſten Male wieder einberufen worden war, hat während ſeiner letzten Diät eine Reihe für das Großherzogthum Finnland wichtiger Geſetze discutirt. Die bereits früher beſchloſſene Einführung der an Stelle des Schwediſchen tretenden finniſchen Sprache in Kirche, Schule und Gerichtshof iſt im Detail berathen und durchgeführt, die Gleichberechtigung aller Confeſſionen mit der bis dazu ausſchließlich herrſchenden lutheriſchen Kirche bewilligt, der privilegirte Gerichtsſtand des Adels aufgehoben, endlich in dem aus allen vier Curien beſchickten ſtändiſchen Ausſchuß ein Organ geſchaffen worden, das die Vorberathung künftiger Geſetzesvorſchläge außerhalb der beengten ſtändiſchen Schranke vornehmen kann. Von weitergehendem und wahrhaft allgemeinem Intereſſe iſt namentlich die Einführung der finniſchen Sprache an Stelle der ſchwediſchen, d. h. die Vertauſchung einer alten Culturſprache

gitized by

mit einer eben aus dem Rohen herausgearbeiteten Bauernsprache. In Finnland leben bekanntlich zwei verschiedene Stämme neben einander; Edelleute, Geistliche und städtische Bürger sind schwedischen, Bauern und Kleinbürger finnischen Ursprungs. Seit Anfang des Jahrhunderts erhob eine jungfinnische Partei, die zunächst aus Literaten bäuerlichen Ursprungs gebildet war, Ansprüche auf Befreiung von dem herrschenden schwedischen Element und vollständige Anerkennung ihrer Nationalität, indem sie zugleich Miene machte, mit der russischen Demokratie, die dem finnländischen „Separatismus" stets feindlich zugesehen, eine Alliance gegen die Privilegirten zu schließen. Aus Furcht vor den Folgen eines solchen Bündnisses entschlossen die herrschenden Classen sich nach hartem Kampf und Angesichts der zunehmenden Bedeutung der fennomanen Agitation zu einem freiwilligen Verzicht, der die Gegner entwaffnen sollte. Zuerst wurde die Gleichberechtigung, später die (das Schwedische übrigens nicht ganz ausschließende) Präponderanz des Finnischen ausgesprochen. Da Finnland seine Cultur ausschließlich schwedischen Einflüssen dankt, sein geistiges und wissenschaftliches Leben hauptsächlich durch die Literatur des stammverwandten Nachbarlandes fristet, die Finnen ein wenig zahlreiches Volk sind und kaum die Anfänge einer eigenen Literatur besitzen, kann dieser Verzicht für das kleine Großfürstenthum in der Folge sehr bedenklich werden, wenn anders nicht das schwedische Element im Stande ist, das rechtlich aufgegebene Terrain factisch zu behaupten, beziehungsweise zurückzugewinnen. Bei dem Landtage, der sich u. a. auch mit der Durchführung dieses Beschlusses beschäftigte, ist es übrigens ohne einen kleinen, in höchst eigenthümlicher Weise gelösten parlamentarischen Conflict mit der Regierung nicht abgegangen. Unter den zahlreichen, zum Theil entschieden zweckmäßigen Gesetzesvorschlägen, welche das Gouvernement eingebracht hatte, befand sich einer, der nicht angenommen, sondern mit großer Entschiedenheit zurückgewiesen worden war: ein Gesetz zur Zügelung der vor einigen Jahren von der Präventivcensur befreiten periodischen Presse Finnlands, bezüglich welcher, dem Preßreglement für die russischen Hauptstädte (in den Provinzen besteht die Präventivcensur) analoge Vorschriften projectirt waren. Mit Beziehung auf die Zurückweisung dieses Vorschlags enthält die am Schluß der Diät von dem finnländischen Generalgouverneur im Namen des Kaisers gehaltene Thronrede den nachstehenden Passus: „Bei aller Anerkennung Ihrer fleißigen Thätigkeit kann ich nicht umhin, mein Bedauern darüber auszusprechen, daß hinsichtlich einiger Fragen über meine Absichten Mißverständnisse eingetreten sind, welche mich zwingen, zu Anordnungen meine Zuflucht zu nehmen, denen ich durch gegenseitige Uebereinstimmung auf dauerhafter und ersprießlicher Grundlage vorzubeugen gewünscht hätte. Um die entstandene irrthümliche Auffassung hinsichtlich der Behandlung vom Kaiser dem Landtage gemachter Vorschläge zurechtzustellen, habe ich gleichzeitig hiemit den finnl. Landtag auf die

Digitized by Google

bestehenden Gesetze aufmerksam gemacht." Einige Tage später meldeten die petersburger Blätter, verschiedene die finnländische Presse einschränkende Vorschriften seien „auf dem Wege der Verwaltung" eingeführt worden; erforderlichen Falls sei die Regierung entschlossen, die Verhältnisse der periodischen Presse des Großfürstenthums den für das Reich geltenden Reglements gemäß zu modificiren! — Für diesen parlamentarischen Zwischenfall in einem entlegenen kleinen Lande wird man in Deutschland übrigens kaum mehr Theilnahme haben als in Rußland, wo trotz der nahen Verwandtschaft der Interessen die finnländische Thronrede im Lärm der Slawenfeste verhallt ist.

So „programmmäßig" und ungestört die ziemlich lange Reihe dieser Feste verlief, ganz ohne Erörterungen über die polnische Frage und die bezüglich dieser bestehende Meinungsverschiedenheit zwischen Russen und nichtrussischen Slawen ist es in Moskau nicht abgegangen. Nachdem man wochenlang jede öffentliche Berührung dieses heiklen Themas vermieden, ergriff Rieger bei Gelegenheit eines großen von der moskauer Commune gegebenen Bankets zu längerer Rede das Wort, indem er unter wiederholter und nachdrücklicher Verurtheilung des letzten polnischen Aufstandes das russische Bestreben nach vollständiger Ausrottung des polnischen Elements als unberechtigt und unbrüderlich angriff und mit der Mahnung zu freundlichem Entgegenkommen und großherziger Verzeihung der Sieger gegen die Besiegten schloß. Man war höflich genug, diese Rede, welche in das Herz des national-demokratischen Programms einschnitt, bis zu Ende anzuhören; als aber Fürst Tscherkassky*) auftrat und Rieger zu widerlegen suchte, indem er auf die polnische Undankbarkeit gegen das großherzige Rußland hinwies und von den Polen den ersten Schritt zur Annäherung verlangte, brach der verhaltene Unwille darüber, daß eine öffentliche Fürsprache zu Gunsten des unglücklichen Volks auf moskowischer Erde überhaupt gewagt worden, in Form begeisterter Zustimmung zu den von Tscherkassky gesprochenen Worten aus. Die Lehre von der Unmöglichkeit einer Versöhnung des die slawisch-demokratische Idee repräsentirenden Russenthums mit dem „zu den Götzen des Occidentalismus und der Aristokratie" abgefallenen Polonismus gehört bekanntlich zu den Axiomen der russischen Demokratie, über welche jede Debatte ausgeschlossen ist. — Wie sich der Kampf dieser streitenden Principien im praktischen Leben gestaltet und welche Gestalt die leitenden Ideen in Wirklichkeit annehmen, ist in Moskau allerdings nicht erörtert worden, — in Galizien und im Königreich Polen haben die bezüglichen Auseinandersetzungen unterdessen ihren ununterbrochenen Fortgang genommen. Aus Ostgalizien wird neuerdings ein socialistischer Putsch russischer Bauern gegen ihre, noch an dem westeuropäischen Princip des persönlichen

*) Polnischer Minister des Innern von 1863—65 und Haupt der „missionären" russischen Bureaukratie in den polnischen Provinzen.

Digitized by Google

Eigenthums festhaltenden polnischen Herren gemeldet und wenige Tage nach Erlaß des (auf der pariser Reise des Kaisers zu Wirballen unterzeichneten) Amnestieukases veröffentlichte der warschauer Staatsanzeiger zwei kaiserliche Decrete, durch welche die katholische Eparchie von Podlachien und das polnische Unterrichtsministerium aufgehoben wurden, letzteres um dem russischen Ministerium der Volksaufklärung untergeordnet zu werden. — Riegers Rede ist wochenlang der Gegenstand eifriger Widerlegungen und Proteste der russischen Journalistik gewesen, deren Organe sich im Uebrigen in Höflichkeiten gegen die Brüder und Gäste überboten haben. Der vielerfahrene Czechenführer hat es indessen verstanden, die Schatten, welche seine polenfreundlichen Worte auf die Festesfreude geworfen, einige Tage später zu verscheuchen, indem er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf eine Angelegenheit lenkte, welche — nach slawischer Anschauung — gleich der polnischen ein slawisches Internum zu werden bestimmt ist — die orientalische Frage: die russischen Brüder wurden von dem czechischen Redner in begeisterten Worten zur Befreiung der unter türkischem Joch schmachtenden Slawenstämme aufgefordert; schon früher war in demselben Sinne von einem serbischen Studenten aus Wien unter allgemeiner Zustimmung gesprochen worden.

In den Augen seines Volks hat Rußland doppelte Ansprüche an die Erbschaft der am Bosporus belegenen Länder: einmal weiß man sich den in der Türkei lebenden slawischen Stämmen durch Bande des Bluts und der kirchlichen Gemeinschaft verbunden und zweitens spielt das alte Byzanz in der russischen Volkstradition eine ähnliche Rolle, wie sie Rom in den Augen des deutschen Mittelalters einnahm. Das oströmische Reich war die Wiege der kirchlichen Cultur, welche vor neun Jahrhunderten zu den Rußland bewohnenden Slawen drang und der diese die Grundlagen ihrer Bildung danken; die Slawenzüge nach Byzanz sind für die russischen Romantiker von demselben poetischen Zauber umgeben, den die Römerfahrten in den Augen unserer Vorältern hatten, und die Fiction von der Fortsetzung des oströmischen Reichs in dem russischen ist in dem russischen Volksglauben ebenso fest begründet, wie seiner Zeit die deutsche Sage von dem im heiligen römischen Reich teutscher Nation wiedergeborenen imperium romanum. Rußlands Haltung in der orientalischen Frage ist von diesen Volksanschauungen niemals ganz unabhängig gewesen, und wenn das petersburger Cabinet zur Zeit eine reservirte Haltung einnimmt und in Stambul gemeinsam mit den Vertretern Oestreichs und der Westmächte vorgeht, so geschieht das immer auf Unkosten der Popularität im eignen Lande, denn die eigentlich treibende Kraft ist nicht der Ehrgeiz der Regierung, sondern die durch eine uralte Tradition geheiligte öffentliche Meinung. Konnte es trotz der Strenge des russischen Preßgesetzes doch noch vor einigen Wochen geschehen, daß ein petersburger Journal (der von Krajewski, dem russischen Girardin, herausgegebene „Golos") der Regierung vorwarf, sie nehme den auf Candia kämpfenden

Digitized by Google

Griechen gegenüber eine ähnliche Stellung ein, wie sie die Westmächte angesichts des polnischen Aufstandes von 1863 behauptet d. h. sie unterstütze durch ihr moralisches Gewicht einen Aufstand, der, wenn ihm nicht praktische Hilfe zu Theil werde, zum Verderben der Aufständischen werden müsse. Die orientalische Politik der Westmächte ist Cabinetspolitik im eigentlichsten Sinne des Worts, — sie findet höchstens in den materiellen Interessen ihrer Völker eine Unterstützung, wird der lebendigen Theilnahme derselben aber stets durch ihre kühle, berechnete Natur entrückt bleiben, während die Hauptstärke Rußlands im Orient auf einer Tradition ruht, deren religiöse Weihe bei den Slawen Rumeliens dieselbe Geltung genießt, wie bei den Großrussen Moskaus.

Die nationale Bedeutung der orientalischen Frage für Rußland und die Russen wird ein dauerndes Zusammengehen des petersburger Cabinets mit den Regierungen von Frankreich, England und Oestreich niemals möglich machen, die Voraussetzungen, von denen hüben und drüben ausgegangen wird, sind eben grundverschiedene. Für das russische Volk spielt die orientalische Frage so ziemlich dieselbe Rolle, wie die Rheingrenze für die Franzosen; so himmelweit die Ziele und Tendenzen der verschiedenen Parteien auch auseinandergehen, in diesem Punkte sind sie einig — mag man principiell alle Gedanken an Erweiterung der Reichsgrenzen und auswärtige Kriege verworfen haben, es braucht nur das eine verhängnißvolle Wörtlein gesprochen zu werden, um alle mühsam aufgebauten Systeme über den Haufen zu werfen und einen jähen Umschlag der Gemüther zu bewirken. Selbstverständlich handelt es sich dabei um kein bestimmtes Programm und wenn petersburger und moskauer Journale von Zeit zu Zeit versichern, an eine Einverleibung des Gebiets der Pforte in die russischen Grenzen werde in Rußland nirgend gedacht, so ist das in gewissem Sinne wahr: klare Vorstellungen von dem, was sie im Orient wollen, haben die Wenigsten, aber grade darum sind die Massen zu jeder Action bereit, welche das Banner mit dem zweiköpfigen Adler auf die Thürme der Aga Sophia zu pflanzen und das griechische Kreuz an die Stelle des Halbmondes zu setzen, Aussicht hat. — Bewegen die Dinge sich in den Bahnen weiter, in welche sie einmal gelenkt sind, so sind Rußlands Chancen im Orient günstiger und verheißungsvoller, als die irgendeines andern europäischen Staats; es handelt sich um nichts weiter als um den ungehemmten Fortgang einer natürlichen Entwickelung, welche die reife Frucht dem Oberhaupt des größten griechisch-orthodoxen Stammes in den Schoß wirft.

Auch die officiösen russischen Journale haben die Kaiserreise nach Paris mit einer neuen Phase der Candia betreffenden Verhandlungen in Beziehung gesetzt, der Erfolg hat aber ihre Erwartungen nicht gerechtfertigt. Soweit sich nach Zeitungsnachrichten urtheilen läßt, sind die pariser Conferenzen über diese Frage (wenn anders solche überhaupt stattgefunden haben) resultatlos geblieben.

Digitized by Google

Die Noten, mittelſt welcher der Pforte die Niederſetzung einer Enquêtecommiſſion zur Prüfung der candiſchen Zuſtände vorgeſchlagen wird, waren der Hauptſache nach ſchon früher beſchloſſen worden.

Der pariſer Beſuch des Sultans wird für die Antwort auf dieſen Vorſchlag, an deſſen Annahme England und Frankreich ebenſo viel, als Rußland wenig gelegen ſein muß, entſcheidend ſein und eröffnet der Diplomatie der Weſtmächte ein weites Feld der Thätigkeit. Es iſt ſicher nicht zufällig, daß die pariſer Preſſe in letzter Zeit in Sachen des Orients ziemlich ſchweigſam geweſen iſt, dieſer Ebbe ſoll beim Einzuge Abdul-Azizs in die franzöſiſche Hauptſtadt eine journaliſtiſche Hochfluth folgen, um der Regierung neben andern Dienſten auch den der Ableitung des öffentlichen Intereſſes von den Verhandlungen des Corps legislativ zu leiſten. Daß es für die Regierung nicht gerathen iſt, die Pariſer auch nur einen Augenblick ſich ſelbſt und den eigenen Gedanken zu überlaſſen, hat ſich bei Gelegenheit der erſten Wiederaufführung des Jahre lang verboten geweſenen hugoſchen „Hernani“ freilich deutlich gezeigt. Der Enthuſiasmus, mit dem Preſſe und Publikum dieſes mittelmäßige und dazu ſchlecht dargeſtellte Stück begrüßt haben, hat nicht der neuromantiſchen Schule der Reſtaurationszeit, ſondern dem nach Guernſey verbannten Autor des „Napoleon le petit“ gegolten, einem Manne, der an und für ſich alles Recht hätte, zu den Todten gelegt zu ſein. Bei der Oppoſitionsluſt, die in der gegenwärtigen pariſer Luft liegt, und der deutlich bekundeten Abſicht Thiers, Glaize-Biſoins, Favres und der übrigen Repräſentanten der parlamentariſchen Minorität werden die Vorlagen über das neue Preßgeſetz, das Verſammlungsrecht und die Armeereorganiſation*) manchen Sturm zu beſtehen haben, ehe ſie glücklich in den Hafen gelotſet ſind. Selbſt in regierungsfreundlichen Kreiſen ſieht man den Reorganiſationsplan ziemlich mißgünſtig an und Glaize-Biſoins höhniſche Phraſe von dem Geſetz über die Verſammlungsfreiheit, das nach einem Attentat auf dieſe Freiheit ausſehe, charakteriſirt den Ton, in welchem man die Regierungsconceſſionen von Seiten der Oppoſition zu behandeln gedenkt. Nach den neueſten Nachrichten denkt der Kaiſer bereits an Vertagung, wie die Indépendance belge wiſſen will, an Auflöſung der Kammer und Ausſchreibung neuer Wahlen für den Herbſt. Da das Budget und das Militärgeſetz aber jedenfalls vor der Vertagung discutirt werden ſollen, kann die Beſchäftigung mit einer zurückgelegten Frage, wie der orientaliſchen, der Regierung nur willkommen ſein; die Officiöſen haben bereits begonnen, dieſelbe wieder in Wendung zu bringen.

Bis jetzt werden die müßigen Stunden der Pariſer noch immer mit Be-

*) Wir machen die Leſer auf ein ſoeben erſchienenes nach amtlichen Quellen bearbeitetes Buch über „Das franzöſiſche Heerweſen“ von Hermann Pfiſter, Hauptmann à la suite u. ſ. w. (Kaſſel, bei Carl Luckhardt) aufmerkſam.

Digitized by Google

trachtungen über die Lage Deutschlands ausgefüllt; es ist aber nicht sowohl das neu ausgegebene Gelbbuch über die luxemburger Angelegenheit, als das perfide Alarmgeschrei der „Situation" und des „Monde", mit welchem man die öffentliche Aufmerksamkeit zu beschäftigen sucht. Während sich die wiener Blätter trotz aller Abneigung gegen das vergrößerte Preußen von dem Treiben der in Hietzing versammelten hannoverschen Emigration abwenden und das Loos des Welfenkönigs als verdientes und unabänderliches ansehen, finden der ohnmächtige Grimm und die intriguante Verlogenheit der höfischen Particularistenpartei in den genannten pariser Journalen bereitwillige Organe. Wenn dieser Mohr seine Pflicht gethan, wird man auch ihm die Thür zu weisen wissen, denn daß der norddeutsche Bund mit Hebeln dieser Art nicht aus den Angeln gehoben werden wird, weiß man in Paris ebensogut wie in Wien. In Illusionen über diesen Punkt zu leben, ist das Privilegium des hannoverschen Exkönigs und jener würdigen deutschen Collegen des Lohnschreibers Halländer, welche die Sprache der „Situation" in das Sächsische oder Schwäbische zu übersetzen und das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden bestrebt sind, sich heute in welfischem Legitimismus, morgen in demokratischer Großsprecherei ergehend.

In England hat die d'israelische Reformbill so ausschließlich alle Interessen in Anspruch genommen, daß die Fragen der großen europäischen Politik eine blos episodische Behandlung in den beiden Häusern des Parlaments erfuhren. Fehlt den Verhandlungen über das neue Wahlgesetz auch das dramatische Leben, das die greysche Reformbill in den bewegten Tagen, welche der Julirevolution folgten, zum bedeutendsten Ereigniß der Zeit machten, so bieten die bezüglichen Verhandlungen (die den Sieg der Tories täglich wahrscheinlicher machen) doch mannigfache neue Gesichtspunkte zum Studium der parlamentarischen Zeitgeschichte. Die Ueberlebtheit der alten Parteigliederung, die in Anlaß des laingschen Antrags wieder einmal deutlich hervortrat, und die Bedeutungslosigkeit, zu welcher das Haus der Lords herabgesunken, stellen es außer Zweifel, daß den englischen Institutionen eine Krisis bevorsteht, deren wachsende Dimensionen mit dem Aufschub der Reform, den Palmerston und später die Abdullamiten verschuldeten, in verhängnißvollem Zusammenhang stehen. Während die Haltung der Peerschaft noch vor 25 Jahren von entscheidendem Einfluß auf das Geschick des grey-russelschen Reformwerks war, die bezüglichen Debatten im Oberhause von ganz England mit athemloser Theilnahme verfolgt wurden, ist die Schlaffheit und Impotenz dieses Körpers heute der Gegenstand stets erneuerter Klagen der englischen Presse beider Parteien. Daß auch in dieser ersten Aristokratie der Welt „der Wille zum Leben" schwächer zu werden beginnt, daß sich auch hier die Symptome für die Theilnahme des dritten Standes an demRegiment mehren, dürfte die Aufmerksamkeit des Continents im höheren Maße verdienen, als die — besonders in Preußen übel vermerkte und in der

Digitized by Google

That ziemlich gewundene Erklärung Lord Stanleys über die Bedeutung der englischen Garantie in Sachen Luxemburgs. Ueber seine Abneigung gegen jede Einmischung in continentale Händel hat der edle Lord sich bereits vor Jahresfrist so deutlich ausgesprochen, daß uns seine letzten Auseinandersetzungen über die britische Auffassung einer Garantieübernahme nicht überraschend kommen konnten und so begreiflich die Verstimmung unserer Officiösen über die bezüglichen Aeußerungen ist, im Grunde wissen diese ebensogut wie andere Leute, daß Preußen in der luxemburger, wie in jeder anderen Frage nur auf sich selbst zu rechnen hat, wenn es Ernst wird. Die Geschichte der letzten Jahre ist zugleich die Geschichte des Absterbens der alten europäischen Politik, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die internationalen Beziehungen der Völker dieses Welttheiles in ein von der großmächtlichen Diplomatie geleitetes System zu bringen. Wollen zwei streitende Völker es nicht zum Kriege kommen lassen, so übertragen sie dieser Diplomatie das Geschäft, die bereits früher gewollte Ausgleichung zu formuliren und zu paragraphiren, — andernfalls handelt es sich um nichts weiter, als um einen Aufschub, zu welchem diese Vermittlerin den Vorwand geben muß. Angesichts der thatsächlichen Isolirung, in welcher die einzelnen Staaten sich seit dem Krimkriege befinden, ist die Rolle der Diplomatie, in soweit diese mehr thut, als augenblickliche Beziehungen regeln, ausgespielt und die Garantie, welche sie dem europäischen Frieden bietet, ist sicher die schwächste von allen vorhandenen.

Wenn wir noch vermerken, daß Jefferson Davis gegen Bürgschaft seiner Haft entlassen und in den Stand gesetzt ist, von Amerika nach England überzusiedeln und daß pariser Journale den Erzherzog Maximilian bereits auf der Reise nach Europa begriffen sein lassen, so sind die hervorragendsten Begebenheiten des abgelaufenen Monats — von Ereignissen kann nicht wohl die Rede sein — recapitulirt, das erste Halbjahr 1867 beschlossen. Der Schluß des preußischen Landtags nach allendlicher Annahme der nun mehr publicirten Bundesverfassung durch das Herrenhaus leitet die politischen Ferien ein, welche für Deutschland mit dem Julimonat beginnen, dieses Mal durch die allgemeine Abspannung der Gemüther übrigens schon früher indicirt waren.

Die bevorstehende Zolleinigung mit dem Süden und die angekündigte Tabaksteuer sind übrigens nicht die einzigen „Zeichen der Zeit", unter denen das neue Halbjahr beginnen soll. In der sächsischen Localpresse circulirten jüngst Gerüchte von einer bevorstehenden Regierungsvorlage behufs selbstverständlich „liberaler" Abänderungen der Verfassung unseres Königreiches; von diesen in omnem eventum Act zu nehmen, wollen wir nicht verfehlen!

Digitized by Google

Vermischte Literatur.

Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. v. Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, Ludw. Tieck u. A. (2 Bände, bei F. A. Brockhaus.)

„Wenn man nur immer die Geschicklichkeit hätte, wahr sein zu können, so wäre es nicht möglich, sich je schämen zu dürfen." Diese in Rahels Tagebüchern gelegentlich aufgestellte Behauptung, die ernsthaften Leuten zu allen Zeiten gleich unwahr erschienen sein dürfte, sie hat nicht gründlicher widerlegt werden können, als durch die Veröffentlichungen aus dem Nachlaß des Mannes, der durch ein halbes Menschenleben der Haushalter über die Geheimnisse des Kreises war, der sich um Rahel und die übrigen schönen Seelen Berlins gesammelt hatte. Während es bei der Lecture der vier Bände varnhagenscher Tagebücher noch geschehen konnte, daß das Interesse an den von dem Memoirenschreiber behandelten Thatsachen die peinlichen Empfindungen überwog, welche durch die Art und Weise der Behandlung derselben wachgerufen wurden, kommt man bei der Kenntnißnahme des Inhalts der vorliegenden Briefe über das Gefühl peinlichsten Unbehagens schlechterdings nicht hinweg: die „Geschicklichkeit", mit welcher Herausgeber und Briefsteller „wahr zu sein" bemüht gewesen sind, bringt dieselben so häufig in den Fall „sich schämen zu müssen", daß der Leser immer wieder genöthigt wird, diese verabsäumte Pflicht auf seinen Theil zu nehmen. Das gilt vor allem bezüglich der Briefe des Prinzen Louis Ferdinand, seiner Geliebten Pauline Wiesel und der einschläglichen Aufzeichnungen, auf welche die Herausgeberin ein besonderes Gewicht gelegt zu haben scheint, ob dieselben gleich die partie honteuse der Sammlung ausmachen. Da ist auch nicht eine Zeile, die gegründeten Anspruch darauf hätte, der Nachwelt überliefert zu werden: der geistreiche und großsinnige Fürst, der durch seinen Heldentod bei Saalfeldt die Verirrungen seiner Jugend wett machte, hat es nicht verdient, daß sein Verhältniß zu unwürdigen, nach Varnhagens eigenem Urtheil moralisch unzurechnungsfähigen Weibern bis ins Einzelne geschildert und einer Nachwelt überliefert werde, die nicht umhin kann, das zuchtlose Treiben einer in maßlosem Subjectivismus verkommenen Gesellschaft noch strenger zu richten, als die Zeitgenossenschaft gethan.

Auch die Aufzeichnungen von und über Wilhelm Humboldt, Chamisso u. s. w. werden höchstens dem Literaturklatsch, schwerlich aber der Culturgeschichte zu Gute kommen. Jene Versenkung in kleinlich persönliche Interessen und Beziehungen, die stete Beschäftigung mit der eigenen Individualität und Begabung, welche die Signatur des Zeitalters unserer großen Dichter und ihrer Epigonen ausmacht und zu dem größeren sittlichen Ernst und der Hingabe an objective Menschheitszwecke, welche unsere Epoche charakterisirten, in schärfstem Contrast steht, sie spricht aus jeder Zeile der 667 Seiten, welche die vorliegende Sammlung ausmachen. Daß sich manches aus denselben lernen läßt, daß sich unter der Spreu auch Waizenkörner finden, die für den Literatur- und Culturhistoriker von Werth sind, kann und soll freilich nicht

geleugnet werden. Unter den Händen eines ernsthaften Forschers hätte sich aus diesem Material etwas machen lassen, in seiner gegenwärtigen Form und bei seinem beträchtlichen Umfang macht es den Eindruck einer Speculation auf die Neugier des großen Publikums, dem es nicht sowohl um die Feststellung der geschichtlichen Wahrheit als um pikante Belege dafür zu thun ist, daß die s. g. großen Leute sittlich wenig besser gewesen, als die kleinen. Das gilt besonders von den dem Prinzen Louis Ferdinand und Humboldt gewidmeten Abschnitten. Der Theil dieser Briefe dagegen, welcher ernsthaften Inhalts ist und der Pikanterien entbehrt, ist ziemlich unfruchtbar und eintönig, denn es handelt sich entweder um Verhältnisse und Beziehungen, welche, soweit sie sich überhaupt übersehen lassen, ziemlich gleichgiltiger Natur sind, oder um den Austausch einförmiger Tagesnachrichten und gegenseitiger Achtungsversicherungen. Die Ausspinnung der varnhagenschen Hinterlassenschaft zu einem halben Dutzend dicker Bände hat den Werth wie den Credit derselben tiefer herabgedrückt, als er es verdiente und dürfte den Markt für Memoirenliteratur auf einige Zeit ziemlich gründlich verdorben haben.

Der Tugendbund. Aus den Hinterlassenschaften des Mitstifters Prof. Dr. H. F. G. Lehmann. Berlin, Haude und Spenersche Buchhandlung. 224 S. in 8°.

Die Literatur der deutschen Erhebung gegen das französische Joch und ihrer Vorbereitung in den Jahren zwischen 1807 und 1813 hat durch die Herausgabe der lehmannschen Aufzeichnungen über den Tugendbund eine dankenswerthe Vervollständigung und Erweiterung erfahren, die indessen mehr der künftigen Geschichtsschreibung, als der zeitgenössischen Lesewelt zu Gute kommen wird. Durch die Schriften Krugs, Voigts und Försters ist das Wesentliche über Entstehung und Geschichte des sittlich wissenschaftlichen Vereins bereits früher bekannt geworden und das interessante Detail, welches die vorliegende Schrift durch Veröffentlichung der gesammten Organisation, der ursprünglichen und der modificirten Statuten des Vereins und der Correspondenz seiner vornehmsten Leiter bietet, hat auf ein verhältnißmäßig kleines Publikum zu rechnen. Von besonderer Wichtigkeit scheint uns der fünfte und letzte Abschnitt dieses Werkchens zu sein, welcher eine Generalliste sämmtlicher fünfundzwanzig Kammern des Vereins und ihrer einzelnen Mitglieder veröffentlicht und dadurch eine vollständige Topographie des Terrains, auf welchem der Tugendbund wirksam gewesen und eine Uebersicht über die Männer ermöglicht, welchen die Nothwendigkeit einer sittlichen und geistigen Wiedergeburt des Vaterlandes zuerst aufging. Vielen Lesern wird es neu sein, daß Berlin ein außerordentlich geringes Contingent zu dieser Vereinigung gestellt hat und daß die Namen der hervorragendsten Patrioten, Volks- und Wissenschaftsmänner in der Generalliste nicht zu finden waren, weil sie dem Bunde, den man lange Zeit hindurch von ihnen gestiftet und geleitet glaubte, in Wahrheit niemals angehört haben.

Friedrich von Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Oestreichs im 19. Jahrh. von Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig bei S. Hirzel.

Dem Hauptinhalt nach bildet auch dieses Buch (126 S. in 8°) einen Beitrag zur Geschichte der Freiheitskriege, denn der Schwerpunkt der Aufgabe, welche der Verfasser sich gestellt hat, die Darstellung von Gentzs patriotischer Thätigkeit, fällt in die Jahre 1806—1813. Das Leben des einzigen bedeutenden deutschen Publicisten, der dauernd an der Herrschaft über Europa theilgenommen, des Mannes, dem

Digitized by Google

es zu ersprießlicher Bethätigung an den großen Angelegenheiten einer großen Zeit an nichts als an sittlicher Gesinnung fehlte, es muß grade in unserer Zeit eine besondere Anziehungskraft ausüben, da ein ganzes Geschlecht nach der Theilnahme an den Geschicken des Vaterlandes ringt, ein Geschlecht, bei welchem Charakterfestigkeit und Gesinnungstreue ebenso häufig, als Talente von den Dimensionen des gentzschen selten gefunden werden. Die psychologische Wahrheit des Bildes, welches Herr Mendelssohn von dem Entwickelungsgange seines Helden entwirft, zeugt ebenso von dem Fleiß und der Gründlichkeit, mit welchem das reiche Quellenmaterial benutzt worden, wie von dem feinen und liebevollen Verständniß, das der Autor für eine Natur mitgebracht hat, deren richtige Beurtheilung nur möglich ist, wenn man sich in sie und in die Zeit versenkt hat, welche für die Charakterbildung der Männer des goldenen Zeitalters unserer Literatur die entscheidende war. Wenn Julian Schmidt von Gentz sagt, er habe im Grunde nichts geschadet, weil es gleichgiltig gewesen, ob das Willkurregiment, in dessen Dienst er sich begeben, in gutem oder in schlechtem Stil gelobt worden, so möchte das für die Zeitgenossen, zu denen Gentz redete, nur sehr bedingungsweise gelten können: für diese hatte die Verbindung des ästhetischen Eudämonismus mit der bedingungslosen Hingabe an die Sache der alten europäischen Ordnung, wie sie sich in Gentz vollzog, etwas Typisches, und das Doppelleben, welches der Freund der Rahel und Vertraute Metternichs bis an das Ende seiner Tage führte, hat Vielen, welche von gleichen Bildungsvoraussetzungen ausgingen, zum Vorbilde und zur Entschuldigung gedient. Das Verdienst unseres Autors besteht darin, dieses typische Moment in dem Entwickelungsgange des Schriftführers der karlsbader Beschlüsse nachgewiesen, Gentz als echten Repräsentanten jener Gesellschaft charakterisirt zu haben, „welche mit Esprit und Lebensluft gesättigt und in heiterer Aufklärung herangewachsen, dem Gedanken der Pflicht entfremdet war.“ — Dem mendelssohnschen Buch ist nur ein Vorwurf zu machen: sein bescheidener Umfang, der es bei einer Skizze bewenden läßt, statt ein ganzes Bild, eine eingehende Biographie zu geben. Die Vorrede geht von der bekannten, der ersch-gruberschen Encyklopädie einverleibten haymschen Arbeit aus und weist an der Hand des reichen, seit dem J. 1853 veröffentlichten Materials die Berechtigung einer Ergänzung jener trefflichen Abhandlung nach. Da dem Verf. überdies eine umfangreiche handschriftliche Literatur zur Seite gestanden, hat derselbe das Recht zu einer neuen biographischen Arbeit so vollständig nachgewiesen, daß sein Verzicht auf eine umfangreichere Behandlung namentlich im Interesse der weiteren Kreise, denen die früheren Arbeiten und Quellen nicht zugänglich gewesen, bedauert werden muß. Immerhin hat das vorliegende Buch sich den Anspruch auf allgemeine Kenntnißnahme und Beachtung erworben, insbesondere da die Darstellung der späteren Thätigkeit Gentzs in Oestreich eine Fülle neuer Thatsachen und Gesichtspunkte bietet. Für die Niederwerfung der neapolitanischen Erhebung, das Verhältniß des wiener Cabinets zu der griechisch-türkischen Frage und Gentzs Stellung zu der damaligen europäischen Lage sind die von Herrn Mendelssohn benutzten officiellen Actenstücke höchst lehrreich und interessant. — Erwähnt sei noch, daß der verdienstvolle Biograph Capodistrias eine Arbeit über Talleyrand in Aussicht stellt, deren Erscheinen nach den Veröffentlichungen, die Bernhardi in seiner Geschichte Rußlands über des französischen Botschafters Verhalten auf dem wiener Congreß gegeben, mit besonderem Interesse entgegenzusehen ist.

Herausgeber: **Gustav Freytag.** — Verantwortlicher Redacteur: **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Die preußische Kriegsmarine.

Die ungepanzerten Schraubenschiffe, „die Gazelle".

Gering ist in der preußischen Marine die Zahl der Segelschiffe und Raddampfer, derjenigen beiden Kategorien von Schiffen, die sich für Seegefechte nicht mehr verwenden lassen, aber erfreulich ist bereits jetzt ihr Bestand an ungepanzerten Schraubenfahrzeugen, Schiffen, die außer ihrer Schraubenmaschine auch noch volle Takelage, und somit die Vortheile der Segelschiffe haben.

Vor einigen Jahren war die öffentliche Meinung auch über den Werth ungepanzerter Schraubenschiffe in der Kriegsmarine zweifelhaft geworden: man nahm an, dieselben würden durch die Panzerschiffe gänzlich verdrängt werden. Wenn nun aber auch anzuerkennen ist, daß die Panzerschiffe für große rangirte Seeschlachten und für Beschießung von Befestigungen eine entschiedene Ueberlegenheit besitzen, wie wir später auseinandersetzen werden, so ist es doch unbestreitbar, daß in andern Beziehungen die Holzschiffe immer noch den Vorzug verdienen. Namentlich bei Fahrten nach weit entfernten, tropischen Gegenden, z. B. nach Ostasien, sind Holzschiffe für die Gesundheit der Mannschaft bei weitem zuträglicher als eiserne oder mit starken Lagen von Eisen bekleidete Schiffe, auf deren Wände die große Hitze sehr ungünstig einwirkt. Und gerade für den Schutz der Handelsinteressen in entfernten Gegenden sind ja die preußischen gedeckten und Glattdeck-Corvetten hauptsächlich bestimmt. Auch das Bewachsen des Bodens mit Seegewächsen, welche die Fahrt aufhalten und dem Fahrzeuge schaden, ist in den Tropen bei eisernen Schiffen zu gewärtigen, keineswegs aber bei hölzernen Kriegsschiffen, da der Boden stets gekupfert — mit ganz dünnen Kupferplatten beschlagen — ist, die nicht bewachsen. Nicht geringer ist der Vortheil anzuschlagen, daß an Holzschiffen Beschädigungen des Schiffskörpers in jenen fernen Gegenden mit Bequemlichkeit reparirt werden können, während Panzerschiffe dort weder hinreichend große Docks, noch Plattenmaterial, noch Schmiedewerkstätten in der nöthigen Vollkommenheit vorfinden, und ihre Repa-

Digitized by Google

raturen gründlich nur in europäiſchen Häfen ausführen können. Auch läßt ſich dem Uebelſtande bei ungepanzerten Schraubenſchiffen, daß die hölzernen Wände für feindliche Sprenggeſchoſſe verwundbar ſind, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade durch eine Vorkehrung abhelfen, welche die Unionsſchraubenſloop „Kearſarge" in ihrem Kampfe mit dem Conföderationskaper „Alabama" auf der Höhe von Cherbourg zuerſt zur Anwendung gebracht hat, und die auch nachher von den öſtreichiſchen Holzſchiffen in der Seeſchlacht bei Liſſa angewandt worden iſt. Dieſe Schiffe hatten nämlich in der Gegend der Waſſerlinie, derjenigen Stelle, wo Verletzungen am gefährlichſten ſind, weil das Waſſer durch das Leck ſofort ſtromweiſe eindringt und das Schiff ſinken macht, ihre ſchweren Ankerketten horizontal in mehren Lagen über einander um den Schiffskörper herumgelegt, dieſelben durch eingeſchlagne kleine Bolzen befeſtigt und außen mit einer Planke verkleidet, und ſich dadurch für gewöhnliche Schüſſe, wenn auch nicht für Stahlgeſchoſſe, unverwundbar gemacht. Vor der Gefahr allerdings, daß Sprenggeſchoſſe den obern Theil der Schiffswand in Brand ſtecken oder viele Mannſchaft an den Geſchützen tödten konnten, waren ſie nicht geſchützt, während gut conſtruirte Panzerſchiffe vor dieſer Eventualität vollkommen ſicher ſind. Ein anderer Vorzug der Holzſchiffe gegenüber den Panzerſchiffen iſt ferner ihre weit größere Leichtigkeit und die daraus folgende Seetüchtigkeit, da ſie ſich von den Wellen leicht heben laſſen, während bei den ſchwerfälligeren Panzerſchiffen die Seen über das Deck brechen; endlich folgt aus der größeren Leichtigkeit der Holzſchiffe auch die Fähigkeit, reichere oder ſchwerere Geſchützausrüſtung zu führen oder ſchwerere und ſtärkere Maſchinen zu tragen, wodurch die Schnelligkeit bedeutend wächſt. So iſt trotz der entſcheidenden Bedeutung der Panzerſchiffe für das heutige Seegefecht dennoch den ungepanzerten Schraubenſchiffen durchaus nicht aller Werth abzuſprechen, dieſelben haben vielmehr eine Anzahl ganz weſentlicher Vortheile vor jenen eiſernen Ungethümen voraus. Sie ſind ſpeciell für die Stärke Preußens zur See von einer keineswegs zu unterſchätzenden Bedeutung, um ſo mehr als auch bei allen andern und beſonders denjenigen kleineren Marinen, welche als Gegner Preußens auftreten könnten, der größte Theil ihrer zur Action befähigten Flotte aus derartigen Schiffen beſteht.

Wie faſt alle Kriegsmächte zweiten und dritten Ranges, ſo hat auch die preußiſche Regierung bei der Gründung ihrer Schraubenflotte mit dem Bau von Schiffen mittlerer Größe begonnen. Wir haben keine Schraubenlinienſchiffe, weder Dreidecker noch Zweidecker: und daß dieſe nicht vorhanden ſind, iſt kein Nachtheil mehr. Denn die Linienſchiffe dürfen trotz ihrer großen Batterieſtärke, mit der ſie jedes andre Holzſchiff zerſchmettern können, dennoch nicht wagen, tüchtigen Panzerſchiffen in Schlachtlinie gegenüberzutreten, ſie ſind desbalb ſeit dem Aufkommen der letztern veraltet, und werden in andern Marinen, ſoweit es möglich iſt, in Panzerſchiffe umgewandelt. Wir beſitzen aber in der preußi-

schen Marine auch nicht einmal Schraubenfregatten höhern Ranges, da diese Schiffe bei einem verhältnißmäßig viel höhern Preise die Zwecke des Handelsschutzes auch nicht besser zu erfüllen vermögen als leichte Fregatten.

Dagegen ist die leichte Fregatte von 28 Geschützen derjenige Typus, dem die größeren Schiffe der preußischen Schraubenflotte sämmtlich angehören, ein Typus, dem man, vielleicht in der Absicht die eigne Stärke etwas zu maskiren, officiell den Namen „gedeckte Corvetten" gegeben hat — wenigstens sind die geringen Unterschiede der Zurüstung im Einzelnen nicht genügend, das Aufgeben des Namens „leichte Fregatte" zu begründen. Die „gedeckte Corvette" ist ein großes Schiff mit vollständiger Vollschifftakelage, das wie jede Fregatte — und was nur der Fregatte charakteristisch ist, — eine gedeckte Batterie enthält, welche sich außen durch einen weißen Streifen markirt. Außerdem führt sie auf dem Oberdeck Pivotgeschütze d. h. Geschütze, welche auf Kreisschienen um einen Zapfen (pivot) gedreht und nach allen Seiten hin gerichtet werden können. Jeder Seemann, der die preußischen „gedeckten Corvetten" sieht, wird dieselben nach ihrem Aeußern für Fregatten erklären. Der Unterschied gegenüber andern Fregatten besteht nur in folgenden geringfügigen Einzelheiten. Erstens stehen auf dem Oberdeck keine Breitseitengeschütze. Ihr Fehlen ist aber nicht zu bemerken, da die Geschützpforten auf der schwarzen Brüstung des Oberdecks auch bei Fregatten nicht hervortreten. Sodann fehlen der gedeckten Corvette Back und Schanze, zwei halbdeckartige Verschläge auf dem vordern und dem hintern Ende des Oberdecks, welche sich dadurch bilden, daß auf dem Oberdeck die vordere und die hintere Spitze durch eine Querwand abgeschnitten wird, welche mit der mehr als mannshohen Brüstung des ganzen Oberdecks gleiche Höhe hat, und daß dann die so abgeschnittenen Räume an beiden Enden des Oberdecks mit einem leichtern Plankenboden nach oben hin geschlossen werden. Bei der gedeckten Corvette sind, wie gesagt, beide Halbdecke weggelassen, um die Enden des Schiffs zu erleichtern — was bei hohem Seegang wichtig ist —; bei andern großen Kriegsschiffen aber ist, wenn auch Modelle neuerer Construction bisweilen keine Back, kein vorderes Halbdeck haben, doch die Schanze, das „Heiligthum" des Schiffes, stets vorhanden, als Stationsort für den Stab, der bei gedeckten Corvetten mehr nach der Mitte des Schiffs hin, auf der Commandobrücke, seinen Platz hat. Endlich ist die Schanzkleidung, die Brüstung, welche rings um das Oberdeck läuft, bei unsern Corvetten auffallend niedrig, nur etwa in Brusthöhe, keineswegs aber 7 Fuß hoch, wie bei gewöhnlichen größern Kriegsschiffen, wo sie die Bedienungsmannschaft der Deckgeschütze schirmen soll und natürlich jede Aussicht vom Deck unmöglich macht. Zwei andre Abweichungen vom Bau gewöhnlicher Fregatten können hierher eigentlich nicht gerechnet werden, da sie sich auch an einigen Exemplaren von Fregatten andrer Nationen finden: wir meinen erstens die runde, im Grundriß halbkreis-

Digitized by Google

förmige Bauart des Hinterschiffs über Wasser („rundgatt"), welche von der Gewalt der Wellen weniger zu leiden hat, als die platte, an beiden Seiten rechtwinklig abschneidende Bauart des „Hecks", der hintern Fläche des Schiffs („plattgatt"). Ebenso ist es eine, aber ebenfalls nicht specifische, Eigenthümlichkeit der preußischen gedeckten Corvetten, daß der vordere, der „Fockmast", abgesehen vom Top, der obersten Spitze, nicht kleiner ist als der Großmast, sondern ihm in den Dimensionen aller Stücke gleich, sowie daß die drei untern Raaen und Segel des hintern, des Kreuzmasts, den drei obern Raaen und Segeln jedes der beiden vordern Masten gleich sind. (Der Grund für diese gleiche Abmessung der Raaen und der zugehörigen Stücke der Takelage ist natürlich der, daß die Reserve-Raaen, -Segel u. s. w., welche jedes Schiff mit sich führt, gleichmäßig für verschiedene Stellen der Takelage verwendbar sein sollen, eine Einrichtung, die unleugbar sehr praktisch genannt werden muß.) Im Ganzen also sind die „gedeckten Corvetten" von den leichten Fregatten im Wesentlichen nicht verschieden.

Die Weise aber, wie man auf die Benennung „gedeckte Corvette" gekommen ist, hat man sich folgendermaßen vorzustellen. Man halte eine gewöhnliche Corvette, nach preußischem Ausdruck „Glattdeckcorvette" vor Augen, bei der sämmtliche Geschütze auf dem Oberdeck stehen, und die Brüstung des letzteren 7 Fuß hoch d. h. so hoch ist, daß die Bedienungsmannschaft der Kanonen gegen Horizontalfeuer geschützt ist. Denkt man sich nun in dieser Höhe über die Brüstung und das ganze Schiff ein neues leichtes Deck gelegt, das natürlich nicht im Stande ist, Breitseitkanonen zu tragen, wie das Oberdeck bei wirklichen Fregatten (die beiden Pivotgeschütze würden den Kanonen von Back und Schanze entsprechen) und denkt man sich ferner dieses neue leichte Deck mit einer schwachen niedrigen Brüstung umgeben, so erhält man die „gedeckte Corvette", ein Schiff, bei welchem die Oberdeckskanonen in einer gedeckten Batterie stehen. Dieses Schiff gewährt den Vortheil, daß einerseits seine Kanonen gegen Verticalfeuer, resp. Granatsplitter von oben und gegen das Niederfallen abgeschossener Stücke der Takelage geschützt sind, und ihre Bedienung weder durch derartige Unfälle noch durch das Manöveriren mit der Takelage gestört wird. Andrerseits aber kann auch die Bedienung der Takelage leicht und frei, wie auf einem Kauffahrer vor sich gehen, da keine Geschützexercitien stören, und das Deck klar ist.

In dem mehrfach erwähnten Flottengründungsplan war die Erbauung von acht gedeckten Corvetten in Aussicht genommen, eine Zahl, die natürlich jetzt bei Erweiterung der preußischen zu einer norddeutschen Bundesmarine bedeutend wird vermehrt werden müssen. Von jenen acht Schiffen sind bis jetzt vier vollendet: „Arkona", „Gazelle", „Vineta", „Hertha", und eine, die „Elisabeth" auf der k. Werft in Danzig im Bau begriffen. Alle diese Schiffe sind von etwa 1800 — genauer 1715 bis 1920 — Tonnen Gehalt mit Maschinen von

Digitized by Google

circa 400 Pferdekraft und 28 Geſchützen; doch führten „Vineta“ und „Hertha“ welche man zur Erzielung größerer Schnelligkeit etwas länger als die beiden anderen gebaut hatte, zur Zeit des däniſchen Krieges auf dem Oberdeck vorn wie hinten nicht ein ſchweres Pivotgeſchütz, ſondern zwei, ſo daß ihre Geſchützzahl ſich im Ganzen auf 30 Kanonen belief. Wenn wir uns recht erinnern, ſtanden ſogar zu jener Zeit auch noch 2 Geſchütze, eins an jedem Bord in der Capitänskajüte, alſo noch hinter der Batterie, wo ſie alſo eine Verſtärkung der letzteren und zugleich eine Vertheidigung nach rückwärts ermöglichten, wie denn auch im letzten Stadium des Seegefechts bei Rügen, auf das wir unten genauer eingehen werden, „Arkona“ und „Nymphe“ ſich hauptſächlich mit ihren (zuſammen) 5 Heckgeſchützen vertheidigt haben. Die gedeckten Corvetten ſind ſämmtlich in Danzig auf der königlichen Werft gebaut, wo immer, ſobald die für ihren Bau beſtimmte Helling (überdachter Schiffsbauplatz mit Stapel) durch Ablauf des einen Schiffs frei geworden war, alsbald wieder der Kiel zum nächſten gelegt wurde. Der innere Bau dieſer gedeckten Corvetten mit ihren dicken Eichenholzſpanten, Rippenpaaren und Eiſenknieen iſt außerordentlich ſtark, ſo daß ſie einmal mit weit geringerer Gefährdung als die kleineren Corvetten feindliches Feuer in nächſter Nähe aushalten können und dann auch eine ungewöhnlich ſtarke Armirung mit ſehr ſchweren Geſchützen (theils gezogenen Kanonen, theils glatten Bombenkanonen ſehr großen Kalibers) von bedeutendem Rückſtoß zu führen vermögen, die ſie ſelbſt den däniſchen 44-Kanonenfregatten mit ihren glatten 30-Pfündern ziemlich ebenbürtig macht. Die Conſtruction mit einer Batterie iſt übrigens für die Seetüchtigkeit des Schiffs die günſtigſte, die ſich denken läßt; ſeine Höhe iſt dadurch ſo groß, daß die Wellen nicht über Deck brechen und die Stückpforten meiſtens offen bleiben können, wodurch man ſtets einen gut gelüfteten, für die Erhaltung der Geſundheit der Mannſchaft geeigneten Raum im Schiffe hat, und doch iſt das Gebäude wieder nicht, wie bei Linienſchiffen mit zwei oder gar drei Batterien ſo hoch, daß ein zu großes Obergewicht entſtände, ſondern daß für leichtes und ſchnelles Segeln gerade das richtige Maß innegehalten erſcheint. Der Preis eines jeden ſolchen Schiffes iſt durchſchnittlich, einſchließlich der Geſchützarmirung, 800,000 Thlr., wovon ungefähr 40,000 Thaler auf die Takelage kommen, während bei Kauffahrteiſchiffen mit ihrem leichteren Bau des Rumpfes bekanntlich das übrige Schiff in der Regel nur ziemlich ebenſo viel koſtet, als die Takelage.

Bei den gedeckten Corvetten Preußens iſt zwar ebenſo wie bei leichten Fregatten anderer Nationen die gedeckte Batterie außen durch einen breiten weißen horizontalen Streifen markirt, doch ſoll bemerkt werden, daß dieſe charakteriſtiſche Bemalung bei zweien unſerer Schiffe, nämlich „Arkona“ und „Vineta“ zur Zeit des däniſchen Krieges einer durchweg ſchwarzen Bemalung hat weichen müſſen. Auf dem Weiß heben ſich die Geſchützpforten ſehr ſcharf ab,

Digitized by Google

ſo daß beim Gefecht die Feinde bequemes Zielen gerade auf die Geſchütze und ihre Mannſchaft gehabt haben würden. Die „Gazelle“ dagegen, welche während jener Zeit zum Schutze der deutſchen Handelsintereſſen in Oſtaſien ſtationirt geweſen war, hat ihre Bemalung mit den preußiſchen Farben beibehalten und iſt ſo in ihre Heimath, den preußiſchen Hafen Kiel, zurückgekehrt.

Statten wir dem ſchönen Fahrzeuge einen Beſuch ab, um von der Erſcheinung eines ſolchen Kriegsſchiffes und von ſeiner inneren Einrichtung eine lebendige Anſchauung zu bekommen — ſind ja doch alle übrigen gedeckten Corvetten, von geringfügigen Einzelheiten abgeſehen, genau ebenſo gebaut und ausgerüſtet, wie die „Gazelle“.

Wir ſtehen unter den ſchattigen, prachtvollen Buchen und Linden des reizenden Weges, welcher von der Stadt Kiel hart am Waſſer nach dem nahegelegenen Badeorte Düſternbrook führt. Quer vor uns zieht ſich die Föhrde hin, jener langgeſtreckte, flußähnliche Meerbuſen, an deſſen innerem Ende diesſeits Kiel und Düſternbrook liegen, während jenſeits freundliche Anhöhen mit den bunt wechſelnden Streifen der Kiker und mit friſchgrünen Buchenknicks dem Auge einen willkommenen heitern Abſchluß bieten. Auf dem breiten Spiegel der Föhrde liegt ſtill eine Anzahl preußiſcher Kriegsſchiffe vor Anker, eins immer vom andern ſo weit entfernt, daß es bei wechſelndem Winde rings um ſeinen Anker ſchwenken kann, ohne mit den andern Schiffen zuſammen zu gerathen. In der Mitte aller liegt ſtolz, uns die Flanke zukehrend, die „Gazelle“. Lang hingedehnt wiegt ſich der elegant geformte Rumpf auf dem Waſſer, wie drohend in ſeinem tiefen Schwarz, von dem ſich contraſtirend der blendende Schmuck der Fregatte, der breite, weiße Batterieſtreifen abhebt; auf dieſem grellen Weiß ſetzen ſich wieder mit energiſcher Farbenwirkung die dreizehn viereckigen ſchwarzen Stückpforten mit ihren Geſchützmündungen ab, und laſſen recht deutlich ins Auge ſpringen, wie der obere Theil der Schiffswand in graziöſer Curve ein wenig nach innen geneigt liegt, um das Entern zu erſchweren. Die Fläche der Schiffswand mit ihrem Farbenwechſel begrenzen allerſeits gefällige Conturen: vorn die kühn und doch äußerſt gefällig geſchwungene, einer geſchweiften Conſole ähnlich vorſpringende Linie des Scheg und des Galjon, das dem Bugſpriet als Unterſtützung dient; hinten der feine, elegant nachläſſig in ſtumpfen Winkeln gebrochene Contur von Heck, Spiegel und Steuer, der ſich um ſo hübſcher ausnimmt, je ſchräger das Heck mit ſeinen ſchön geſchnitzten ſchwarzen Erkern nach hinten hinauslehnt. Unten begrenzt den Schiffskörper die ſcharfe gerade Waſſerlinie, fein geſäumt mit einer ſchmalen zart meergrünen Kante — es iſt der Kupferbeſchlag des Schiffsbodens, der ein wenig über das Waſſer herausſchaut und von der langen Reiſe mit Grünſpan bedeckt, nicht mehr das glänzende röthliche Gelb zeigt, wie bei neuen Schiffen. Auch den oberen Abſchluß des Schiffskörpers bildet eine ſcharfe gerade Linie; denn das

Digitized by Google

leiſe Aufſteigen derſelben nach den Enden zu iſt bei den Schiffen neuer Conſtruction dem Auge kaum bemerkbar, während dieſer „Spring“ des Decks in früheren Zeiten ungleich größer war und z. B. bei der „Geſion“ noch auffällig genug hervortritt, namentlich wenn man ſich auf dem Oberdeck ſelbſt befindet. Dieſe obere abſchließende Linie erſcheint mit einer weißen feingerippten Kante geſäumt, es iſt die Reihe der ſackförmig zuſammengebundenen Hängematten der Matroſen, die behufs der Lüftung, wie auf allen Kriegsſchiffen, Stück an Stück gereiht in einer Auskehlung der Schanzkleidung lehnen und einen eigenthümlichen Abſchluß des Ganzen bilden. Ueber dem Schiffskörper aber, aus dem Rumpf emporwachſend bis in ſchwindelnde Höhe, erhebt ſich in gegliedertem Aufſchwung die prächtige Takelage. Hier empfindet man ſo recht, daß die Vollſchifftakelage doch die ſchönſte von allen iſt. Gleich gewaltigen Chriſtbäumen ſtreben die drei mächtigen Maſten mit ihren Verlängerungen, den Stengen, empor, und wie Strahlenbündel, wie unzählige hinter dem Maſt emporlaufende, nach oben convergirende Stützen ſchießen vom Schiffskörper aus die Wanten und Pardunen und die Taue in die Höhe, welche den Maſt nach rückwärts halten. Und die Büſchel dieſer Taue erſcheinen um ſo dichter und reicher, als auch die größte Zahl der dünneren Taue, welche zur Regierung der Raaen und Segel dienen, parallel mit ihnen hinter den Maſten herniederläuft. Jeder Maſt mit ſeinen Tauen ſtellt ſich ſo dem Auge als eine mächtige durchſichtige Pyramide dar mit breiter Baſis und feiner ſcharfer Spitze, dem Bau eines gothiſchen Münſterthurmes ähnlich mit ſeiner zarten durchbrochenen Arbeit. Innerhalb dieſer Pyramide aber zeigt ſich eine wohlthuende Gliederung, da jede Stenge, jede Maſtverlängerung mit ihren Haltetauen in ſich wieder eine kleinere, innere Pyramide bildet, die nur dazu vorhanden zu ſein ſcheint, den durchſichtigen Körper des Ganzen wirkſam zu beleben. Wo nun dieſe kleineren inneren Pyramiden ſich von einander abſetzen, an den Punkten, wo die Vereinigung von je zwei Maſtverlängerungen liegt, da ſchweben, horizontal aufgehängt, in hoher Luft die Raaen, an denen die Segel feſtgemacht ſind. Vierfach an jedem Maſt hängen ſie über einander, mit ſchöner Ebenmäßigkeit nach oben ſich verjüngend, und ihre weitragenden Enden bleiben nicht in häßlicher ſpitz ausſpringender Vereinzelung wie beim Raaſegel des Flußſchiffes, dieſelben finden wieder durch beſondere Taue ihre Verbindung mit den Maſten und dem Körper des Schiffs, was dem Ganzen den Charakter feſter innerlicher Geſchloſſenheit und harmoniſcher Abrundung verleiht. Wie ein wirres und doch ſtreng regelmäßig geflochtenes Netzwerk, zart und überaus kunſtvoll, zeichnen ſich in den weiten Zwiſchenräumen der Maſten die verbindenden Taue derſelben, die Braſſen und die Stage, als feine ſchwarze Linien gegen den Himmel ab, und ſchaffen ſo einen gewiſſermaßen künſtleriſchen Schluß der Kette zwiſchen den pyramidal, in vollendetem Ebenmaß der Erſcheinung aufſtrebenden einzelnen Maſten

Digitized by Google

mit ihrer Zurüſtung. Als Krönung des Ganzen, als letzter Schmuck des luſtigen Aufbaues der Takelage, weht ſpielend, wie nachläſſig in Wellen ſich niederkräuſelnd, der lange ſchmale Wimpel vom Großtop, der Spitze des mittleren Maſtes, herab; trotzig vorſpringend ragt vorn das Bugſpriet, durch die ſtarken Stage halb nach oben gezogen, weit über die Waſſerfläche hin; und fröhlich flattert hinten von der aufgerichteten Gaffel des Kreuzmaſtes die weiße Flagge mit ihrem ſchwarzen Adler in der Mitte und dem eiſernen Kreuz oben in der inneren Ecke, mit dem glorreichen Symbol, das einſt die Schlachten der Freiheitskriege gewann, und jetzt die deutſchen Intereſſen im fernen Indien und China ſchützt.

Wir haben gezögert uns an Bord zu begeben. Denn auf dem Deck der „Gazelle" herrſcht anſcheinend ein wirres Durcheinander, in das wir nicht hineingerathen möchten: ein Summen, unterbrochen von ſcharfen Commandopfiffen, reges Hin- und Hereilen der Mannſchaft laſſen keinen Zweifel daran, daß augenblicklich Dienſt iſt. Da iſt natürlich ein Beſteigen des Schiffs nicht erlaubt, während ſonſt zu jeder dienſtfreien Zeit, ebenſo wie auf den Kriegsſchiffen aller andern Nationen, der Beſuch mit größter Liberalität geſtattet wird, ſogar in der Weiſe, daß man ohne zu fragen durch alle Etagen des Schiffs von oben bis unten hindurchgehen kann, und einzig die geſchloſſenen Thüren zu reſpectiren hat. An Bord der „Gazelle" ſcheint ſich aber jetzt plötzlich das Leben zu verdoppeln: erneuter Commandoruf, gellendes Pfeifen, in ſo wild contraſtirenden Tönen, wie man ſie ſonſt nicht hört, und in dichtem ſchwarzem Gewimmel klettert es ſofort mit raſender Geſchwindigkeit empor in den Wanten, den Tauen welche die Maſten nach den Seiten hin halten und vermöge quer eingeflochtener dünner Leinen zugleich als Strickleiter dienen. Die unteren Raaen füllen ſich mit Matroſen, doch die aufſteigende dunkle Maſſe ſcheint dadurch nicht geſchwächt, immer höher zieht ſich das Gewimmel, der einzelne Mann iſt in den Wanten nicht deutlich erkennbar, es ſieht aus, als ob die Maſchen des Taugewirres in ſtetem Wechſel von ſchwarzen Punkten ausgefüllt würden — da, plötzlich, ehe wir es uns verſehen, fallen wie mit einem Zauberſchlage, weißen Wolken ähnlich ſich entrollend, die vom Regen naß gewordenen Segel nieder. Der Zweck des Manövers iſt erreicht, ebenſo ſchnell, wie ſie ſich gefüllt, entleert ſich die Takelage von Mannſchaften, der Dienſt ſcheint beendigt, und wir nehmen ein Boot, um nach dem Schiffe hinzufahren, auf dem unſre braven blauen Jungen ihre Schnelligkeit in Handhabung der Takelage bewährt haben.

Erſt beim Näherkommen gewahren wir, wie hoch ſich die Schiffswand aus dem Waſſer hebt, wie weit über unſren Köpfen die Kanonen der Batterie herausſtarren. Wir ſind dicht am Schiff, da ruft uns die Schildwache auf der Fallreeptreppe zu, daß der Dienſt noch fortdaure, aber binnen wenigen Minuten zu Ende ſein werde. Dieſe Zeit benutzen wir, um uns einmal hart an der

Digitized by Google

Schiffswand um den großen Körper herumfahren zu lassen. Unser Boot gleitet längs der schwarzen Schiffwand hin, die mit Planken von großer Dicke, aber verhältnißmäßig geringer Breite bekleidet ist, damit die Plankenhaut den Formen des Gerippes recht willig sich anschmiege; wir können den Kupferbeschlag nahe der Wasserlinie mit seinen papierdünnen Platten von Folioformat und mit den unzähligen kleinen Kupfernägeln darin mit den Händen berühren; wir bemerken jetzt auch dicht über dem Kupferbeschlag die Reihe der Lichtpforten des Zwischendecks, die handgroßen, kreisförmigen Augen mit Glaslinsen von enormer Stärke, und über unsrem Haupte strecken sich die Geschützrohre weit aus den Pforten hervor, stark hervortretenden Gesimsstücken über den Fenstern eines großen Hauses vergleichbar. Wir sind am hintern Ende des Schiffes angelangt, das Boot wendet, wir befinden uns unter dem überragenden „Heck", der halbkreisförmig gebauten Hinterfläche des obern Schiffskörpers mit den zahlreichen, hart aneinanderstoßenden Fenstern der Capitänskajüte und den zwei Erkern auf deren beiden Flanken, deren schwarzes Schnitzwerk an die kunstvollen Holzsculpturen der Gondeln in der Marmorstadt Venedig erinnert. Ein wenig tiefer, da, wo der breite Obertheil nach der Wasserlinie zu sich verengert und zum „Spiegel" verschärft, wo die Näthe des Plankenbelaufs auffallendere Curven zeigen, erblicken wir dicht vor uns das mächtige fußdicke Steuer, nicht breiter als eine gewöhnliche Thür, aber um dreifache Mannshöhe unter Wasser reichend: hier, zwischen dem Steuer, das der Seemann blos „das Ruder" nennt, und dem Schiffe sehen wir in seltsam schwankendem spiegelnden Bilde aus dem Wasser die bronzenen Schraubenflügel heraufglänzen. Ueber unsern Kopf hinweg aber ragt der lange starke Giekbaum, eine Art horizontaler unterer „Segelstange" des hintersten mächtigen Gaffelsegels, dessen Fläche, wie man in den Werkstätten der Segelmacher sehen kann, vollkommen ausreicht, den Fußboden eines großen Saales zu bedecken. Dicht unter dem Giekbaum sind die Rettungsbojen festgemacht, große schwarze Hohlkugeln, die, wenn ein Mann über Bord gefallen ist, durch einfache Berührung eines Knopfs blitzschnell ins Wasser geworfen und zur Nachtzeit auch erleuchtet werden; ist die See nicht zu unruhig, so kann der Verunglückte leicht die Boje erreichen, die ihn über Wasser hält, und der Mannschaft im ausgesetzten Boot ist das Auffinden sehr erleichtert. Unser Boot steuert jetzt längs der andren Flanke der Fregatte unter der langen Reihe von Feuerschlünden nach vorn, eine Wendung bringt es plötzlich vor den mächtig gewölbten Bug. In der Mitte desselben steigt ziemlich senkrecht der baumstarke Vorsteven auf, ein gewaltiger Balken, der gleichsam die vordere Kante des ganzen Schiffskörpers bildet, und oben als Scheg in schöner Wellenlinie nach vorwärts ausgeschweift ist: so dient er wie eine Console dem Galjon, einer scharf, schnabelartig vorspringenden Galerie, als Träger, und die letztere ist wieder für das Bugspriet eine ornamentale Basis, während sie an ihrer vor-

Digitized by Google

dern Spitze das weiße Wappenschild des Schiffes mit dem Bilde einer springenden Gazelle weist. Zu beiden Seiten des Galjons hängen unter den Krahnbalken die wuchtigen Anker mit ihren massiven eisernen Armen und Flüen (Schaufelenden); aus den Klüsen, den hierfür bestimmten augenförmigen Oeffnungen, kommen die kolossalen Glieder der Ankerketten hervor; und über den ganzen Bug, weit nach vorn hinaus, streckt sich das lange Bugspriet mit seiner Verlängerung, dem Klüverbaum und der Unzahl stärkerer und schwächerer Taue, die ihn nach allen Seiten gegen das Abschlenkern bei starkem Seegang zu halten bestimmt sind.

Unsere Kreisfahrt um die Fregatte ist vollendet, da ruft die Schildwache mit einer Zuvorkommenheit gegen das Publikum, welche die Besatzung unserer Schiffe auszeichnet, daß jetzt an Bord zu kommen verstattet ist. In der Mitte der Schiffsseite ist an der Schanzkleidung des Oberdecks eine Lücke ausgeschnitten; vor derselben hat man eine balkonartige Plattform angebracht, auf welcher der Marinesoldat Schildwach steht, und zu dieser Plattform führt längs der Schiffswand eine bequeme, bis zum Wasserspiegel reichende Treppe mit Geländer empor. Aber nicht immer ist der Zugang so bequem gemacht; nur für die Zeit, wo das Schiff im Hafen liegt, kommt man den Besuchern in dieser Weise entgegen. In See müssen dicke, horizontal wie Treppenstufen an die Schiffswand genagelte Leisten als Stützen für die Füße, ein über Bord geworfenes Tau, das Fallreep, für die Hände genügen, wenn man sich an Bord hinaufarbeiten will und bei dem Schaukeln und Schlingern des Schiffs fällt allerdings dem, der zum ersten Male aufsteigt, das Aufklettern etwas schwer. Heut machen wir uns die Bequemlichkeit zu Nutze, wir steigen zwischen den bronzenen resp. gußstählernen Mündungen der Geschütze, die uns in der Nähe erst recht kolossal vorkommen, empor, an der Schildwache vorbei, und stehen plötzlich inmitten einer ganz neuen Scenerie.

Wie eine mächtige Brücke, die nach Art der Eisenbahnbrücken eben ohne Steigung und Senkung gelegt ist, in der Breite einer großen Straße bei ziemlich 200 Fuß Länge, dehnt sich die gewaltige Fläche des Oberdecks rechts und links vor uns hin, beiderseits von einem massiven brusthohen Geländer eingefaßt, während sich in der Mittellinie eine Masse wirrer hochragender Gegenstände aufthürmt, über welche unser Auge zuerst unterscheidungslos hingleitet. (Auf größeren Schiffen, als den gedeckten Corvetten mit ihrem niedrigen Bord, also auf Fregatten und Linienschiffen, wo die Schanzkleidung mehr als Mannshöhe hat, fällt mit dem Mangel der Aussicht nach allen Seiten auch die Aehnlichkeit des Decks mit einer Brücke weg; dort fühlt man sich fast wie in einem langen Saale, von dem die Decke weggenommen worden ist.) Auf den gedeckten Corvetten dagegen ist, wie gesagt, der Boden schnurgerade auch ohne die Wölbung nach den Seiten zu, wie sie auf kleineren Schiffen zu finden ist

Digitized by Google

plan und eben, wie die Dielen einer Stube und um die Sauberkeit dieſer Deckplanken, die ſich von gewöhnlichen Dielen nur durch ihre weit geringere Breite unterſcheiden, könnte manche Hausfrau den Capitän des Schiffs beneiden. Denn das „Schönmachen“ und „Feinmachen“ iſt eine Arbeit, auf die namentlich bei Kriegsſchiffen ſo viel Zeit verwandt wird, wie nirgend wo anders. Obwohl es auf dem Deck keineswegs ſehr laut iſt, herrſcht daſelbſt doch buntes Leben. Außer dem wachthabenden Cadetten, der mit dem Fernrohr auf der Commandobrücke ſteht, ſind keine Offiziere auf Deck; aber zahlreiche Gruppen von Matroſen haben ſich in den ſchützenden Winkeln niedergelaſſen, deren es unter den zahlreichen Schiffsutenſilien größeren Umfanges, wie Booten, aufgeſchoſſenen Taurollen, Kanonen u. ſ. w. ſo viele giebt. Hier liegt eine Anzahl älterer Leute, die kurze Pfeife im Munde, und vergnügt ſich am Kartenſpiel; dort ſitzen fleißige Künſtler und beſſern mit ſichtlicher Liebe und wirklich großer Virtuoſität ihre Kleidungsſtücke aus. Der Matroſe verſteht ſich darauf weit beſſer als der Landſoldat. Wieder andere haben ſich hingeſtreckt und ſchlafen in einer ſchattigen Ecke; noch andere lehnen über Bord und ſchauen in die Föhrde hinaus, oder ſehen erwartungsvoll nach der Stadt hin, wo vom Bollwerk ſoeben Boote mit hellen Damentoiletten abſtoßen wollen; andere ſchlendern lachend und plaudernd auf dem Deck dahin. Kaum haben ſie unſere Ankunft bemerkt, als ſie ſofort mit eifriger Dienſtfertigkeit zahlreich herbeieilen, um uns als Führer durch das Schiff zu dienen, aus Liebe zur Sache, in ſtolzer Freude darüber, uns *ihr* Schiff bewundern zu laſſen. Auch wer viele Kriegsſchiffe verſchiedener Nationen beſucht hat, wird gern die Begleitung annehmen; hin und wieder fällt doch eine neue Erfindung auf, die kürzlich auf der preußiſchen Marine eingeführt worden iſt; man hört, wenn man nur die Leute auf ihre Weiſe zu fragen verſteht, manches Intereſſante über die Eigenſchaften der Schiffe und aus dem kurzen däniſchen Kriege, den Uebungsreiſen, dem Dienſtbetriebe in der Marine bekommt man Schilderungen von ſo pikanter „Localfarbe“ zu hören, daß es wahrlich nicht gereut, eine Erzählung aus dem Munde der Matroſen angehört zu haben, um ſo mehr, als ſich unter dieſen Matroſen zuweilen junge Leute von ſehr hübſcher Bildung finden.

Wir ſind nach der vorderen Spitze des Schiffs gekommen, um von hier aus einmal die ganze Länge des *Oberdecks* zu überſchauen und dann die Einzelheiten genauer zu betrachten. Ein Blick rückwärts zeigt uns jetzt das Galjon, von dem uns der vordere Theil der Deckbrüſtung ſcheidet, und das mächtige Bugſpriet mit ſeinen gewaltigen beiden Querſtäben (der „Blinderaa“) von oben, vor uns finden wir die großartigere Perſpective über das ganze Deck mit ſeinen Maſten in der Mitte. Namentlich der vordere, der Fockmaſt fällt uns in ſeinen koloſſalen Dimenſionen hier ſo recht in die Augen; dicker als ein ſtarker Waldbaum (denn er iſt aus mehren Theilen zuſammengeſetzt

Digitized by Google

und von zahlreichen eisernen Ringen gehalten) steigt der kolossale Baum kerzengerade in die Höhe, und sein erster Absatz, wo die erste Verlängerung beginnt, und die erste mächtig lange Raa, mit ihren Enden die Breite des Schiffs weit überragend, aufgehängt ist, liegt schon so hoch, daß wir nur mit Mühe den Kopf so weit zurückbiegen, um dieselbe sehen zu können. Dort, dicht über der untersten Raa laufen die starken Wanten zusammen, die acht Taue, die jederseits vom Bord als Strickleitern nach der Spitze des Untermastes emporgespannt sind, und dem Auge so auf den Seiten einen Abschluß gewähren, indem sie bei allen drei Masten eine förmliche Tauwand auf jeder Seite des Schiffs bilden, ein Eindruck, der noch durch die kolossalen Davits verstärkt wird, auswärtslehnenden Stützen zum Aussetzen der Boote, und wie die Plattform eines Thurmes sehen wir hoch in der Luft den Bretterboden des Mars, eine breite Platte ohne Geländer, die um den Mast wie ein Kragen liegt und den Seeleuten darauf nur rechts und links durch die aufwärts gehenden Wandtaue einigen Schutz gegen das Herabfallen bietet, dieselbe Platte, welche von Binnenländern mit dem in der Seesprache nicht mehr gekannten Namen „Mastkorb" bezeichnet wird. Gleitet der Blick vom Mast hernieder, so findet er dicht vor den Füßen des Beschauers in der vordern Spitze des Decks wundersame Figuren, wie seltsam verschlungene orientalische Schrift- oder Namenszüge aus Messing, die zur Verschönerung in die Deckplanken eingelassen zu sein scheinen; doch diese hieroglyphischen Curven haben ihre sehr praktischen Zwecke, es sind die für die verschiedensten Richtungen berechneten Kreisschienen für das Rappert (Schiffslafette) des mächtigen gezogenen Gußstahl-24-Pfünders, der hart neben uns steht und als Pivotgeschütz bei Verfolgungen zu dienen bestimmt ist. Sonst erblicken wir keine Geschütze auf dem Oberdeck, im auffälligsten Gegensatz zu anderen Kriegsschiffen, bei denen die Flanken des Decks stets mit Breitseitgeschützen förmlich gespickt erscheinen. Denn das Oberdeck der gedeckten Corvette ist von Artillerie ganz klar, und weist dem Beschauer nur Ausrüstungsstücke für den rein nautischen Dienst. Indem wir langsam das Deck hinabwandern, finden wir am Fockmast die Ankerbeting, einen senkrechten Rahmen aus mächtigen massiven Balken zum Festlegen der Ankerketten, ferner die riesigen Spills, Wellen zum Aufwinden der Ankerketten, die von den Matrosen mittelst eingesteckter schwerer massiv eiserner Spaken gedreht werden. In der Mitte des Schiffs, in den Zwischenräumen der drei Masten lagern auf dem Deck sodann umgestülpte Boote, zum Theil von bedeutender Größe, deren feine Formen wir hier ganz in der Nähe bewundern können; dazwischen gähnen hier und da dunkle viereckige Luken, Oeffnungen von der Größe einer Tischplatte im Oberdeck, zum Theil mit einem Geländer eingefaßt, durch welche den Besucher kleine, sehr zierliche, messingbeschlagene Treppen nach den unteren Räumen hinabführen. Reserveausrüstungsstücke vervollständigen das bunte Bild des Decks;

Digitized by Google

lang hingeſtreckt, ſo lang, daß ſie einen großen Theil der geſammten Schiffslänge einnimmt, in der Mitte ſo dick wie der Leib eines ſtarken Mannes und nach beiden Enden ſpitz zulaufend liegt eine mächtige Reſerveraa neben den Maſten, und auf der anderen Seite lagert ebenſo eine noch dickere Stenge (Maſtverlängerung), ein ſo maſſiger Baum, daß man kaum begreift, wie derſelbe in die enorme Höhe des Mars aufgewunden werden kann. Dicht dabei fällt der Blick wieder auf ein leichtes zierliches Bootsgeſchütz, einen allerliebſten Gußſtahlvierpfünder mit Hinterladung und Keilverſchluß; dort zeigt eine Reſerveſchraube ihre wuchtigen gelbbronzenen Flügel, deren jeder bedeutend länger iſt als die Klafterweite eines großen Mannes von den Fingerſpitzen des ausgeſpannten rechten bis zu denen des linken Arms. Hinter jedem Maſt aber ſteigt eine die Augen wahrhaft verwirrende Fülle von dünneren und dickeren Tauen nach dem Mars und noch höher empor: da ſind Fallen, die Toppenanten, die Schooten, die oberen Braſſen und wie ſie alle heißen, ſämmtliche Taue eines jeden der oberen Segel, viele von ihnen in verſchiedenen Strängen aufwärts und wieder niederlaufend, da ſie durch Blöcke (Flaſchenzugrollen) meiſt in mehren Zickzackgängen gelegt und endlich unten am Maſt an zahlloſen Klampen, jedes an ſeiner beſtimmten Rolle feſtgemacht ſind. In der Mitte all dieſes Gewirres von Tauen fließt in leichter ſchmaler weißer Wellenlinie das zuſammengeſchnürte große Gaffelſegel (das Schoonerſegel, auch mit dem engliſchen Namen try-sail bezeichnet) gefällig längs des blaßgelb geſtrichenen Maſtſtammes hernieder.

Ziemlich in der Mitte des Schiffs ſteigt aus einem koloſſalen ſchwarzen Eiſenkaſten der hohe ſchwarze Schornſtein der Schraubenmaſchine in der Dicke eines rieſigen Bottichs empor, oben nach vier Seiten durch eiſerne Ketten reſp. Stangen gehalten, und beſonders hier in der Nähe der Maſchine, aber auch an verſchiedenen Stellen des Decks, fallen große ſenkrecht aufſteigende Blechröhren von mehr als Mannshöhe ins Auge, vom Umfang tüchtiger Kanonenröhre, und am obern Ende ſo umgebogen, daß ſie ihre breite Oeffnung nach der Seite hinkehren. Es ſind die Ventilatoren, welche mit ihrer Oeffnung nach der jedesmaligen Windrichtung geſtellt werden, und beſtimmt ſind, die friſche Luft aufzufangen und durch Löcher in den Decken unten nach der Batterie und den tiefer im Schiff gelegenen Räumlichkeiten zu leiten, alſo Inſtrumente, die für das Wohlbefinden der Beſatzung von höchſter Wichtigkeit ſind. Nahe dem hinterſten, dem Kreuzmaſt, liegt, von eiſernen Stützen in etwa 8 Fuß Höhe getragen, quer über das Deck von Bord zu Bord die Commandobrücke, eine Einrichtung, die man nur auf den neueſten ohne Schanze gebauten Schraubenſchiffen findet, und die offenbar von den Raddampfern entlehnt iſt, bei denen ſich die Radkaſtenbrücke, die Verbindung der beiden Radkaſtenſcheitel als der beiden höchſten Ausſichtspunkte für die Schiffsoffiziere von ſelbſt ergab. Dieſe

Digitized by

ſchmale Brücke mit dem ſchmächtigen, durchſichtigen Geländer iſt der Aufenthaltsort des Offiziers, der grade das Commando führt, im Gefecht der des Commandanten mit ſeinem Stabe; von hier aus kann er alles am beſten überſehen und leiten, denn er hat das Schiff mit dem größten Theil ſeiner Länge grade vor ſich; Telegraphen und Sprachröhre übermitteln ſeine Befehle nach der Maſchine und nach der Batterie mit ihren Geſchützen; der Compaß in ſeinem zierlichen glockenartigen Gehäuſe mit der Glasſcheibe ſteht ihm unmittelbar unter den Augen; und das Gleiche gilt von dem ſchönen, elegant mit Meſſing beſchlagenen and mit Mahagonieinlage verzierten Steuerrade, das ſenkrecht quer vor ihm ſteht, und deſſen Speichen, die als Handgriffe geformt über den Radkranz hinausreichen, von vier bis acht kräftigen Matroſenhänden gedreht, vermöge der Steuerketten dem Ruder und damit dem Schiff die gewünſchte Richtung geben. Auch hinter dem dritten, dem Kreuzmaſt, bietet ſich unſrem Auge noch manches Neue: hier liegt der große, mannsdicke Giekbaum horizontal vom Maſtfuß bis weit über die Deckbrüſtung hinweg; unter ſeinem äußern Ende, quer vor der Hinterſeite des Schiffs aufgehängt, ſchaukelt ſich hoch über dem Waſſer das niedlichſte Boot des Schiffs, die lange, zierlich geſchnittene Heckjolle; innenbords ſehen wir die Knöpfe für den Mechanismus der Rettungsbojen, die wir oben beſchrieben, und dicht davor ſteht, auch wieder auf Meſſingſchienen im Deck das zweite Pivotgeſchütz, ebenfalls ein gewaltiger gezogner Gußſtahl-24-Pfünder, der 68pfündige Vollgeſchoſſe ſchleudert, zur Abwehr des Feindes bei einem Rückzuge.

Durch eine der oben beſchriebenen viereckigen Luken, die mit horizontalen Schiebe- oder Einſatzthüren verſchloſſen werden können, ſteigen wir auf einer hübſchen Treppe nieder in die Batterie. Hatten wir auf dem Oberdeck vorzugsweiſe den Eindruck lebendigſter Mannigfaltigkeit, ſo frappiren hier unten in der Batterie die ſtarre Ruhe und Gleichförmigkeit und der düſtere Ernſt. Während am hintern Ende des Schiffs eine ſchön getäfelte Querwand von Eichenholz die geſchmackvoll meublirte Capitänskajüte abſchließt, dehnt ſich von dieſer ab die ganze Länge des Schiffs ohne Unterbrechung vor uns aus. Blos in der Mitte gehen die dicken Maſtenſtämme von der Decke bis zum Boden des Raums hindurch, in weiten Entfernungen von einander, und gemeinſchaftlich von den langen Windungen der hier aufbewahrten Ankerketten mit ihren koloſſalen Gliedern dicht am Boden umſchlungen, und ebenſo die ſchwarzen Eiſenkaſten, welche den Schornſtein und die Ventilatoren einſchließen, während in den Zwiſchenräumen der Maſten noch Luken mit Treppen nebſt Haufen von Kanonenkugeln in die Augen fallen. Sonſt aber zieht in dem großen Raum nichts die Aufmerkſamkeit auf ſich, als die lange Reihe von dreizehn Geſchützen an jeder Seite, die wie eine Allee von ägyptiſchen Sphinxen einförmig längs der ganzen Schiffswand aufgepflanzt ſtehn, mit ſchweren Tauen und Blöcken an den maſſiven Eichenwänden befeſtigt und mit den Mündungen durch die weit offenen quadra-

Digitized by Google

tiſchen Stückpforten hinausſchauend, durch welche die friſche Seeluft in vollem Strome hereindringt mit einem würzigen feinen Beiſchmack von Theer, und den Aufenthalt in dieſem Raume für jeden Seemann erquicklich macht. Der Boden beſteht ebenſo wie das Oberdeck wieder aus auffallend ſchmalen, penibel ſauber gehaltenen Planken, während die Decke dicht über unſern Köpfen nicht verſchält iſt, ſondern die mächtigen Deckbalken, d. h. die Querbalken zeigt, welche das Oberdeck tragen und in deren Zwiſchenräumen Enterbeile und Piſtolen, Revolver und Zündnadelbüchſen mit ausziehbarer Pike in gewiſſenhafteſter Ordnung aufgehängt ſind.

Abermals durch eine Luke zwiſchen den Maſten ſteigen wir in einen zweiten gedeckten Raum nieder, der ſich aber nicht mehr, wie die Batterie, hoch über dem Waſſer, ſondern mit ſeiner untern Hälfte ſchon unter Waſſer befindet und durch kleine kreisrunde Fenſter mit dicken Glaslinſen im oberſten Theile der Wand erleuchtet wird; es iſt das Zwiſchendeck, der Hauptaufenthaltsort der Mannſchaft. Der hintere Theil des Schiffes iſt wieder durch eine Querwand abgetrennt, und enthält hinter derſelben die recht comfortabel eingerichtete Offiziersmeß, den Speiſe- und Verſammlungsſaal der Offiziere und Cadetten, um den ſich die kleinen Cabinen der einzelnen Offiziere gruppiren. Das übrige Zwiſchendeck bis in ſeinen vorderſten Theil, wo das Lazareth etablirt iſt, d. h. wo hinter einem Segeltuch die Kranken in ihren Hängematten liegen, bildet wieder einen einzigen mächtig langen Raum, in dem ſich das bunteſte Matroſenleben entfaltet. An den Seiten befinden ſich Tiſche, deren Platte an die Wand aufgeklappt werden kann, um den Raum frei zu machen, während das gabelförmige Eiſen, welches die Tiſchbeine erſetzt und die beiden inneren Tiſchecken von der Decke her hält, ebenſo wie die Sitze der Leute entfernt werden können. Es iſt gerade Eſſenszeit — appetitlich duftet Backobſt mit Klößen — das ganze Zwiſchendeck iſt gedrängt voll von Matroſen, die alle „ſchaffen“ (eſſen), in der Back, der Eßſchüſſel, das wirklich ſehr gut zubereitete Eſſen auf den Tiſchen vor ſich. Der ganze beſchriebene Apparat aber verſchwindet, ſobald es nöthig iſt, wie durch Zauberkraft, und ebenſo ſchnell tritt beim Beginn der Schlafenszeit eine andere Scenerie an ſeine Stelle. In den Deckbalken ſind überall, wenige Fuß von einander eiſerne Haken eingeſchlagen und ein jeder davon correſpondirt, der Länge des Schiffs nach, mit einem andern im zweitfolgenden Deckbalken. In den einen dieſer Haken werden nun die beiden Oehſen an den beiden oberen Enden der Hängematte, einem viereckigen Bettuch aus ſtarker Segelleinewand, eingehängt und in den andern die beiden Oehſen an den unteren Ecken der Hängematte; ſo bildet dieſe letztere ein treffliches Lager, aus dem der Schläfer, weil er durch ſein Gewicht tief liegt, nie herausfallen kann, und das ſich auch während der ſtürmiſchen Bewegungen des Schiffs ruhig in Haken und Oehſen ſchaukelt. Dicht an der Küche finden wir

Digitized by Google

hier auch den Zugang zur Maſchine, durch deren ſinnverwirrende Complexe von Röhren, Geſtängen und Ventilen — alles blank und ſauber mit Oel abgerieben — ein ſchmaler Steg mit kleinen Treppchen in vielen Windungen führt. Am meiſten imponiren dem Laien die gewaltigen Cylinder und der Umfang der maſſiven Schraubenwelle, deren Lauf man, allerdings oft an dem Boden hinkriechend, bis zum hinterſten Theil des Schiffs verfolgen kann. Den größten Eindruck aber macht der Heizraum mit ſeinem eiſernen Fußboden, ein ſchmaler, dunkler Gang von der Höhe eines Saales zwiſchen zwei hohen ſchwarzen Wänden der Keſſel, in denen rechts und links kleine Thüren die Oefen bezeichnen, wo ſtets Feuerungsmaterial und Zunder fertig und bereit liegt, damit man bei eintreffendem Befehl augenblicklich das Feuer anmachen und die Maſchine baldmöglichſt in Gang bringen könne.

Die Maſchine liegt ſchon ſehr tief im Schiffe, und in gleicher Höhe, ebenfalls unter dem Zwiſchendeck ziehen ſich zwiſchen dem Boden des letzteren und dem unterſten Raum des Schiffes große Räumlichkeiten mit Vorräthen aller Art hin: Munition, Proviant, ganze Kammern voll Segel, große eiſerne Waſſerkiſten und die Pumpen für den Fall, daß das Schiff ein Leck bekommt — alles dies iſt hier unten aufgeſpeichert, wahrhaft ſtaunenswerthe Vorräthe, die für die Zeit einer Weltumſeglung zu reichen im Stande ſind.

Doch uns zieht es aus der dumpfen Tiefe hinauf zur heitern Helle; ſchnell durcheilen wir emporſteigend das Zwiſchendeck und die Batterie, wir ſtehen wieder auf dem Oberdeck und wollen als Schlußeindruck noch das Panorama von dem höchſten Punkte des Schiffs genießen, der ohne große Mühe zugänglich iſt. Eine Frage an den nächſten Deckoffizier und wir beginnen von dem Deck aus in den Wanten, den Strickleitern, auf der inneren Seite ein paar Sproſſen empor zu klimmen, ſchwingen uns dann herum und ſteigen nun gemächlich auf der ſchrägen Leiter immer höher und höher, bis wir in der Höhe der erſten Raa mit ihrem koloſſalen Rack angelangt, durch einen energiſchen Schwung in das Mars treten. Welch eine Ausſicht bietet ſich hier zwiſchen den Tauen der Takelage hindurch! Hoch ſtehen wir über dem Schiffe, das Deck unter uns erſcheint ſo klein und die Leute darauf ſo winzig wie Zwerggeſtalten — groß iſt nur drüben unſer Nachbar, der Großmaſt, geblieben, ganz ebenſo getakelt wie der, auf welchem wir ſtehen. Und nun die ferne Ausſicht! Das alte Kiel mit dem ſpitzen Thurm, die Linden von Düſternbrook und drüben die freundlichen Hügel von Ellerbeck, in der Mitte die blanke Föhrde, wie ſie, einem breiten Silberbande ähnlich, in leichter Krümmung nach der See hinzieht und im ſtolzen Kranze um uns die anderen Kriegsſchiffe ſchaukelt — der Anblick iſt herzerfreuend! Nur mit Mühe reißen wir uns los, klettern wieder nieder, ſpringen in unſer Boot und verlaſſen die ſchöne „Gazelle“, froh, ein ſo heiteres Bild von den Kriegsſchiffen der preußiſchen Flotte mit uns zu nehmen.

Däniſche Culturanſprüche.

Es würde eine ſehr oberflächliche Auffaſſung des deutſch-däniſchen Kampfes ſein, der ſeit reichlich zwei Jahrzehnten nun abwechſelnd mit der Feder und mit dem Schwerte durchgefochten wird, wollte man ihn lediglich auf das zwiſchen beiden Ländern liegende Gebiet von gemiſchter Nationalität zurückführen, das keins dem andern gönnt. In Wahrheit handelt ſichs um eine Auflehnung des däniſch-nordiſchen Nationalbewußtſeins gegen die deutſche Cultur, welche in Kopenhagen und folglich in Dänemark-Norwegen ſo lange obenauf geweſen iſt. Der politiſche Streit um Schleswig hat dieſes Feuer nur geſchürt, nicht urſprünglich angelegt. Im Gegenſatz zu den Oehlenſchläger, Baggeſen und Steffens, d. h. den hervorragendſten Vertretern des däniſch-norwegiſchen Geiſteslebens zu Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts, welche lieber in der deutſchen zeitgenöſſiſchen Literatur Plätze dritten Ranges einnehmen wollten als in der däniſchen den erſten Rang, hat ſich ſeit den zwanziger und dreißiger Jahren eine Richtung entwickelt, welche vor allem Emancipation von deutſchem Geiſt und Weſen fordert. In den damals beſonders ſchwunghaft und erfolgreich betriebenen Alterthumsforſchungen wurde dieſe Cultur ſich theils dieſes ihres zeitlichen Gegenſatzes überhaupt erſt bewußt, theils fand ſie für denſelben reichliche Nahrung, und an den natürlichen Genoſſen dieſer Studien, den übrigen ſkandinaviſchen Stämmen eine Anlehnung, ohne die den zwei Millionen Dänen doch wohl der Muth gefehlt haben würde, ſich von Deutſchland, der bisherigen Heimath aller ihrer höhern Bildung, feindlich loszuſagen.

Es iſt nicht ohne Intereſſe und Wichtigkeit, zu bemerken, daß dieſe Empörung gegen die Herrſchaft des deutſchen Geiſtes zum Theil grade auf dem Grenzgebiet ihren früheſten und ſchärfſten Ausdruck erhalten hat. Orla Lehmann, der Führer der deutſchfeindlichen däniſchen Nationalpartei, ſtammt aus einer urſprünglich deutſchen Familie, und war gar nicht ſo fern verwandt mit Theodor Lehmann in Kiel, dem 1862 geſtorbenen trefflichen Führer der deutſchgeſinnten Schleswigholſteiner. C. Ploug, der Redacteur Fäderlandets, des deutſchfeindlichſten aller kopenhagener Blätter, iſt in Kolding geboren, der jütiſch-ſchleswigſchen Grenzſtadt. Auf die ſogenannte Bauernhochſchule in dem nordſchleswigſchen Dorfe Rödding, einem eingeſtändlichen Daniſirungsinſtrument von nicht geringer Wirkung, führen die Dänen ſelbſt den ernſtlichen Ausbruch des Kampfes zwiſchen beiden Nationalitäten zurück. Endlich ſind es auch zwei ſchleswigſche Bildhauer geweſen, Eckersberg und Biſſen (der Schöpfer des berüchtigten flens-

Digitized by Google

burger Kirchhofslöwen), und nicht etwa der große Thorwaldsen, von denen die Entstehung einer specifisch dänischen oder nordischen Künstlerschule datirt.

Für dieses letztere Factum können wir uns auf einen Aufsatz in der Juninummer der „Nordisk Tidskrift för Politik, Ekonomi och Litteratur" berufen, welche Professor Graf G. K. Hamilton in Lund im Interesse des activen Skandinavismus herausgiebt. Der Aufsatz, von einem Dänen, Fr. Hammerich, anscheinend einem Geistlichen, verfaßt, führt den Titel: „Unser Platz unter den Culturvölkern". Er liegt also recht eigentlich und mehr als mancher unmittelbar streitende Tagesartikel, in der Richtung des deutsch-dänischen Kampfes. Dessen macht er denn auch nicht im mindesten Hehl. Das Bedürfniß, die dänisch-nordische Cultur als eine selbständige, eigenthümliche, ohne fremden Beistand lebensfähige nachzuweisen, wird hier hauptsächlich auf Kosten der deutschen Cultur befriedigt, die, wie es scheint, seit den schönen Tagen, da Baggesen und Oehlenschläger ihr noch gelegentlich unter die Arme griffen, nichts als Rückschritte gemacht hat.

„Die geistige Bewegung in Deutschland," schreibt Herr Hammerich getrost in die Welt hinein, „ist sichtlich auf dem Rückgang; bei uns dagegen ist sie im Fortschritt begriffen." Dies soll sich nicht etwa vorzugsweise oder ausschließlich auf die speculativen Wissenschaften beziehen, denn „die eigentliche Philosophie", räumt er ein, scheine die Sache seiner Landsleute so recht nicht zu sein. Dem Herausgeber der Nordisk Tidskrift, einem Antigermanen von in Schweden seltener Heftigkeit, hat er damit übrigens schon viel zu viel zugestanden. Graf Hamilton bemerkt in einer Anmerkung, die nordischen Völker hätten ganz im Gegentheil hohe Anlagen für die Speculation, Anlagen, welche um so werthvoller seien, als sie nicht von der abstrusen deutschen Art wären; wenn man sich einmal von unnöthigen Deutschereien (Tyskerier) freimachen wollte, so würden dieselben auch bald in echt nordischer Klarheit und Reinheit hervortreten. Ja es strahlten bereits am philosophischen Himmel der Zeit zwei Sterne ersten Ranges, Biberg und Boström, die man in Dänemark und Norwegen nur deshalb nicht kenne, weil man sich da immer noch zu sehr mit der deutschen Philosophie einlasse. Es wird also von jetzt an ohne Zweifel zu den Lebensregeln des Skandinavismus gehören, die Lectüre Kants und Hegels so sorgfältig zu meiden wie etwa die Schriften der jesuitischen Sittenlehrer.

In dieser Richtung hat die exclusiv nationale Propaganda freilich noch sehr viel zu thun. Sie muß das Deutsche aus den höheren Schulen auszutreiben suchen, in denen man sich gedankenloserweise noch immer mit der Sprache und Literatur des „Nationalfeindes" befaßt. Sie muß sehen, wie sie es ändert, daß alle Bibliotheken „in deutschem Stil angelegt" sind und „die meisten Bücher aus Leipzig verschrieben werden". Mit der Verdrängung der deutschen Lettern durch lateinische, die in Dänemark auch noch erst durchzuführen ist, hat

Digitized by Google

Fäderlandet bereits einen glücklichen Anfang gemacht, aber dieſes Blatt iſt eine Zeitung der Gebildeten, nicht der Volksmaſſen. Nicht zu dulden wird es weiterhin ſein, daß däniſche Muſiker wie Niels W. Gade — in Leipzig, norwegiſche Maler, wie Tidemand, A. und O. Achenbach und Gude — in Düſſeldorf ihren dauernden Wohnſitz aufſchlagen. Ihre Hauptaufgabe iſt ja nicht die Hervorbringung ſchöner Kunſtwerke, ſondern die Ausarbeitung einer ſpecifiſch nordiſchen Kunſt. Mit den in Paris und Rom anſäſſigen nordiſchen Künſtlern iſt es ſchon etwas Anderes; da werden doch weder ſie ſelbſt zu Deutſchen, noch ihre Werke gelegentlich der deutſchen Kunſt mit zu Gute gerechnet.

Merkwürdig nur, daß ſogar die Skandinaviſten unter einander von den Zuſtänden ihrer verſchiedenen Länder ſo mangelhaft unterrichtet ſind! Herr Hammerich wähnt in ſeiner däniſchen Beſchränktheit, es gebe nur bei ihm daheim eine beſondere nordiſche Kunſt. Als ob nicht — belehrt ihn Prof. Hamilton — der Schwede Fogelberg in die Sculptur, der Norwege Tidemand in die Malerei die nationale nordiſche Richtung eingeführt hätten! Es wäre gut geweſen, wenn der Herr Profeſſor, angeſichts der Unwiſſenheit, die ſelbſt in Dänemark über dieſen Punkt herrſcht, in Kürze hinzugeſetzt hätte, wie Tidemand die Leinwand und Fogelberg den Marmorblock auf eigenthümlich ſkandinaviſche Weiſe bearbeiten lehrt.

Die nordiſchen Völker ſind ſich des Werthes ihrer Beſonderheit durch die Wiedererweckung des grauen Alterthums bewußt geworden. Sie pochen auf das Alter ihres Stammbaums und die Reinheit ihres Blutes wie nur irgend herabgekommene Söhne eines großen adligen Geſchlechts, ohne zu bedenken, daß dies mehr als zweifelhafte Vorzüge ſind, wenn es ſich um actuelle Leiſtungsfähigkeit in Gegenwart und Zukunft handelt. Der ariſtokratiſche Sinn ſteckt ſo gründlich in ihnen, daß ſie die ganze Geſchichte Europas ungefähr in derſelben Weiſe anſehen, wie die eingefleiſchten Ungarn, welche annehmen, nicht nur die Geſchichte Oeſtreichs, ſondern die der abendländiſchen Chriſtenheit habe zu allen Zeiten auf den Großthaten ihres Volkes beruht. Die Normannen, d. h. Norweger haben dem Mittelalter alle kräftigen und edlen Züge verliehen, von den däniſchen Tropfen im Blute der Engländer ſchreibt ſich alles Große der engliſchen Geſchichte her und Guſtav Adolf iſt der eigentliche und einzige Held des Reformationszeitalters. Sogar Karl der Zwölfte wird unſerer Bewunderung als großer Mann verkauft, wenn auch vorſichtigerweiſe ohne nähere Anführung der Rechte, die er auf dieſen Titel erworben.

Dieſe ſonderbare hiſtoriſche Eitelkeit überträgt ſich ſogar auf die Beurtheilung des Verhältniſſes der däniſchen zu der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft, bezüglich welches man ſonſt die deutſche Präponderanz zu bekämpfen oder den deutſchen Einfluß zu leugnen leidenſchaftlich beſtrebt war. Wir wollen nur einige von Herrn Hammerichs in dieſes Capitel gehörenden Einbildungen

Digitized by Google

hier anführen, ohne ähnlicher Aeußerungen Anderer zu gedenken. „Die neuere däniſche Nationalliteratur," ſagt er, „iſt von älterem Datum als die deutſche; Holberg hat den Deutſchen niemals das Geringſte geſchuldet, er gab ihnen vielmehr einen Anſtoß und wurde der Vater ihrer neueren Literatur." Es kommt ja wohl vor, daß ein Kind über ſeinen Erzeuger lange im Ungewiſſen bleibt; aber in dieſem Falle, das müſſen wir geſtehen, kommt die Bekanntſchaft doch etwas zu ſpät. Wir werden uns kaum noch zu dem nöthigen Grade von Ehrerbietung und Dankbarkeit aufzuſchwingen vermögen. Ferner ſollen Rask und Nyerup „Grimm und die übrigen deutſchen Alterthumsforſcher erſt in Thätigkeit geſetzt" haben. Rask in Ehren, aber über dieſen in ſeinem Namen erhobenen Anſpruch würde er doch wohl ſelbſt erröthen, — von Nyerup zu ſchweigen. Jakob ſowohl als Wilhelm Grimm hatten ſchon manches Jahr in erfolgreichen Studien hingebracht, bevor ſie mit Rasks Forſchungen näher bekannt wurden.

Die gleiche, nahezu weibiſche Eitelkeit, die auf dem literariſchen Felde immerhin noch leichter verziehen wird, zeigt ſich auch auf dem politiſchen Gebiet, und erregt dann gradezu Widerwillen und Ekel. Freiheit und Bildung ſeien in Skandinavien heimiſcher als in den meiſten andern Ländern, meint Herr Hammerich; das habe ſich ſogar in den Tagen des däniſchen Abſolutismus nicht verleugnet! Eine ſo ſtramme monarchiſche Allgewalt, wie die des ſogenannten Königsgeſetzes in Dänemark, die bis 1848 beſtand, gab es bekanntlich in ganz Weſt- und Mitteleuropa nicht mehr. Aber das hält die Dänen nicht ab, auf die viel älteren und viel tiefergehenden Freiheitskämpfe Deutſchlands geringſchätzig herabzublicken. Sie machen ſich die Sache leicht. Das Streben der deutſchen Nation nach einer ihre Unabhängigkeit ſichernden Macht verſchwindet ihnen völlig hinter dem Expanſionsdrange des preußiſchen Staates, mit welchem es theilweiſe zuſammentrifft; und dieſen werfen ſie kurzweg in dieſelbe Claſſe mit ruſſiſcher Eroberungsluſt, von franzöſiſcher zu ſchweigen, die ihnen natürlich in viel ehrwürdigerem Lichte erſcheint. Und weil auf der anderen Seite das gleichzeitig vorhandene, ja noch ältere und ſtärkere Freiheitsſtreben der Deutſchen ſich vorübergehend mit halben Erfolgen beſcheiden muß, ſtreichen ſie daſſelbe gänzlich. Die Deutſchen ſind ihnen Sklaven, die das Joch nicht zu brechen vermögen, das den Dänen in einer ſchönen Märznacht des Jahres 1848 plötzlich und auf einmal vom Halſe fiel. Preußen und Oeſtreich, die deutſchen oder halbdeutſchen Großmächte, repräſentiren mit Rußland in Europa den Despotismus und die Barbarei, über die, wie es in dem däniſchen Nationalliede heißt, die Weſtmächte erſt dann ſiegreich triumphiren werden, wenn der „freie, mächtige Norden" auf ihre Seite tritt und „zum Siege führt die Sache der Völker".

Bei den bisher erwähnten, ziemlich allgemein gehaltenen Wahngebilden

überreizten nationalen Selbſtgefühls verſteht man indeſſen zur Noth noch, wie ſie ſich haben erzeugen können. Was ſoll man aber ſagen, wenn man Herrn Hammerich ins Einzelne gehen und z. B. rundweg behaupten hört, nur Dänemark beſitze Bauernhochſchulen, d. h. auf gut Deutſch Ackerbauſchulen? Dänemark habe derſelben gegenwärtig ein halbes Hundert und Norwegen wenigſtens einen Anfang, im übrigen Europa jedoch rühre ſich noch nichts? Wenn die Einbildung auf dem Grunde ſolcher Unwiſſenheit ruht, ſo hört auch bei ihren disputableren Ausſprüchen die Möglichkeit vernünftigen Streites auf.

Herr Hammerich, der die ſelbſtändige Bedeutung der nordiſchen Cultur ins Licht zu ſtellen ſucht, und Graf G. K. Hamilton, unter deſſen thätigen Auſpicien dieſe Beweisführung an die Oeffentlichkeit tritt, haben, wie aus den angeführten Proben wohl zur Genüge hervorgeht, weder Ueberblick noch Unbefangenheit und Geiſtesfreiheit genug, um eine derartige Aufgabe zu löſen. Das Unternehmen, den Werth der nordiſchen Cultur durch gewaltſame Herunterdrückung der deutſchen Cultur zu heben, kann uns höchſtens mit Mitleid erfüllen. Zu den Bedürfniſſen unſeres Nationalbewußtſeins gehört es nicht, die Dänen ſammt den übrigen Skandinaven in geiſtiger Abhängigkeit von unſerer Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur zu wiſſen. Wir gönnen ihnen ſo viel ſelbſtändiges geiſtiges Leben, als ſie nur immer hervorzubringen im Stande ſind, aus aufrichtiger Seele. Die Erinnerung an den Kampf Leſſings und anderer deutſcher Geiſtesheroen gegen franzöſiſche Einflüſſe kann uns ſogar eine gewiſſe Sympathie mit *den* Dänen einflößen, welche ſich in ähnlicher Weiſe von dem Drucke fremder Geiſtesherrſchaft zu befreien trachten, obgleich es die Herrſchaft unſerer eigenen Sprache und Bildung iſt, welche ſie ſo leidenſchaftlich abzuſchütteln beſtrebt ſind. Wir nehmen auch keineswegs für die Deutſchdänen Oehlenſchläger und Baggeſen Partei gegen den Originaldänen Holberg, ſondern geſtehen gern zu, daß jene ſich zu dieſem ungefähr verhalten wie Opitz und Gottſched zu Schiller. Ein Raſk, ein Oerſted, ein Steenſtrup finden in Deutſchland bei denen, welche ſich gleichartigen Studien widmen, ſo rückhaltloſe Anerkennung, als nur immer Einer unſrer eignen Sprach- und Naturgelehrten. Wir mögen bedauern, nicht in einer unſrer Groß- oder Univerſitätsſtädte ein gleich reichhaltiges und wohlgeordnetes Muſeum vaterländiſcher Alterthümer zu beſitzen, wie es im Prinzenpalaſt zu Kopenhagen beſteht, aber es fällt uns deswegen doch nicht ein, zu behaupten, das Germaniſche Muſeum in Nürnberg oder das Römiſch-Deutſche Muſeum in Mainz gehe jenem vor. Thorwaldſens Größe kann in ſeinem Vaterlande kaum höher gehalten werden als in Deutſchland, wo ſo manche ſeiner unſterblichen Schöpfungen im Original oder Abguß von begeiſterten Liebhabern über alle anderen Schätze gehegt werden, trotzdem daß unſere Rauch und Rietſchel doch auch nicht ganz zu verachtende Meiſter der Sculptur geweſen ſind. Dieſe Fähigkeit, fremde Leiſtungen

nach ihrem vollem Verdienſt zu würdigen, rechnen wir uns nicht einmal als beſonderen nationalen Vorzug an. Unſer Land und Volk hat in allen Richtungen der Cultur eine ſo reiche Fülle hervorragender Erzeugniſſe, großer und genialer Männer aufzuweiſen, daß uns nicht leicht der Gedanke kommen kann, ein Vergleich mit anderen Nationen werde möglicherweiſe zu unſerm Nachtheil ausſchlagen. Am wenigſten natürlich der Vergleich mit den Dänen oder auch mit den Skandinaven überhaupt, die an Vielſeitigkeit und Energie der Cultur zu übertreffen für ein ſo viel günſtiger ſituirtes Volk wie das unſere, für ein Volk von ſechsmal größerer Kopfzahl in der That keine ſonderliche Heldenthat iſt. Noch viel ferner liegt uns Deutſchen endlich die Vorſtellung, als hätten wir unſeren Anſpruch auf Rang und Stellung eines ſelbſtändigen Culturvolks erſt noch nachzuweiſen. Wir ſind ſo glücklich, uns auf die allgemeine Uebereinſtimmung der Anſichten berufen zu können. „Unſer Platz unter den Culturvölkern" wäre in Deutſchland höchſtens als akademiſches Thema denkbar, und dann würde den unglücklichen Verfaſſer oder Redner nicht ſowohl die Lückenhaftigkeit und ſtellenweiſe Armuth, als die durchgängige überwältigende Fülle des Stoffes in Verlegenheit ſetzen. Der Seitenblicke auf fremde Culturerrungenſchaften müßte er ſich ſchon im Intereſſe der nothwendigen Selbſtbeſchränkung enthalten, um nur überhaupt ans Ende zu kommen.

Warum aber ſollte eine ähnliche edle Enthaltſamkeit nicht auch einem däniſchen oder ſchwediſchen Nationalanwalt möglich ſein? Warum den eigenen rechtmäßigen Anſpruch auf einen ehrenvollen Platz unter den Ländern der europäiſchen Civiliſation dadurch verdächtigen, daß man eine andere Nation von dem ihrigen, unzweifelhaft höheren und breiteren, herabzuſtoßen ſucht? Geſchieht es, weil in Dänemark ſelbſt noch immer die däniſch-nordiſche Nationalcultur nicht vollſtändig über die einſt allmächtig herrſchende deutſche Cultur triumphirt hat?

Es wäre doch wohl ſicherer und heilſamer zugleich, dieſen vollſtändigen Triumph lediglich von rein geiſtigen und von loyalen Mitteln zu erwarten. Wir wollen nicht von der Möglichkeit einer Reaction reden, die ſich allerdings erfahrungsgemäß da einzuſtellen pflegt, wo dem realen Intereſſe und der wahren natürlichen Stimmung einer Volksmaſſe Gewalt angethan wird.* Aber geben die Dänen nicht grade ihre Bildung, d. h. das Werthvollſte, was es überall auf Erden giebt, geben ſie nicht einen Theil der Widerſtandskraft, mit welcher ſie jetzt ſelbſt gegen drohende fremde Uebergriffe ankämpfen, Preis, — wenn ſie den Kanal, auf welchem ſo vielen unter ihnen Bildung aller Art bisher vorzugsweiſe zufloß, die deutſche Sprache nämlich, zuſchütten und nicht mehr gebrauchen wollen? Iſt denn die Cultur, die ihnen bis jetzt auf dieſem Wege zuſtrömte, etwa durchgängig oder überwiegend, ja ſelbſt nur zu einem namhaften Theile ſo beſchaffen, daß ſie eine ihren nationalen Intereſſen und Aſpirationen

Digitized by Google

feindliche Propaganda machen müßte? Sind es etwa berliner oder hamburger Zeitungen statt der kopenhagener, welche man in Dänemark lesen wird, wenn das Deutsche nicht alsbald gänzlich aus den dänischen Schulen verbannt wird? Haben sie es nicht völlig in der Hand, von ihren leipziger Bücherballen jedes deutschpatriotische oder antidänische Product planmäßig-unverbrüchlich auszuschließen?

Uns Deutschen würde eine hermetische Abschließung der Dänen gegen unser Geistesleben ungleich weniger weh thun, als ihnen selbst; dafür sind wir eben die größere, reichere, besser situirte Nation. Unter uns denken aber auch trotz des zwanzigjährigen erbitterten Kampfes immer noch Manche, und darunter sogar active Patrioten, objectiv und ruhig genug, um nach dem definitiven äußerlichen Abschluß dieses Streits eine Verständigung zwischen den geistigen Führern beiden Völker für wünschenswerth und für möglich zu halten. Hoffentlich entziehen sich die Dänen solcher Annäherung nicht in eigensinnigem Trotze oder verblendeten herrschsüchtigen Zukunftshoffnungen. Wir müßten sonst über sie hinweg den Schweden die Hand reichen, die in der Mehrzahl keineswegs mit den Dänen einfach sympathisiren, sondern mit ihren Gesinnungen und Wünschen uns entgegenkommen, und einmal das leitende Volk des Nordens sind, ob uns auch die Dänen räumlich und innerlich näher stehen.

Alt-Mecklenburg auf dem Rückzuge.

Als im October vorigen Jahres die mecklenburgische Ritter- und Landschaft in Schwerin versammelt war, um über den mit Preußen abgeschlossenen Bündnißvertrag ihre Erklärung abzugeben, trat das Widerstreben gegen die bundesstaatliche Einheit und die Neigung zur Behauptung einer Sonderstellung noch in sehr schroffer Weise hervor.

Eine nicht geringe Anzahl von Mitgliedern der Ritterschaft, an ihrer Spitze die Herren Landrath v. Plüskow-Kowalz, v. Maltzan-Kl.-Luckow, Graf v. Bassewitz-Dieckhoff, v. Dewitz-Milzow und v. Dewitz-Kölpin erklärte sich gradezu für Ablehnung des Bündnisses. Diese Partei warnte vor den Gefahren, welche dem Lande daraus erwachsen würden, wenn

Digitized by Google

es wesentliche Grundlagen seiner staatlichen Existenz auch nur der Berathung eines Parlaments unterbreitete. Weder durch den Vorbehalt der freien Beschlußnahme über die aus der Berathung hervorgehende Verfassung, noch durch sonstige Cautelen lasse sich die Zuversicht begründen, daß es gelingen werde, das Land bei seinem Rechte zu erhalten. Die Frage, ob die der Oberaufsicht und Gesetzgebung der Bundesgewalt zu überweisenden Gegenstände nach beendigter Berathung mit dem Reichstage noch zu verfassungsmäßiger Erledigung auf dem mecklenburgischen Landtage mit Effect gebracht werden könnten, würde später in noch höherem Maße eine Frage der Macht, nicht des Rechtes sein.

Die große Mehrzahl der Ständemitglieder scheute sich zwar vor einem so entschiedenen Auftreten und glaubte die Zustimmung zu dem Bündnisse unter den obwaltenden Umständen nicht wohl versagen zu können. Aber sie umgab diese Zustimmung mit einer Menge von Bedenken, Wünschen und Bitten, die, falls sie unberücksichtigt blieben, bei der schließlichen Berathung leicht das Motiv für eine ablehnende Erklärung hätten bilden können. Die Führer dieser Partei waren die Landräthe v. Rieben-Galenbeck, Graf v. Bassewitz-Schwiessel und v. Stralendorff-Gamehl, ferner die Herren v. Flotow-Kogel, v. Böhl-Cramonshagen und v. Oertzen-Brunn.

Ihrem wesentlichen Inhalte nach liefen die vom Landtage zum Beschluß erhobenen Anträge dieser Partei auf Folgendes hinaus:

Es ward zunächst eine Bestimmung der Bundesverfassung gewünscht, wonach die in den „Grundzügen" vom 10. Juni v. J. der Competenz der Bundesgewalt überwiesenen Gegenstände das Maximum dieser Competenz für immer bilden sollten. Die Frage ob und unter welchen Bedingungen der Anschluß Mecklenburgs an den deutschen Zollverein stattzufinden habe, sollte von der freien Zustimmung der Stände abhängig bleiben, und ebenso wurde gegen die Unterordnung Mecklenburgs unter die Zoll- und Handelsgesetzgebung der Bundesgewalt Widerspruch erhoben. Die Bestimmung, daß die Wahlen für das Parlament nach dem Reichswahlgesetze vom 12. April 1849 vorgenommen werden sollten, wurde als „sehr bedenklich" bezeichnet. In Betreff der allgemeinen directen Wahlen wurde bemerkt, daß sie keine Garantie für ein dem ernsten und wichtigen Zwecke entsprechendes Ergebniß gewährten, dasselbe vielmehr lediglich dem Zufall überlieferten. Für das künftige definitive Wahlgesetz müsse daher eine diese Bedenken beseitigende Grundlage angenommen werden. Sehr ernste Bedenken wurden ferner gegen die Ausdehnung der Competenz der Bundesgewalt auf die Gesetzgebung über Freizügigkeit, Heimaths- und Niederlassungsrecht und Gewerbebetrieb geltend gemacht. Diese Bestimmung enthalte einen unzulässigen Eingriff in eigenthümliche einheimische Verhältnisse und werde namentlich für die Städte die drückendsten Uebelstände herbeiführen. Jedenfalls müsse für die einheimischen Verhältnisse

Digitized by Google

das bestehende Recht aufrecht erhalten und die Competenz der Bundesgewalt hinsichtlich der genannten Gegenstände auf die Beziehungen der Staaten zu einander beschränkt werden. Sodann wurde der „besonders dringende Wunsch“ ausgesprochen, daß die Civil- und Concurs-Proceßordnung, wegen der für die einheimische Gerichtsorganisation unvermeidlichen Consequenzen, der Gesetzgebung und Oberaufsicht des Bundes entzogen bleiben möge. Es sollte dadurch die Patrimonialgerichtsbarkeit in ihrem Bestehen geschützt werden. Endlich wurden die Landesherren noch ersucht, bei der definitiven Feststellung der Bundesverfassung die Garantie der bestehenden Landesverfassung durch die Bundesgewalt in geeigneter Weise herbeiführen zu wollen.

Von allen diesen Wünschen der Stände hat, wie ein Blick auf die Bundesverfassung lehrt, auch nicht ein einziger Berücksichtigung gefunden; vielmehr ist grade das Entgegengesetzte geschehen. Die Competenz der Bundesgewalt hat schon in der Vorlage, noch mehr aber in der vereinbarten Verfassung die wesentlichsten Erweiterungen erfahren und dieselbe kann in dem für Verfassungsänderungen vorgezeichneten Wege jederzeit noch weiter ausgedehnt werden. Eine Sonderstellung Mecklenburgs in Bezug auf das Zollwesen und die Zoll- und Handelsgesetzgebung wird nicht stattfinden. Die allgemeinen und directen Wahlen mit geheimer Abstimmung bilden einen Grundsatz der Verfassung. Die Competenz der Bundesgewalt hinsichtlich der Gesetzgebung über Freizügigkeit, Heimaths- und Niederlassungsverhältnisse und Gewerbebetrieb ist ohne Beschränkung anerkannt worden, ebenso deren Competenz in Bezug auf Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht und — ganz allgemein — in Bezug auf das gerichtliche Verfahren. Auch eine Garantie der bestehenden Landesverfassung durch die Bundesgewalt gehört zu den unerfüllt gebliebenen Wünschen der Stände.

Die beiden mecklenburgischen Staatsregierungen hätten ohne Zweifel alle diese Wünsche gern erfüllt und, wenn es möglich gewesen wäre, noch ein Mehres für die Erhaltung der Selbständigkeit Mecklenburgs gethan. Aber ihnen konnte es noch weniger als den Ständen entgehen, daß auf eine Verwirklichung solcher Gedanken nicht zu rechnen war, und selbst die beiden Mitglieder der mecklenburgischen Ritterschaft, welche sich unter den mecklenburgischen Abgeordneten zum Reichstage befanden, die Landräthe Graf v. Bassewitz-Schwiessel und v. Oertzen-Woltow, mußten sich in Berlin wohl bald überzeugt haben, daß der mecklenburgische Feudalismus keine Aussicht auf Berücksichtigung bei Feststellung der Bundesverfassung habe. Denn sie machten auf dem Reichstage, so viel bekannt ist, auch nicht einmal einen Versuch, für eine Sonderstellung Mecklenburgs im Bunde im Sinne der in Schwerin von ihnen verfochtenen particularistischen Tendenzen und der dort gefaßten Landtagsbeschlüsse zu wirken, sondern sie stimmten gleich den liberalen Abgeordneten aus

Digitized by Google

Mecklenburg ſchließlich für die Annahme der Bundesverfaſſung, obgleich ſie damit das demokratiſche Wahlgeſetz und ſo viele andere mit dem feudalen Ständeweſen vollkommen unverträgliche Beſtimmungen derſelben guthießen.

Als nun am 1. Juni der außerordentliche Landtag wieder in Schwerin zuſammentrat, um die vorbehaltene Erklärung über das vereinbarte Verfaſſungswerk abzugeben, da konnte es weder den Regierungen noch den Ständen verborgen ſein, daß der mecklenburgiſche Feudalismus in Berlin eine entſcheidende Niederlage erlitten hatte und daß dieſe jetzt von den Ständen ſelbſt beſiegelt werden ſollte.

Auf Seiten der Regierungen ſuchte man ſich das Unvermeidliche ſo gut als möglich zurechtzulegen. Man war innerlich durchaus nicht froh über das neue Band, mit welchem man ſich hatte umſchlingen laſſen müſſen, aber man konnte doch nicht wohl umhin, gute Miene zum böſen Spiele zu machen. Zu dieſer guten Miene gehörte es auch, daß der Landtag mit allem Glanz und Pomp, wie er auch kleinen Höfen zu Gebote ſteht, durch den Großherzog Friedrich Franz in Perſon eröffnet wurde. Dieſe Entfaltung äußeren Gepränges, zu welcher die andern mit Preußen verbündeten Regierungen bei der vorliegenden Gelegenheit keinen Anlaß fanden, ſchien andeuten zu ſollen, daß das Opfer an ſouverainer Macht, welches der neue Bund forderte, nicht als ein das Weſen der Souverainetät berührendes aufgefaßt werde und daß mit demſelben noch ein ſtarkes Selbſtbewußtſein ſich recht wohl vertrage. Zugleich wurde dadurch zu erkennen gegeben, wieviel Gewicht der Großherzog auf eine zuſtimmende Erklärung der Stände lege.

Die ſchweriſche Landtagsproposition ſprach die zuverſichtliche Erwartung aus, daß die Stände die vertrauensvolle Haltung, welche ſie bisher in dieſer Angelegenheit bewieſen hätten, auch jetzt nicht verläugnen würden, nachdem ſich ſchließlich herausgeſtellt habe, daß die ſtändiſchen Deſiderien, wie es mit einer euphemiſtiſchen Wendung hieß, „nicht in allen Punkten haben zur Geltung gebracht werden können.“ Es ſei von der Regierung das Möglichſte geſchehen, um diejenigen Wünſche der Stände, deren Verwirklichung dem Intereſſe Deutſchlands und Mecklenburgs entſprochen haben würde, zur Geltung zu bringen. Wenn ſie aber auch „in manchen Punkten“ habe nachgeben müſſen, ſo erblicke ſie dennoch in der vereinbarten Verfaſſung ein Werk, welches die im öffentlichen Rechte Deutſchlands entſtandene Lücke ausfüllend, die Hoffnung der Nation begründe, daß die neue Rechtsordnung, von der ſtarken Hand des Königs von Preußen weiſe gehandhabt, einen kräftigen Schutz zunächſt nach außen, dann aber auch gegen die „inneren Gefahren“ bilden werde, „womit die *deſtructiven Zeitſtrömungen* alle wahre Freiheit bedrohen.“ Damit dieſe Hoffnung ſich erfülle, bedürfe es der „aufrichtigen Mitwirkung aller politiſch geſunden Elemente in den beſtehenden deutſchen Staaten.“ Der Großherzog nehme „den

Digitized by Google

wahrhaft deutſchen umſichtigen Geiſt" in Anſpruch, der die Entſchließungen der Stände bei wichtigen Entſcheidungen ſtets geleitet habe, und richte an dieſelben die Aufforderung, „abſehend von etwaigen ferneren Bedingungen oder Wünſchen" zur Publication der vereinbarten Verfaſſung ihre Zuſtimmung zu erklären.

Aehnlich, nur mit noch etwas ſtärkerer Betonung des Bedauerns, daß auf wichtige und gerechte Wünſche habe verzichtet werden müſſen, ſprach ſich die ſtrelitziſche Landtagsproposition aus. Sie glaubte jedoch damit den Ausdruck des Vertrauens verbinden zu können, daß der bewährten Landesverfaſſung nicht blos die „vertragsmäßige Anerkennung", ſondern auch „ihre unter eingreifenden Veränderungen doppelt wichtige Wirkſamkeit geſichert" bleibe. Was der Concipient der Propoſition ſich unter der „vertragsmäßigen Anerkennung" der Verfaſſung gedacht habe, iſt nicht recht klar; es ſcheint, daß der den mecklenburgiſchen Regierungen bei Abſchluß des Bündnißvertrages von Preußen zugeſtandene Vorbehalt der Einholung der ſtändiſchen Zuſtimmung als Anerkennung der feudalen Landesverfaſſung gedeutet worden iſt.

Auf dem Landtage gab es allerdings eine kleine Partei, welche auf jede Gefahr hin, auch ſelbſt wenn die Annexion Mecklenburgs an Preußen daraus hervorgehen ſollte, die Ablehnung der Bundesverfaſſung wollte. Sie bildete jedoch nur eine unbedeutende Minderheit und brachte es nicht einmal zu gemeinſamen Kundgebungen, ſondern nur zu einigen vereinzelten Aeußerungen des Mißfallens und des Bedauerns. Sie hatte ſo geringen Einfluß, daß ſie ſelbſt auf die Vorberathung der Frage in einer Commiſſion verzichten mußte, obgleich ſie bei dem hierauf gerichteten Antrage von vielen Ständemitgliedern unterſtützt wurde, welche nicht für Ablehnung der Vorlage waren. Die Mehrheit entſchied für Schlußberathung im Plenum.

Unter den Gegnern der Bundesverfaſſung machte ſich in der Discuſſion beſonders ein Ritter aus dem Lande Stargard, Herr v. Oertzen-Lübberſtorf bemerklich. Derſelbe erinnerte an die glücklichen und geordneten Zuſtände des Landes, welche jetzt geopfert werden ſollten. Mecklenburg, ſo rühmte er, genieße eines allgemeinen Wohlſtandes, die Gefängniſſe leerten ſich, das Criminalgericht habe keine Arbeit, Polizei kenne man kaum und ſie incommodire ſelten jemand. Wie es in Preußen mit allen dieſen Dingen ſtehe und welche Armuth dort herrſche, das ſei hinlänglich bekannt. Die Gewerbefreiheit, welche mit der Bundesverfaſſung nach Mecklenburg kommen werde, ſei der Ruin des Handwerkerſtandes, durch die Freizügigkeit werde eine Ablagerung für alle Vagabunden in den Städten hergeſtellt werden, der Zollverband werde die geringeren Claſſen mit Steuern überbürden. Das Schlimmſte aber ſei, daß die Landesherren das Opfer ihrer Souverainetät darbringen ſollten. Denn darüber werde man ſich nicht täuſchen können, daß dieſelben durch die Bundesverfaſſung in der That mediatiſirt würden.

Zwei andere Ritter, die Freiherren v. Maltzan-Kleinluckow und v. Maltzan-Peccatel brachten den schriftlichen Antrag auf Ablehnung der Vorlage ein und begründeten denselben in folgender Weise: „Durch die Annahme der Verfassung wird Mecklenburg in den wichtigsten Theilen seiner Gesetzgebung und Verwaltung von den Beschlüssen der anderen Verbündeten abhängig und „dadurch in seinem Wohlstande, in der Fortentwickelung seines Rechtes und in dem ganzen Wesen seines staatlichen Organismus auf das tiefste, ja tödtlichste verwundet werden. Denn der Grundlagen seiner Freiheit, Selbständigkeit und Wohlfahrt beraubt, müßte es diese edlen Güter selbst verlieren; der Name Mecklenburgs würde uns bleiben, aber das eigene Wesen desselben entschwinden; die Liebe zum Vaterlande, die Pietät und Treue gegen unser Fürstenhaus würden erkalten, wir würden zwar keine Preußen, aber nur zu bald schlechte Mecklenburger werden." Mecklenburg habe jetzt die Aufgabe, gegen die Tendenz zur Bildung großer, alles nivellirender Militärmonarchien Widerstand zu leisten, welche die Keime aufreibenden Kampfes zwischen Militärdictatur und demokratischer Republik in sich tragen. Es sei möglich, daß Mecklenburg, wenn es auf seinem Rechte und seiner Selbständigkeit beharre, vergewaltigt, ja daß es preußische Provinz werde. Dann komme es, wenn nicht später eine Restitution seines Rechtes erfolgen sollte, wenigstens in eine, wenn auch schwer und schmerzlich zu tragende, doch klare und feste politische Lage, welche nicht die Möglichkeit ausschließe, daß sich daraus mit der Zeit eine befriedigende Existenz entwickele. Vor der Hand hätten die Stände die Pflicht, „Mecklenburgs Freiheit und Selbständigkeit in dem jetzt angenommenen Maße willentlich nicht schmälern zu lassen und nimmer zuzustimmen, daß des Vaterlandes reeller, historischer Bestand hingegeben werde gegen eine Zwitterexistenz, gegen ein elendes Scheinleben."

In ähnlichem Sinne äußert sich ein von zwei andern Rittern, Graf v. Bernstorff-Wahrstorf und v. Arnswaldt-Gustävel eingereichtes Dictamen. Es heißt hier über den Entwurf der Bundesverfassung: „Derselbe spricht die Vernichtung der Eigenart Mecklenburgs aus, ohne uns Aussicht auf eine naturgemäße Umbildung zu bieten. Der Entwurf verfügt die Mediatisirung unserer Fürsten, indem er die Summe der wichtigsten Regentenrechte einem fremden Souverain überträgt; er vernichtet die Selbständigkeit unsres staatlichen Lebens, indem er unser Schicksal in die Hände einer Zahl von Personen legt, die von den Interessen und Bedürfnissen Mecklenburgs keine Kenntniß oder die kein Herz dafür haben." Auch sie seien zwar für eine engere Einigung Deutschlands und bereit, Opfer dafür zu bringen; aber für das, „was unter der Pression einer rücksichtslosen Gewalt hergestellt ist", könnten sie sich nicht begeistern. „Daß Preußen nichts sucht als seine eigene Größe, und daß es dieser die Kräfte Deutschlands dienstbar zu machen trachtet, das mag wohl allmälig auch denen

gitized by Google

klar geworden sein, die sich eine Zeit lang mit Illusionen abgefunden haben." Wenn darüber noch ein Zweifel bestehen könne, so werde er durch die Preisgebung Luxemburgs beseitigt. Schließlich wird zur Ablehnung der Proposition aufgefordert, selbst auf die Gefahr hin, daß Vergewaltigung und schwere Drangsale eintreten. Was man freiwillig hingebe, könne man nicht zurückfordern; was aber mit Gewalt genommen sei, könne mit Recht zurückgefordert werden.

Die Mehrheit hatte zwar ungefähr dieselben Ansichten über die Bundesverfassung, wagte es aber nicht, dieselben zu verlautbaren. Auf eine Begründung ihrer Abstimmung verzichtend, verwarf sie mit 113 gegen 17 Stimmen die Ablehnung und entschied sich sodann mit 106 gegen 16 Stimmen für reine Annahme der Vorlage, welche durch nachstehende, vom Landrath Grafen v. Bassewitz beantragte Erklärung erfolgte: „Stände sind davon durchdrungen, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen für Mecklenburg unthunlich sei, eine Modification der vorgelegten Verfassung des norddeutschen Bundes zu erwirken, und da ebensowenig das Land von diesem Bunde sich ausschließen kann, so müssen sie darauf verzichten, ihren mehrfachen gewichtigen Bedenken gegen den Inhalt dieser Verfassung Ausdruck zu geben. Indem Stände aber, der Aufforderung der Landesherren folgend, zur Publication der vorgelegten Verfassung ihre Zustimmung ertheilen, können sie doch nicht umhin, auf die unbestimmte und deshalb höchst bedenkliche Tragweite des Artikel 78 wegen der Veränderungen der Verfassung des norddeutschen Bundes hinzuweisen, und da sie annehmen können, daß auch Serenissimi den Ständen nur die nothwendig mit der Verfassung des norddeutschen Bundes verbundene Modification ihrer Rechte anfinnen wollen, so glauben sie die zuversichtliche Erwartung aussprechen zu dürfen, daß Serenissimi in eine Competenzerweiterung des norddeutschen Bundes, wenn etwa die Befugniß dazu aus dem Artikel 78 hergeleitet werden sollte, durch Abgabe ihrer Stimmen niemals ohne vorhergegangene Zustimmung der Stände willigen würden." Der weitere Inhalt der Erklärung bezieht sich auf die Mitwirkung der Stände bei den transitorischen Gesetzen und denjenigen Veränderungen in den inneren Verhältnissen des Landes, welche sich als Consequenzen der Annahme der Bundesverfassung ergeben würden.

Die hier ausgesprochene „zuversichtliche Erwartung" ist, wie man sieht, weit davon entfernt, den ungehörigen Anspruch auf eine entscheidende Mitwirkung der mecklenburgischen Stände bei späteren Aenderungen der Bundesverfassung zu erheben. Es handelt sich in derselben nur um eine ständische Mitwirkung bei der Instruction der mecklenburgischen Stimmen im Bundesrath für Fälle der Verfassungsänderung, und diese bildet den Gegenstand eines Wunsches, nicht einer Bedingung. Aber auch in dieser bescheidenen Fassung, in welcher der Anspruch auftrat, hat derselbe keine Berücksichtigung gefunden, ebensowenig wie

gitized by Google

eine Erklärung der roſtocker Landtagsdeputirten, welche die erbvertragsmäßigen Rechte der Stadt Roſtock reſervirte. Der ſchwerinſche Landtagsabſchied ſpricht die beſondere Befriedigung des Großherzogs darüber aus, daß die Stände dieſelbe patriotiſche und einſichtige Haltung wie bei den vorbereitenden Verhandlungen bewährt und durch ihre Antwort die vom Großherzoge gehegten vertrauensvollen Erwartungen im vollen Umfange erfüllt haben. Am Schluſſe folgt die Zuſicherung, daß der Großherzog den Wünſchen der Stände in Betreff der aus der Bundesverfaſſung für Mecklenburg entſtehenden neuen Verhältniſſe zu jeder Zeit die „thunlichſte" Berückſichtiguag angedeihen laſſen werde. Damit ſtimmt die Faſſung des ſtreliţiſchen Landtagsabſchiedes weſentlich überein. Die von den Ständen ausgeſprochene Erwartung wird in beiden Schriftſtücken gänzlich mit Stillſchweigen übergangen.

Ein Mitglied der kleinen conſtitutionellen Partei in der mecklenburgiſchen Ritterſchaft, Dr. Bade-Griebow, hielt den Zeitpunkt für gekommen, um die Stände zu einer Kundgebung im Sinne einer Reform der alten Landesverfaſſung zu veranlaſſen. Er beantragte, die Bitte an die Landesherren zu richten, daß dieſelben baldthunlichſt die erforderlichen Schritte einleiten möchten, damit auch Mecklenburg eine den Verfaſſungen der übrigen Staaten des norddeutſchen Bundes analoge conſtitutionelle Verfaſſung erhalte. Die Motivirung erinnerte an die ſtaatsrechtliche Verpflichtung und an die aus dem Eintritt Mecklenburgs in den Bundesſtaat ſich ergebenden politiſchen, wirthſchaftlichen und finanziellen Gründe, welche die Nothwendigkeit einer Rückkehr zu dem im Jahre 1850 durch den Einfluß der feudalen Partei verdrängten Conſtitutionalismus darthun. Der Antrag ward jedoch ohne Abſtimmung verworfen.

Dr. Bade hatte ſeinen Antrag mit den Worten eingeführt: „Was Sie über meinen Antrag beſchließen, iſt mir gleichgiltig, da ich die zuverſichtliche Hoffnung hege, daß, wie es bei dem deutſchen Bundestage bereits geſchehen iſt, ſo auch über den mecklenburgiſchen Landtag die Geſchichte demnächſt trotz Ihnen zur Tagesordnung übergehen wird." Die Verſammlung nahm dieſe Weiſſagung zwar mit höhniſchem Gelächter auf. Es bleibt aber deſſenungeachtet wahr, daß der mecklenburgiſche Particularismus der neuen Bundesverfaſſung gegenüber nicht haltbar iſt und daß jenes einheits- und freiheitsfeindliche Gemiſch von mittelalterlichem Ständeweſen und modernem Abſolutismus, welches ſich als mecklenburgiſcher Staat zu behaupten gewußt hat, unter dem friſchen Hauche der bundesſtaatlichen Gemeinſchaft bald diejenige Zerſetzung und Auflöſung erfahren wird, gegen welche es ſich nur durch ſeine bisherige Iſolirung zu ſchützen vermochte. Wenn die ſchwerinſche Landtagsproposition auf die „deſtructiven Zeitſtrömungen" hinweiſt, gegen welche der Bund Mecklenburg im Innern ſchützen ſolle, ſo muß es dem gegenüber als die richtige Anſchauung gelten, daß der Bund einen ſolchen Schutz zu bieten weder im Stande iſt, noch beabſichtigt,

Digitized by Google

vielmehr seinerseits die fundamentale Destruction des mecklenburgischen Feudalstaats übernehmen wird.

In der Ueberzeugung von der umbildenden Kraft, welche die Bundesverfassung auf die staatlichen Institutionen Mecklenburgs ausüben werde, begegnen sich die feudale Opposition auf dem mecklenburgischen Landtage und die mecklenburgische liberale Partei. Die Einwirkung der Bundesverfassung auf Mecklenburg und deren Consequenzen sind in einem Vortrage, mit welchem ein Mitglied dieser letzteren Partei, der Vertreter des sechsten mecklenburg-schwerinschen Reichswahlkreises, Dr. Julius Wiggers, am 1. Juni zu Rostock seine Berichterstattung über den Reichstag abschloß, eingehend erörtert worden. Die Hoffnungen, welche die liberale Partei in Mecklenburg an die Bundesverfassung bezüglich der inneren Verhältnisse dieses Landes knüpft, werden in folgender auszüglichen Mittheilung aus dem bezeichneten Vortrage, die wir dem Bericht der „Rostocker Zeitung" entnehmen, ausgesprochen und begründet:

„Schon der Umstand, daß Mecklenburg mit den übrigen Bundesländern in eine engere Gemeinschaft getreten und an der Volksvertretung im Reichstage betheiligt ist, trägt den Keim weittragender Umgestaltungen in sich. Es hat schon auf dem berathenden Reichstage durch gewählte Abgeordnete seine Stimme erhoben, seine Klagen und Beschwerden vorbringen und dadurch die Aufmerksamkeit auf dieselben lenken können. Was in dieser Richtung bereits auf dem ersten Reichstage geschehen ist, wird seine Früchte tragen, auch wenn dieselben zur Zeit noch nicht in sichtbarer und greifbarer Gestalt vor uns liegen. Von der Thatsache, daß Mecklenburg an der Gesetzgebung, der Besteuerung und der Feststellung des Haushalts des Bundesstaates durch gewählte Abgeordnete betheiligt ist, daß die mecklenburgische Bevölkerung also als reif anerkannt wird, bei diesen gemeinsamen Angelegenheiten durch Männer ihrer freien Wahl mitzuwirken, wird sodann die Logik dahin führen, daß man der Bevölkerung auch die Befähigung zuspricht, in gleicher Weise auf die Angelegenheiten des Landes einen Einfluß zu üben. Das allgemeine gleiche Wahlrecht wird auch bei der Landes- und der Gemeindevertretung zur Geltung gelangen. Hat man dieser Bevölkerung das Grundrecht der Wahl ihrer Vertreter im Reichstage gewährt, so wird man schwerlich umhin können, auch die Bedingungen zu gewähren, welche von einer angemessenen Ausübung dieses Rechts unzertrennlich sind, das Recht der Erörterung politischer Fragen in Vereinen und Versammlungen. Die rege politische Gemeinschaft mit den Bevölkerungen der anderen Bundesstaaten legt auch die Vergleichung der beiderseitigen politischen Rechte sehr nahe. Was in den übrigen Ländern an politischen Freiheiten und Rechten vorhanden ist, kann uns nicht mehr vorenthalten werden. Sollten wir in Bezug hierauf schlechter gestellt werden, so würde darin ein ungünstiges Urtheil über unsern gesetzlichen Sinn und unsere politische Reife liegen, welches niemand und am

Digitized by

wenigſten unſere eigene Regierung zu verantworten ſich getrauen würde. Wenn man auf feudaler Seite gewohnt iſt, gegen uns den Vorwurf der Herabwürdigung unſeres Heimathlandes zu erheben, ſo beantworten wir dieſen Vorwurf mit der Frage, ob derjenige unſere Bevölkerung herabwürdigt, welcher ſich beklagt, daß ſie nicht gleiche politiſche Freiheit wie die anderen deutſchen Volksſtämme genieße und dieſe für ſie zu erreichen ſtrebt, oder derjenige, welcher erklärt, daß er ſie deſſen nicht für würdig halte. Die gewonnene bundesſtaatliche Einheit wird auch darauf hinwirken, daß die Abweichungen des mecklenburgiſchen Wahlgeſetzes von ſeiner Norm, dem Reichswahlgeſetze vom 12. April 1849, im Wege einer Reviſion des erſteren, welche durch die Bundesverfaſſung keineswegs ausgeſchloſſen iſt, beſeitigt und ausgeglichen werden. Das in der Bundesverfaſſung feſtgeſtellte gemeinſame Indigenat erfordert die Aufhebung der Beſchränkung des activen und paſſiven Wahlrechts auf Mecklenburger oder vielmehr reſpective Mecklenburg-Schweriner und Mecklenburg-Strelitzer. Die Einheitlichkeit des deutſchen Heeres, welche durch die Bundesverfaſſung eingeführt wird, verlangt die Aufhebung des Unterſchiedes der Militärperſonen hinſichtlich der Ausübung ihres Wahlrechts, alſo die Aufhebung der Beſtimmung, daß die mecklenburgiſchen Militärs ſich an den Wahlen für den Reichstag nicht betheiligen dürfen. Die Einheit des Reichstages und die bereits von dem erſten Reichstage getroffene Entſcheidung verlangen, daß die Beſtimmung des Reichswahlgeſetzes, wonach erlittene Strafen wegen politiſcher Verbrechen von dem Wahlrecht nicht ausſchließen, auch auf Mecklenburg ihre Anwendung finde.

„Weiter iſt der indirecte Einfluß nicht zu überſehen, welchen die Bundesgeſetzgebung auf die mecklenburgiſchen Verhältniſſe unausbleiblich ausüben wird. Ein großer und wichtiger Theil der Landesgeſetzgebung iſt der Bundesgewalt überwieſen und dadurch der Competenzkreis der Factoren der erſteren weſentlich beſchränkt worden. Auch iſt zu beachten, daß der Kreis der Bundescompetenz in der That weiter iſt, als es auf den erſten Anblick erſcheinen mag. Dies zeigt ſich unter Anderem in folgenden Punkten.

„Wir waren beſtrebt, den Grundſatz der Gleichheit der bürgerlichen und ſtaatsbürgerlichen Rechte ohne Unterſchied des religiöſen Bekenntniſſes zu einer Verfaſſungsbeſtimmung zu machen. Durch die erfolgte Ablehnung unſers Antrages iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß der Grundſatz ſolcher Gleichheit im Wege der Bundesgeſetzgebung zur Geltung gebracht werde. Denn in den Kreis der Bundesgeſetzgebung fällt die Geſetzgebung über das Staatsbürgerrecht. Wenn demnach die Bundesgewalt den Umfang und Inhalt des Staatsbürgerrechts zu beſtimmen hat, ſo hat ſie auch zu beſtimmen, ob zwiſchen einem chriſtlichen und einem iſraelitiſchen Staatsbürger ein Unterſchied an politiſchen Rechten bei Beſtand bleiben ſoll. Die Bundesgeſetzgebung erſtreckt ſich ferner auf den Gewerbebetrieb, die Freizügigkeit, das Niederlaſſungsrecht. Sie hat

Digitized by Google

also auch zu bestimmen, ob der Israelit in Bezug auf diese Verhältnisse geringere Rechte haben soll als der Christ.

„Wir hielten es ferner für erwünscht, daß das Recht der Gesetzgebung über die Presse und über politische Vereine und Versammlungen ausdrücklich der Bundesgewalt überwiesen werde, scheiterten aber dabei mit 128 gegen 130 Stimmen. Bei genauerer Betrachtung kann es jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß auch ohne eine solche ausdrückliche Ueberweisung die Competenz der Bundesgewalt die bezeichneten Gegenstände mit umfaßt. Denn nach Art. 4 der Bundesverfassung gehören das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren zur Competenz der Bundesgewalt. Diese ist also auch competent für die Strafgesetzgebung auf dem Gebiete der Presse und der politischen Vereine, sie kann auch das gerichtliche Verfahren in Bezug hierauf regeln. In die Preßgesetzgebung greift überdies die Gesetzgebung über den Gewerbebetrieb ein. Die Bundesgewalt hat also darüber zu entscheiden, ob die Befugniß, im Verwaltungswege die Concession für das Buchdruckergewerbe zu entziehen und Zeitungen und Zeitschriften zu unterdrücken und zu verbieten, erhalten bleiben soll.

„Eine weitere Einwirkung auf unsere Verhältnisse wird die zwischen uns und den übrigen Bundesländern eintretende Gemeinschaft des wirthschaftlichen Lebens ausüben, die freie Circulation der menschlichen Arbeitskraft und der durch sie geschaffenen Güter. Die Zollschranken, welche uns jetzt trennen, werden fallen, mag auch, wegen des bedauerlichen Hindernisses, welches wir uns durch die bekannte Bestimmung in dem Handelsvertrag mit Frankreich selbst auferlegt haben, der Zeitpunkt dafür noch nicht mit voller Sicherheit angegeben werden können. Bilden wir aber mit den übrigen Bundesstaaten ein gemeinsames Handels- und Verkehrgebiet, so werden wir genöthigt sein, alle diejenigen in unserem Wirthschaftssystem liegenden Hemmungen und Hindernisse zu entfernen, welche die Concurrenz unseres Handels und unserer Industrie erschweren. Wir werden uns, zur Sicherung des Erfolges, gleich günstige Bedingungen der wirthschaftlichen Thätigkeit schaffen müssen, wie deren unsere Mitbewerber sich erfreuen. Wir werden die Fesseln der Arbeit sprengen müssen, welche auf uns lasten. Es wird dazu eine Umwandlung unserer Gewerbe-, Heimaths- und Niederlassungsverhältnisse im Sinne der wirthschaftlichen Freiheit, ferner die Einführung der Theilbarkeit der großen Güter und die Erhebung der Bauern und bäuerlichen Erbpächter zu freien Eigenthümern — mittelst Freilassung der käuflichen Erwerbung ihrer Hufen — gehören. Nur so können wir die Production und die Consumtion auf die gebührende Stufe erheben und den allgemeinen Wohlstand fördern. Es fällt hiebei noch besonders der Umstand ins Gewicht, daß es schon jetzt in manchen städtischen Gewerben wie beim Landbau vielfach an der hinlänglichen Arbeitskraft fehlt. Nun aber wird der Zug nach außen, welchen die Schwierigkeit der hiesigen Verhältnisse ohnehin schon hervorruft, noch wesentlich dadurch verstärkt werden, daß durch das in der Bundesverfassung anerkannte gemeinsame Indigenat der Unterschied von Inländern und Ausländern zwischen den Angehörigen der Bundesstaaten aufgehoben wird. Das wird unter den obwaltenden Verhältnissen nicht uns, sondern nur den Nachbarländern zu Gute kommen, und kann uns, wenn wir uns nicht beeilen, durch geeignete Reformen unserer socialen Institutionen den Abfluß der Bevölkerung zu hemmen, die schwersten Verlegenheiten und Bedrängnisse bereiten."

„Endlich kommt der Einfluß in Betracht, welchen die von Mecklenburg zu übernehmenden bundesstaatlichen Pflichten und Leistungen ausüben werden.

Digitized by Google

„Wir dürfen uns darüber nicht täuschen: die Opfer, welche zur Erfüllung dieser Pflichten von uns werden gefordert werden, sind keineswegs unbedeutend. Es wird nicht fehlen, daß man die Bundesverfassung und unsere Zustimmung zu derselben wegen der Lasten, welche sie uns aufzuerlegen droht, hart angreift. Man wird aber dabei zunächst Eines nicht vergessen dürfen; nämlich, daß wir es nicht sind, welche diese Opfer gefordert haben, sondern daß die Forderung von den Regierungen ausgegangen und daß unsere Einwilligung in deren Uebernahme zur Bedingung der bundesstaatlichen Einigung gemacht worden ist. Wir mußten einwilligen, wenn das Werk der Einigung nicht wiederum und dann vielleicht für immer scheitern sollte. Unsere Regierung wird also gewußt haben, daß das Land die Lasten würde tragen können, und sie war, wenn sie diese Ueberzeugung hegte, dabei auch in ihrem guten Rechte. Warum sollte Mecklenburg nicht dasselbe Maß von Lasten tragen können, welches Preußen schon lange getragen hat? Aber gewiß ist es andererseits, daß Mecklenburg, wenn es den neuen Anforderungen gewachsen sein soll, dazu einer gründlichen Veränderung seiner staatlichen Einrichtungen bedarf. Sehen wir uns die von uns geforderten Opfer darauf näher an.

„Die Friedenspräsenzstärke des Militärs wird sich in Zukunft, nach dem Maßstabe von 1 Procent der Bevölkerung von 1867, auf 5601 Mann an Unteroffizieren und Mannschaften belaufen, während sie bisher nur wenig über die Hälfte dieser Zahl betragen haben wird, wogegen die Kriegsstärke unseres bisherigen Bundescontingents allerdings eine höhere war, indem dieselbe 6564 Mann betrug. Man wird indeß hoffen dürfen, daß durch die spätere Bundesgesetzgebung, bei festerer Begründung des europäischen Friedens und bei Erlangung rascherer Ausbildungsmethoden, diese Präsenzstärke, welche auch der productiven Arbeit mehr Kräfte als bisher entzieht, sich bedeutend werde abmindern lassen. Zu übersehen ist hierbei im Uebrigen nicht, daß mit der erhöhten Leistung auch die allgemeine Wehrpflicht, unter Ausschluß des Loskaufes von derselben eintritt und daß also dadurch der bisherige Vorzug der Wohlhabenden vor den Minderbegüterten hinsichtlich des Kriegsdienstes abgeschafft wird.

„Das andere Opfer, welches wir zu bringen haben, sind die hohen, namentlich für das Kriegswesen erforderlichen Beiträge zur Bundeskasse. Der ordentliche Einnahmeetat ist für das Interimisticum bis zum 31. December 1871 an Beiträgen für das Landheer auf 225 Thlr. pro Mann der Friedenspräsenzstärke festgesetzt, was also für 5601 Mann die Summe von 1,260,225 Thlr. ergiebt. Darin sind, ganz abgesehen von außerordentlichen Ausgaben, die Kosten für die Bundeskriegsmarine und für sonstige Bundesausgaben noch nicht mitbegriffen, welche für unser Land auf circa 140,000 Thlr. veranschlagt werden dürfen. Die Beiträge zu dem ordentlichen Etat der Bundeskasse berechnen sich also für Mecklenberg-Schwerin auf rund 1,400,000 Thlr. Die bisherigen Ausgaben für unsern Militäretat und an Bundesmatrikularumlagen lassen sich zu 750,000 Thlr. veranschlagen, so daß eine Mehrausgabe von 650,000 Thlr. bevorsteht. Gedeckt werden von jenen 1,400,000 Thlr. durch den auf unser Land fallenden Antheil an dem Ertrage der Zölle und Verbrauchssteuern circa 900 000 Thlr., so daß die großherzogliche Kasse an Matrikularumlage noch etwa 500,000 Thlr zuzuschießen haben würde. Für diese Kasse tritt also eine Erleichterung im Betrage von 250,000 Thlr. gegen früher ein, welche sich jedoch nach Abrechnung der cessirenden Einnahme aus dem bisherigen mecklenburgischen Grenzzoll und der landstädtischen Handelsclassensteuer, im Betrage von 200,000 Thlr., auf 50,000 Thlr reducirt. Die Mehrbelastung der Bevölkerung dagegen wird circa 700,000 Thlr. betragen, da sie die 900,000 Thlr. an neuem Zoll und Verbrauchssteuern aufzubringen hat, welche Summe die bis-

Digitized by Google

herige Aufkunft der großherzoglichen Kasse aus dem jetzigen Zoll und der Handelsclassensteuer der Landstädte um den genannten Betrag von 700,000 Thlr. übersteigt. Sicherlich fordert diese beträchtliche Vermehrung der Steuerlast zu einer Untersuchung der Frage auf, ob dieselbe überhaupt ausführbar sei, ohne daß eine anderweitige Erleichterung an den bisher gezahlten Abgaben eintrete, und ob nicht, neben der Abschaffung eines entsprechenden Theiles der letzteren, eine gerechte Vertheilung der Steuern nothwendig werde. Von Autoritäten im Fache unseres Steuerwesens ist die Ueberlastung der Städte im Verhältniß zur Ritterschaft bereits wiederholt zur Sprache gebracht worden, wenngleich von Seiten der letzteren die Richtigkeit jener Ansicht bestritten zu werden pflegt. Eine Revision unserer Steuerverfassung wird aber nur dann einen festen Ausgangspunkt gewinnen, wenn zugleich die Frage in Betreff des Bedarfs aufgeworfen wird, und der Bedarf kann nicht anders festgestellt werden, als wenn die nur verdunkelte, aber noch nicht ganz beseitigte Grenzlinie zwischen dem Bedarf des landesherrlichen Hof- und Haushalts und dem Bedarf der Staatsverwaltung von Neuem scharf gezogen wird. Zur Bestimmung der für die Deckung erforderlichen Einnahme ist dann eine Scheidung zwischen Kronvermögen und Kroneinkünften einerseits, und Staatsvermögen und Staatseinkünften andererseits erforderlich. Es ist anerkannten und unbestrittenen Rechtes, daß das landesherrliche Domanialvermögen principaliter die Kosten der Verwaltung des Landes zu bestreiten hat. Die Forderung der Aussonderung eines bestimmten Theiles des Domanialvermögens zur Bestreitung der Kosten der Staatsverwaltung würde daher keineswegs einen Anspruch auf fremdes Gut enthalten, sondern mit vollem Recht erhoben werden dürfen, um eine feste Basis für die Ordnung des Staatshaushalts zu gewinnen. Wir müssen wissen, was wir haben und was wir brauchen, um darnach bestimmen zu können, wie viel wir durch Steuern aufzubringen haben. Die erneuerte Aussonderung von Staatsgut aus dem Domanialvermögen würde für die Deckung unserer Staatsausgaben eine sehr solide Grundlage bilden, um so mehr, als die damit ermöglichte veränderte Art der Bewirthschaftung zu großen Ersparungen an Verwaltungskosten führen könnte. Die hier angedeuteten Veränderungen in den Besitzverhältnissen würden zugleich der jetzigen Landesverfassung ihre thatsächliche Voraussetzung entziehen und der Rückkehr zu einer constitutionellen Verfassung den Weg bahnen. Eine gewählte Landesvertretung würde dann wieder an die Stelle der jetzigen Stände treten, deren Mitglieder die ständischen Rechte durch Erbschaft oder Kauf oder von Gemeindeamtswegen erwerben und üben. Wenn wir den Anspruch auf Rückkehr in die constitutionelle Staatsform, in Anlaß der durch den Bundesstaat an uns ergehenden erhöhten Anforderungen, jetzt von Neuem erheben, so dürfen wir dabei gleichzeitig an wiederholt gegebene Zusicherungen erinnern, welche auch die Wiederherstellung der alten Landesverfassung im Jahre 1850 noch begleiteten und derselben den Charakter einer lediglich provisorischen Maßregel beilegten.

„Wir werden nach diesem Allen von der neuen Bundesverfassung auch in unsern innern Verhältnissen eine gedeibliche Umgestaltung uns versprechen dürfen. Es wird freilich auch an manchen Härten während des Uebergangszustandes nicht fehlen. Aber wir werden sie in dem freudigen Bewußtsein zu überwinden wissen, daß die vereinbarte Bundesverfassnng uns dem ersehnten Ziele der deutschen Einheit und Freiheit um einen guten Schritt näher gebracht hat. Es gilt nun, weiter nach dem Ziele zu ringen und dazu wird es noch großer Arbeit und Anstrengung bedürfen. Der weitere Ausbau der Verfassung erfordert noch die Aufbietung der ganzen Kraft der liberalen Partei. Dazu mitzuwirken möchte ich noch besonders diejenigen freigesinnten Männer auffordern,

Digitized by Google

welche uns anklagen, daß wir ihnen noch nicht die volle Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes von Berlin mitgebracht haben, und welche das Gute, welches sich darbietet verschmähen, weil es nicht gleich das Bessere oder Beste ist. Mit der bloßen Unzufriedenheit und Klage ist nichts genützt. Legen wir alle, die wir die Einheit und Freiheit Deutschlands erstreben, Hand an die weitere Arbeit und ringen wir mit vereinigten Kräften nach dem letzten Ziele. Dann wird es uns gelingen, unsern Kindern ein besseres und wohnlicheres Haus zu hinterlassen, als wir es vorgefunden haben."

Die norddeutsche Bundesverfassung und die Parteien.

⋊ Leipzig, Anfang Juli.

Mit dem ersten Juli 1867 ist die Verfassung des norddeutschen Bundes in Kraft getreten und zur Grundlage unseres öffentlichen Lebens geworden. Von diesem Tage ab verfällt jeder, der sich auf Unternehmungen „gegen Existenz, Integrität, Sicherheit oder Verfassung" dieses Bundes, seiner Glieder und Beamten einläßt, dem Strafgesetz. — Wie haben sich die verschiedenen Parteien bisher zu dieser Verfassung verhalten?

Die politische Arbeit, durch welche Oestreich aus dem Bunde der deutschen Stämme ausgewiesen und das Werk aufgerichtet wurde, das heute zweiundzwanzig deutsche Staaten zu einem Organismus verbindet, beruht wesentlich auf einem Compromiß der preußischen Conservativen mit außerpreußischen und neupreußischen Liberalen; die liberalen altpreußischen Elemente, welche an derselben thätigen Antheil genommen, repräsentiren die Minderheit innerhalb der großen liberal-demokratischen Partei des Staats, der an der Spitze der neugegründeten Ordnung steht und sind aus dem Rahmen, in den sie bisher gefügt waren, herausgetreten. Die Conservativen haben wiederum ihr altes Programm, an dessen Spitze die Lehre von der Nothwendigkeit eines Zusammengehens mit Oestreich und der Schonung der kleinstaatlich-dynastischen Interessen stand, aufgegeben und sich auf den Boden einer Annexionspolitik begeben, die sie noch vor wenigen Monaten verabscheuten.

Die Opposition gegen das Zustandekommen der gegenwärtig geltenden Rechtsordnung wurde wesentlich von den kleinstaatlichen und neupreußischen Conservativen, den Ueberbleibseln der großdeutschen Demokratie, und von den Demokraten des alten Preußen gebildet. Bei den *einen* war es die Abneigung gegen die Unterordnung unter den nordischen Großstaat, bei den *andern* die Befürchtung vor Schmälerungen der in Preußen bereits errungenen Freiheitsrechte, auf welche sich die Abneigung gegen den Verfassungsentwurf gründete.

Wird es dabei bleiben und welche Folgen sind von dem Verharren bei der gegenwärtigen Parteistellung zu erwarten?

Sehen wir uns zuvörderst in Preußen selbst um. Die Partei, welche von der gegenwärtig geltenden Organisation des Bundes nichts wissen wollte, besteht aus durchaus heterogenen Bestandtheilen: während die Waldeck und Schulze-Delitzsch an den Unvollkommenheiten des neuen Gebäudes Anstoß nehmen, wollen die Jacoby und Langerhanns von einem solchen überhaupt nichts wissen, weil sie in der Erweiterung der preußischen Staatsgrenzen eine Vergewaltigung an dem Selbstbestimmungsrecht blutverwandter Stämme, in dem Zwang, der auf die kleinstaatlichen Bundesgenossen ausgeübt wurde, eine Rechtsverletzung

Digitized by Google

erblicken. Wie ein Zusammengehen so disparater Elemente auf die Dauer möglich sein soll, ist nicht abzusehen, die vorhandenen Gegensätze müssen zu einer Auflösung des geschlossenen Bundes führen, sobald sich eine Gelegenheit zur weiteren Ausbildung der vorhandenen Institutionen darbietet. Während die Einen durch ihr politisches Gewissen behindert sind, an einem Werk, dessen Grundlagen sie verabscheuen, überhaupt theilzunehmen, dürfen die Andern die Gelegenheit zu in ihrem Sinne heilsamen Modificationen desselben nicht unbenutzt lassen. Die von der „Zukunft" vertretene Richtung hat im Grunde gar kein positives Programm gegenüber der neuen Verfassung, thatsächlich keine Zukunft innerhalb derselben, will sie sich selbst treu bleiben, so muß sie zunächst in den großdeutschen Radicalismus aufgehen.

Die Interessengemeinschaft, durch welche sie mit Waldeck, Löwe-Calbe, Schulze-Delitzsch u. s. w. verbunden ist, hört von dem Augenblicke an auf, wo es diesen gelingt, auf die Gesetzgebung des norddeutschen Bundes Einfluß zu gewinnen, und es bleibt den „Entschiedenen" dann nichts übrig, als gemeinsam mit der unterschiedslosen Particularistenmasse, in welcher sich Ultramontane, großdeutsche Demokraten und kleinstaatliche Conservative zusammengefunden haben, auf eine französische Intervention und die gewaltsame Auflösung der durch den vorjährigen Krieg geschaffenen Verhältnisse zu speculiren, ein Beginnen, das in dem preußischen Volke schwerlich jemals Boden finden wird. Die Particularisten, wenn sie ans Ruder kämen, würden ihrer überwiegenden Mehrzahl nach vor allem darauf bedacht sein, die kleinstaatliche Dynastenwirthschaft wieder zu Ehren zu bringen — es käme für den Fall ihres Sieges mithin nur auf eine andere Art derselben Unfreiheit heraus, welche die Gegner des norddeutschen Bundes in diesem perhorresciren. Das wissen die Waldeck und Genossen so genau, daß ihnen eine Rechnung auf diese Eventualität auch nicht entfernt in den Sinn kommt. Ob sie wollen oder nicht, sie *müssen* sich auf den Boden der seit dem 1. Juli gegebenen Verhältnisse stellen und gegenüber der norddeutschen Verfassung eine Stellung einnehmen, die ihrem Verhalten zu der preußischen Constitution vielfach entspricht. Hier wie dort handelt es sich um einen „Ausbau im freiheitlichen Sinn". Daß es sich der Mühe eines solchen verlohnt, wenn zunächst auch keine Erfolge abzusehen sind, scheint schon jetzt unleugbar. Es gab eine Zeit, in der die „entschiedene" preußische Demokratie an dem durch die Urkunde vom 31. Januar 1850 geschaffenen Verfassungsleben theilzunehmen für unmöglich hielt, — auf die Länge ist sie in dieser Position nicht verharrt, wird sie auch in der neuen Position nicht verharren.

Haben wir mit den vorstehenden Ausführungen Recht, so muß *der* Theil der demokratisch-altpreußischen Opposition gegen die norddeutsche Bundesverfassung, der einer Verbindung mit Particularisten und Großdeutschen unfähig ist, über kurz oder lang auf dem Boden des Gesetzes anlangen, das seit dem Beginn dieser Woche in Kraft getreten ist und in die Reihe der Factoren treten, welche auf die künftige Entwickelung desselben je nach den Machtmitteln, die ihnen zu Gebote stehen, einwirken werden. Geschieht das nicht oder doch nicht zur rechten Zeit, so bleiben die preußischen Conservativen vor der Hand die einzige regierungsfähige Partei in Preußen und damit im norddeutschen Bunde.

Daß die preußische Regierung die Erfolge, welche sie errungen, freiwillig aufgebe, werden selbst ihre unbedingten Gegner nicht erwarten, beziehungsweise nicht einmal wünschen; unter den Parteien, auf welche diese Regierung sich und ihr Werk stützt, wird die conservative aber zweifellos die stärkste sein, so lange die National-Liberalen aller praktischen Unterstützung seitens ihrer frühern Genossen entbehren; wie alle wirklich politischen Parteien auf Compromisse ange-

wiesen, wird die national-liberale Gruppe diese Compromisse da schließen müssen, wo sie überhaupt möglich sind, d. h. mit den Conservativen, mit denen sie trotz vielfacher Differenzen durch den Willen zur Behauptung des gewonnenen Bodens verbunden ist. Ob dieses Verhältniß den Wünschen der Demokratie entsprechen und der Entwickelung der Bundeslegislative „im freiheitlichen Sinn" zu Gute kommen wird, mögen unsre „Idealpolitiker" sich selbst sagen. In welcher Weise dasselbe verändert werden soll, so lange die Demokratie auf der reinen Negation fußt und eine Ordnung nicht gelten läßt, welche einmal da ist und welche auszustreichen niemand — weder die Regierung noch die Opposition — die Macht hat, läßt sich für Leute, welche mit benannten Zahlen zu rechnen gewohnt sind, absolut nicht verstehen.

Ziehen wir die Summe, um uns weiter in den außerpreußischen und neupreußischen Ländern des Bundes zu orientiren.

Seit die norddeutsche Bundesverfassung in Kraft getreten, bleibt der Partei, deren preußische Glieder sie bisher bekämpften, nichts übrig, als auf dem Boden derselben Position zu nehmen oder aber bis zur Auflösung derselben mit den Großdeutschen Hand in Hand zu gehen, d. h. eine Ordnung abzuwarten, deren Herstellung sie, die preußische Demokratie, wiederum in eine Negation bringen würde, weil von dem Siege der Particularisten für die Volksfreiheit absolut nichts zu erwarten wäre. Im erstern Falle — dem der Verständigung mit zur Zeit unabänderlichen Thatsachen — wäre der preußischen Demokratie die Möglichkeit geboten, wenigstens einzelne ihrer Wünsche zur Geltung zu bringen und Männern, welche sie bisher für ihrer Gemeinschaft würdig gehalten, zur Theilnahme an der Regierung zu verhelfen — im letzteren Falle (dem der Rechnung auf einen gewaltsamen Umschwung) würde die preußische Regierung durch die Demokratie gezwungen, zunächst den Wünschen der Conservativen Rechnung zu tragen und mit diesen, als der stärksten unter den Parteien, welche die neue Verfassung acceptirt haben, zu regieren. Beharrt die preußische Demokratie auf ihrer gegenwärtigen ablehnenden Stellung zu der Bundesverfassung, so erzwingt sie mithin das Gegentheil von dem, was sie eigentlich wünscht, d. h. die Perpetuirung des conservativen Parteiregiments und die Interpretation und Weiterentwickelung dieser Verfassung im illiberalen Sinne.

Aehnlich verhält es sich mit der Opposition in den außerpreußischen, beziehungsweise den neupreußischen Ländern. Die Voraussetzungen, von denen hier auszugehen ist, sind allerdings andere. Während in Preußen zufolge einer Kette von Umständen, der nicht weiter nachgegangen zu werden braucht, die alten Parteien ihre Stellung zu der gegenwärtigen Form deutscher Einigung grade umgekehrt genommen haben, als sich nach deren Antecedentien hätte erwarten lassen, ist es außerhalb der früheren Grenzen dieses Staats, in Sachsen, Thüringen, Hannover, Nassau u. s. w., in Bezug auf die Parteiverhältnisse wesentlich beim Alten geblieben. Mit dem großdeutschen Radicalismus wie von Alters her verbündet, stemmen die kleinstaatlichen Conservativen sich mit aller Kraft gegen die Unterordnung unter den neuen bundesstaatlichen Organismus, angeblich um ihre „Stammeseigenthümlichkeit" zu wahren, thatsächlich aus Gründen sehr viel praktischerer Natur. In diesen Ländern stützt sich die preußische Regierung — oder wie es seit dem 1. Juli heißen muß, die Bundesregierung — auf dieselben liberalen Elemente, die seit Jahren die Nothwendigkeit einer Beschränkung der Kleinstaaterei zu Gunsten der preußischen Hegemonie vertreten haben. Ihr Verhältniß zur preußischen Regierung ist im Großen und Ganzen dem analog, welches die preußische conservative Partei einnimmt, nur mit dem Unterschiede, daß das Maß ihres Einflusses auf die Regierung, mit dem jener Fraction verglichen, ein sehr geringes ist.

Digitized by Google

Die Wünsche der kleinstaatlichen Conservativen laufen (wie wir oben gesehen haben) auf möglichste Wahrung ihrer Eigenthümlichkeit hinaus. In den annectirten Ländern wird unter dieser Eigenthümlichkeit die Aufrechterhaltung bewährter oder gewohnter Rechts- und Lebensformen verstanden, in den nichtannectirten Staaten wird außerdem die Aufrechterhaltung der Ehrenrechte, Freiheiten und Vorzüge der resp. Dynastien gewünscht. Dieses Ziel hat man bisher durch möglichstes Sträuben gegen die Bundesverfassung und das Bundespräsidium, durch die Förderung centrifugaler Bestrebungen jeder Art, die geflissentliche Unterstützung einer Presse, die aus ihren Hoffnungen auf eine Demüthigung oder gar Niederwerfung Preußens kein Hehl machte, Connivenz gegen radicale Wühlereien u. s. w. zu fördern gesucht. So wenig die altpreußische Demokratie es durch eine abwehrende, negirende Haltung dahin bringen wird, einen freiheitlichen Ausbau der gegebenen Verfassung zu fördern, so sicher sich vielmehr voraussagen läßt, ihre Feindseligkeit gegen diejenigen liberalen Elemente, welche mit der Bunderverfassung Frieden geschlossen, werde ausschließlich dem Einfluß der conservativen Partei zu Gute kommen — ebenso unfehlbar läßt sich vorhersagen, daß eine fortgesetzte Feindschaft der Particularisten gegen den Bundesstaat und dessen Vertreter lediglich dazu führen wird, Preußen zur Vernichtung dessen zu zwingen, was außerhalb seiner alten Grenzen an Eigenthümlichkeiten übrig geblieben ist. Weder die altpreußischen Conservativen, noch die außerpreußischen Liberalen, welche an der Ungefügigkeit des Particularismus grade am schwersten tragen, haben irgendwelchen Grund, für jene „Eigenthümlichkeiten" einzutreten, sie müssen die Aufrechterhaltung derselben vielmehr denjenigen überlassen, welche bei denselben ihre Rechnung zu finden glauben. Wie es für die altpreußische Demokratie nur ein Mittel giebt, um der Allmacht conservativer Einflüsse zu steuern — Frieden mit der Bundesverfassung, so giebt es für die Freunde der Rettung nichtpreußischer Eigenthümlichkeiten nur einen Weg zur Erreichung ihrer Wünsche: aufrichtiges Festhalten an der Rechtsordnung, welche die einzigen Garantien ihrer Sonderexistenz bietet. Jede Speculation des Particularismus auf einen gewaltsamen Umsturz zwingt die preußische Regierung, außerhalb ihres Stammlandes uniformirend und borussificirend vorzugeben, grade wie sie durch fortgesetzte Feindschaft ihrer heimischen Opposition gegen die Bundesverfassung, den Conservativen in die Arme getrieben wird.

Es muß noch mancherlei geschehen, ehe die außerpreußischen Conservativen diejenige Stellung zu der geltenden Bundesverfassung einnehmen, welche ihnen durch die Verhältnisse geboten ist. Vor allem müssen die Regierungen der kleineren Bundesstaaten die Sorge für die Aufrechterhaltung und Respectirung der Verfassung, welcher sie ihre Existenz danken, selbst in die Hand nehmen und in diesem Sinne ihren Einfluß auf die Bevölkerung geltend machen. Es genügt nicht, daß die officiellen Organe dieser Regierungen eine anständige Sprache gegen die Präsidialmacht führen, die Bevölkerung muß davon überzeugt werden, daß es auch die wahre Stimme der Regierung ist, die aus den officiellen Organen derselben redet. Wenn aber Blätter, die offen Feindschaft gegen den norddeutschen Bund und gegen Preußen predigen, gehegt und gepflegt werden, wenn der Annahme Vorschub geleistet wird, je leidenschaftlicher ein Journal gegen die bestehende Rechtsordnung declamire, desto besser sei es „an maßgebender Stelle" angeschrieben, so heißt das, im Sinne des Particularismus gesprochen — gegen das eigene Fleisch wüthen. Genau ebenso verhält es sich mit der Behandlung bewährter Verfassungsfreunde und mit dem officiösen Einfluß auf die Wahlen. Regierungen, welche bekannte Gegner der zu Recht bestehenden Verfassung als Candidaten proclamiren, die Schöpfer derselben aber wie Feinde behan-

Digitized by Google

deln, werden es sich in der Folge selbst zuzuschreiben haben, wenn sie in der Freiheit ihres Handelns noch mehr beschnitten werden, als es bereits geschehen ist. Für wahrhaft conservativ und für einen Freund und Anhänger seines Landesherrn kann seit dem 1. Juli 1867 nur noch gelten, wer die Verfassung unterstützt, welcher dieser beigetreten und wer im Sinne dieser Verfassung handelt, redet und — wählt. Jede Rechnung auf einen Umsturz der Bundesverfassung ist zugleich ein eventueller Verzicht auf den „angestammten Herrscher!"

Haben wir mit dem Vorstehenden die Politik bezeichnet, welche, nachdem die norddeutsche Bundesverfassung thatsächlich in Kraft getreten, von der bisherigen Opposition gegen dieselbe — der demokratisch-preußischen wie der conservativ-particularistischen — geübt werden muß, wenn diese Opposition nicht das Gegentheil von dem herbeiführen soll, was sie erstrebt, so wird noch übrig bleiben, von der Partei zu handeln, welche allein Fähigkeit und Neigung gezeigt hat, sich mit der neuen Verfassung zu identificiren und den Forderungen wahrhaften Verfassungslebens zu entsprechen, ebenso für die freie Entwickelung im Innern, wie für die Kraft und Würde des Vaterlandes nach Außen einzutreten.

Als Partei der Mitte Schmähungen von rechts und links, wie inneren Schwankungen mehr ausgesetzt als jede andere Gruppe, ist die national-liberale Fraction in erster Reihe dabei interessirt, daß die bundesstaatliche Charte eine Wahrheit und der Ausgangspunkt einer gesunden Entwickelung werde. Soll diese Verfassung überhaupt ausgebaut und entwickelt werden, so kann das nur durch die National-Liberalen geschehen, der Mehrzahl der preußischen Conservativen ist die Betheiligung an dem Bau derselben nichts mehr als eine Concession an die Wünsche einer aus ihrem Schooß hervorgegangenen Regierung gewesen. Dieser ihrer Aufgabe kann die national-liberale Partei aber nur gerecht werden, wenn sie voll und ganz für die Verfassung eintritt und die Aufrechterhaltung derselben an die Spitze ihres Programms stellt. In der richtigen Weise geschieht das aber nicht, wenn die „unzweifelhaften" Mängel dieser Verfassung den Hauptgegenstand aller national-liberalen Erörterungen über dieselbe ausmachen. Ein Glaubensbekenntniß, mit dem man Propaganda machen will, darf nicht mit der Aufzählung übrig gebliebener Zweifel beginnen.

Die Mängel der Verfassung geben das richtige Thema für Verhandlungen unsrer Partei mit den Conservativen ab, der grollenden und negirenden Demokratie gegenüber muß zuerst auf die Vorzüge derselben hingewiesen werden. Von diesem Standpunkt aus kann es nur verkehrt erscheinen, wenn die vorgeschrittenen Elemente der national-liberalen Fraction die Initiative zur Annäherung an demokratische Gegner der Bundesverfassung ergreifen, sich mit diesen z. B. auf Compromisse bezüglich der Wahlen einlassen. Die Verpflichtung auf die Verfassung muß für die National-Liberalen die erste Bedingung jeder politischen Gemeinschaft sein und bleiben, denn es ist zunächst nur diese Verfassung, welche dem deutschen Liberalismus einen Antheil an den Arbeiten und Erfolgen der Zukunft verheißt. Jeder Zoll, den diese Partei von der Verfassung weicht, um sich der Demokratie zu nahern, geht an die Conservativen verloren — nur wen sie auf den Boden dieser Verfassung hinüberzieht, kann die national-liberale Fraction brauchen. Wie uns scheint hat die Demokratie bei einer vollständigen Trennung von der national-liberalen Partei aber mehr zu verlieren, als diese.

Herausgeber: **Gustav Freytag.** — Verantwortlicher Redacteur: **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 29.

Ausgegeben am 12. Juli 1867.

Inhalt:

Die Petrussagen. 1. . . . . Seite 81
Berliner Kunstbericht. Die Nationalgallerie und ihr Haus . . . 94
Aus Schwaben 106
Politische Rundschau 112

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Petrussagen.

1.

Die ewige Stadt feiert in diesen Tagen wieder eines der großen kirchlichen Feste, wie sie unter dem Pontificat Giovanni Mastais nicht mehr ungewöhnlich sind. Sei es, daß die Persönlichkeit des Papstes der Entfaltung all der äußeren Herrlichkeiten der Kirche besonders geneigt ist, sei es, daß ihm die Zeiten darnach angethan scheinen, die Schaar der getreuen Bischöfe in kürzeren Zwischenräumen um die erschütterte Kathedra Petri zu versammeln und zugleich die ungläubige Welt durch die Beweise ungebrochener Lebenskraft der Kirche zu beschämen, genug, je lauter der Zweifel sich äußert, ob nach Pius dem Neunten überhaupt wieder ein Papst in der bisherigen Weise im Vatican herrschen werde, um so glanzvoller gestalten sich die Tage der dem Ende sich zuneigenden Institution. Es will Abend werden, aber glänzende Strahlen versendet die Sonne noch einmal über den Erdkreis. Und was wollen alle jene kleinen Leiden des irdischen Daseins, die Nöthe der päpstlichen Kassen, die Almosensammlungen unter den Gläubigen, die Räuber, welche den reisenden Bischöfen die Koffer leeren, der Spott der civilisirten Welt über die Sätze des Syllabus, die lauernden Garibaldianer an der Grenze, was will das Alles bedeuten gegen jene erhabenen Momente, in welchen die Träger der Kirche das Gefühl ihrer unzerreißbaren Einheit erneuern und sich gegenseitig in dem Bewußtsein stärken, was die Kirche — einmal gewesen ist!

Diesmal freilich gilt es ein Fest zu feiern, das kein Papst unter keinen Umständen versäumen konnte. Es gilt dem Apostelfürsten, der den römischen Primat geschaffen hat, es gilt der Institution des Papstthums selbst. Wie vor 13 Jahren die Feier des Dogma von der unbefleckten Empfängniß dogmatisch und hierarchisch den Schlußstein in das Gebäude einfügte, so kehrt jetzt die Erinnerung zu der Grundsteinlegung desselben zurück. Das Märtyrerblut, mit dem der Boden der Welthauptstadt gedüngt wurde, und aus welchem der Rie-

Digitized by Google

ſenbaum der Kirche erwuchs, iſt der Gegenſtand dieſer neueſten Gedächtnißfeier. Achtzehn Jahrhunderte ſind es, daß Petrus, der Apoſtelfürſt, von den Henkern des römiſchen Imperators zum Richtplatz geſchleppt wurde, achtzehn Jahrhunderte, daß der mit der Gewalt der Schlüſſel ausgerüſtete Apoſtel die ununterbrochene Succeſſion der Biſchöfe eingeſetzt hat: es gilt das Geburtsfeſt des Papſtthums.

Nun ſcheint es wohl indiscret, bei einer ſo ehrwürdigen Geburtstagfeier den nüchternen Rechner zu machen, den Geburtsſchein prüfen, die Regiſter durchſuchen zu wollen, aber es liegt nun einmal in unſerer vom Syllabus in ihrer ganzen Gottloſigkeit charakteriſirten Zeit, auch den älteſten und heiligſten Ueberlieferungen bis auf den Grund zu gehen und nichts gelten zu laſſen, was nicht Stand hält im Feuer einer unerbittlichen Kritik. Und dann handelt es ſich nicht darum, erſt jetzt die Acten zu revidiren und an eine bis heute intact gebliebene Tradition zu rühren. Es genügt vielmehr, das Gedächtniß an Unterſuchungen aufzufriſchen, die längſt gemacht und zu ihrem Abſchluſſe gelangt ſind, Unterſuchungen, welche, wie in ſo manchen anderen Fällen, in ein Gewebe von mehr oder minder abſichtvoll dichtender Sage aufgelöſt haben, was lange als unbezweifelte Geſchichtswahrheit gegolten hatte. Allgemein bekannt iſt, daß die Schenkung Konſtantins, auf welche die Päpſte ihre weltliche Herrſchaft zurückführten, nichts als eine Erdichtung iſt; das braucht längſt nicht mehr nachgewieſen zu werden. Aber auch ſofern es auf den Episcopat des Petrus zurückgeführt wird, beruht das Papſtthum auf einer Fiction, auf einer Sage, die zwar früh entſtanden iſt, früh eine entſcheidende Bedeutung erlangt und mit merkwürdiger Zähigkeit ſich ausgebildet hat, — aber auf einer Sage. Petrus iſt nicht Biſchof in Rom geweſen, er hat hier nicht den Märtyrertod erlitten, er iſt ohne Zweifel niemals in Rom geweſen — auch dieſe Sätze ſind von der wiſſenſchaftlichen Forſchung zur höchſten Evidenz erhoben worden *).

Der Widerſpruch gegen die kirchliche Annahme von einem Aufenthalt des Apoſtel Petrus in Rom iſt nicht neu. Schon im Mittelalter wurde die Sage von Waldenſern und andern Gegnern der päpſtlichen Hierarchie verworfen, und ſeit der Reformation hat eine fortlaufende Reihe proteſtantiſcher Forſcher eifrig die Spuren verfolgt, die in der älteſten Literatur gegen die Sage aufzufinden ſind. Freilich war es in dieſer Zeit vorzugsweiſe nur ein kirchliches und polemiſches Intereſſe, das der Beſtreitung der römiſchen Tradition zu Grund lag. Man ſuchte dem Papſtthum alles zu entziehen, „worauf es ſeine Anſprüche

*) Zum Folgenden vgl. man beſonders Baur, der Apoſtel Paulus und das Chriſtenthum der drei erſten Jahrhunderte. Schwegler, das nachapoſtoliſche Zeitalter. Zeller, die Apoſtelgeſchichte, die Werke von Schliemann und Hilgenfeld über die Clementinen. Daß A. v. Reumont in ſeiner Geſchichte der Stadt Rom, Bd. I., 355 ff., die Sage als hiſtoriſch nimmt, kann nicht überraſchen.

gründete, und glaubte es am wirksamsten zu bekämpfen, wenn man an seinen Ursprüngen rüttelte. Und eben dies bewog dann wieder andere protestantische Gelehrte, um nicht den Schein der Parteilichkeit auf sich zu laden, der römischen Tradition in diesem Punkt, wo es sich zugleich um die hervorragende Stellung eines gemeinsam verehrten Urapostels handelte, so viel als möglich nachzusehen. Erst in neuerer Zeit ist man mit einem rein historischen Interesse an die Sage herangetreten. Hauptsächlich durch die Untersuchungen der tübinger Schule ist der enge Zusammenhang, in welchem die Petrussagen mit der ganzen Entwickelung des nachapostolischen Christenthums stehen, ans Licht gezogen und für die eigentlichen Motive ihrer Entstehung und Ausbildung das Verständniß gewonnen worden. Mit der Einsicht in die Motive der Sage sanken aber die letzten Stützen für ihre Glaubwürdigkeit. Das katholische Lager selbst kam in Verwirrung und sah sich auf einzelnen Punkten zur Capitulation genöthigt.

Andrerseits stellte sich jetzt heraus, daß die Petrussage viel tiefer in die Entwickelung des ältesten Christenthums, in die Gesammtheit der Traditionen, die auch dem Protestanten ehrwürdig waren, und selbst in die Bildung der kanonischen Literatur eingriff, als man bisher geahnt hatte, und die Folge war, daß nun auch die protestantische Orthodoxie mit verstärktem Eifer sich der gefährdeten Basis der römischen Prätensionen annahm. Es kam vor, daß während ein katholischer Schriftsteller offen bekannte, es könne einem Protestanten nicht verargt werden, wenn er den Aufenthalt des Petrus zu Rom, mit allem was daran hängt, für ein aus den Apokryphen geschöpftes Mährchen halte, andererseits ein bekannter protestantischer Kirchenhistoriker, katholischer als der Katholik erklärte: nur eine parteiische Polemik habe einige Protestanten veranlassen können, die Sache läugnen zu wollen. Auch auf diesem Punkt behauptete sich die Solidarität der Orthodoxie und erwies das Wort von Strauß sich als wahr, daß heute die Orthodoxen beider Confessionen einander näher stehen, als die Orthodoxen und die Freisinnigen innerhalb derselben Confession. Daraus erklärt es sich zugleich, daß auch unter den Protestanten noch so wenig die Kenntniß davon verbreitet ist, was in diesem Complex von Ueberlieferungen Geschichte und was Sage ist. Auch der Protestant nimmt gewöhnlich, weil er es nicht anders gehört hat, auf Treu und Glauben an, daß Petrus, mit Paulus zusammen, wo nicht der Stifter der römischen Gemeinde gewesen ist, doch wie dieser den Märtyrertod in Rom erlitten hat. Ist doch der Papst nichts Anderes als der Nachfolger Petri. Ist doch die prachtvolle Basilica über den Gebeinen des Petrus errichtet, die zu diesem Zweck Konstantin aus den Katakomben herbeischaffen ließ. Und in der Haupttribune der Kirche steht, eingeschlossen von einer geschmacklosen Decoration Berninis, noch der alte hölzerne Bischofsstuhl des Apostels. Und auf jener Höhe steht eine zweite Kirche an der Stätte, da der Apostel den Kreuzestod erlitt. Und in einer dritten werden noch

die Ketten aufbewahrt, die derselbe in Rom getragen hat, auf wunderbare Weise zusammengewachsen mit denen, die er im Gefängnisse zu Jerusalem trug. Noch weiß man selbst den Ort des Gefängnisses, wo die beiden Apostel saßen und ihre Wächter für das Evangelium gewannen. Noch bezeichnet man die Wohnungen, die Petrus in Rom inne hatte, erst im transtiberinischen Viertel, wo jetzt die Kirche Sta. Cäcilia steht; dann lange Jahre in dem Hause des Senators Pudens, zwischen Viminal und Esquilin, an dessen Stelle sich jetzt die Santa Pudentiana erhebt. Auf Schritt und Tritt wird in der ewigen Stadt die Erinnerung an die Anwesenheit des Petrus wachgerufen. Drei große kirchliche Feste werden alljährlich zu seinem Gedächtniß gefeiert, das des Stuhles, das der Ketten und das des Todes. In so lebendiger Weise dauert die Bezeugung bis auf den heutigen Tag fort. Und dennoch Sage, nichts als Sage? Versuchen wir die Antwort.

Die römische Tradition.

Hören wir zuerst, wie die officielle Tradition der römischen Kirche über den Apostel Petrus lautet. Bis zum Jahre 37, lehrt dieselbe, stand Petrus an der Spitze der jerusalemischen Gemeinde. Im genannten Jahre verließ er Jerusalem aus Anlaß der Verfolgung, welche dem Apostel Jacobus das Leben kostete, und begab sich nach Antiochia, wo er eine Gemeinde stiftete und sieben Jahre deren Bischof war. Hierauf im Jahre 42, im zweiten des Claudius, kam er, dem als falscher Apostel nach Westen reisenden Magier Simon von Ort zu Ort auf dem Fuß folgend, nach Rom, wo er den Magier besiegte, das Evangelium predigte, viele Wunder verrichtete, eine Gemeinde gründete und sich als Bischof an die Spitze derselben stellte. Als solcher verharrte er in Rom bis zum Jahre 50, in welchem Jahre Claudius die Juden aus Rom vertrieb, weil sie, wie Suetonius erzählt, „auf Anstiften des Chrestus fortwährend Unruhen veranlaßten." Petrus begab sich nach Jerusalem zurück, wo er das erste Concil, das aus der Apostelgeschichte bekannte, hielt. Von da ging er wieder nach Antiochia. Indessen war Claudius gestorben und Petrus kehrte über Kleinasien, Sicilien, Unteritalien nach Rom zurück. Er kam hier unter Nero an, nahm seine bischöfliche Kathedra wieder ein und machte von hier aus viele apostolische Reisen nach Gallien, Britannien, Spanien und Afrika, wo er überall Gemeinden stiftete. Endlich wurde er im Jahre 67 unter Nero zugleich mit Paulus hingerichtet und fand hier sein Grab in den Gärten des Nero, dem heutigen Vatican.

Wer aus der altchristlichen Literatur auch nur die neutestamentlichen Schriften kennt, schon dem müssen gewaltige Zweifel über diese Tradition sich aufdrängen. Kaum der eine oder andere Zug läßt sich in denselben wiederfinden, über die meisten finden wir völliges Stillschweigen, viele sind unvereinbar mit den An-

Digitized by Google

gaben der neuteſtamentlichen Schriftſteller. Obwohl eine eigne Schrift den Namen Apoſtelgeſchichte trägt, ſind doch bekanntlich unſre Nachrichten über die ſpätern Schickſale der Apoſtel überaus dürftig. Der Apoſtelfürſt macht keine Ausnahme. Seit dem im Galaterbrief erwähnten Conflict, den Paulus mit ihm zu Antiochia hatte, hört jede zuverläſſige Kunde von Petrus auf. Die Apoſtelgeſchichte verliert ihn aus dem Auge und beſchäftigt ſich in ihrer zweiten Hälfte ausſchließlich mit Paulus. Es iſt nun zwar anzunehmen, daß Petrus ſeine Miſſionsthätigkeit nicht blos auf Paläſtina beſchränkte. Abgeſehen von Antiochia läßt ihn wenigſtens die genannte Schrift auch nach Samaria und nach den phöniziſchen Städten gehen. Wohl aber iſt wahrſcheinlich, daß er auch in der Folge nur unter den Juden als Apoſtel aufgetreten iſt, wie er denn eben dieſes Feld in der Verabredung mit Paulus für die ältern Apoſtel ausdrücklich reſervirt hatte. Von den ſpätern Schickſalen, von ſeinem Ende wiſſen wir nichts. Die Anſpielung, die im Anfang des Johannesevangeliums auf den Märtyrertod des Apoſtels gemacht wird, beweiſt nur, daß dem Verfaſſer jenes apokryphen, ſpäten Zuſatzes die Tradition des Märtyrertods, übrigens ohne Angabe des Orts, bereits bekannt iſt. Für den ganzen Inhalt der Tradition ſind wir auf ſpäte, unſichere, aber in ihrer Tendenz früh erkennbare Nachrichten verwieſen.

Der Brief an die Römer, von Paulus ſeinem Beſuch in der Welthauptſtadt vorausgeſchickt, der ſpäter unter ganz anderen Verhältniſſen erfolgen ſollte, enthält keine Spur davon, daß Petrus die Gemeinde gegründet habe und überhaupt damals bereits in Rom geweſen ſei. Im Gegentheil ſchließt er den Theil der Sage, wonach Petrus ſchon unter Claudius nach Rom gekommen und Stifter der Gemeinde geworden wäre, gradezu aus. Man weiß, daß die römiſche Gemeinde ſich ohne Mitwirkung eines Apoſtels gebildet hat, wie das in einer Stadt, in welcher ſo viele Juden lebten, in welcher ein ſo lebhafter Verkehr mit allen Nationen und allen Bekenntniſſen des Orients war, ſich vollkommen begreift. Ebenſowenig enthält irgendeiner der andern Briefe des Paulus, auch diejenigen nicht, die er aus der Gefangenſchaft geſchrieben haben ſoll, irgendeine dahin bezügliche Andeutung. Die Apoſtelgeſchichte im letzten Theil ihrer Erzählung, der bekanntlich in Rom ſpielt und auf authentiſche Quellen ſich ſtützt, die bis in die Umgebung des Paulus hinaufgehen, weiß nichts von Petrus. Bis zu dieſem Zeitpunkt alſo, bis zum Jahr 64, kann Petrus unmöglich in Rom geweſen ſein. Nur die Frage kann ſich noch erheben ob nicht *nach* dieſer Zeit Paulus mit Petrus in Rom zuſammengetroffen ſein kann, eine Frage, die mit der Annahme einer zweiten Gefangenſchaft des Paulus zuſammenhängt. Iſt Paulus aus der Gefangenſchaft, welche die Apoſtelgeſchichte erzählt, wieder frei geworden, hat er neue Reiſen angetreten, iſt er ein zweites Mal von Korinth nach Rom gezogen, ſo kann dieſe zweite Reiſe diejenige geweſen ſein, die er entweder gemeinſchaftlich mit Petrus machte oder nach

Digitized by

welcher er wenigſtens mit Petrus in Rom zuſammentraf, um dann gemeinſam mit ihm den Märtyrertod zu erleiden.

Allein die zweite Gefangenſchaft des Paulus iſt eine Hypotheſe, die völlig in der Luft ſchwebt. Der Schluß der Apoſtelgeſchichte iſt bekanntlich in ſeltſamer Weiſe abgebrochen. Sie erzählt die Ankunft des Apoſtels, die man in das Frühjahr 62 ſetzt, ſie erzählt, wie er in leichter Gefangenſchaft gehalten, noch zwei Jahre in der Gemeinde gewirkt habe. Dann bricht ſie ab. Da nun dieſer angegebene Termin grade mit der neroniſchen Chriſtenverfolgung im Jahr 64 zuſammentrifft, ſo hat man darin — gleichviel aus welchem Grunde eine beſtimmtere Angabe fehlt — ſeit alter Zeit ein indirectes Zeugniß dafür geſehen, daß der Apoſtel Paulus dieſe furchtbare Kataſtrophe nicht überlebt hat. In der That iſt nicht wohl zu denken, daß ein ſo angeſehenes, auch den Römern ſo bekanntes Haupt der Gemeinde damals verſchont geblieben ſei. Hört die zuverläſſige Kunde vom Apoſtel eben an dieſem verhängnißvollen Punkte auf, ſo ſind wir berechtigt anzunehmen, er habe das Loos ſeiner Glaubensgenoſſen im Circus des Nero getheilt. Auch weiß die Geſchichte nichts von einer zweiten Verfolgung, die im Jahre 67 ſtattgefunden hätte. Vielmehr iſt dieſe ſelbſt nur erfunden, um die angebliche zweite Gefangenſchaft des Apoſtels zum Abſchluß zu bringen und die Zeit für einen gemeinſchaftlichen und gleichzeitigen Tod beider Apoſtel zu finden.

Für dieſe zweite Gefangenſchaft des Paulus aber fehlt nun eben jede zureichende Begründung. Um die erſte Notiz davon zu finden, müſſen wir bereits ins vierte Jahrhundert herabſteigen! Euſebius erwähnt ſie zuerſt, aber wir erfahren aus ihm zugleich, welchem Intereſſe dieſe ganze Annahme entſprungen iſt. Es exiſtirten nämlich Briefe, die man dem Paulus zuſchrieb, die er in Rom während ſeiner Gefangenſchaft verfaßt haben ſollte, die aber auf die Zeit ſeiner erſten Gefangenſchaft nicht paſſen wollten. Es ſind dies die beiden Briefe an Timotheus und der Brief an Titus. Man nahm alſo an, daß er von Rom befreit, zunächſt ſeinen Vorſatz, nach Spanien zu gehen, ausgeführt, dann eine neue Reiſe nach Kleinaſien gemacht und dort die inzwiſchen veränderten kirchlichen Verhältniſſe kennen gelernt habe, über welche er ſich in dieſen Briefen verbreitet. Nun gehört es aber ſeit Schleiermacher zu den geſichertſten Reſultaten der Kritik, daß die Briefe an Timotheus und Titus, die ſogenannten Hirtenbriefe, welche weit ſpäter entwickelte Lehrmeinungen und kirchliche Verhältniſſe vorausſetzen, nicht von Paulus verfaßt ſind, ſondern dem apoſtoliſchen Zeitalter angehören. Dieſer Umſtand, verbunden mit jener wohl ſo ſpäten Bezeugung, machen eine zweite Gefangenſchaft des Paulus durchaus unwahrſcheinlich. Man nahm ſie an, weil man dadurch eine bequeme Zeit gewann, in die man ſo manches Apokryphe, was ſich an die Geſchichte der Apoſtel anhängte, einreihen konnte.

Digitized by Google

Daraus erklärt ſich auch vielleicht die eigenthümliche Zurückhaltung am Schluß der Apoſtelgeſchichte, das Schweigen über das Ende des Apoſtels. Dem Verfaſſer war ohne Zweifel das wirkliche Schickſal des Apoſtels bekannt, aber in der Zeit, da er ſchrieb, mochte die Tradition bereits begonnen haben, die geſchichtlichen Spuren zu verwiſchen und die letzten Erlebniſſe deſſelben in dem Sinne umzugeſtalten, daß er mit Petrus auf dem Boden der römiſchen Welthauptſtadt zuſammentreffen ſollte. Dieſer entſtehenden Sagenbildung mochte er bei der verſöhnlichen Abſicht, in der er ſchrieb, nicht entgegentreten, andrerſeits war er ein zu guter Pauliner, um ſie zu begünſtigen. Es ſchien ihm am gerathenſten, einen Punkt, der jetzt eben der Rivalität der Parteien zu ſchaffen machte und ihre mythenbildende Phantaſie in Bewegung ſetzte, ganz zu ignoriren. Als ob er ſchon eine Ahnung hätte von dem, was kommen wird, ſucht er die Autorität des Paulus durch einen Kunſtgriff ſicher zu ſtellen. Er erweckt den Schein, als habe eigentlich Paulus zuerſt unter den Juden und dann unter den Heiden in Rom das Evangelium gepredigt, als ſei er der Gründer der Gemeinde, die er doch ſchon vier Jahre zuvor in dem Briefe, den er an ſie richtete, eine hochberühmte genannt hatte. Damit ſchien dem Verfaſſer für das Anſehen des Paulus in Rom hinreichend geſorgt. Allein der Erfolg war anders, als dieſer echte Vermittlungstheolog ſich ihn dachte. Durch ſein Schweigen über des Apoſtels Ende hatte er gleichſam die Thür offen gelaſſen, durch die ungehindert eine Fülle weitern Ueberlieferungsſtoffes hereindringen konnte und wirklich hereindrang, — eine Fluth, die in Kurzem auch die ſchwachen künſtlichen Dämme einriß, die er zum Schutze ſeines Apoſtels aufgerichtet hatte.

Unter demjenigen aber, was auf dieſe Weiſe die Tradition hinzufügte, um das Leben des Paulus über das Jahr 64 hinaus weiterzuſpinnen, nimmt grade ſein Zuſammentreffen mit Petrus die erſte Stelle ein. Sollte Petrus zugleich mit Paulus in Rom geweſen ſein, — und wir werden ſehen, welches Intereſſe zu dieſer Annahme trieb — ſo konnte dies nur *nach* der in der Apoſtelgeſchichte geſchilderten Zeit, nur während einer zweiten Gefangenſchaft des Paulus geweſen ſein. Fällt aber die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit der letzteren hin, ſo iſt auch der Anweſenheit des Petrus in Rom jeder geſchichtliche Boden entzogen.

So genügen ſchon die Angaben der neuteſtamentlichen Schriften, um den Widerſpruch zu conſtatiren, in welchem die römiſche Tradition über Petrus, im Ganzen wie in den einzelnen Theilen, mit der bezeugten Geſchichte ſteht. Trägt die Annahme, daß Petrus der Stifter der römiſchen Gemeinde, und überhaupt vor Paulus in Rom geweſen ſei, den Stempel der Erdichtung an der Stirn, ſo läßt ſich auch diejenige Geſtalt der Sage, welche erſt nach den in der Apoſtelgeſchichte erzählten Ereigniſſen beide Apoſtel zuſammen in Rom auftreten läßt, nur durch willkürliche Hypotheſen und gezwungene Auslegungen

Digitized by

aufrecht halten. Noch weit deutlicher springt nun aber der unhiſtoriſche Charakter ins Auge, wenn wir einen näheren Blick in das Sagengetriebe werfen. Was wir oben als officielle Tradition voranſtellten, iſt nur der feſte Niederſchlag der Sage, der ſich im 4. und 5. Jahrhundert gebildet und von da an keine Veränderung mehr erlitten hat. Aber es fehlt viel, daß ſie in dieſer geſchloſſenen Form ſchon von Anfang an in der altchriſtlichen Literatur aufträte. Vielmehr können wir ſie noch von ihren unſicheren Anfängen bis zu ihrer ſpäteren Ausgeſtaltung verfolgen. Wir werden verſchiedene Formationen gewahr, verſchiedene Richtungen, in welche die Sage auseinandergeht. Hier und dort kommt ein neues Element hinein, die einzelnen Züge ſind unter ſich unzuſammenhängend, widerſprechend, faſt überall ſtoßen wir auf chronologiſche Unmöglichkeiten. Dennoch iſt ein gewiſſes ſtetiges Fortſchreiten mit einer beſtimmten Tendenz erkennbar, und am Ende wird dann das Ganze nach Beſeitigung der gröbſten Unebenheiten in jene officielle Form gegoſſen, die freilich ſelbſt wieder auf allen Punkten mit den beglaubigten Thatſachen collidirt. Es iſt unerläßlich, wenigſtens in den Hauptzügen dieſes Anwachſen der Sage zu verfolgen. Dadurch erſt treten wir ihren Motiven und ihrer eigentlichen Bedeutung näher.

Wachsthum der Sage.

Das erſte authentiſche Zeugniß aus der römiſchen Gemeinde, nach dem Römerbrief, iſt der Brief des Clemens an die Korinther. Clemens war dem römiſchen Staatskalender zufolge Biſchof in den Jahren 90 bis 99, und es ſteht nichts der Annahme entgegen, daß der Brief, der jedenfalls ein officielles Document der römiſchen Gemeinde iſt, eben dieſer Zeit angehört. Dieſer Brief, der für den in der Gemeinde früh hervortretenden Zug nach einer geſchloſſenen Kirchengewalt überaus bezeichnend iſt, weiß noch nichts von einer Anweſenheit des Petrus zu Rom, ja er iſt gradezu beweiſend, daß um jene Zeit die Sage überhaupt noch nicht exiſtirte. Allerdings tritt bereits das Beſtreben hervor, beide Apoſtel einander gleichzuſtellen. Sie werden zuſammen genannt, in gleicher Weiſe als Zeugen des Glaubens ausgezeichnet, keiner ſoll einen Vorrang vor dem andern haben. Allein die weit beſtimmteren Ausdrücke, in denen von den Leiden und Schickſalen des Paulus die Rede iſt, zeigen deutlich, daß deſſen Andenken in der Gemeinde noch lebendig war, Petrus ihr ungleich ferner ſtand. Namentlich aber iſt von Paulus allein rühmend hervorgehoben, daß er die ganze Welt lehrend durchzogen habe, bis in den Weſten gekommen ſei und hier ſeinen Lauf beſchloſſen habe. Damals wußte man alſo noch nicht davon, daß auch Petrus nach Weſten gekommen ſei und hier geendet habe. Ein Zeugniß, das um ſo ſchwerer wiegt, als es das letzte iſt, das ſich noch ganz auf geſchichtlichem Boden bewegt.

Das nächſte Zeugniß iſt das des Papias, Biſchofs von Hierapolis. Papias

Digitized by Google

war ein Zeitgenoſſe des Biſchofs Polycarp von Smyrna, lebte alſo gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts. Er war ein beſchränkter Judaiſt, ignorirte das pauliniſche Chriſtenthum völlig und ging dagegen um ſo eifriger allen Spuren mündlicher Tradition nach, die noch bis zu den Urapoſteln hinaufreichte. Freilich lag ſchon ein ziemlicher Zeitraum dazwiſchen und Papias war nichts weniger als ein Mann kritiſcher Sonderung. Dieſer Papias nun, von dem uns einige wenige Fragmente bei Euſebius erhalten ſind, erzählt, daß ihm ein Presbyter mitgetheilt habe, das Evangelium des Marcus ſei aus Lehrvorträgen des Petrus entſtanden, die ſein Begleiter und Dolmetſch Marcus aus der Erinnerung niedergeſchrieben. Ob Papias bereits auch die Lesart kannte, daß dieſe Lehrvorträge des Petrus zu Rom gehalten wurden, und daß Petrus durch den Magier Simon zur Reiſe nach Rom veranlaßt worden ſei, iſt aus der betreffenden Stelle des Euſebius nicht ganz deutlich. Jedenfalls begegnet uns dieſer neue wichtige Zug der Sage kurz darauf bei Juſtin. Es wird von dieſem Magier Simon, der, eine völlig mythiſche Geſtalt, eine große Rolle in dem petriniſchen Sagenkreis ſpielt, ſpäter noch die Rede ſein. Inzwiſchen iſt zu bemerken, daß dieſe erſte beſtimmte Angabe, die den Petrus nach Rom kommen läßt, — übrigens bereits in einer Zeitentfernung von 100 Jahren — dies eben durch die Geſchichte des Magiers motivirt, alſo ſofort auf einem ganz ſagenhaften Boden ſteht. Das iſt um ſo bezeichnender, als ſchon die Verpflanzung des ſamaritaniſchen Magiers Simon nach Rom nur auf einem offenbaren, höchſt ſeltſamen Mißverſtändniß beruht. Juſtin beruft ſich nämlich zum Beweis ſeiner Ausſage darauf, daß man dem Magier in Rom ein Denkmal auf der Tiberinſel geſetzt habe, das er mit eigenen Augen geſehen. Man hat im 16. Jahrh. den betreffenden Stein mit der Inſchrift an dem bezeichneten Ort wirklich aufgefunden, aber zugleich die Entdeckung gemacht, daß es eine Bildſäule des römiſch-ſabiniſchen Gottes Semo Sancus war, die der chriſtliche Kirchenvater auf den Magier Simon deutete. In dieſer Statue glaubten die Chriſten einen urkundlichen Beweis zu ſehen, daß der Magier, deſſen Sagenkreis urſprünglich dem Orient angehörte, nach Rom gekommen ſei. War aber der Magier in Rom, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſein ihn beſtreitender und widerlegender apoſtoliſcher Gegner gleichfalls nach der Welthauptſtadt kam, um ihm hier die endgiltige Niederlage beizubringen.

Dies allein, daß die Sage vom Aufenthalt des Petrus in Rom gleich bei ihrem erſten Auftreten im engſten Zuſammenhang mit dem fabelhaften Magier ſteht, muß ſie verdächtig machen. Aber dieſer Umſtand gewährt zugleich einen Blick in ihre Entſtehung. Der Magier erſcheint nämlich in dieſem Mythenkreis als die Perſonification der Ketzereien und zwar ganz beſonders derjenigen, die mit heidniſchen Lehrmeinungen verwandt den ſtrengeren Judenchriſten ein Gräuel waren. Die Sage war in judenchriſtlichen Kreiſen entſtanden und

Digitized by Google

ausgebildet worden, sie hatte eine entschieden antipaulinische Tendenz, ja ihre Spitze war gradezu gegen den Apostel Paulus persönlich gerichtet. Indem Petrus dem Magier von Ort zu Ort nachreist, ihn widerlegt, besiegt, an Stelle der falschen Lehre die wahre wiederherstellt, ist er nichts Anderes als die Repräsentation des damals noch so mächtigen Judenchristenthums, das die pauliniſchen Gründungen überfluthet und überall die Spuren des Heidenapostels zu verwischen sucht. Die ausgebildetste Form dieser Richtung der Sage werden wir in der pseudoclementinischen Literatur finden, einer Reihe von judenchristlichen Tendenzschriften, die der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts angehören und auf den Bischof Clemens, den Schüler des Apostels Petrus zurückgeführt wurden.

Dabei begegnet uns jedoch frühzeitig eine solche Form der Sage, die nicht direct gegen Paulus gerichtet ist. Die Rivalität der beiden Apostel ist auch ihre Grundlage, aber jeder Rangstreit soll nun eben dadurch beseitigt werden, daß beide einander vollkommen gleichgestellt werden, keiner darf einen Vorzug vor dem andern haben, ja jede Verschiedenheit zwischen beiden muß ausgelöscht sein, und zwar nicht blos in ihrer Lehre: gleichsam zur Bekräftigung ihrer einmüthigen Gesinnung muß auch ihr Leben völlig parallel, ja identisch verlaufen. Wir bemerkten bereits in dem Briefe des Clemens an die Korinther eine Neigung, die beiden Apostel einander anzunähern und gleichzustellen. Stand Paulus in großer Verehrung bei der Gemeinde, an die er den inhaltreichen Brief gerichtet, in der er gewirkt und den Tod erlitten hatte, so bestand doch andrerseits die Gemeinde ursprünglich zum größten Theil aus Judenchristen, und die judenchristliche Richtung war noch lange in ihr die vorherrschende. Daraus entstand das Bedürfniß auch dem Apostel, welcher der Vertreter dieser Richtung gewesen war, nicht mindere Ehre zu erweisen; was der eine für die Gemeinde gethan, sollte auch der andere für sie gethan haben, und zu der natürlichen Neigung, die Parteirichtungen in den Parteihäuptern zu personificiren gesellte sich der Ehrgeiz, den die Gemeinden hatten, als apostolische Gründungen zu gelten. Auf diese Weise können wir es erklärlich machen, daß uns in einer Zuschrift des korinthischen Bischofs Dionysios (gegen 175) an die römische Gemeinde plötzlich folgende Wendung oder Sage begegnet: Petrus und Paulus sind gemeinschaftlich die Gründer der römischen sowohl als der korinthischen Gemeinde. Nachdem sie zusammen die Gemeinde in Korinth gestiftet, haben sie gleicherweise gemeinschaftlich nach Italien hin die christliche Lehre verpflanzt und gleichzeitig mit einander den Märtyrertod erlitten.

Dieses Zeugniß ist für die christliche Sagenbildung überaus charakteristisch. Der korinthische Bischof beruft sich in seinem Schreiben nach Rom so unbefangen auf die genannten Angaben, daß man wohl sieht, sowohl in Korinth als in Rom sind sie bereits in die Tradition übergegangen. Und doch sind sie

Digitized by Google

vom erſten bis zum letzten Wort unhiſtoriſch. Diesmal hat man glücklicherweiſe eine ganz beſtimmte Handhabe, die Fiction nachzuweiſen. Denn über den Urſprung der Gemeinde zu Korinth ſind wir genau unterrichtet. Wir wiſſen aus den eignen Briefen des Paulus, wie aus der Apoſtelgeſchichte, daß Paulus der Gründer der dortigen Gemeinde war, nicht Paulus und Petrus, ſondern Paulus allein. Wie kommt nun die Gemeinde dazu, das Verdienſt ihres Stifters zu ſchmälern, indem ſie die Hälfte deſſelben auf einen andern Apoſtel überträgt, der in gar keiner perſönlichen Berührung mit ihr geſtanden hat? Die Erklärung iſt leicht zu finden. Eben aus den Briefen des Paulus nach Korinth wiſſen wir, daß ſich hier ſehr früh eine Gemeinde gebildet hatte, welche die apoſtoliſche Autorität des Paulus verwarf, die ſich auf Petrus berief und nach Petrus ſich nannte. Die Streitigkeiten, die daraus entſtanden, waren eben zum Theil die Veranlaſſung der apoſtoliſchen Sendſchreiben. Haben ſich nun ſpäter beide Parteien, die pauliniſche und die petriniſche, vertragen und verſtändigt, ſo geſchah es um den Preis, daß der Held der einen dem Helden der andern vollſtändig ebenbürtig an die Seite gerückt wurde. Der Ruhm beider Apoſtel ſollte gleichmäßig auf die Gemeinde zurückſtrahlen: nicht Paulus, ſondern Paulus und Petrus zugleich wurden als ihre Gründer und Häupter verehrt.

So wirft nun dieſe Angabe, eben weil ſie als unhiſtoriſch ſich beſtimmt controliren läßt, ein helles Licht auf die andre, daß nämlich die beiden Apoſtel gemeinſchaftlich auch die römiſche Gemeinde gegründet hätten. Dieſelben Motive waren hier wie dort thätig, dieſelben Parteien hatten ſich hier wie dort genähert, und ſo war die aufgekommene Tradition nichts Andres als der Reflex der Stellung der Parteien. Petrus und Paulus ſind die Stifter der Gemeinde heißt nichts Andres, als: die judenchriſtliche und heidenchriſtliche Partei ſind gleich alt und gleich berechtigt. Der Biſchof Dionyſius giebt es freilich als hiſtoriſche Thatſache. Allein wenn ein korinthiſcher Biſchof ſo wenig Beſcheid weiß über die Gründung ſeiner eigenen Gemeinde, ſo liegt auf der Hand, welchen Grad von Glaubwürdigkeit er für ſeine Mittheilung über die römiſche verdient.

Indeſſen ganz konnte die Erinnerung an den Gegenſatz, der in Wirklichkeit die beiden Apoſtel auseinandergehalten hatte, nicht erloſchen ſein. Sorgte ja doch eine extrem judenchriſtliche Literatur noch immer dafür, daß das Andenken daran erhalten wurde. So begegnen wir denn nun in einigen Schriften, von denen noch Bruchſtücke vorhanden ſind, einer vorſichtigeren Faſſung der Sage. Erſt in der letzten Zeit, kurz vor ihrem Ende, ſollen die beiden Apoſtel in Rom zuſammengetroffen ſein und ſich hier ausgeſöhnt haben. „Und nach ſo langen Zeiten", hieß es in der apokryphen Schrift ‚Predigt Pauli', „nachdem ſie das Evangelium zu Jeruſalem mit einander berathen, nachdem ſie Streit gehabt und jeder ſeinen Plan ausgeführt, treffen ſie endlich in Rom zuſammen, als ob ſie ſich jetzt zum erſten Male kennen lernten." Die Verſtändigung beider ehemaligen Gegner war

Digitized by Google

dann ausführlich in der Weise erzählt, daß Paulus und Petrus nach einander ihre Lehrbegriffe entwickeln, die als wesentlich übereinstimmend dargestellt sind.

Hier also hatte sich wenigstens eine Spur ihrer ehemaligen gegnerischen Stellung erhalten. Aber auch diese Spuren wollte man tilgen, um keinerlei Empfindlichkeiten mehr Raum zu lassen. Man weiß, wie in der Apostelgeschichte sorgfältig jede Erinnerung an die heftige Scene in Antiochia verwischt ist, und in diesem friedlichen versöhnlichen Interesse wird nun vollends überhaupt die Tradition über die beiden Apostel ausgebildet. Als historisches Zeugniß hat alle weitere Ausschmückung der Sage, abgesehen von dem legendarischen Charakter, schon darum keinen Werth mehr, weil wir damit in immer spätere Zeiten rücken, in welchen jede echte Erinnerung sich längst verloren hatte. Es kann nicht überraschen, daß man nach einiger Zeit bestimmte Stätten bezeichnet, an welchen die Apostel hingerichtet oder begraben sein sollten. Schon im Anfang des zweiten Jahrhunderts soll der Bischof Anaclet in dem neronischen Circus eine Memoria gestiftet haben, und ein Jahrhundert später schrieb der römische Presbyter Cajus, daß die „Trophäen" der beiden Apostel, was doch wohl auf ihre Grabstätten zu beziehen ist, am Vatican und an dem Wege nach Ostia gezeigt würden. Die Wahl des Vatican zeigt, daß man auf einer richtigen geschichtlichen Spur war. Denn hier stand der neronische Circus, hier nahm die Christenverfolgung des Jahres 64 ihren Anfang. Nur ist auffallend, daß um diese Zeit hier bereits eine Gruft des Apostels bestanden haben soll, denn der Circus blieb noch lange nachher im Gebrauch.

Eine andere Lesart läßt den Petrus auf der Höhe des Janiculus, da wo jetzt San Pietro in Montorio steht, den Kreuzestod erleiden, mit dem Blick auf die vor ihm ausgebreitete Stadt. Und wieder eine andere Sage verlegt den Tod und die erste Bestattung beider Apostel nach einem drei Miglien entfernten Ort in der Campagna an der appischen Straße, heute Tre Fontane genannt. Eine im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts vom heiligen Damasus gesetzte Inschrift enthält diese Angabe und fügt bei, daß die Leichname in der Mitte des 2. Jahrhunderts nach einem Ort näher der Stadt zu gebracht wurden, an dieselbe Stätte, auf der dann die Basilica San Paolo erbaut wurde. Uebrigens stand jedenfalls vom 4. Jahrhundert die bei dem Presbyter Cajus zuerst erscheinende Tradition fest, daß am Vatican die Ruhestätte des Petrus, an dem Weg nach Ostia die des Paulus sei. Die Basiliken, welche Konstantin hier diesem, dort jenem Apostel erbaute, befestigten sie für immer.

Von Irenäus an (Ende des 2. Jahrhunderts) war es ein allgemein anerkannter, von allen Kirchenlehrern wiederholter Satz, daß die vornehmste und berühmte römische Kirche von den beiden glorreichsten Aposteln Petrus und Paulus gegründet worden sei, und glücklich wird sie gepriesen, daß die Apostel mit ihrem Martyrerblut ihr zugleich ihre ganze Lehre hingegeben haben. Beide stehen

Digitized by Google

ſich völlig gleich, keiner hat ein Uebergewicht über den andern; im Leben und im Tod vereint — ſo bilden ſie die untrennbare Doppeldeviſe der römiſchen Kirche. Nun iſt es aber höchſt bezeichnend, daß dennoch ſofort, wenigſtens in verſteckten Zügen, dem Petrus ein Vorzugsrecht über ſeinen Mitapoſtel eingeräumt wird. Es kann dies auch gar nicht befremden, es iſt nur die Conſequenz der Richtung, welche die Sage von Anfang an genommen hat. Petrus hatte perſönlich nichts mit der römiſchen Gemeinde zu ſchaffen. Die Sage aber nähert ihn ſchrittweiſe der Stellung an, welche Paulus wirklich eingenommen hat, und einmal an dem Punkt angekommen, wo Petrus auf Koſten des Paulus eine dieſem durchaus identiſche Stellung erlangt hat, bleibt ſie dabei nicht ſtehen, ſondern mit Nothwendigkeit ſchreitet ſie über dieſen Durchgangspunkt der völligen Gleichheit hinaus, und ruht nicht, bis der Apoſtel, der allein in wirklicher Beziehung zu Rom geſtanden, in Schatten geſtellt und verdrängt iſt durch den glücklicheren Rivalen.

Schon die erwähnte Tradition von den Lokalitäten, die man für die Gräber der Apoſtel ausgeſucht hat, verräth dieſe Tendenz. Petrus findet ſeine Ruheſtätte am Vatican, in den Gärten des Nero; noch lebt die Erinnerung, daß es die durch die neroniſche Verfolgung blutgedüngte Stätte iſt. Paulus dagegen, minder begünſtigt, muß ſich mit einem Ort außerhalb der Stadt begnügen, fuori le mura, am Wege nach Oſtia. Und fort und fort iſt nun die Sage geſchäftig, neue Züge zu erfinden, die den großen Friedenapoſtel in Schatten ſtellen. Petrus — bei Tertullian findet ſich dieſe Angabe — hat die Ehre des Kreuzestodes, ſeine Paſſion iſt dieſelbe wie die des Herrn: Paulus wird einfach hingerichtet. Und damit auch frühzeitig ein Zug jener der römiſchen Kirche eigenthümlichen Miſchung von Hochmuth und affectirter Demuth nicht fehle, die ſpäter in dem Titel servus servorum gipfelt, läßt ein weiterer Auswuchs der Sage den Petrus zwar gekreuzigt werden, aber mit dem Kopf nach unten, mit den Beinen nach oben, weil Petrus ſelbſt in ſeiner Demuth bat, daß nicht völlig dieſelbe Todesart, wie die des Herrn, an ihm vollzogen werde. Oder wie er es einer apokryphen Schrift zufolge motivirte: wie der vom Himmel auf die Erde gekommene Herr hier am aufrecht ſtehenden Kreuz erhöht worden ſei, ſo müſſe bei ihm, der von der Erde zum Himmel gerufen werde, das Kreuz ſein Haupt gegen die Erde und ſeine Füße gen Himmel kehren. Wo noch in legendenartigen Ausſchmückungen eine gemeinſame Wirkſamkeit beider Apoſtel geſchildert iſt, fällt doch immer auf Petrus der vollere Ruhmesantheil. Er z. B. iſt es, der Neros Gemahlin Livia und Agrippina, die Gattin des Präfecten Agrippa zum Chriſtenthum bekehrt, und wie ſtechen gegen ſo vornehme Geſellſchaft die Soldaten und Hofbedienten ab, mit deren Bekehrung Paulus ſich begnügen muß. Folgende Kirchenſchriftſteller behandeln vollends den Paulus mit verächtlicher Geringſchätzung, es ſcheint läſtig, daß man ihn überhaupt zu

Digitized by Google

weilen in Verbindung mit Petrus noch nennen muß. Bei Lactantius ist es Petrus, der unter Nero nach Rom kommt, Wunder verrichtet, die Gemeinde stiftet und den Martyrertod erleidet, und nur ganz beiläufig ist hinzugefügt, daß auch Paulus getödtet wurde. Es ist als ob das Gewissen der römischen Kirche die Erinnerung an den Apostel der Geistesfreiheit, den Bekämpfer des Gesetzes, nicht vertragen könnte. Sie ignorirt ihn, weil sie ihm nicht in das Auge blicken kann. Petrus allein ist jetzt der Gründer der Gemeinde, sein Name ausschließlich die Aufschrift der römischen Kirche. Man weiß, wie diese Parteilichkeit bis auf den heutigen Tag fortdauert. Der 29. Juni ist von der Kirche als Tag des gemeinsamen Martyriums beider Apostel festgesetzt. Und doch ist es nur der eine Apostel, dem die Ehre gilt. Was in diesen Tagen gefeiert wird, ist das Centenarium Petri: der Name des andern ist vergessen.

Die Geschichte der Sage zeigt, daß ihre Entstehung und Ausbildung auf das Interesse sich gründet, den Apostel Petrus über seine geschichtliche Bedeutung hinauszuheben. Eine doppelte Strömung ist dabei bemerkbar, eine ältere und eine jüngere. Die eine im starren Judenchristenthum wurzelnd, die andere in den Bestrebungen einer Vermittlung zwischen den beiden großen christlichen Parteien. Die eine direct gegen den Apostel Paulus gerichtet, die andere der Gleichstellung der beiden Apostel zustrebend, so freilich, daß, sobald dieser Punkt erreicht ist, wieder ein Uebergewicht des Petrus zum Vorschein kommt. Die eine anknüpfend an das Verhältniß des Petrus zum Magier Simon, die andere das Verhältniß von Petrus zu Paulus umgestaltend. Die eine steht wesentlich in dem Gegensatz der Lehrmeinungen des 2. Jahrhunderts, die andere führt uns mitten in die hierarchischen Tendenzen, in die Anfänge des Episcopats.

Berliner Kunstbericht.

Die Nationalgallerie und ihr Haus.

Seit der Vollendung des neuen Museums, also seit ungefähr zehn Jahren, beginnt sich jetzt in Berlin zum ersten Male wieder eine künstlerische Bauthätigkeit zu regen, zu welcher die Initiative vom Staat ausgeht, die Mittel von ihm zur Verfügung gestellt werden. Der Abschluß jener umfassenden Schöpfung

Digitized by Google

des Prachtbaues bildete auch den Abſchluß einer langen fruchtbaren Periode ſolcher architektoniſcher Staatsunternehmungen, welche bald nach den Freiheitskriegen unter Schinkels ruhmvoller Leitung beginnend ſich ohne Unterbrechung bis zu den letzten Lebensjahren Friedrich Wilhelms des Vierten fortſetzt. Es iſt bekannt, mit welchen großartigen, phantaſievollen und freilich auch oft genug phantaſtiſchen Plänen zu baulichen Neugeſtaltungen, zu bauenden, in ſeinen beiden Reſidenzen zu errichtenden Monumenten preußiſcher Königsmacht und fürſtlicher Frömmigkeit dieſer geiſtreiche Monarch ſich ſeit ſeiner Thronbeſteigung trug; bekannt freilich auch, wie ſehr ſich grade an ihm und ſeinen Projecten die Wahrheit und Allgemeingiltigkeit des Satzes erwies: es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Seiner leidenſchaftlichen Liebe für die Architektur dankt Potsdam und Berlin manches bedeutende zur wirklichen Ausführung gelangte Werk des Idealbaues; wenige aber, in welche nicht der Eigenſinn und die Laune des bauherrlichen königlichen Dilettantismus ihren unverwiſchten Stempel geprägt hätte, welcher ſie des Charakters einfacher monumentaler Größe und geſchloſſener Harmonie faſt durchweg beraubt. Weit mehr indeß von all ſeinen Plänen iſt direct an der harten Realität der Dinge zerſcheitert und zerſchellt. „Eng iſt die Welt und das Gehirn iſt weit", und die Wirklichkeit, die er vorfand, die ſich ihm brutal und unbequem überall entgegenſtemmte, wollte ſich ſo wenig wie nach den politiſchen auch nach den architektoniſchen Träumen des Monarchen formen laſſen. Das gewaltigſte Werk, das er projectirte, der neue Dom mit dem Camposanto, blieb — ſchlimmer als nur Project — moderne Ruine der allertraurigſten Art. Das Jahr achtundvierzig machte die Grenze der ſtaatlichen Mittel zur Verwirklichung königlicher Wünſche in der empfindlichſten Weiſe fühlbar. Der begonnene Bau blieb liegen und auch der vollkommene Sieg der monarchiſchen Gewalt über die revolutionäre Bewegung gab jener weder das Vertrauen in ſich ſelbſt, noch auch die Verfügung über Geldmittel von einem Umfang zurück, deſſen es bedurft hätte, um das Werk ſeinem urſprünglichen Plane entſprechend weiter und zu Ende zu führen. Die Spree war dort hinter dem Luſtgarten vergeblich bis zur Hälfte ihrer Breite zugedämmt, vergeblich ungefähr zwei Millionen Thaler in die Fundamente verſenkt: nur die ſtellenweis über dieſelben hinausgeführten Seitenmauern des Camposanto und alte Bauzäune waren ſchließlich die traurigen, den ſchönen Platz arg verunzierenden, vorläufig ſichtbar bleibenden Reſultate all jener koſtbaren jahrelangen Thätigkeit. Die neue Regierung, geneigt, alle künſtleriſchen Dinge ſehr nüchternen Auges anzuſehn, gab ſich auch in Bezug auf dieſes Vermächtniß der eben abgetretenen keinen Illuſionen hin. Von einer Wiederaufnahme des Werks war keine Rede mehr. Man ſchien ſich zu reſigniren und in die fernere Dauer dieſes, eines großen Staats und einer ſonſt prächtigen Reſidenz kaum würdigen Zuſtands und Anblicks eben ſchicken zu wollen.

Digitized by Google

Leider aber ſchien ſich dieſe Reſignation auch auf jede ſtaatliche Schönbauthätigkeit auszudehnen. Nachdem die letzten Gerüſte am neuen Muſeum entfernt waren, verlautete eben nichts mehr von irgendeinem neuen baulichen Unternehmen der Regierung. Während infolge des unerhörten Aufſchwungs des Handels, der Induſtrie und des Wohlſtandes in Berlin, und der rapid wachſenden Größe dieſer Commune die ehedem hier völlig unbekannte Luſt, den künſtleriſchen Schönbau für Privatzwecke dienſtbar zu machen, in dem reichen Bürgerthum fort und fort in überraſchendem Maße wuchs; während die Stadt aus Communalmitteln ſo große architektoniſche Unternehmungen, wie das neue Rathhaus, die Kaufmannſchaft ein Werk, wie das neue Börſengebäude, die jüdiſche Gemeinde eine ſo reiche, edle und originelle baukünſtleriſche Schöpfung, wie die neue Synagoge nicht blos projectirte, ſondern in raſchem, energiſchen Gange zu Ende oder ihrem Abſchluß nahe brachte, ſah die Regierung gleichſam mit untergeſchlagenen Armen dieſer ausgedehnten lebendigen bürgerlichen Bauthätigkeit zu. Die Gründe dieſes Verhaltens waren wohl gleichzeitig perſönlicher Natur und ebenſo in politiſchen Verhältniſſen gegeben, welche die Concentration der disponiblen finanziellen Staatsmittel zu einem ſehr nüchternen und ſehr realen Hauptzweck nothwendig und ihre theilweiſe Verwendung zu ſolchen idealen Zwecken ziemlich überflüſſig erſcheinen laſſen mochte. Die Ereigniſſe ſeit 1864 haben dieſen Erwägungen nicht grade Unrecht gegeben. Und nun, ſeit die großen praktiſchen Errungenſchaften des preußiſchen Staats von ſeinen Leitern geerntet und eingeheimſt ſind, gewinnt es den Anſchein, als wolle man, wenn auch nicht wie unter Friedrich Wilhelm dem Vierten aus perſönlich leidenſchaftlicher Neigung, ſo doch aus dem Gefühl einer gewiſſen Anſtandsverpflichtung heraus jene großen Bauprojecte wieder aufnehmen und ins Leben rufen, welche nach bekannter geſchichtlicher Erfahrung den Regierungen der Staaten oft einen den Sinn der Menſchen beſtechenderen und in eine fernere Zukunft hineinleuchtenderen Glanz zu verleihen pflegen, als noch ſo ſegensreiches vernünftiges Wirken oder augenblickliche politiſche Erfolge. Zu Anfang dieſes Jahres erſchien die königliche Cabinetsordre, welche der frommen Dankbarkeit gegen die gnädige Hilfe der „göttlichen Vorſehung“ während des deutſchen Krieges und zugleich dem neugewonnenen ſtaatlichen Machtbewußtſein gleichſam einen großartigen künſtleriſch-monumentalen Ausdruck zu geben verhieß durch die nun wirkliche Errichtung eines mächtigen proteſtantiſchen Doms auf der alten Stelle im Luſtgarten, welche heut das jämmerliche Product der berliner Kirchenbaukunſt des letzten Jahrhunderts und jene moderne Ruine des angefangenen und verlaſſenen Camposantobaues trägt. Zunächſt freilich hat dieſe Kundgebung keine ſeither vernehmlich gewordene Folge gehabt. Ueber den Modus der Ausführung, über etwaige Wahl unter den bereits vorhandenen ſtülerſchen und ſonſtigen Projecten, oder über die Ausſchreibung einer vielleicht beabſichtigten

Digitized by Google

neuen Concurrenz verlautet nichts. In eingeweihten Kreisen flüstert man sich vorläufig nur zu, daß die Sache in den „besten Händen", und zwar in Frauenhänden wohl aufgehoben sei. Die Frau Kronprinzessin, deren edler Ehrgeiz sie auf allen idealen wie auf allen praktischen Gebieten, auf denen sich eine schöne und gute weibliche Natur bethätigen kann, ihrem ganzen Geschlecht voranzuleuchten treibt, soll selbst an einem Dombauproject arbeiten, und in diesem edlen Thun eine hochgestellte Concurrentin an der geistvollen und begabten Gattin unsres Cultusministers gefunden haben. Doch „es kommt die Zeit, der Falter ringt sich los" und wir wollen ihr nicht vorgreifen, sondern erst in der Zukunft berichten, was die Zukunft gebracht haben wird.

Aber noch eines andern großen Prachtbaues umfassendes Project ist in Berlin augenblicklich von Staatswegen glücklich über dies Stadium hinausgefördert und hat angefangen Körper, Form und Gestalt zu gewinnen. Das ist das Gebäude der Nationalgallerie, welches bereits im vorigen Frühjahr begonnen, durch die Kriegsereignisse von neuem in Frage gestellt wurde und seit ihrem glücklichen Abschluß wieder mit großer Energie und Nachdrücklichkeit in Angriff genommen ist. Das Gebäude sowie das Institut, dem es zum Hause dienen soll, haben gewissermaßen schon vor ihrer Geburt eine nicht uninteressante Geschichte, aus der ich die wichtigsten Punkte hier recapituliren muß. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich der Meinung bin, das Wort „Nationalgallerie" wurde bei uns in Berlin zuerst um das Jahr 48 oder 49 ins Publikum geworfen durch den damaligen Kunstreferenten der Vossischen Zeitung, Dr. Richard Fischer. Er machte bei jeder sich irgend bietenden Gelegenheit, die er auch häufig gradezu vom Zaun brach, eifrige Agitation für diese seine Lieblingsidee: der Staat müsse ein Museum der modernen deutschen Kunst gründen, welches die jetzt in königlichem Besitz befindlichen, in Schlössern verstreuten oder noch zu erwerbenden hervorragenden Werke unsrer vaterländischen zeitgenössischen Sculptur, Malerei und zeichnenden Künste vereinigt mit den künstlerischen Verherrlichungen des nationalen Ruhms, den Bildern der nationalen Geschichte aufzunehmen bestimmt wäre. Der Plan war ziemlich unklar und für seine Verwirklichung schien damals trotz der mir wohl erinnerlichen lebhaften Bemühungen seines Urhebers bei den Behörden und der spätern Volksvertretung nur geringe Hoffnung. Ein Akt großartiger Liberalität und schönen Gemeinsinns seitens eines alten Privatmanns rückte plötzlich, nachdem die ganze Angelegenheit ziemlich eingeschlummert und zu den Acten gelegt schien, diese Nationalgalleriesache wieder ganz in den Vordergrund und fachte das Interesse für sie mit ehedem nicht vorhandener Stärke an. Der bekannte Kunstfreund und Gemäldesammler Consul Wagner, der während seines Lebens eine ziemlich reiche Gallerie von Gemälden aller modernen Schulen, vorwiegend der deutschen, zusammengebracht hatte, welche in seinen Privatzimmern aufgestellt, aber an bestimmten Wochentagen dem Besuch des Publi-

Digitized by Google

kums zugänglich gemacht eine der beliebteſten „Sehenswürdigkeiten“ Berlins bildete, vermachte bei ſeinem im Jahre 1861 erfolgten Tode teſtamentariſch dieſen ganzen ſtattlichen Kunſtbeſitz dem Staate mit dem direct ausgeſprochenen Wunſche, der einer Bedingung ziemlich ähnlich ſah, daß dieſe Sammlung den Stamm zu einer preußiſchen Nationalgallerie bilden und in einem paſſenden würdigen Lokal öffentlich aufgeſtellt werden ſollte zum Genuß für jeden, zu Studium und Lehre der Künſtler. Die preußiſche Regierung nahm dies Geſchenk an — und damit war ſie auf den Weg zur Begründung einer Nationalgallerie gedrängt und konnte ehrenhafterweiſe nicht mehr davon zurück. Die Sache hatte zunächſt ihre Unbequemlichkeiten. Die Errichtung eines „neueſten“ dritten Muſeums für ſolchen Zweck lag vorläufig im weiten Felde. Ein proviſoriſches Unterkommen fand das koſtbare Geſchenk in den beiden erſten Sälen der Akademie der Künſte. Für das Studium und beſonders das Copiren der Bilder, das der Teſtator ausdrücklich betont hatte, gaben dieſe Säle freilich keinen Raum. Und eine unwirtbliche Stätte wurden ſie für die aus den behaglichen, ſorglich eingerichteten Zimmern der wagnerſchen Villa Hierherverſetzten! Eine Heizung während des Winters war unmöglich, und immer nach zwei Jahren zog die große Kunſtausſtellung in dieſe Räume ein und verjagte die ganze junge Nationalgallerie in das oberſte Geſchoß des Akademiegebäudes, jene dachkammerähnlichen Zimmer, welche ſonſt die akademiſche Bibliothek beherbergen.

Inzwiſchen vermehrten fort und fort kleine Geſchenke, von Privaten und Mitgliedern der königlichen Familie gemacht, den Beſtand dieſer Gallerie, und beſonders ſeit der vor etwa fünf Jahren geſetzlich gewordenen Bewilligung von 25,000 Thlr. jährlich zur Förderung von Kunſtzwecken wächſt die Zahl ihrer Kunſtwerke mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit durch die davon gemachten Ankäufe oder ausgeführten Regierungsaufträge. Es mußte allmälig ernſtlich daran gedacht werden, der proviſoriſchen Beherbergung dieſes immer vermehrten Beſitzes ein Ende zu machen.

Noch ein andres Motiv kam hinzu, das Gefühl dieſer Verpflichtung zu ſchärfen. Seit zwanzig Jahren arbeitete der große deutſche Künſtler, den Friedrich Wilhelm der Vierte aus ſeiner glanzvollen wirkungsreichen Stellung in München hierhergezogen hatte, Peter von Cornelius, unter uns, einſam und von der großen Maſſe faſt vergeſſen mitten im Gewühl des ihm innerlich fremden Lebens der modernen, kritiſchen, pietätloſen norddeutſchen Großſtadt. Unbekümmert um ſie und um das immer fraglicher gewordene Endſchickſal ſeiner Arbeiten, zu deren Ausführung er hierher gerufen war, zeichnete er weiter an den mächtigen Gebilden einer von den erhabenſten Anſchauungen ganz erfüllten Phantaſie, den koloſſalen Zeichnungen, welche nach der Apokalypſe und den Evangelien „die letzten Dinge“ der Menſchheit ſchildern. Zur maleriſchen Ausſchmückung des Campoſanto am Luſtgarten beſtimmt, blieben ſie Cartons, wie jenes Ruine

Digitized by Google

blieb. In den für ſolche Maße gänzlich ungenügenden Sälen im Erdgeſchoß ſeines eignen Hauſes nach der Vollendung aufgeſtellt, entzogen eben dieſe räumlichen Verhältniſſe ſie jeder rechten Beſchauung und gründlichen Würdigung durch den Betrachter.

Schlimmer noch war das Schickſal der andern faſt ebenſo koloſſalen Cartonzeichnungen zu des Meiſters vorangegangnen in der münchner Glyptothek und Ludwigskirche ausgeführten Freskomalereien. Von Friedrich Wilhelm dem Vierten angekauft lagen ſie durch alle die Jahre zuſammengerollt in Kiſten verpackt auf den Böden der Akademie. Man fand keine Stelle für ſie. Von Zeit zu Zeit ging wohl eine Art „Schmerzensſchrei“ durch die Preſſe über dieſe ganze Manier, die Schöpfungen eines der größten und ernſteſten Meiſter alter und neuer Zeiten zu behandeln, ſie gleichſam lebendig zu begraben, ein Schmerzensſchrei, der mit eindringlicher Kraft und der Wärme eines edlen Zorns beſonders von Hermann Grimm wiederholt ausgeſtoßen wurde. Aber geändert wurde thatſächlich nichts dadurch, blieb nun das Ohr der Mächtigen und des gleichgiltigen Publikums taub dagegen, oder zeigte ſich wirklich vorläufig keine Möglichkeit praktiſcher Abhilfe des Uebels. Dieſe konnte auch ihm nur durch den Bau jenes Nationalmuſeums werden, auf welchem das einzige Heil der wagnerſchen Sammlung beruhte. Man hat ſich dieſer Einſicht nicht verſchließen können und wollen Und wie um eine ſchon zu lange aufgeſummte Schuld um ſo gründlicher und anſtändiger zu tilgen, hat man ſich entſchloſſen, die erſehnte Hilfe und Heilung in ſo umfaſſendem Maße und ſo glänzender Weiſe zu bringen, daß niemals fromme Wünſche wohl eine ſo vollſtändige, über jede kühnſte Hoffnung derer, die ſie hegten, hinausgehende Erfüllung fanden, wie die auf Erbauung eines Nationalmuſeums in Berlin gerichteten.

Der Begriff einer Nationalgallerie iſt ziemlich vieldeutig. Die Engländer verſtanden darunter nur eine Sammlung von erleſenen Kunſtwerken, welche theils durch das Geld der Nation, theils durch Schenkungen gemeinſinniger Bürger derſelben geſchaffen wurde, eine Sammlung, wie ſie die londoner Nationalgalery in einer nirgend ſonſt erreichten allſeitigen Schönheit und Vollkommenheit in ſich darſtellt. In Paris hat man zwei ſehr verſchiedene Dinge darunter verſtanden und für jedes derſelben ein beſondres Inſtitut geſchaffen. Das Luxembourg iſt zum Muſeum der nationalen Kunſt und Künſtler beſtimmt (zehn Jahre nach dem Tode der letztern wandern ihre hier aufbewahrten Werke in das Louvre), — das Muſeum von Verſailles für die künſtleriſche Darſtellung der vaterländiſchen Geſchichte und der nationalen „Gloire“.

Bei der berliner Nationalgallerie ſcheinen all dieſe Zwecke gleichmäßig berückſichtigt werden zu ſollen. Denn ſchon Wagners Sammlung umfaßt, gleich der engliſchen, Werke aller fremdländiſchen wie deutſchen Schulen, (freilich ausſchließlich der modernen), und bei neueren Ankäufen ging neben der

Digitized by Google

Berücksichtigung der nationalen Kunst jedes Genres die der Malerei nationaler Ruhmesthaten her.

Einen entsprechenden Bauplatz für das dritte Museum zu finden, war ungleich leichter, als für unser zukünftiges Parlament, wonach man bereits so manches Jahr vergeblich sucht. Die große, nur von alten zum Abbruch reifen Privatgebäuden besetzte Fläche zwischen dem „neuen Museum" und der Spree empfahl sich von selbst dafür durch jeden natürlichen Vorzug der Lage und der lokalen Bedingungen. Diesen weiten Platz, der nach Norden zu nur noch durch wenige später zu beseitigende Häuser und Gärten fiscalischen Eigenthums, im Nordosten durch jenen Spreearm, südwestlich vom neuen Museum, südlich von der von letzterem ausgehenden langen Colonnade bekränzt und eingeschränkt wird, hatte lange vorher schon Friedrich Wilhelm der Vierte für eins seiner ausgedehnten Prachtbauprojecte im Auge gehabt. Hier, nach Norden hin weit über die nördliche Wand des neuen Museums hinausgerückt, hatte er ein neues Universitätsgebäude hinzustellen gewünscht; im Zusammenhang mit ihm und dem Museum nach Süden hin den Bau einer prachtvollen Aula, diesen ganzen Complex durch Säulengänge zu einer Gesammtheit vereinigt, eine großartig angelegte großgestaltete Tempelgruppe, der Kunst und Wissenschaft geweiht. Wie über die getuschten Grundrisse vorhandner Gebäude, Flußarme und Terrainhindernisse in den Plänen sein geistreich skizzirender Bleistift, so ging seine architektonische Phantasie bei solchen Gelegenheiten unbesorgt über die praktischen und — finanziellen Möglichkeiten hinweg. Der getreue, sich stets gefällig den Ideen des königlichen Künstlers anschmiegende Stüler war jederzeit bereit, dem Traum wenigstens auf dem Papier die sehr wahrscheinlich und prächtig aussehende geometrische und perspectivische Gestalt zu verleihen, und so machte denn auch seine große, schön ausgeführte Aquarelle des projectirten Museumcomplexes, wie sie auf der großen Ausstellung von 46 oder 48 erschien, einen sehr bestechenden und verlockenden Eindruck, welchen der Grundriß nur zu unterstützen schien. Die classische Anmuth und ob auch etwas monotone antike Herrlichkeit schien sich auf das sumpfige Spreeufer niedergelassen zu haben; ein weiter Bezirk dem Cultus aller idealster Interessen geheiligt, auch in seiner reinen kunstgestalteten, schönheitverklärten baulichen Gestalt, herausgehoben und abgeschlossen von aller Rohheit und Bedürftigkeit des draußen vorüberbrausenden Werktaglebens der Gegenwart. Aber gleich von vorn herein stellte sich der Ausführung ein nicht zu unterschätzendes Hinderniß entgegen. Die Universität selbst protestirte gegen das ihr zugedachte schönere Haus und machte darauf aufmerksam, daß Friedrich Wilhelm der Dritte bei der Stiftung der berliner Hochschule ihr für alle Zeit das Gebäude als Eigenthum und Wohnsitz zugewiesen habe, welches sie während dieses halben Jahrhunderts inne hatte. So fiel dieser Plan, den die folgenden Ereignisse auch ohne dies unmöglich gemacht haben würden. Aber schon Stüler

Digitized by Google

nahm in seinen letzten Lebensjahren die Erinnerung an denselben wieder auf, als der Beschluß gefaßt war, eine Nationalgallerie, wie sie die allgemeine Stimme zu fordern schien, in Berlin zu errichten. An die Stelle jenes Universitätsgebäudes und jener Aula trat nun ein gleichfalls mit der Längsaxe des neuen Museums parallel laufendes oblonges Gebäude von annähernd griechischer Tempelform, auf mächtigem Unterbau errichtet, 130 Fuß von der nach Osten gekehrten Hauptfront des ersteren entfernt, den Giebel und Haupteingang der Colonnade zugewendet, mit seiner Ostseite fast unmittelbar über dem dort vorbeifließenden Spreearm aufragend. Nach Norden an der Hinterseite des Oblongs tritt eine halbkreisförmige Apsis heraus. Das Ganze gliedert sich in der Höhenrichtung in drei Etagen über dem Kellergeschoß. Eine Treppe in der ganzen Breite der Südfront führt zu ihr hinan und durch zwei Eingänge zu beiden Seiten der Wandmitte tritt man von hier aus in die mächtigen mittleren Säle des zweiten Stockwerks, deren Höhe auch noch durch das dritte hindurchsteigt, vom durchbrochenen Dach her ihr Oberlicht empfangend, während kleinere, die untern von der Seite her, die oberen durch Oberlicht beleuchtete Räume sie rings, in beiden Etagen über einander umschließen. Es war Stüler nicht vergönnt, diesen mit Liebe ausgearbeiteten Plan zu verwirklichen. Er starb im März 1865, ehe der Befehl zum Beginn des Baues gegeben war und hinterließ dies Project seinen Nachfolgern als eine ihre freie Erfindungskraft ziemlich einengende geistige Erbschaft. Der Umstand, daß mancherlei in demselben als überarbeitete architektonische Ideen Friedrich Wilhelm des Vierten angesehen werden konnte, kam hinzu, um an entscheidender Stelle die Pietät und sorgliche Schonung für den stülerschen Entwurf als unabweisliche Pflicht für die zur Ausführung berufenen Meister hinstellen zu lassen. Man wird sich diesen wichtigen Umstand vergegenwärtigen müssen, um das Verdienst Stracks ganz zu würdigen, der mit der künstlerischen Durchführung des Werks betraut worden ist, während das rein Technische, Verwaltungsmäßige, Finanzielle des Unternehmens höchst verständigerweise von ihm genommen und einer Commission hoher Bau- und Ministerialbeamten zugewiesen wurde, eine Theilung der Arbeit, welche für deren Gelingen nur segensreich sein kann. Mit der Feinheit des Sinnes, des Geschmacks und Urtheils, welche Strack auszeichnet, hat er es auch hier verstanden, durch leichte discrete Abweichungen von Stülers Entwurf, die dessen Eigenthümlichkeit, Gesammtcharakter, Raumdispositionen kaum irgendwo bemerklichen Eintrag thun, ihm doch ebenso viele höchst wesentliche Verbesserungen zuzubringen. Die bemerkenswerthesten davon bestehen in der Einschränkung jener großen Treppe, wodurch Platz für einen durch eine Mittelthür zu betretenden, die ganze Breite des Gebäudes einnehmenden Vorsaal gewonnen wurde, von dem sich dann erst die beiden seitlichen Eingänge in den innern Raum öffnen; ferner in der Beschränkung der allzu groß genom-

Digitized by Google

menen Tiefe der Seitenſäle, welche den dort aufzuſtellenden Kunſtwerken keinen Vortheil gebracht haben würde, und andern hier nicht im Einzelnen zu entwickelnden Punkten.

Der Boden, auf welchem unſere wichtigſten berliner Prachtbauten aufgeführt ſind, iſt bekanntlich Sumpf und Moor. Bis zu vierundzwanzig Fuß Tiefe hat man in das Terrain auch dieſes Bauplatzes einzudringen, um auf feſten haltbaren Baugrund (15 bis 16 Fuß unter dem mittleren Waſſerſtande der Spree) zu gelangen. Von den bei beiden älteren Muſeumsbauten angewendeten Pfahlroſten iſt man diesmal abgegangen und fundamentirt ſtatt ihrer mit Senkkaſten, die ſtark belaſtet allmälig in den Schlamm eingelaſſen werden, während Bohrer und Sack die innerhalb ihrer Wände befindliche Maſſe der Thonerde herausbefördern, um ſpäter den entleerten Raum zu feſten Grundpfeilern ausmauern zu laſſen. Auf flachen Bogen, welche dieſe von einem zum andern herübergeſchlagen verbinden, liegt die eigentliche Grundfläche des Gebäudes auf, ein Rechteck von 204 Fuß Länge bei 102½ Fuß Breite. Ueber einem 7½ Fuß hohen Keller erhebt ſich das zu Hausdiener- und Beamtenwohnungen, Pack- und Werkſtatträumen beſtimmte Erdgeſchoß zu einer Höhe von 12 Fuß und über ihm baut ſich das eigentliche Muſeum in drei Stockwerken auf, deren Geſammthöhe vom Terrain bis zur Oberkante des Hauptgeſimſes 83 Fuß, bis zur Spitze des Giebels 93 Fuß beträgt. Aeußerlich ſtellt ſich das Ganze als ein korinthiſcher Tempel und zwar ein „Pſeudo-Peripteros (ein Peripteros, aus deſſe Cella-Langwänden die Säulen nur Dreiviertel hervortreten, ſtatt ſie als Säulengang zu umgeben) ruhend auf einem, mit kräftigem Sockelgeſims oben abſchließenden Unterbau von 34 Fuß Höhe. An ſeiner (ſüdlichen) Vorderfront leitet zu dem nach dorthin ſich öffnenden Eingangsportikus dieſes Tempels eine zweiarmige prächtige Freitreppe, über die darunter befindliche Einfahrt zum Erdgeſchoß hinweg, die ſich oben vereinigt und dort ein koloſſales Reiterſtandbild Friedrich Wilhelm des Vierten zu tragen beſtimmt iſt. Im erſten Hauptgeſchoß nach Nordoſt gelegen befinden ſich zur rechten Seite des Eingangs, die in der hinten heraustretenden Apſis gelegenen eingerechnet, neun zur Aufnahme von Bildern, zur linken, mit weniger günſtigem (Südweſt-) Seitenlicht verſehenen, für Werke der Plaſtik, Abgüſſe und Sculpturen beſtimmte Säle. Die bereits erwähnten hinter einander in der Hauptaxe des Gebäudes gelegenen drei großen Oberlichtſäle, welche durch die zweite und dritte Etage hindurchreichen, ſind in jedem dieſer beiden Geſchoſſe von elf kleineren Sälen rings umgeben. Eine klare Anſchauung des Gebäudes und ſeiner Gliederung läßt ſich freilich aus ſolchen Angaben, ohne Grundriß und Durchſchnitte zur Hand zu haben, nicht gewinnen. Worauf aber bei einer Schilderung dieſes Bauwerks, deſſen Geſammterſcheinung und Stil ſich nicht eigentlich von dem von der Antike als muſtergiltig überkommenen, durch Schinkel für uns neu

Digitized by Google

belebten entfernt, ein beſonderer Nachdruck gelegt werden muß, das ſind zwei wichtige Punkte, in welchen man gänzlich von den bisher bei uns geübten baulichen Gewohnheiten und ſehr zum Vortheil abgewichen iſt: die Beleuchtung der Räume und die Ausführung in reinen ſoliden wahrhaftigen Werkſtücken.

In all unſern vorhergegangenen Muſeumsbauten erſcheint grade das, wovon zum großen Theil die Möglichkeit abhängt, ein Kunſtwerk in ſeiner erſten vom Künſtler beabſichtigten Wirkung zu ſehen und in ſeiner vollen Schönheit zu genießen, die Beleuchtung, die Stellung, Höhe, Breite der Fenſter im Verhältniß zum Raum und ſeinen Wänden, mit einer Gleichgiltigkeit und Rückſichtsloſigkeit gegen das, was ſpäter in ihm und an ihnen placirt werden ſoll, behandelt, die merkwürdig genug iſt. Das Aergſte in dieſer Hinſicht iſt bekanntlich im neuen Muſeum geleiſtet, wo dieſe Einrichtungen in vielen Sälen ſo getroffen ſind, als hätte man mühſam grade diejenigen herausgeſucht, durch welche am ſicherſten des Kunſtwerks ſpecifiſcher Erſcheinungsreiz vernichtet wird; ein beſonders ſchlagendes Beiſpiel dafür der Saal der Abgüſſe der Parthenonſculpturen. Es ſieht ſo aus, als hätten unſre auf ihre Wiſſenſchaftlichkeit ſo ſtolzen Architekten ſich nie die Mühe genommen, dieſer Sache auf den Grund zu gehen, und die Geſetze, die doch vorhanden ſein müſſen, heraus zu experimentiren oder zu berechnen, auf deren Befolgung oder Nichtachtung rechte und gute, oder ſchlechte und untaugliche Beleuchtung der in einem beſtimmten Raum aufzuſtellenden Kunſtwerke beruht. Anders wenigſtens war dies gänzlich willkürliche Schwanken, wo es ſich darum handelte, dieſe Geſetze praktiſch ſogar in Bauwerken „ad hoc“ anzuwenden, nicht zu erklären. Einem berühmten Maler, Profeſſor Magnus in Berlin, war es vorbehalten, neuerdings, geleitet von dem feinſten künſtleriſchen Tact, fortgeſetzter Beobachtung und Erfahrung auf dieſem Gebiet und echtem Bauverſtande, dieſen Grundprincipien der guten Beleuchtung nachſpürend, ſolche zu finden und in ihrer Einfachheit formulirt hinzuſtellen, deren Richtigkeit ihnen eine überzeugende Kraft giebt. In einem 1863 im Senat der Akademie gehaltenen längeren Vortrag „über Einrichtung und Beleuchtung der Räume zur Aufſtellung von Gemälden und Sculpturen“ (bei Ernſt und Korn 1864 in beſonderem Abdruck erſchienen) entwickelte er das von ihm Gefundene mit einleuchtender Klarheit vor den Kunſtgenoſſen. Und Anfang 1866 ergänzte er die darin erörterten Regeln durch eine neuere Arbeit (ebenfalls von Ernſt und Korn in Druck herausgegeben), welche ihre praktiſche Nutzbarmachung an dem darin gegebenen „Entwurf zu dem Bau eines Kunſtmuſeums“ enthielt, und an zwei Proben eines ſolchen, danach eingerichteten Gebäudes ſinnlich und unabweislich darthut, wie dieſe Principien auf kleine wie auf ausgedehnt großartige Gallerie- und Muſeumsanlagen angewendet, überall und immer ihre Richtigkeit glänzend bewähren. Ich kann hier nicht ſo gleichſam gelegentlich auf das Detail dieſer Unterſuchungen und ihrer Reſultate

Digitized by Google

eingehen, die einer ausführlichen Erörterung bedürfen. Hervorgehoben sei nur, daß Magnus zum ersten Mal das Dogma von der immer gleichen Vorzüglichkeit des Oberlichts ohne Rücksicht auf Höhe des Saals und Breite des Fensters widerlegt und auf das richtige Maß der Giltigkeit beschränkt, daß er das Verhältniß des Seitenfensters zur Tiefe des Saals, die Höhe, in der es über dem Fußboden zu beginnen hat, die Höhe, bis zu welcher die Bilder dafür an den Wänden anzubringen sind, normirt und daß er besonders die schräge Stellung der Bilderwände gegen das Seitenfenster proclamirt hat. Jeder Maler und Zeichner, der ganz unwillkürlich seine Staffelei beim Arbeiten nicht in rechtwinklig auf die Ebne des Fensters, sondern in mäßig spitzwinklig darauf gerichteter Ebne stellt, weiß, welche Bedeutung ein so einfallendes Licht für seine Arbeit hat. Aber für einen echten Architekten mußte eine unerhörte Ketzerei in der Zumuthung liegen, die ihm hier gemacht wurde, die beiden Seitenwände nicht als Parallelen, sondern wie Radien eines Kreises zu einander zu stellen und so gegen die Fensterwand zu richten. Und dennoch muß eben die schon erwähnte überzeugende Kraft dieser Sätze doch mächtig genug gewesen sein. Denn sie hat die Architekten der Nationalgallerie bestimmt, ihnen in ihrem Plan durchweg Folge zu geben: in sämmtlichen Bildersälen mit Seitenlicht ist die Schrägstellung der Seitenwände gegen das beleuchtende Fenster hin durchgeführt, ja in der an die nördliche Wand gelegten halbrunden Apsis mit ihrer originellen und ansprechenden fächerförmigen Raumeintheilung mit lauter Wänden, die in der Richtung der Radien gegen ihren äußern Halbkreis stehen, haben die von Magnus in seinem zweiten Vortrag entwickelten und durch Zeichnung erläuterten Vorschläge die genaueste Verwirklichung erhalten.

In den kolossalen Oberlichtsälen freilich mochte das bereits unabänderlich Festgestellte sich nicht mehr genau nach den magnusschen Angaben ummodeln lassen. Aber so viel kann schon jetzt angesichts dieser Pläne behauptet werden, daß im Durchschnitt in keinem unsrer Museen und Gallerien Kunstwerke eine bessere, günstigere Beleuchtung als in diesem finden werden.

Ebenso wichtig wie diese neuen Einrichtungen für den innern Organismus und die Erfüllung des Zweckes dieses Gebäudes, wird sich der zweite Punkt, den ich betonte, die Ausführung in Werkstücken, statt in Ziegel mit Stuck- und Mörtelputz für seine äußere monumentale Erscheinung erweisen. Es war Zeit, daß diese berüchtigte Schein- und Lügenarchitektur, die unsern schönsten Baudenkmalen und der Stadt zur schmachvollen Unzierde gereicht, endlich wenigstens an den öffentlichen Gebäuden aufhört, wenn sich Geiz und das eitle Bedürfniß, mit dem leeren Schein zu prunken, auch bei Privatbauten noch lang genug an die Pflege und Erhaltung jener Bauweise klammern wird. Wenn ein starker Herbstregen an den sogenannten „palastartigen" Villen unsrer Reichen oder den mit Säulen,

Digitized by Google

Simsen, Erkern prunkenden Miethskasernen der elegantern Viertel den ganzen „Stil" herunterspült, daß die äußere Ornamentik als Brei am Boden liegt und der nackte hölzerne oder zinkene Leib, den sie lügnerisch bedeckte, in seinem Innern offen zu Tage tritt, so lachen wir wohl darüber in einer Art innerer Genugthuung. Aber wenn auch an Werken des edelsten Künstlergeistes, wie an Schinkels Museum und Schauspielhaus, architektonischen Schöpfungen, welche des classischen Materials der Baukunst, des Marmors, würdig wären und jedenfalls als in Werkstücken ausgeführt von ihrem Autor gedacht wurden, nun immer wieder die Verputzung abblättert, welche uns über die Armseligkeit täuschen sollte, die jene Werke zu einer ihrer so unwerthen Verkörperung verdammte; wenn an solchen abgeblätterten Stellen die dürftige Ziegelwand unverhüllt bloßgelegt wird und immer wieder von Zeit zu Zeit sich die Gerüste erheben müssen, um die Sisyphusarbeit der Stuck- und Tünchbekleidung von neuem zu beginnen, — da kann uns wohl ein wirkliches empfindliches Weh ergreifen über ein in der Ungunst der Verhältnisse und der Befangenheit der Mächtigen begründetes Schicksal, welches selbst einem solchen Meister, abgesehen von seinen Ziegelbauten, nur einmal an einer kleinen Arbeit, der neuen Wache, vergönnte, seinen Plan auch in dauerndem, solidem und echtem steinernen Material zu gestalten. Von solchen Empfindungen werden die kommenden Geschlechter Berlins beim Anblick des Nationalmuseums wenigstens glücklich verschont bleiben, denn seine Ausführung geschieht durchweg im allerschönsten Sandstein.

Strack hat eine besonders glückliche Wahl getroffen: das Gestein jener nebraer Brüche, dessen warmtönig gelblich-röthliches Colorit, wie fünfhundertjährige Architekturstücke in Nebra selbst beweisen, von der Zeit kaum ein Ergrauen oder sonst Schaden erfährt, das sich weder mit Moos bedeckt noch der Verwitterung zugänglich erscheint, vielmehr an der Luft noch mehr und mehr erhärtet und außerdem noch den Vortheil bietet, von der Bruchstelle an der Unstrut bis unmittelbar an den Bauplatz zu Wasser transportirt werden zu können.

Die kleineren bearbeiteten Mauerflächen, welche man zur Probe aufgestellt hat, geben einen Begriff davon, in welcher warm leuchtenden Schönheit des Farbentons das prächtige Gebäude nach seiner Vollendung dastehen wird. Daß in seinem Innern decorativer Reichthum dieser äußern Erscheinung entsprechend nicht gespart werden wird, weisen die Pläne und Inneransichten nach. Die schwarzen und rothen Marmorsäulen mit goldbroncenen Kapitälen, die reich verzierten Decken, Fußböden ꝛc. begegnen uns überall darin: die moderne Kunst wird es schwer haben, von dieser Wohnung Glanz nicht beschämt zu werden. Die zweifelnde Frage, ob ihr das möglich sein werde, drängt sich uns schon jetzt auf. Seltsame Widersprüche! Für die herrlichsten Originalwerke der großen Kunstzeitalter, der Antike, des Mittelalters und der Renaissance muß das ein-

Digitized by Google

ſache, in ſeinen Effecten und ſeinen Mitteln ſo beſcheidne Muſeum Schinkels genügen; für die Gypsabgüſſe, die ethnographiſchen Sammlungen und die Kleinkunſt ſchuf man daneben das bei all ſeinen offenbaren architektoniſchen Sünden und Mißgriffen ſo viel prächtiger und prätentiöſer, weiter und großartiger auftretende Gebäude des neuen Muſeums. Und nun gar für die modernſte Kunſt, ihre meiſt ſo kleinlichen und ſchwachlebigen Producte, deren ephemere Bedeutung bereits nach einem Jahrzehnt verwiſcht zu ſein ſcheint, gründet man dieſen pompöſen Tempel mit großartig freigebiger Verwendung der reichſten architektoniſchen und materiellen Mittel! — Sehen wir uns die Werke an, die zunächſt für dies Galleriegebäude beſtimmt, vorhanden oder vorbereitet ſind.

Aus Schwaben.

Nicht zu den geringſten Erfolgen der bismarckſchen Politik mag dereinſt die Ueberbrückung des Südens gezählt werden. Die ſichere Beharrlichkeit, mit welcher das Ziel verfolgt wird, und die kluge Vorſicht, wie ſie durch die verſchiedenen Elemente des Widerſtands bedingt iſt, halten ſich in einer Weiſe die Wage, daß man von einem anziehenden Spiele reden möchte, gälte es nicht unſre höchſten nationalen Intereſſen. — Schritt vor Schritt iſt ſeit Jahresfriſt gethan, jeder ſo geſchickt eingeleitet und ſicher durchgeführt, daß im Voraus die Gegner entwaffnet waren und alles in ſo logiſcher Weiſe unter ſich verknüpft, daß es für ein Haltgebieten ſchon zu ſpät war, ehe man noch recht daran denken konnte. Nichts blieb den Gegnern nachträglich übrig als müſſige Kritik. Dieſe fiel dann freilich um ſo lebhafter aus, eben je müſſiger ſie iſt. Geben der Aerger und die Wuth unſrer Particulariſten und Ultramontanen einen zuverläſſigen Maßſtab ab, ſo iſt die Sache der deutſchen Einheit geſichert.

Was die antinationalen Parteien unſres Landes ganz beſonders ärgern mußte, war das, daß bei den letzten Verhandlungen grade unſre Regierung nicht einem unvermeidlichen Zwang wohl oder übel gehorchte, ſondern ganz aus freien Stücken thätig und hilfreich ſich erwies. Wir Württemberger fanden uns in eine nie zuvor gekannte Lage verſetzt, wir hatten ein ganz neues Gefühl: es

Digitized by Google

war das erſte Mal, daß wir in der nationalen Sache nicht die Letzten waren, um eine Armlänge war diesmal Bayern hinter uns geblieben.

Es iſt kein Geheimniß mehr, daß bei den Verhandlungen, welche zur Wiederherſtellung des Zollvereins geführt haben, Hr. v. Varnbüler eine ſehr verdienſtliche und entſchiedene Rolle geſpielt hat. Preußen war ſeiner Mitwirkung ſicher, und wiederholt war er es, deſſen Beredſamkeit die ſüddeutſchen Collegen bearbeiten mußte, vom badiſchen abgeſehen, der es nicht nöthig hatte. Wohl aber hatte es Fürſt Hohenlohe nöthig, der nicht blos in München mit einem ſchwer zu beſiegenden Widerſtand zu ringen, ſondern auch für ſich ſelbſt keineswegs eine klare Stellung gewonnen hatte. Es konnte vorkommen, daß, wenn Fürſt Hohenlohe vollkommen überzeugt von Herrn v. Varnbüler ſchied, er in München angekommen plötzlich wieder in eine ganz andere Tonart verfiel, ſo daß Herr v. Varnbüler wieder von vorn beginnen mußte. Ein gewiſſes Dunkel ſchwebt noch über jener kurzlebigen Vereinbarung, welche Anfangs Mai zwiſchen München und Stuttgart zum Abſchluß gekommen war. Bayern hatte die Initiative zu einem Vorſchlag getroffen, die Beziehungen der ſüddeutſchen Staaten zum norddeutſchen Bund vertragsmäßig zu regeln. Soviel bekannt geworden iſt war dieſer Entwurf weſentlich darauf gerichtet, die Souveränetät der Südſtaaten ſicher zu ſtellen. Dieſen war in dem neuen Verhältniß eine ähnliche Stellung zugedacht, wie ſie ſie bisher im deutſchen Bunde eingenommen hatten; ſoweit ihre Souveränetät beſchränkt war, genau ſoweit ſollte der norddeutſche Bundesſtaat durch das neue weitere Bundesverhältniß beſchränkt ſein.

Dagegen nun ließ ſich nichts einwenden, daß Bayern die Initiative ergreifen wollte. Es war in Berlin wiederholt erklärt worden, daß es ganz von dem Maß des Entgegenkommens im Süden abhänge, wie bald und wie eng die Beziehungen zwiſchen Nord und Süd geknüpft werden ſollten. Auch hatte Preußen gegen jede vorläufige Verſtändigung unter den Südſtaaten ſo wenig etwas einzuwenden, als es jemals gegen das Zuſtandekommen des Südbundes agirt hatte. Dieſer war an ſeiner innern Unmöglichkeit geſcheitert, nicht an einem Entgegenwirken Preußens. Aber das war nun doch faſt naiv, zu glauben, daß Preußen zu einer Wiederherſtellung von Verhältniſſen die Hand bieten werde, welche denen des Bundes analog waren und den einzelnen Staaten ein Veto einräumten.

Den Regierungen von Baden und Heſſen ſcheint dieſer Entwurf gar nicht mitgetheilt worden zu ſein. Herr v. Varnbüler hatte ihm mit Modificationen zugeſtimmt, es war am 6. Mai. Indeſſen war er ſchwerlich von der Lebenskraft deſſelben überzeugt. Jedenfalls beeilte er ſich von demſelben zurückzutreten, ſobald Preußen das Project damit beantwortete, daß es, ohne irgend ein Programm auszugeben, die ſüddeutſchen Miniſter einfach nach Berlin rief. Damit war der bayriſche Vorſchlag beſeitigt. Aber Fürſt Hohenlohe war nicht geneigt,

Digitized by Google

ſo leicht auf denſelben zu verzichten wie ſein württembergiſcher College. Er machte ernſtliche Miene des Widerſtands, und als ihn Herr v. Varnbüler am 29. Mai zu einer Beſprechung nach Nördlingen einlud, um ihn zur Reiſe nach Berlin zu bewegen, kam er mit dem feſten Entſchluß, ſich nicht bewegen zu laſſen. Eine Viertelſtunde genügte, ihn doch zu bewegen, und die Miniſter pilgerten zuſammen nach Berlin, wo nach zweitägigen Verhandlungen der Präliminarvertrag vom 4. Juni geſchloſſen wurde.

Auch während dieſer Verhandlungen benahm ſich Herr v. Varnbüler durchaus correct. Mehrfach haben damals die berliner Officiöſen das Entgegenkommen des württembergiſchen Bevollmächtigten belobt. Man behauptet ſogar, Herr v. Varnbüler habe weitergehende Zugeſtändniſſe, z. B. in Betreff der Competenz des erweiterten Parlaments angeboten, als Preußen anzunehmen in der Lage war. Um ſo eher konnte er ſich erlauben, in einem Punkt, in welchem unſer Land ganz beſondere Erfahrungen hinter ſich hat, nämlich im Punkt der Branntweinſteuer, unbedingt auf ſeiner Meinung zu beſtehen. Bismarck konnte nach Paris abreiſen, mit dem Vertrag in den Händen, unter welchem wenigſtens die Unterſchriften Heſſens, Badens und Württembergs ſtanden.

Denn noch einmal war Bayern ſpröde geblieben, Fürſt Hohenlohe war „ohne Inſtructionen" geweſen. In München nahm man ſich eine vierzehntägige Bedenkzeit und noch einmal war die Intrigue geſchäftig, das Unvermeidliche zu hintertreiben. Es war vergebens, ſelbſt eine erneute Anfrage in Wien wurde mit Achſelzucken aufgenommen; völlig iſolirt, wie Bayern war, blieb ihm nichts übrig, als gleichfalls den Vorvertrag zu unterzeichnen, der nun in dieſen Tagen durch die Specialconferenz ſeine definitive Geſtalt erhalten haben wird.

Es war Bayern gelungen durch die Verhandlungen des Grafen Taufkirchen, die am 18. Juni zum Abſchluß gelangten, einige Zugeſtändniſſe zu erringen, die theils eine gewiſſe Bevorzugung Bayerns, theils eine Einſchränkung der Bedeutung des künftigen Zollparlaments bezweckten. Die ſo entſtandenen Beſtimmungen ſind läſtig, aber ungefährlich, ſie werden das Gitter, durch welches ungehindert die Waſſer von Süd und Nord zuſammenfließen, nicht verſtopfen. Sie verrathen nur die ängſtliche Ahnung, daß das Zollparlament ſchließlich doch werde zum Vollparlament werden. Und am wenigſten iſt der Zweck erreicht worden, wenn Fürſt Hohenlohe etwa beabſichtigte, durch jene kleinen Zugeſtändniſſe, die der bayriſchen Souveränetät gemacht wurden, die Pille zu verzuckern und den Widerſtand der feindlichen Parteien ſeines Landes zu mildern. Die Sprache der ultramontanen Preſſe in München zeigt am beſten, wie wenig Dank ihm jene Bemühungen eingetragen haben, die ſchließlich nur ein Beweis ſind, wie ungern Bayern ſich in das Unvermeidliche ſchickt.

Die Erfahrungen die man ſeiner Zeit mit dem franzöſiſchen Handelsvertrag gemacht hat, ſchienen dagegen unſre Regierung zu bewegen, das was ſie nicht än-

Digitized by Google

dern kann, mit Anſtand, ja mit dem Schein freudiger Freiwilligkeit zu thun. Was auch insgeheim die Stimmung am Hofe ſein mag, die Regierung hat offen den Weg des Anſchluſſes an die norddeutſche Macht betreten. Dieſelben Grundſätze, welche ſie bei jenen Verhandlungen geleitet haben, beſtimmen auch ſonſt ihr Verhalten. Wir wollen es freilich Herrn von Golther nicht hoch anrechnen, daß er nach neunmonatlichen anderweitigen Verſuchen ſich genöthigt ſah, an die Stelle Paulis nach Tübingen einen Gelehrten zu berufen, der die politiſche Richtung des Vertriebenen theilt, übrigens Württemberger iſt. Höchſt erfreulich iſt aber die Thätigkeit, die in unſerm Kriegsminiſterium herrſcht. Auch die letzten Bedenken gegen die preußiſchen Einrichtungen ſind gefallen, und in aller Stille, ohne viel Aufhebens zu machen, geſchieht die Umgeſtaltung des Heerweſens nach dem preußiſchen Syſtem. Wie in anderen Kreiſen war auch unter unſern Offizieren nach dem friedlichen Ausgang des luxemburger Handels die Beſorgniß entſtanden, daß die militäriſchen Reformen ins Stocken gerathen, insbeſondere die Adoption der preußiſchen Bewaffnung und des preußiſchen Reglements wieder rückgängig gemacht werden könnten. Es iſt dies glücklicherweiſe nicht eingetroffen. In Ludwigsburg befinden ſich gegenwärtig — wenn König Wilhelm das erlebt hätte! — badiſche Offiziere, welche auserleſene Mannſchaften mit der Handhabung der preußiſchen Schußwaffe vertraut machen. In kurzem wird das bayriſche Contingent das einzige ſein, das ſeine eigenthümliche Waffe beſitzt.

Dieſe Haltung der württembergiſchen Regierung iſt um ſo anerkennenswerther, als ſie auf die Zuſtimmung der Kammern, die im September zuſammentreten werden, noch keineswegs mit Sicherhit rechnen kann, zumal wenn zur Genehmigung des neuen Zollvereinsvertrags, als eine Verfaſſungsänderung involvirend, die Zweidrittelsmehrheit erforderlich ſein ſollte. Die große Mehrheit des Landes iſt freilich mit der Regierung einverſtanden, wie ſich ſchon an ſeiner völlig paſſiven Haltung zeigt. Aber die Zuſtimmung des Landes iſt eben eine rein paſſive, die Regierung beſitzt nicht eigentlich eine Stütze daran. Man hat im Grunde das Zuſtandekommen der militäriſchen und volkswirthſchaftlichen Verträge mit Preußen mit einer Gleichgiltigkeit aufgenommen, die ſich nur daraus erklärt, daß jedermann im Stillen längſt überzeugt war, daß die Dinge ja doch ſo kommen würden. Man war nicht überraſcht, man nahm den Anſchluß an Preußen als etwas längſt Bekanntes auf, über das man eigentlich gar nicht debattirte. Zum Debattiren hatte man andere Stoffe. Das Reglement für den neuerbauten ſtuttgarter Bahnhof, durch welches einer wahrhaft anarchiſchen Bummelei ein Ende gemacht wurde, hat die Gemüther ungleich lebhafter in Bewegung geſetzt als jene Staatsverträge, die gleichfalls eingewurzelter Bummelei, nur auf anderen Gebieten, ein Ende machen ſollen.

Bei dieſer Stimmung der großen Menge muß die radikale und ultramon-

Digitized by Google

tane Presse die Töne möglichst hoch greifen, die Farben gehörig dick auftragen, um in ihren Kreisen die gewünschte Temperatur gegen Preußen und den norddeutschen Liberalismus zu erhalten. Die Taktik der antinationalen Parteien geht hauptsächlich dahin, die Ansicht im Volke zu verbreiten, die Schöpfung des norddeutschen Staatswesens sei ein ephemeres Werk der Gewalt, sei ein Kartenhaus, das zusammenfallen werde, sobald man in Paris oder in Wien nur anfange zu blasen. Die östreichisch-französische Allianz ist das tägliche Brod, von dem diese Presse lebt, ihr Morgen- und Abendgebet. „Im Osten geht der Stern der Freiheit auf", seit Herr von Beust die Geschicke des Concordatstaates lenkt, und in Frankreich wird es ja nicht lange mehr anstehen, bis einmal wieder das Straßenpflaster aufgerissen wird: so repräsentiren diese beiden Länder die Freiheit gegen den in Norddeutschland verkörperten Absolutismus, Cäsarismus, Militarismus, Corporalismus. Man sagt es nicht offen, aber man läßt es durchblicken, daß im Fall eines Krieges der wahre deutsche Patriot auf Seite Frankreichs und Oestreichs stehen müsse, denn aus der Zertrümmerung Preußens werde mit Hilfe dieser Bundesgenossen die berühmte deutsche Freiheit hervorgehen.

Es ist unnöthig, ausführlich zu zeigen, zu welchen Mitteln diese Presse greift, um die nationalen Verträge bei der Bevölkerung zu denunciren. Es ist immer dieselbe Methode. Die Zolleinigung hat natürlich keinen andern Zweck, als die blühenden Finanzen der süddeutschen Staaten hinzuopfern für die unersättlichen Bedürfnisse Preußens, Süddeutschland ausplündern zu lassen durch diese hungrigen Norddeutschen. Alle Lebensbedürfnisse des biederen Schwaben werden durch die bevorstehenden Steuern ins Unerschwingliche gesteigert, der letzte Blutstropfe wird ihm durch die preußische Steuerschraube ausgepreßt, ja nicht einmal das bescheidene Vergnügen, billigen Knaster aus ulmer Köpfen zu rauchen, gönnen uns diese abscheulichen Junker, die sich anschicken, mit rohen Händen dem biederen Landmann auch noch die traute Pfeife aus dem Munde zu reißen, die ihm noch der einzige Balsam ist für den Schmerz über die dreijährige Präsenzzeit seiner Söhne. Und vollends das Zollparlament! Der freie Schwabe verschmäht es stolz, durch dieses Hinterpförtchen in ein deutsches Parlament sich zu drücken. Hoch und weit muß die Einfahrt sein, wenn einst der vom Nesenbach seinen Einzug hält. Aber noch hat es keine Eile, es kann ihn nicht gelüsten nach dieser diätenlosen Anstalt für die besitzenden Classen, welche die Schmach freiwilliger Knechtschaft als Wahlspruch über ihre Thüre geschrieben hat; überhaupt wird es der Schwabe schon sagen, wenn er einmal ein Parlament haben will. Jetzt aber ist die höchste Zeit, der Verzündnadelung des Lan, des ein energisches Halt zuzurufen. Unverzeihlich ist es, daß man dem schwäbischen Krieger seine treffliche Waffe genommen hat, daß man sie auf preußisches Kaliber auskolbt und damit zu elenden Blechbüchsen ruinirt. Mit Wehmuth

Digitized by Google

nimmt der württembergische Jäger Abschied von der ihm lieb gewordenen Büchse, denn mit ihr, das sagt ihm seine Ahnung, giebt er den Rest seiner freien Persönlichkeit hin. Mit ihr schwinden fröhlicher Jägersinn und freier Soldatengeist. Und was ist es für ein Gewehr, mit dem er sie vertauschen muß? Wir Helden aus dem Jahre 1848, wir kennen das preußische Zündnadelgewehr, ist es doch die bekannte Lotterfalle, die damals das unauslöschliche Hohngelächter von uns Freischärlern herausforderte! Ueberhaupt wie können Heereseinrichtungen, die für die halbdeutsche, noch wenig von der Cultur beleckte Bevölkerung des nordischen Tieflandes nöthig sein mögen, für unser intelligentes, freies, biederes Völklein passen? Wir wollen nichts von jener bleiernen Gleichheit, nichts von jenem Mechanismus und Militarismus, der in Preußen längst das Land ausmergelt und nun auch unser Volk zu einer bei uns schon lange überschrittenen Stufe von Unterwürfigkeit zurückschrauben soll. Das jetzt eingeführte System, — wir fahren in wörtlicher Citation fort — verpflanzt den militärischen Raubbau, wie ihn Preußen in seinen Landen treibt, auch in unsre glücklicheren Länder, verzichtet auf die angebornen Vorzüge unseres Stamms und drückt, was er im Wehrwesen leisten soll, herab auf das Maß dessen, was die noch halb wendische Bevölkerung der norddeutschen Tiefebene zu leisten vermag, eine Bevölkerung, die heute noch Junker, Fürsten und Herzöge für die besten Volksvertreter hält und dadurch den richtigsten Maßstab ihrer geistigen Höhe an die Hand giebt. Die militärische Intelligenz des deutschen Oberlandes (s. Tauberbischofsheim), welche der des Franzosen mindestens gleich steht, wird herunternivellirt bis auf das, wozu auch der Kassube gut genug ist u. s. w. — wörtlich zu lesen im Beobachter vom 3. Juli d. J., dem Jahrestage der Schlacht von Königgrätz, die freilich nach derselben Autorität um ein Haar verloren gewesen wäre und nur durch Zufall von Preußen gewonnen worden ist.

Doch genug von diesen Proben einer Polemik, die keine andere Absicht verfolgt, als die halbentschlummerten Leidenschaften des vergangenen Jahres stets aufs neue aufzustacheln, einer Polemik, welcher freilich in seiner Weise der berliner Fortschritt so trefflich in die Hände arbeitet, daß die Hälfte des Beobachters in der Regel mit Abdruck aus berliner Fortschrittszeitungen gefüllt ist. Wichtiger ist die Frage, welche Stellung die Parteien einnehmen werden, wenn nun im Herbst die Kammern zusammentreten, die Verträge zu berathen haben und, wie zu vermuthen ist, Ende des Jahres die Wahlen ins Parlament bevorstehen. Es wäre verfrüht, jetzt schon diese Frage beantworten zu wollen. Der Beobachter begnügt sich mit seinen faulen Witzen über Tabaksteuer und Zündnadelsoldaten und hütet sich, jetzt schon für die Zukunft Verbindlichkeiten einzugehen. Inzwischen erfährt man, daß diese Partei damit umgeht, auf Umwegen zu einem Ziel zu gelangen, für das sie mit offenem Visir niemand mehr zu werben vermag. Herr Oesterlen soll beabsichtigen, eine Versammlung von

Digitized by Google

Abgeordneten der süddeutschen Staaten „ohne Unterschied der Parteirichtung“ zu veranlassen, welche zugleich das ideale Surrogat für den schmerzlich vermißten Südbund wäre. Es soll auf dieser Versammlung die Gemeinsamkeit der süddeutschen Interessen betont und als Ausgangspunkt für das künftige Verhältniß zu Norddeutschland in den Vordergrund gestellt werden. Es soll ferner — und dies ist die Hauptsache — darauf hingewirkt werden, daß die süddeutschen Abgeordneten zum Zollparlament *nicht durch das allgemeine Stimmrecht*, sondern durch *Delegation der Einzelkammern* gewählt würden. Als angebliches Motiv wird ausgestreut, es sei für die schlichten Landleute doch unmöglich, in eine Versammlung für Fachgegenstände zu wählen, für welche sie kein Verständniß besäßen. Als ob nicht grade in den materiellen Fragen auch der schlichte Landmann sehr wohl verstände, was seine Interessen verlangen. Man frage nur den Bauer vom Schwarzwald oder vom Allgäu, was der Zollverein für ihn werth ist. Der wahre Grund für dieses Manöver liegt vielmehr auf der Hand. Man will eine neue Schranke zwischen Süd- und Norddeutschland aufrichten. Die intime Annäherung soll verhindert werden. Man braucht Dämme, damit die Wasser nicht zu rasch in einander laufen. Es soll unmöglich gemacht werden, daß das Zollparlament eines schönen Morgens als deutscher Reichstag sich entpuppe. Die Delegation der Einzelkammern soll die Einheit des Parlaments verhüten.

Der ganze Plan ist nun freilich gar zu durchsichtig; es ist nicht zu fürchten, daß die Abgeordneten von Baden und Bayern Geschmack daran finden werden. Aber interessant ist es doch, daß diese schwarzrothgoldenen Republikaner endlich so weit gekommen sind, als Gegner des allgemeinen Stimmrechts, als Gegner des Parlamentsgedankens auftreten zu müssen. Vorauszusehen war dies freilich von dem Tage an, da sie erklärten, der preußische Parlamentsvorschlag könne nur „mit Ironie“ aufgenommen werden. Damit die Einheit nicht werde, soll lieber auch die Freiheit nicht werden — dies ist das praktische Ende der Phrase: durch die Freiheit zur Einheit. *γ.*

Politische Rundschau.

✕ Leipzig, Mitte Juli.

Die Neigung, den nächsten Gegner für den gefährlichsten oder wohl gar den allein gefährlichen anzusehen und über dem Eifer der Fehde gegen diesen

Digitized by

alle übrigen Rücksichten bei Seite zu setzen, ist von jeher das sicherste Merkmal mangelhafter politischer Bildung bei Individuen und Parteien gewesen. Wie Bauern und Kleinbürger alten Stils in der Regel nichts Wichtigeres kennen als die Beseitigung eines unbequemen Amtmanns oder Bürgermeisters, so sind manche unserer kleinen und großen Parteien der Einsicht unzugänglich, daß es für das deutsche Staatsleben höhere Aufgaben geben könne als die, welche sie sich vorgesetzt haben und an denen sie trotz allen Wechsels der Verhältnisse und Zeitläufte festhalten. Eifrig genug wird in der deutschen Presse Conjecturalpolitik getrieben und den Dingen zu Paris, Wien und Kopenhagen in Leitartikeln und Correspondenzen nachgegangen, aus denselben etwas für innere Politik zu lernen, ist eine große Anzahl deutscher Parteiblätter aber vollkommen unfähig. Das gilt nicht nur von den Organen des Particularismus, die in einem Athem von der Fortsetzung der französischen Rüstungen Kunde geben und gegen die einzige Macht declamiren, von welcher ein wirksamer Schutz gegen die Waffen Frankreichs zu erwarten ist, sondern in gleicher Weise von den Blättern jener „entschiedenen" Demokratie, welche wir noch gestern für eine Verbündete halten durften. Im Angesicht einer bevorstehenden östreichisch-französischen Alliance und einer Verwickelung wegen der nordschleswigschen Frage mit Ultramontanen und Großdeutschen liebäugeln, den Jahrestag der Schlacht bei Königgrätz zur Veranlassung eines Hymnus auf die Wiedergeburt Oestreichs durch den beustschen Liberalismus machen und in Posen mit den Polen ein Abkommen wegen der bevorstehenden Herbstwahlen treffen, das heißt die Parteibefangenheit auf die Spitze treiben und dem eigenen politischen Credit vollends den Boden ausschlagen. Muß man Tag für Tag von der eigensinnigen Verblendung Act nehmen, mit welcher die berliner „Zukunft" und ihre Genossen auf ihrem längst obsolet gewordenen „non possumus" verharren und sich Schritt für Schritt dem Lager nähern, das ihre und der Sache der Freiheit gefährlichsten Feinde birgt, so wird man unwillkürlich an das hegelsche Wort erinnert, „die Geschichte sei die Lehre davon, daß niemand je etwas aus der Geschichte gelernt habe". Nun, die Männer der Fortschrittspartei sind nicht mehr die einzigen, welche in Preußen und in Deutschland ein Wort zu reden haben und diejenigen unter ihnen, deren Wort noch von Einfluß ist, werden die Gemeinschaft mit den Freunden des großdeutschen Particularismus und Radicalismus sicher nicht länger ertragen, als es ohne Gefahr für ihren durch eine Jahrzehende lange Arbeit erworbenen Einfluß geschehen kann. Die bloße Drohung einer auswärtigen Gefahr wird aber dazu hinreichen, die Schulze, Waldeck und Löwe-Calbe vor eine Alternative zu stellen, aus welcher nur der offene Bruch mit der großdeutschen Gevatterschaft helfen kann; andernfalls wird die altpreußische Demokratie zu demselben „Generalstab ohne Armee", werden, als welchen man vor einigen Jahren die altliberale Fraction verhöhnen

Digitized by Google

konnte. Die Geschichte der letzten preußischen Landtagswahlen hat zu denjenigen, welche überhaupt zu lernen fähig sind, deutlich genug geredet, um alle Zweifel darüber auszuschließen, wie das preußische Volk von dem Verhältniß der Existenzfrage zu der „Freiheitsfrage" denkt.

Zunächst ist der Einfluß der Demokratie freilich in Preußen noch immer stark genug gewesen, um die berliner Nationalliberalen von einer offenen Anerkennung des Zwiespalts, durch welchen sie thatsächlich von der Demokratie geschieden sind, abzuhalten. Wie der Wahlaufruf des berliner Fractionsausschusses ausweist, wollen die Herren Lasker, Aßmann, v. Hennich u. s. w. eine Cooperation mit der Fortschrittspartei versuchen, ob diese gleich ihre Meinung über ein Zusammengehen mit den ehemaligen Parteigenossen ziemlich unverblümt gesagt hat. Die Folge dieses Versuchs kann leicht die sein, daß wir statt einer nächstens zwei nationalliberale Parteien besitzen werden. Von Männern wie Braun, Benningsen, Miquel u. s. w. ist nicht zu erwarten, daß sie die junge, von ihnen selbst geschaffene Verfassung in die Hand der Conservativen legen werden, um sich an Verständigungsversuchen mit einer Partei abzumühen, die sie zur Genüge kennen und die ihr wahres Antlitz zu Wiesbaden und Hannover sehr viel deutlicher zeigt, als in Berlin oder Königsberg. Politiker, denen die Ereignisse von 1866 nicht gelehrt haben, auf welchem Wege die Einheit und Freiheit Deutschlands zu suchen ist, zu einem positiven Parteiprogramm bekehren wollen, ist sicherlich ein aussichtsloses Unternehmen und wie uns scheint hätte den berliner Nationalliberalen mehr an der Aufrechterhaltung der Einheit ihrer Partei als an dem guten Einvernehmen mit der Nachbarschaft gelegen sein müssen. Das beinahe religiöse Ansehen, welches der radicale Doctrinärismus bei uns genießt, reicht aber immer noch weit über den Kreis derer hinaus, die ihm selbst huldigen und ruft uns immer wieder die Erinnerung daran zurück, daß der deutsche Liberalismus in der Studirstube empfangen und geboren worden ist. Unter denen, die den Muth gehabt haben, sich an die freie Luft des wirklichen Lebens hinaus zu begeben, sind noch Viele, die einer Entschuldigung dafür zu bedürfen glauben, daß es ihnen geglückt ist, die Thür zu finden und ehrwürdiger als die eigene mühsam erkämpfte Ueberzeugung erscheint ihnen die rücksichtslose und selbstzufriedene Starrheit derer, welche von den Thatsachen nichts lernen wollen und dem Cultus der abstracten Theorie treu bleiben. Aus Scheu davor, ihren Einfluß auf die demokratischen Massen in Altpreußen zu verlieren, laufen die berlinen Nationalliberalen Gefahr, sich innerhalb der eigenen Partei zu isoliren und die Führung der außerpreußischen und neupreußischen Elemente der Fraction vollständig außer Händen zu geben. Wollten die Nationalliberalen in Nassau, Hannover und Sachsen dem ihnen in Berlin gegebenen Beispiel folgen, so müßten sie mit Leuten zusammengehen, deren gefährliche Gemeinschaft sie eben erst los geworden sind und die in der Verfassung des norddeutschen

Digitized by Google

Bundes nichts Anderes als die preußische Hegemonie bekämpfen. Der Dualismus innerhalb unserer Partei wird, wenn es auf diesem Wege weiter geht, zu einer Komödie der Irrungen führen, wie sie kaum jemals dagewesen. Wenn es nicht mehr die Verpflichtung auf die Bundesverfassung ist, an welcher sich die Glieder unserer Partei erkennen, so ist die Auflösung oder mindestens die Spaltung derselben unterschrieben, giebt es keine Partei der Mitte mehr und nehmen die alten schroffen Gegensätze wieder ihr Spiel auf — freilich mit dem Unterschiede gegen früher, daß die Verfassung, welche aus dem Volkswillen hervorgegangen ist, dieses Mal die Conservativen zu ihren Hauptvertretern hätte. Wenn ein Theil der Nationalliberalen mit den Gegnern dieser Verfassung gemeinsame Sache zu machen im Stande ist, während sich ein anderer Theil mit dieser Verfassung identificirt, so kann von einer Gemeinschaft nicht mehr die Rede sein und der deutsche Liberalismus ist an der elementarsten der Aufgaben, welche das Jahr 1866 ihm gebracht hat, zu Schanden geworden d. h. er hat es nicht einmal fertig zu bringen vermocht, die gesinnungsverwandten Parteien der einzelnen, jetzt in ein Ganzes zusammengeschmolzenen deutschen Länder zu assimiliren und die Nationalliberalen in Preußen, Hannover, Sachsen u. s. w. sind wieder Leute, die mit einander eigentlich nichts zu schaffen haben und durchaus verschiedene Wege gehen. Welcher Sinn ist z. B. dem neulich in Dresden gefaßten Beschluß der Ausschußglieder der nationalliberalen Partei in Sachsen unter den gegenwärtigen Umständen noch zuzuschreiben? Die Erklärung des Anschlusses an das Programm der nationalliberalen Reichstagspartei ist an und für sich höchst löblich und anerkennenswerth — die bloße Thatsache, daß eine sächsische Partei ihren Schwerpunkt außerhalb der grün-weißen Grenzen sucht, bezeichnet einen Erfolg, dem wohl auch die Waldeck und Schulze ihre Anerkennung nicht versagen werden. Wo sind nun aber die echten Repräsentanten der Richtung zu finden, welcher die sächsischen Nationalen sich anschließen wollen oder angeschlossen haben? Das ursprüngliche Parteiprogramm ist in Berlin factisch verlassen worden — wollten die Sachsen sich mit der Politik des berliner Ausschusses identificiren, so hätten sie nicht erst nöthig gehabt, mit der dem norddeutschen Bunde feindlichen Schaar der heimischen radicalen Demokratie zu brechen, die durch den Mund der Sächsischen Zeitung redet. Solchenfalls wäre es aber um die Gemeinschaft mit den Benningsen und Braun für immer geschehen.

Es wäre in der That die höchste Zeit, daß der deutsche Liberalismus die Schamröthe ablegte, die ihn jedesmal überzieht, wenn er aus der Negation in die Position übergehen, nicht blos für Principien, sondern für thatsächlich gegebene Verhältnisse einstehen soll. So lange wir in der Opposition unsre wahre Heimath sehen, haben wir es uns nur selbst zuzuschreiben, wenn die Gegner das Gleiche thun und uns alle Regierungsfähigkeit absprechen. Versäumt

Digitized by

die national-liberale Partei die ihr gebotene Gelegenheit, sich als die wahre Vertreterin der neugeschaffenen Situation an die Spitze der Vertheidigung der norddeutschen Bundesverfassung zu stellen, so hat sie es zu verantworten, wenn jene „unzweifelhaften" Mängel derselben, mit deren Eingeständniß bis jetzt jede liberale Apologie derselben eingeleitet worden ist, in aller Schroffheit ausgebildet, die lebenskräftigen Keime derselben aber erstickt werden. Und daß es an solchen nicht fehlt, hat sich bereits bei ihrer Einführung ausgewiesen.

Noch sind seit dieser Einführung nicht vierzehn Tage vergangen und schon haben wir Resultate derselben zu registriren, die bei aller relativen Geringfügigkeit immer größer sind als alle Errungenschaften, deren sich die „entschiedene" Demokratie seit Jahr und Tag rühmen kann: aus Thüringen wurde neulich die Aufhebung der thurn-taxisschen Post- und Telegraphenverwaltung gemeldet, an deren Stelle die preußische getreten ist und im Königreich Sachsen hat das auf Art. 3 der Verfassung begründete unbeschränkte Niederlassungs- und Freizügigkeitsrecht die Aufhebung der Schranken zur Folge gehabt, welche bisher der freien Bewegung der Bevölkerung im Wege standen, die Juden z. B. beinahe vollständig ausschlossen. Ein drittes Resultat steht vor der Thür: die Volksvertretung Waldecks, welche sich außer Stande sah, den Anforderungen des norddeutschen Bundes an die Steuerkraft dieses Ländchens zu entsprechen, hat mit allen gegen e i n e Stimme den Anschluß desselben an den preußischen Staat oder ein diesem entsprechendes Arrangement gefordert. Nach particularistischer Auffassung ist diese Thatsache allerdings nur ein Argument mehr für den Unsegen, der auf jeder Verbindung mit Preußen ruht. Das wirkliche Verhältniß ist aber dieses, daß die Bewohner Waldecks den militärischen Schutz ihres Ländchens und die Aufbringung der Unkosten für denselben bisher Preußen überlassen hatten und durch die an sie getretene Nothwendigkeit, dieselben selbst zu übernehmen, nicht mehr in der Lage geblieben sind, außerdem den Luxus eines selbständigen Regierungs- und Hofapparats zu tragen.

Die Einfachheit dieses Rechenexempels verhindert die Particularisten freilich nicht, über den erschrecklichen Steuerdruck zu jammern, der die Länder des neuen Bundes bedrohe, ihnen zum Schaden und allein Preußen zum Gewinn. Das fruchtbare Feld, das sich dieser Agitation durch die angekündigte Tabakssteuer zu erschließen schien, ist bereits wieder auf einige Zeit unpraktikabel geworden, denn die Ueberweisung der gesammten Vorlage an das Zollparlament schiebt die Verwirklichung derselben, wenn sie überhaupt eintreten soll, weit hinaus und wird das eigentliche Odium, den angedrohten lästigen Modus der Steuererhebung, welche die Producenten treffen soll, sicher aus der Welt schaffen.

Ziemlich gleichzeitig mit der Publikation der Bundesverfassung haben auch in den von Preußen annectirten Ländern verschiedene wichtige Neugestaltungen auf den Gebieten der Rechtspflege und Verwaltung Platz gegriffen: für alle

Digitized by Google

neuen Provinzen (Frankfurt, Hannover und „Meisenheim" ausgenommen) ist die Einführung der preußischen Civilproceßordnung, für Nassau die Wiederherstellung der bereits 1848 errungenen, in den Honigmonaten kleinstaatlicher Reaction wieder abgeschafften Trennung der Justiz von der Verwaltung, für Schleswig-Holstein endlich die Anstellung von Einzelnrichtern angeordnet worden. Aber weder von diesen Reformmaßregeln noch von der Vorbereitung entsprechender Neugestaltungen für Hannover ist in Preußen während der letzten Wochen vorzugsweise die Rede gewesen: die Verhandlungen wegen Nordschleswigs haben die Theilnahme an allen übrigen Vorgängen fast vollständig verschlungen und wie ernsthaft die Befürchtung vor Verwickelungen wegen derselben auch von Seiten der Regierung genommen wird, geht aus der Zurücknahme des Befehls zur Ausweisung der gegen die Erfüllung der Militärpflicht renitenten Nordschleswiger und aus jener Herrn von Scheel-Plessen ertheilten Weisung zu größerer Schonung gegen die Grenzdistricte hervor, von welcher die Berliner Handels- und Börsenzeitung neulich Mittheilung machte.

Die innern Schwierigkeiten der nordschleswigschen Grenzregulirung, welche immer nur auf Unkosten eines der beiden Stämme möglich ist, welche von einander geschieden werden sollen, sind sicher nicht gering anzuschlagen und der Streit darüber, ob der Demarkationslinie die Garantie für die Dänemark abzutretenden deutschen Gebiete vorhergehen solle oder umgekehrt, würde allein dazu hinreichen, die Entscheidung über diese Auseinandersetzung auf Wochen und Monate hinauszuschieben. Aber noch sehr viel größer sind die äußern Schwierigkeiten, welche durch das Verhältniß, in welchem Frankreich und der deutsche Particularismus zu dieser Frage stehen, hinzugetreten sind. Frankreich wird mit keinem Arrangement zufrieden sein, das sich nicht im Sinne einer demüthigenden Nachgiebigkeit Preußens aus deutenließe und Preußens deutsche Feinde, — auch die, welche heute dem französisch-dänischen Drängen Vorschub leisten, werden aus jedem Abkommen Capital zu schlagen wissen, um hinterher wegen Preisgeben deutscher Marken u. s. w. Klage zu erheben und Preußens deutschen Einfluß zu schwächen. Allerdings hat nur die Sächsische Zeitung Naivetät genug besessen, um an die in Aussicht genommene Volksabstimmung in Nordschleswig die „logisch-consequente" Forderung eines suffrage universel für ganz Schleswig-Holstein und womöglich alle übrigen annectirten Länder zu knüpfen — die Zahl derer aber, die aus der Grenzregulirungsangelegenheit für Preußen ungünstige Folgerungen zu ziehen gedenken, ist Legion. Die Gegner scheuen sich in dieser Beziehung nicht, die einander widersprechendsten Anforderungen an das berliner Cabinet zu stellen: heute wird über die rücksichtslose Härte gegen die nordschleswigschen Dänen geklagt und möglichstes Entgegenkommen gegen die kopenhagener Wünsche als einziges Mittel zur Erhaltung des Friedens empfohlen und morgen auf das bloße Gerücht hin, Graf Bismarck sei Concessionen

Digitized by Google

nicht abgeneigt, ein Entrüstungssturm wegen Vaterlandsverraths in Scene gesetzt.

In Frankreich haben die Dinge unterdessen eine Wendung genommen, die den Aussichten auf einen dauernden Frieden nichts weniger als günstig ist und der gereizten Haltung der officiösen pariser Presse in Sachen Nordschleswigs eine Wichtigkeit giebt, die sie an und für sich noch nicht beanspruchen dürfte. Der große Eindruck, den die Hinrichtung des unglücklichen Maximilian in allen Kreisen der pariser Gesellschaft gemacht hat, ruft die Erinnerung an die mexikanischen Sünden des zweiten Kaiserreichs in einem Augenblick wach, da die Volksvertretung eben mit einer Durchsicht der Rechnungen für dieselben beschäftigt ist. Die Kammerdebatten über das Budget und die geforderten „neuen außerordentlichen Credite" im Betrage von 158 Millionen sind mit einer Leidenschaftlichkeit und Erbitterung geführt worden, welche alles übertrifft, was wir an ähnlichen Vorgängen in dem kaiserlich französischen Corps legislatif erlebt haben. Daß es nicht die alte Opposition sondern die tiers-Partei ist, die in so entschiedener Weise gegen die Regierung vorgeht, beweist, wie rasch und bedeutend die Zahl der mit dem gegenwärtigen Regime Unzufriedenen seit dem Winter zugenommen hat. Mag das Gerücht von einem bevorstehenden Ministerwechsel zu Gunsten der Dumoulin und Ollivier begründet sein oder nicht, bei der gegenwärtigen Stimmung Frankreichs gegen Preußen und Deutschland ist es zweifellos, welche Richtung man der explodirenden nationalen Unzufriedenheit zu geben versuchen wird. Diese Unzufriedenheit aber wird, sobald erst die Ausstellung geschlossen ist, sicher in aufsteigender Proportion zunehmen und die Regierung, schneller als diese vielleicht selbst meint, zur Action zwingen. Die beiden stärksten und hervorragendsten Eigenschaften des französischen Volksgeistes, Ehrgeiz und materielles Interesse, sind in letzter Zeit von der Regierung so empfindlich verletzt worden, daß die Erregtheit desselben sich nicht von selbst legen wird und nothwendig nach Außen abgeleitet werden muß. Während die wachsende Staatsschuld die Steuerkräfte aufs äußerste anspannt, die bevorstehende Militärreorganisation neue Lasten auf die alten häuft, tausende von mexikanischen Staatsgläubigern vergeblich auf die Bezahlung ihrer Zinscoupons harren, die Verwirklichung der kaiserlichen Verheißungen vom 19. Januar noch immer auf sich warten läßt, hat die Hinrichtung Maximilians alles, was der großen Nation an Ehrgefühl übrig geblieben, aufs empfindlichste gekränkt. Die Entdeckung, daß das Decret vom October 1865, durch welches alle mexikanischen Republikaner für vogelfrei erklärt wurden und das man als die wahre Ursache der gegen Maximilian geübten Barbarei bezeichnete — nicht in San Angel, sondern in den Tuilerien entstanden ist, hat das Gefühl der Mitverantwortlichkeit Frankreichs für das unglückliche Ende des mexikanischen Kaisers bereits so geschärft, daß Napoleon der Dritte seinen Marschall Bazaine aus der Hauptstadt verweisen

Digitized by

mußte: welche Wirkung iſt nicht erſt von den Veröffentlichungen der mexikaniſchen Staatsſchriften zu erwarten, welche in London niedergelegt und, wie es heißt, Louis Blanc übergeben worden ſind? Die Friedensliebe, welche aus der letzten Rede des Kaiſers ſpricht, und die ſicher aufrichtig gemeint iſt, wird dem Drang der Umſtände ſchwerlich auf die Länge Stand halten und wenn es auch nicht zu der pariſer Reiſe Franz Joſefs und der Reactivirung Drouyns de Lhuys kommt, ſo werden ſich die Chancen für ein freundliches Verhältniß zu Preußen doch nicht beſſern.

Trotz aller Abneigung gegen Preußen ſcheint man ſich in Frankreich für eine Alliance mit Oeſtreich aber nicht recht begeiſtern zu können. Selbſt die entſchiedenſten Oppoſitionsblätter verhalten ſich in dieſer Beziehung ziemlich ſpröde und die Berichte, welche Herr Neffzer neuerdings dem Temps über ſeinen wiener Aufenthalt und die an der Donau empfangenen politiſchen Eindrücke zugehen läßt und die nichts weniger als optimiſtiſch lauten, werden ſchwerlich dazu beitragen, den Glauben an die Wiedergeburt Oeſtreichs durch den Liberalismus zu ſtärken. Die Zurückhaltung, welche die herbſt-kaiſerfeldſche Partei fortgeſetzt dem Miniſterium Beuſt gegenüber behauptet, beweiſt deutlich, daß es in Wien mit dem parlamentariſchen Regiment noch keineswegs ſo weit her iſt, als man uns von gewiſſer Seite her glauben machen will. So lange die inneren Verhältniſſe Oeſtreichs nicht geordnet ſind, hat Frankreich von einer Alliance mit dem k. k. Cabinet aber nicht viel zu erwarten. Bezeichnend genug iſt es, daß Franz Joſefs Reiſe in die franzöſiſche Hauptſtadt von der wiener Preſſe ſehr viel eifriger beſprochen und betrieben wird, als von den pariſer Journalen: nicht von dieſen, ſondern zuerſt von den beuſtſchen Officiöſen iſt betont worden, daß das tragiſche Ende des kaiſerlichen Bruders keinen Einfluß auf den Gang der Politik und die Beziehungen der beiden Kaiſerreiche haben dürfe, daß die pariſer Reiſe nicht aufgegeben, ſondern blos vertagt ſei. Auch die unabhängigen wiener Blätter ſcheinen den Zeitpunkt, in welchem Oeſtreich wieder in die große europäiſche Politik eingreift, nicht abwarten zu können und ſehen der Annäherung an Frankreich ungeduldig entgegen. Der Gewinn, der aus derſelben für die liberalen Deutſch-Oeſtreicher abfallen wird, dürfte aber nicht allzu groß ſein und grade im Intereſſe der inneren Wiedergeburt des Reichs, der Ordnung der Finanzen und der Kräftigung der materiellen Verhältniſſe iſt die Wiederaufnahme einer großen auswärtigen Action im gegenwärtigen Augenblick nicht zu wünſchen. Dazu kommt, daß die Zuſtände an der Oſtgrenze des Kaiſerſtaats und namentlich in Galizien eine höchſt beunruhigende Phyſiognomie annehmen; ſehr viel gefährlicher als die panſlawiſtiſche Großſprecherei der Czechen iſt die Haltung der ruthenischen Bauern in Oſtgalizien, die mit ihren Wünſchen nach einer Vereinigung mit dem Czaarenreich immer offener und ſtürmiſcher hervortreten. Die Demonſtrationen, mit welchen die Durchreiſe der

Digitized by Google

Kaiserin von Rußland nach Bessarabien begrüßt worden ist, bestätigen, was schon früher aus Lemberg gemeldet wurde, daß der Haß gegen das Polenthum die östreichischen Sympathien des Landvolks in russische verwandelt hat. Aehnlich steht es mit den slawischen Unterthanen der ungarischen Krone, die durch ihre Antipathien gegen die siegreichen Magyaren Rußland in die Arme getrieben werden. Nichts desto weniger richtet die östreichische Staatsweisheit ihre Blicke unausgesetzt nach Westen; man scheint zu glauben, dem wachsenden russischen Einfluß in der östlichen Hälfte des Reichs könne nicht besser begegnet werden, als durch Bekämpfung des preußischen Ansehens in Deutschland.

An gefügigen Werkzeugen dieser Politik fehlt es weder diesseits noch jenseits des Main und die publicistische Agitation gegen Preußen und den norddeutschen Bund wird nirgend eifriger betrieben, als in dem Bundesgebiet selbst. Wechselweise unter demokratischer und conservativ-particularistischer Maske wird gegen die Consolidation der neugeschaffenen Verhältnisse Propaganda gemacht, direct und indirect für die Anerkennung des deutschen Berufs der Habsburger, gelegentlich auch der Napoleoniden gearbeitet. In der nordschleswigschen Frage haben wir nur noch zwischen einer inneren Niederlage oder einer auswärtigen Verwickelung zu wählen, denn dieselbe Partei, welche Preußen unablässig angreift, weil es durch seine Vergrößerung Deutschland in die Gefahr eines französischen Kriegs gebracht, ist gleichzeitig bemüht, diesen Krieg zu beschleunigen und dem berliner Cabinet die Verständigung mit Paris und Kopenhagen moralisch unmöglich zu machen.

Es bedarf eines großen Maßes von Verblendung und Kurzsichtigkeit, um im Angesicht einer solchen Sachlage keine andern Feinde als die conservativen Minister in Berlin, keine andern Befürchtungen als die vor Beeinträchtigung der Volksfreiheit zu kennen. Wenn die Demokratie es über sich gewinnen kann, k e i n e n Bundesgenossen zu verschmähen, der sich im Kampfe gegen das Ministerium Bismarck verwenden läßt, wenn sie die vorhandene Form der deutschen Staatseinheit bekämpft, wo die Möglichkeit der Herstellung einer anderen Form nicht mehr gegeben, der Zerfall des Bestehenden vielmehr mit einer allgemeinen Auflösung identisch geworden ist, so macht sie die Verständigung mit Politikern, welchen der Staatsgedanke noch nicht ganz abhanden gekommen ist, bis auf Weiteres unmöglich. Was an die Stelle des norddeutschen Bundes und seiner gegenwärtigen Verfassung treten soll, wenn die Wünsche der Gegner sich realisiren, weiß uns weder die berliner Demokratie, noch die süddeutsche Kleinstaaterei und deren Anhang zu sagen. Bis zur freien Verständigung sämmtlicher souveräner deutscher Stämme in dem Jammer äußerer Ohnmacht und innerer Rathlosigkeit zu verharren, ist den Deutschen bisher nur von den Weisen des Bundestags zugemuthet worden. Will die Demokratie auch nur für einen Augenblick in die Erbschaft desselben eintreten oder uns gar zumuthen, freiwillig in diesen Zustand zurückzufallen, so ist es um ihr Recht wie um ihren Einfluß in Deutschland für lange geschehen. — „Fiesko ist todt, ich gehe zum Andreas!“

Herausgeber: **Gustav Freytag.** — Verantwortlicher Redacteur: **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 30.

Ausgegeben am 19. Juli 1867.

Inhalt:

Die projectirte Tabaksteuer . . . . . Seite 121
Die Petrussagen. 2. Simon der Magier 128
Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen". Dritter Brief 135
Die englische Auslegung des londoner Vertrages vom 11. Mai d. J. 143
Die Czechen und der Panslawismus 151
Neuere Reiseliteratur 158

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die projectirte Tabaksſteuer.

Die Kunde von dem Project einer Erhöhung der Eingangsſteuer auf importirten Tabak und der Einführung verſchiedener neuer Auflagen auf Production und Verarbeitung dieſes zum Lebensbedürfniß gewordenen Luxusartikels iſt allenthalben in Deutſchland mit einer gewiſſen Beſtürzung aufgenommen worden. Die mit dem Particularismus verbündete radicale Demokratie hat die Gelegenheit zur Inſcenirung eines Schmerzensſchreis über Gefährdung der theuerſten Intereſſen Deutſchlands durch den unerſättlichen preußiſchen Militärſtaat nicht unbenutzt gelaſſen und ziemlich deutlich zu verſtehen gegeben, daß die Vortheile, welche der norddeutſche Bund ſeinen Gliedern gebracht, verſchwindend geringe ſeien gegen den Verluſt, der den deutſchen Stämmen durch Vertheuerung des Tabaks drohe und daß die Zolleinigung mit dem Süden angeſichts dieſer Gefahr den Deutſchen jenſeit des Main nicht zum Heil, ſondern zum Verderben gereichen werde. Indeſſen die Eiſenbahnen, welche die Nordſeeküſte mit Mittel- und Süddeutſchland verbinden, unter der Laſt der ungeheuren Maſſen ſeufzten, welche noch vor Thoresſchluß in Sicherheit gebracht werden ſollten, ergingen die Tabaksproducenten des Südens ſich in kräftigen Reſolutionen, welche das drohende Verderben mit dem Hauch ihres Mundes zu verſcheuchen verſuchten und an Entſchiedenheit und Unabhängigkeit der Geſinnung nichts zu wünſchen übrig ließen. Maßvoller und praktiſcher ging man im Norden zu Werke, wo ſich die Handelskammern, die berufenen Vertreter der materiellen Intereſſen der Sache annahmen, um ihre Anſichten in zuſammenhängenderer und objectiverer Weiſe zu verlautbaren.

Was hat es mit der projectirten Tabaksſteuer auf ſich, wen ſoll ſie treffen und was iſt von ihr zu fürchten?

Gehen wir auf die Quelle der Nachrichten zurück, welche bezüglich dieſes Projects in die Welt gedrungen ſind, ſo finden wir, daß directe und officielle Mittheilungen über die Abſichten der preußiſchen Regierung oder des Bundes-

Digitized by

präsidiums noch gar nicht vorliegen. Anfragen an verschiedene preußische Handelskammern, welche ihr Gutachten abgeben sollten, sind die einzigen officiösen Kundgebungen, welche über diese Angelegenheit vorliegen. Wie es heißt, beabsichtigt man, dem Zollparlament einen Entwurf vorzulegen, nach welchem

1) der Eingangszoll auf Rohtabak von 4 Thaler auf 10 Thaler pro Centner, der Zoll für importirte Cigarren von 20 auf 25 Thaler pro Centner, für fabricirten Tabak von 11 auf 15 Thaler pro Centner erhöht werden soll.
2) Die bisher in Preußen übliche Besteuerung des Tabaksbaus per Morgen soll um das Dreifache erhöht und auf ganz Deutschland ausgedehnt werden. Während der Centner aus Süddeutschland importirten Tabaks bisher mit 20 Ngr. besteuert wurde, würde die Einführung der beabsichtigten Productionssteuer einer Erhöhung dieses Zolls auf 2 Thlr. gleichkommen.
3) Die Fabrikation des Tabaks, welche bisher steuerfrei war, soll mit einer Abgabe von 15 Sgr. auf je 1000 Cigarren und 1½ Gr. pro Pfd. fabricirten Tabaks belastet werden.

Zunächst ist zu constatiren, daß gegen eine erhöhte Besteuerung des Tabaks, resp. der Tabakseinfuhr im Princip nichts einzuwenden ist und daß die oben erwähnte Erhöhung des Zolls von 4 auf 10 Thaler pro Centner importirten Rohtabaks u. s. w. keineswegs exorbitant erscheint. Weder ist die Tabakseinfuhr in der Mehrzahl der übrigen Staaten minder hoch besteuert, noch läßt sich von der Erhöhung der bisherigen deutschen Zollsteuer eine Zerstörung des Handels mit diesem Product erwarten. Der Betrag der deutschen Eingangssteuer erscheint nach Ausweis der Ziffern über die Besteuerung in anderen Staaten als ein relativ geringfügiger. Während in Frankreich, Oestreich, Italien, Spanien, dem Kirchenstaat und Rumänien Tabaksmonopole zu Gunsten der betreffenden Staaten bestehen, werden erhoben pro 100 Pfd. Zollgewicht:

in Rußland	19 Thlr.	22 Ngr.	6 Pf.
„ Großbritannien je nach dem Feuchtigkeitsgehalt	111 „	18 „	7 „
resp.	130 „	6 „	6 „
„ Portugal	101 „	3 „	6 „
„ Nordamerika	55 „	3 „	
„ Norwegen	11 „	14 „	2 „
„ Schweden	11 „	8 „	8 „

Nur in Holland (12 Ngr.), der Schweiz (2 Thlr. 4 Gr.), Belgien (3. 15. 6.) und Dänemark (3. 27. 2.), mithin Staaten zweiten und dritten Ranges, stellt das Verhältniß sich günstiger als bei uns. Daß die Erhöhung des Zolls von 4 auf 10 Thaler pro Centner Rohtabak, von 20 auf 25 Thaler pro Centner Cigarren und von 11 auf 15 Thlr. pr. fabricirten Tabak mit dem Gedeihen des Tabakhandels verträglich ist, geht aber nicht nur aus der obigen Zusammenstellung, sondern auch aus dem Umstande hervor, daß der Preis für aus-

Digitized by Google

ländiſche Tabake durch Handelsconjuncturen und Erntedifferenzen gewiſſen Schwankungen ausgeſetzt iſt, die den Preis der Waare zuweilen weit über das Maß hinaus vertheuern, welches durch die projectirte Steuererhöhung bedingt wäre und doch ertragen werden. Eine gewiſſe Rückwirkung auf den Conſum würde darum nicht ausbleiben, beim Eintreten ungünſtiger Verhältniſſe im Inlande vielleicht zu Zeiten ziemlich fühlbar ſein — von einem Ruin des Tabakshandels in Deutſchland kann aber nicht die Rede ſein. Iſt die Nothwendigkeit einer Erhöhung der Staatseinnahmen einmal conſtatirt, ſo wird die erhöhte Beſteuerung des Tabaks ſich vielmehr vor vielen anderen Zoll- und Steuerauflagen empfehlen, zumal wenn ſie ſich innerhalb einer Schranke bewegt, die mit den Zollverhältniſſen der Großſtaaten des Auslandes verglichen, als eine beſcheidene bezeichnet werden kann.

Anders ſteht es mit der Einführung einer Productionsſteuer pro Morgen mit Tabak bebauten Landes, beziehungsweiſe mit der Ausdehnung derſelben auf ganz Deutſchland. Wir werden weiter unten auszuführen Gelegenheit haben, in welcher Weiſe eine Belaſtung des im Inlande producirten Tabaks ohne Beeinträchtigung der Intereſſenten und der Rolle, welche die deutſche Tabaksproduction im Auslande ſpielt, möglich wäre, — gegen die Einführung einer Grundſteuer auf das mit Tabak bebaute Land müſſen wir uns aber mit Entſchiedenheit erklären, ſogar die Abſchaffung der zur Zeit in Preußen beſtehenden Steuer dieſer Art für wünſchenswerth halten. Die beantragte Productionsſteuer pro Morgen Landes hat einmal den Uebelſtand, daß ſie der qualitativen Verſchiedenheit des erzielten Products nicht Rechnung trägt und die niedere Waare ebenſo hoch belaſtet, wie die feinere, eine Rechtsungleichheit, die für den kleinen Tabaksbauer, der in Süddeutſchland und namentlich in Baden ſehr häufig vorkommt, beſonders drückend iſt. Der Bewohner ärmerer Gegenden, der ſogenannte Sandbauer, der an Fleiß, Anſtrengung und Bodencultur ebenſo beträchtliche Opfer zu bringen hat, wie der begünſtigte Seckenheimer und ohnehin nur auf einen ſehr viel beſcheideneren Gewinn zu rechnen hat als jener, dem die Vorzüge ſeines Grund und Bodens die Erzielung einer werthvolleren Sorte und größeren Quantität ermöglichen, würde durch eine Steuer, die auf die Verſchiedenheit der Boden- und Culturverhältniſſe abſolut keine Rückſicht nimmt, unverhältnißmäßig härter getroffen werden als jeder andere Producent. In Süddeutſchland iſt der Tabaksbau vorzugsweiſe in den Händen der kleinen Leute, die eigentlich nur durch ihn exiſtiren und für welche die Aufrechterhaltung erträglicher Arbeits- und Productionsbedingungen darum eine Lebensfrage iſt. Aus dieſem Grunde iſt bereits früher von einer Ausdehnung der in Norddeutſchland beſtehenden Steuer von Grund und Boden mit Fug und Recht Abſtand genommen worden; was der märkiſche Tabaksbau, der hauptſächlich von großen Domänenpächtern betrieben wird, allenfalls ertragen kann, würde der

Digitized by Google

pfälzischen Production die Lebensadern abschneiden. — Ein zweiter mit dieser Abgabe verbundener Uebelstand ist der, daß dieselbe nicht von dem erzielten Product, sondern von der Grundlage desselben, so zu sagen von der bloßen Productionsmöglichkeit erhoben wird; ohne Rücksicht darauf, ob die Ernte in lohnender Weise ausfällt oder nicht, ob der Producent einen Gewinn erzielt, blos auf seine Kosten kommt oder im Verlust bleibt, wird das Product in gleicher Weise belastet — ein Verhältniß, das für die kleinen Producenten der Pfalz gradezu unerträglich wäre und für Süddeutschland nur auf Kosten der Existenz eines nicht unbeträchtlichen Bruchtheils der ländlichen Bevölkerung durchgeführt werden könnte. — Ein drittes gegen die Einführung der Productionssteuer pro Morgen Landes sprechendes und sehr wesentliches Moment, ist die Rolle, welche der pfälzische Tabak auf den Märkten des Auslandes spielt und welche durch die Steuerfreiheit der Production wesentlich bedingt ist. Während die Einfuhr pfälzischen Tabaks nach Norddeutschland in den letzten Jahren beträchtlich abgenommen hat, ist der Export ins Ausland constant im Zunehmen begriffen gewesen. Mindestens ein Fünftel (dem Werth nach ein Drittel) des in der badischen Pfalz erzielten Krautes geht auf die großen Märkte des Auslandes, wird nach Westen, Süden und Südosten verführt; eine Vertheuerung desselben im Werthe von 2 Thaler pro Centner (wie sie das Resultat der erwähnten Productionssteuer vom Grund und Boden wäre) würde den badischen Producenten die Concurrenz mit in andern Staaten erzeugten und nichtbesteuerten Tabaken unmöglich machen und die pfälzische Tabaksindustrie ruiniren. Allerdings wäre es möglich, den ins Ausland verführten Waaren eine Rücksteuer zu bewilligen und dieselben dadurch von der Productionssteuer zu befreien; solchenfalls würde der Zweck der gesammten Steuermaßregel, die Erhöhung der Staatseinnahmen aber nur sehr unvollkommen erreicht, während die übrigen, die Production beeinträchtigenden, mindestens ebenso bedenklichen Uebelstände fortbestehen würden. Auch in dieser Beziehung fällt der Einwand, daß der märker Tabaksbau bereits seit Jahren besteuert wird und doch im frühern Umfange fortbesteht — nicht ins Gewicht, denn der märker Tabak wird — im Gegensatz zum pfälzischen wesentlich im Inlande consumirt und kaum je über die Grenzen Deutschlands hinausgeführt.

Unsers Erachtens sind diese Bedenken gewichtig genug, um das Project einer Besteuerung des Tabaksbaus pro Morgen Landes entschieden unrathsam und mit den Interessen der einheimischen Production unvereinbar erscheinen zu lassen. Soll eine Belastung der einheimischen Tabaksproduction im Interesse erhöhter Staatseinnahmen eintreten, so kann sie in zweckmäßigerer, billigerer und bequemerer Weise bewerkstelligt werden, als durch Einführung einer Grundsteuer von dem tabaktragenden Boden. Am nächsten würde es liegen, den einheimischen Tabak bei dem Uebergang aus den Händen des Producenten in die des Fabrikanten

Digitized by Google

oder Händlers mit einer Wagesteuer zu belegen, die einmal nicht von den kleinen Tabaksbauern, sondern von dem capitalreicheren Industriellen getragen würde, und ferner die wirklich producirte, nicht die nur eventuell zu erzielende Waare träfe. Es bedürfte zur Erreichung dieses Zweckes nur der Benutzung und des weiteren Ausbaus eines in Süddeutschland bereits existirenden Instituts, der sogenannten Dorfwage, welche in den tabaktragenden Gegenden von Seiten der ländlichen Gemeinde beaufsichtigt und geleitet wird, um Verkäufer und Käufer die Möglichkeit einer gemeinsamen und erleichterten Controle zu bieten. Der von Süddeutschland aus gegen die Wagesteuer erhobene Einwand, daß die Einführung derselben die Händler und Fabrikanten, welche dieselbe zu zahlen hätten, zum Verzicht auf größere Einkäufe zwingen würde, ist nur sehr bedingterweise stichhaltig, da der Gewinn aus einem Engroseinkauf in der Regel größer sein wird als der Verlust durch vorzeitige Erlegung der Steuer für denselben — überdies könnte er durch Bewilligung von Steuercrediten nach Analogie der Zollcredite vollständig beseitigt werden.

Die Wagesteuer ist aber weder die einzige Productionssteuer, welche an Stelle der projectirten Auflage treten könnte, noch der Zeitpunkt, in welchem die Blätter abgehängt sind und zum Behuf der Fermentation an den Fabrikanten übergehen, der einzige, der sich für eine Anlegung der Steuer eignete: ebensogut könnte dieselbe während der Fermentation eintreten, behufs welcher ohnehin größere Tabaksmassen beisammen sein müssen, die die Controle erleichtern. Der Tabak hat, bevor er in die Hände des Fabrikanten kommt oder von diesem der Verarbeitung zur Cigarre übergeben wird, so zahlreiche Stadien durchzumachen, daß es dem Zolltechniker an Anhaltspunkten nicht fehlen kann. Jedes dieser Stadien erscheint aber für die Besteuerung geeigneter als das, in welchem der Tabak noch als Samenkorn in der Erde liegt und es durchaus ungewiß ist, welche Ernte der Producent sich qualitativ und quantitativ versprechen kann. — Gegen eine Productionssteuer haben wir somit an und für sich nichts einzuwenden, wohl aber erscheint der in Vorschlag gebrachte Steuermodus unzweckmäßig und ungerecht. Tritt eine Erhöhung des Eingangszolls ein, so wird die Besteuerung des im Inlande erzeugten Krauts nicht wohl vermieden werden können, da andern Falls der Eingangszoll zum Schutzzoll für das einheimische Product würde, was weder nothwendig noch auch nur rationell wäre.

Das dritte der norddeutschen Handelskammer vorgelegte Steuerproject sieht es auf die Einführung einer Fabrikationssteuer ab, welche in der Form der Banderolirung des verarbeiteten Tabaks eintreten soll. Sowohl diese Banderolirung, wie jede andere Art einer Fabrikationssteuer erscheint aber bei näherer Betrachtung verwerflich. Unserer Ansicht nach ist es überhaupt rathsamer, einzelne hohe Steuern eintreten zu lassen, als eine größere Anzahl kleinerer,

Digitized by Google

deren Erhebung mit unverhältnißmäßig großen Opfern an Geld und Zeit für Steuerzahler und Steuerempfänger verbunden ist. Es ist keineswegs die durch die projectirte Maßregel angedrohte Vertheuerung der Waare, welche wir in erster Reihe fürchten — eine solche ließe sich zur Noth auch bei uns ertragen, wie sie in andern Ländern ertragen wird, — sondern der Mißstand einer lästigen, die freie Bewegung des Fabrikanten wie des Händlers behindernden, dazu kostbaren und unter allen Umständen unsichern Controle. Die Erhebung einer Fabriksteuer vom Tabak würde in manchen deutschen Staaten, wenn überhaupt, nur bei Aufwendung unverhältnißmäßig großer Kosten möglich sein, namentlich im Königreich Sachsen. In Sachsen wird das Cigarrenmachen von einer Unzahl kleiner Leute betrieben, die geringe Partien Tabak aufkaufen, verarbeiten und unter der Hand vertreiben; da das Cigarrenmachen in den Gefängnissen des Landes gelehrt wird, ist die Kenntniß dieser nicht eben schwierigen Kunst auch in Schichten der Bevölkerung verbreitet, bei denen auf eine willfährige Unterordnung unter das Gesetz nicht zu rechnen ist. Nicht nur in den größeren und kleineren Städten, auch in den Dörfern und auf dem flachen Lande finden sich zahllose Cigarrenmacher, die sich jeder Controle entziehen würden, wenn anders nicht ein ganzes Heer von Aufsichtsbeamten angestellt werden sollte, das einen beträchtlichen Theil des Steuereinkommens wieder verzehren würde. Noch schwieriger wäre die Sache in den tabakbauenden Theilen Deutschlands. Den Producenten an der Verarbeitung seines Products, beziehungsweise dem heimlichen Vertriebe desselben zu verhindern, würde kaum ein Mittel ausreichend sein.

Diese Schwierigkeiten sind aber nicht die einzigen, welche der Einführung einer Fabriksteuer entgegenstehen. Das Beispiel Rußlands, wo dieselbe seit Jahren besteht und in der bequemsten Form, der einer Banderolirung der Tabak- und Cigarrenenveloppen und Kisten erhoben wird, beweist, wie ungünstig dieser Steuermodus auf den Handel wirkt. Der Einzelverkauf der Cigarre wird durch denselben nämlich vollständig abgeschnitten, da die Banderole nicht um die einzelne Cigarre, sondern nur um eine bestimmte Quantität (10, 25, 50 oder 100 Stück) gelegt werden kann. Für die niederen Classen, welche außer Stande sind, eine größere Capitalanlage aufzuwenden und in Deutschland an den Genuß der Cigarre ebenso gewöhnt sind als die höheren, würde die Einführung der Banderole identisch sein mit dem Verzicht auf einen regelmäßigen Genuß, für die Händler, namentlich der niederen Sorten, mit einer sehr beträchtlichen Verminderung ihres Absatzes, der häufig nur auf dem Wege des Einzelverkaufs möglich ist. Dazu kommt, daß die Verbanderolirung der Fabrikate eine stete Einmischung der Aufsichtsbeamten in den Fabrikbetrieb nach sich ziehen würde, die ebenso lästig als peinlich wäre und manche Arten der Fabrikation, z. B. die in den Häusern der Cigarrenmacher (welche von dem Fabrikanten ein Tabaksquantum zur Verarbeitung empfangen und die verarbeiteten Cigarren abliefern)

Digitized by Google

unmöglich machen würde. Soll die Controle genau durchgeführt werden, so wären ferner stete Visitationen der Tabaksläden, Nachforschungen nach unbanderolirter Waare u. s. w. unausbleiblich, — Dinge, welche auf den regelmäßigen Geschäftsbetrieb ebenso ungünstig wirken, wie auf die Moralität des Volks und von denen wir bis jetzt zum Glück frei geblieben sind.

Es bliebe nur noch übrig, von einer eventuellen Nachahmung der in Frankreich, Oestreich u. s. w. üblichen Monopolisirung des Tabaks zu Gunsten des Staates zu handeln, wie sie vielfach auch bei uns gefürchtet wird. Eine solche scheint uns einfach unmöglich, da die Kosten einer Ablösung des Rechts zur Production, Fabrikation und zum Vertriebe des Tabaks in Deutschland so hoch wären, daß sie von den Regierungen nicht aufgebracht werden könnten: nach dem Ausspruch eines Fachmannes würde die Ablösungssumme den doppelten Betrag der Capitalien ausmachen, welche der vorigjährige Krieg gekostet hat, — an diese Eventualität ist unter den gegebenen Verhältnissen mithin gar nicht zu denken.

Sache des ersten deutschen Zollparlaments wird es sein, die Absichten der Regierung auf eine Erhöhung der bestehenden und die Einführung neuer Steuern auf den Tabak, sowie die denselben entgegenstehenden Gründe und Bedenken zu prüfen und die Interessen des Staats mit denen der Staatsangehörigen in den gehörigen Einklang zu bringen. Daß das möglich ist, glauben wir durch die vorstehenden kurzen Andeutungen nachgewiesen zu haben. So unberechtigt das kurzsichtige Geschrei derer ist, welche von einer Tabakssteuer einzig darum nichts wissen wollen, weil ihnen jede Vertheuerung gewohnter Genüsse verwerflich erscheint und weil sie auf dem beschränkten Standpunkt eines engherzigen Philisterthums stehen, das von veralteten Vorstellungen ausgehend nur Ansprüche an die Leistungen des Staats kennt, diesen aber mit einem Minimum von Leistungen der Staatsangehörigen abzufinden für Recht und Pflicht hält — so ernstlich ist es zu wünschen, daß der neu geschaffene Staatsorganismus auch in Sachen dieser Steuer beweise, daß er auf der Höhe der Zeit steht und den berechtigten Interessen seiner Bürger Rechnung zu tragen, Fähigkeit und Neigung besitzt. Soll das geschehen, so wird vor allem nothwendig sein, daß von jenem mittelalterlichen Grundsatze abgesehen werde, nach welchem Steuern einfach da anzulegen sind, wo sie am bequemsten erhoben werden können und daß Rücksichten auf Billigkeit gegen den Besteuerten außer Augen gesetzt werden können, wo es sich um die Bequemlichkeit des Staats und seiner Diener handelt. Nur von diesem Gesichtspunkte aus kann an dem Gedanken einer Productionssteuer vom Grund und Boden festgehalten werden, da diese von allen Arten der Tabaksbesteuerung die härteste und unzweckmäßigste ist und nur die Bequemlichkeit der Erhebung für sich hat.

Digitized by Google

Die Petrussagen.

2.

Eine der eigenthümlichsten Figuren der altchristlichen Sage ist der Magier Simon. Man weiß, daß dieselbe auch in der Apostelgeschichte erscheint, freilich in einer Gestalt, die ihre eigentliche Bedeutung kaum noch erkennen läßt. Erst aus anderweitigen Angaben fällt ein volles Licht auf diese Figur, die durchaus dem Kreis derselben Mythenbildungen angehört, deren Gegenstand die Apostel Petrus und Paulus geworden sind.

Zufolge der Zerstreuung der Gemeinde nach dem Tod des Stefanus, so erzählt die Apostelgeschichte, kam Philippus nach Samarien, dieses halbheidnische Land, verrichtete Wunder und bekehrte Viele. Unter anderen einen gewissen Simon, der Zauberei unter den Samaritanern getrieben, großen Einfluß auf das Volk ausgeübt hatte und als eine große Gotteskraft angestaunt worden war. Durch die Thaten des Philippus ließ er sich für das Evangelium gewinnen und nahm die Taufe an. Annahme der Taufe bedeutete aber noch nicht die Mittheilung des heiligen Geistes. Als die in Jerusalem zurückgebliebenen Apostel von den Erfolgen des Philippus hören, senden sie Petrus und Johannes nach Samaria, welche den Neubekehrten durch Handauflegen den Geist mittheilen. Den Simon verlangt es nun, derselben Macht theilhaftig zu werden, er möchte gleich den Aposteln in den Stand gesetzt sein, durch Handauflegung den Geist zu ertheilen, und er bietet zu diesem Zweck dem Petrus eine Summe Geldes an. Dieser aber dient ihm mit einer energischen Strafrede: verdammt seist du mit deinem Gelde, daß du meinst Gottes Gabe erkaufen zu können. Simon wird ermahnt, für seine Bosheit und Tücke Buße zu thun, und beschämt unterwirft er sich den Aposteln und ruft deren Fürbitte für sich an. Bekanntlich ist durch diese Erzählung Simon der Vater der „Simonie" geworden, des Mißbrauchs, das geistliche Amt durch Geld zu erkaufen.

Schon an sich spricht manches gegen den geschichtlichen Charakter dieser Erzählung, abgesehen von den Wunderheilungen und Teufelsaustreibungen, durch welche Philippus neben seiner Predigt wirkt. Auffallend ist namentlich die untergeordnete Stellung, die ihm gegen die Apostel Petrus und Johannes zugetheilt ist. Nicht als vollberechtigter Sendbote, sondern als ein Diakon tritt er auf; er predigt wohl und tauft, aber die Gabe der Geistesmittheilung ist ihm versagt; diese ist vielmehr als eine rein magische Handlung ausschließlich den Urapposteln vorbehalten. Offenbar ist dies ein Zug, der schon einer späteren Zeit angehört, in welcher die Theorien von den apostolischen Vorrechten, von der Ordnung der kirchlichen Aemter, von der magischen Wirkung der Handauflegung viel weiter

Digitized by Google

ausgebildet waren, als für die Verhältnisse der Urgemeinde wahrscheinlich ist. Diese hierarchische Rangordnung innerhalb des geistlichen Amts ist nun aber das einzige Motiv, an welches das Zusammentreffen des Petrus mit dem Magier Simon geknüpft ist. Wird schon dadurch der historische Charakter der ganzen Scene verdächtig, macht sie den Eindruck, als ob hier noch ganz andere Motive zu Grunde liegen, die nur in unserer Darstellung verwischt sind, so bestätigt sich diese Vermuthung, wenn wir uns vergegenwärtigen, was denn eigentlich dieser Magier Simon bei den kirchlichen Schriftstellern des 2. Jahrhunderts, von Justin, an für eine Rolle spielt.

Simon — so lehrt die Sage, deren zerstreute Züge wir zusammenstellen, — stammte aus dem samaritanischen Dorfe Gitton, dem heutigen Jst auf dem Wege von Naplus nach Jaffa. Ursprünglich hielt er sich zu dem Täufer Johannes und nahm unter dessen 30 auserwählten Schülern die erste Stelle ein. Dann begab er sich nach Aegypten, wo er die Künste der Magie erlernte. Inzwischen war Johannes getödtet und Dositheus zu seinem Nachfolger erwählt worden. Dem Simon gelang es aber durch seine Zauberkünste den Dositheus zu stürzen und sich an dessen Stelle zu setzen. Nun gesellte er sich die Helena bei, ursprünglich eine Buhldirne aus Tyrus, die in den lateinischen Quellen bedeutungsvoll mit Luna wiedergegeben ist. Diese Helena, um deren Scheingestalt einst der trojanische Krieg geführt worden war, gab er für die erste Idee, für die allgebärende Wahrheit und Weisheit aus, die vom höchsten Himmel herab in die Welt gekommen ist. Sich selbst erklärte er für die höchste Gotteskraft, die anfangs- und endlos über den Weltschöpfer erhaben sei, und in Samarien wurde er, wie die Kirchenväter versichern, fast allgemein, außerhalb Samarias jedoch nur von Wenigen, als der höchste Gott verehrt. Als Kennzeichen seiner Lehre wird insbesondere dies angegeben, daß er den Berg Garizim über die Stadt Jerusalem, d. h. die samaritanisch-heidnische Gottesverehrung an die Stelle des Jehovadienstes setzen wollte und daß er das Alte Testament in seinem Sinne allegorisch umdeutete. Wer an ihn und Helena glaube, lehrte er und seine Anhänger, brauche sich um gute Werke nicht zu bekümmern, denn nur durch die Gnade werde man selig. Daher geben sich denn auch die Priester seiner Secte, wie Irenäus sagt, der Zauberei und allen Lüsten hin. Weiterhin wird dann seine Lehre dahin ausgebildet, daß sie ganz identisch wird mit den gnostischen Systemen und zwar mit denjenigen derselben, die dem Judenthum und Judenchristenthum am schroffsten entgegengesetzt die christliche Lehre mit heidnischen Philosophemen in Zusammenhang brachten oder gradezu in letztere auflösten. Er ist der Vertreter der Gnosis, der heidnisch-christlichen Spekulation, und er gilt nicht nur als der Stifter der Secte der Simonianer, sondern als der Vater aller Ketzerei überhaupt.

Dieser Simon nun verläßt sein Geburtsland und zieht mit seiner Helena

Digitized by Google

umher, durch Zauberkünste und Predigt Anhänger für seine Irrlehre werbend, von Ort zu Ort, vom Morgenland zum Abendland. Und überall gelingt es ihm, die Leute zu berücken; er ist im Stande zu fliegen, er wälzt sich im Feuer ohne zu verbrennen, er kann die verschiedensten Gestalten annehmen, und die Gläubigsten gestehen, sie hätten sich von ihm täuschen lassen, wenn sie nicht gewußt hätten, daß er alles nur durch Magie bewirke. Allein ihm auf dem Fuße folgt, gleichfalls von Ort zu Ort, als dem falschen Propheten der wahre Prophet, der Apostel Petrus, die Irrlehre durch die wahre Lehre verdrängend. Ueberall besiegt er die Künste des Magiers durch seine in der Gotteskraft gewirkten Wunder, überall hält er mit ihm öffentliche Streitunterredungen, in welchen der Magier unterliegt, überall richtet er christliche Gemeinden ein und erscheint so als der eigentliche Apostel der Heidenwelt. Endlich kommt der Magier auf seinem Laufe nach Westen unter der Regierung des Claudius nach Rom und weiß durch seine Künste sich in solches Ansehen zu setzen, daß ihm der Senat göttliche Ehre erweist und jene im 16. Jahrhundert wiederaufgefundene Bildsäule auf der Tiberinsel setzen läßt, die wir bereits kennen. Aber auch hierher folgt ihm Petrus nach, um ihn in der Welthauptstadt vor allem Volk als Betrüger zu entlarven und für immer unschädlich zu machen. Das Ende, das hier der Magier nahm, wurde in verschiedener Weise erzählt und abenteuerlich ausgemalt. Nach der einen Sage wollte er das Fliegen probiren, schwang sich durch seine Zauberkünste in die Luft, wurde aber durch das Gebot des Petrus zurückgerufen und stürzte mit gebrochenen Beinen herab. Eine andere Sage läßt ihn zu Tode fallen. Nach einer dritten läßt er sich lebendig begraben, mit der Verheißung, am dritten Tage wieder aufzustehen.

Dieser sagenhaften Gestalt liegt nun ohne Zweifel gar keine geschichtliche Persönlichkeit zu Grunde. Man hat einen historischen Anhaltspunkt darin zu finden geglaubt, daß Josephus einmal von einem Simon erzählt, der sich für einen Zauberer ausgab und der als ein ganz gewöhnlicher Kuppler für den Procurator Felix erscheint. Allein das Zusammentreffen der Namen ist rein zufällig. Simon war ein sehr gewöhnlicher Name, und sonst hat dieser Simon aus Cypern mit unserm Simon aus Samaria nicht das Mindeste zu schaffen. Ebensowenig läßt sich aus der Angabe, daß die Secte der Simonianer ihm ihren Namen verdanke, der Schluß auf die wirkliche Existenz dieses Simon ziehen. Das Verhältniß war sehr häufig vielmehr ein umgekehrtes: es ist ein bekannter Zug der Sage, eine bestehende Secte, deren Ursprung unbekannt war, zurückzuführen auf eine mythische Persönlichkeit.

Ungleich wichtiger als solchen persönlichen Beziehungen nachzugehen, ist es, die Elemente aufzusuchen, aus welchen sich die Sage gebildet hat. Und wenn wir zusammenhalten, was von diesem Simon, von seinem Leben und seiner Lehre ausgesagt wird, so ist es nicht schwer, ein doppeltes Element der

Digitized by Google

Sage zu erkennen. Vor allem muß als Thatsache angenommen werden, daß in Samarien ein Simon, in Verbindung mit der Helena, als göttliches Wesen verehrt wurde. Noch in der Apostelgeschichte ist dieser Zug kenntlich, indem sie ihn von Alt und Jung als „große Gotteskraft“ angestaunt werden läßt, und das Zeugniß des Justinus, der selbst ein Samaritaner war, beseitigt in dieser Beziehung jeden Zweifel. Dies aber weist offenbar auf einen mythologischen Hintergrund der Sage. Andrerseits deutet die persönliche Gegnerschaft des Petrus, und was von der Lehre des Magiers erzählt wird, unverkennbar auf diejenige Persönlichkeit, die wirklich im Leben dem Petrus gegenüberstand und der man in judenchristlichen Kreisen nicht Schlimmes genug nachsagen konnte, auf den Apostel Paulus. Simon, ursprünglich eine samaritanische Landesgottheit, ist zu einer Caricatur des Apostels Paulus geworden, dies ist das Ganze Geheimniß der Sage.*)

Man hat nun wirklich die Entdeckung gemacht, daß unter dem Namen Semo in Samarien der Sonnengott, sonst Baal genannt, verehrt wurde, und daß er die Hauptgottheit der Samaritaner war, wie denn die Helena, seine Genossin, die phönizische Buhlerin, nichts Anderes ist als die in den vorderasiatischen Culten als Göttin der Zeugung verehrte Mondgöttin. Aber woher nun die Uebertragung dieses heidnischen Sonnengottes auf den Apostel Paulus?

Ein tiefer Haß bestand bekanntlich seit den Tagen des Exils zwischen den Juden und den in Samaria zurückgebliebenen Volksgenossen. Als die Juden aus der Gefangenschaft zurückkehrten, trafen sie hier ein Mischvolk an, das zum größten Theil aus Heiden bestand, zum kleineren Theil aus Jehovaverehrern. Aber auch die letzteren wurden von den treugebliebenen Juden nicht als vollbürtig, sondern als halbe Heiden angesehen, und als sie mit am neuen Tempel bauen wollten, schroff zurückgewiesen. Der Haß zwischen Garizim und Zion zieht sich durch die ganze folgende Geschichte. Und nun versetze man sich in die Zeit nach dem Tod des Paulus, in die Zeit der heftigsten Feindschaft zwischen den paulinischen Heidenchristen und den orthodoxen Judenchristen. Diese konnten in jenen Unbeschnittenen gleichfalls nur halbe Heiden erkennen. Wie jene falschgläubigen Samaritaner in den reinen Jehovadienst einzudringen versuchten, so wollten jetzt die Heidenchristen, die das Gesetz verwarfen, unberechtigt in die wahre Gemeinde sich drängen. Konnte es für sie eine treffendere, eine empfindlichere Bezeichnung geben, als wenn man sie Samaritaner oder Simonianer hieß, deren Name schon dem orthodoxen Juden ein Greuel war? Und für ihr Haupt, für Paulus selbst, konnte wegwerfender Haß etwas Tödtlicheres ersinnen, als wenn er mit dem Samaritanergott Semo identificirt

*) Man vergleiche außer der bereits angeführten Literatur noch Volckmar, die Religion Jesu, S. 287 u. 343.

Digitized by Google

wurde, der als Sonnengott ja auch seinen Lauf vom Aufgang bis zum Niedergang nimmt, wie Paulus von Ost nach West die Länder bis nach Rom mit seiner Irrlehre durchzogen hatte? Der Name selbst vollendete das Treffende dieser Uebertragung. Denn Paulus als der falsche Simon, der seine Erfolge nur heidnischen Zauberkünsten verdankt, war nun das vollendete Gegenbild des echten Simon, des Simon Petrus. Und wie es die Aufgabe des orthodoxen Judenchristenthums ist, die eingedrungene Irrlehre überall zu bekämpfen und auszurotten, so ist es nun in der Sage die Aufgabe des echten Simon, den falschen Simon von Ort zu Ort zu verfolgen, seine Lehre zu widerlegen, ihm die Maske vom Gesicht zu reißen und ihn endlich zu Rom, wo er seine größten Triumphe gefeiert, endgiltig von seiner Höhe herabzustürzen. Denselben Weg, den Paulus auf seinen Missionen beschrieben hat, läßt die Sage den Magier beschreiben, und auf demselben Wege folgt ihm Petrus nach, damit die falsche Lehre, die ein Unberufener in den Gemeinden gepflanzt, durch die legitime Apostellehre verdrängt werde. Petrus vertreibt den Simon von Stadt zu Stadt: triumphirend fährt die petrinische Reaction über die Schöpfungen des Heidenapostels hin.

Vor den schwärzesten, gehässigsten Mitteln scheute die Parteisage nicht zurück, um geschichtliche Züge im Leben des Paulus in ihr Gegentheil zu verzerren. Man weiß aus dem Galaterbrief, daß die Apostel selbst die Missionsthätigkeit des Paulus unter den Heiden anerkannt hatten, unter der einen Bedingung, daß er mit seinen bekehrten Heiden „der Armen Jerusalems hilfreich gedenke". Wirklich sehen wir Paulus mit aller Liebe Beisteuern zu diesem Zweck unter den von ihm gestifteten Gemeinden sammeln, und bevor er die Reise nach Rom antritt, begiebt er sich selbst nach Jerusalem, um die Gabe den Brüdern zu überbringen. Aber wie hat ihm das Judenchristenthum diese Gabe gelohnt! Was in der Absicht des Paulus ein Band der Liebe und Versöhnung zwischen den beiden Parteien sein sollte, deutete nun der fanatische Haß dahin, daß Paulus mit diesem Geld habe die Urapostel bestechen und die Legitimirung seines Apostolats von ihnen habe erschleichen wollen. Er kam nach Jerusalem, — so verbreiteten die Fanatiker, — und brachte Geld mit, womit er die Gabe der Geistesmittheilung zu erkaufen dachte, aber mit Entrüstung ward er mit diesem Antrage zurückgewiesen und zur Unterwerfung unter die Autorität der allein berechtigten wahren Apostel aufgefordert, nur unter dieser Bedingung ward ihm Verzeihung für seine Bosheit zu Theil.

Und von hier aus werfen wir noch einmal einen Blick auf die Darstellung der Apostelgeschichte zurück. Jetzt erst wird sie uns in allen ihren Zügen verständlich sein, als ein Nachklang der Sage, so daß diese wohl noch kenntlich, aber mit Absicht verwischt oder anders gewendet erscheint. Die Apostelgeschichte ist von einem Pauliner verfaßt. Sein Interesse ist es, den Paulus zu reha-

bilitiren, als vollberechtigten Apostel neben dem älteren darzustellen, die judenchristliche Reaction dadurch zu neutralisiren, daß er seinen Helden dem Haupt der gegnerischen Partei in allem gleich und ebenbürtig macht. In diesem Sinne sucht er alle Spuren des früheren Gegensatzes auszulöschen und die Tradition zu einem Bild vollständiger Harmonie umzugestalten. Die Sage vom Magier Simon mit ihrer gegen Paulus gerichteten Spitze fand der Verfasser vor, er konnte sie nicht ignoriren, aber er mußte sie unschädlich machen; er nimmt sie auf, aber er entfernt aus ihr jede Beziehung auf seinen Apostel. Noch sind die häßlichen Züge erkennbar, welche die Judenchristen ersannen, um die Liebesgabe des Paulus als einen Versuch darzustellen, sich betrügerisch in das Apostelamt einzuschleichen. Aber die Schmach trifft nicht mehr den Paulus. Simon ist jetzt ein wirklicher Samaritaner, der mit Paulus nicht das Mindeste gemein hat, und damit ja jedes Mißverständniß abgeschnitten und die gehässige Deutung der Gegenpartei unmöglich werde, wird die Geschichte abgemacht und der Magier völlig beseitigt, noch ehe die Bekehrung des Paulus erzählt wird. Ja so vorsichtig geht der Verfasser zu Werk, daß er jenes Motiv, welches den Paulus wirklich nach Jerusalem führte, völlig ignorirt und die doch nicht wegzuläugnende Thatsache, daß Paulus eine Armensteuer nach Jerusalem gebracht hat, an einem ganz anderen Ort und mit andern Umständen erzählt, als die Sache nach den eigenen Briefen des Apostels sich zugetragen hat. So blieb nicht viel von der Erfindung der feindlichen Partei, aber auch nicht viel von der wirklichen Geschichte übrig.

In dieser Weise arbeitete die christliche Sage. In dieser Weise suchten die Parteien den Stoff der Tradition für sich zu verwerthen und wacker umzudeuten, was die Darstellung der Gegner daraus gemacht hatte. Später begegnet uns noch einmal eine sehr abenteuerliche Darstellung, in welcher derselbe Zweck, den die Apostelgeschichte verfolgte, auf andere Weise erreicht ist. Diese hatte jeder künftigen Identifikation des Apostels Paulus mit dem Magier Simon dadurch vorgebeugt, daß sie den einen beseitigte, bevor sie den andern auftreten ließ. Man muß gestehen, daß derselbe Zweck erreicht wurde, wenn man soweit ging, den Paulus wie den Petrus als Gegner des Simon auftreten zu lassen. Diese letzte Wendung der Sage erscheint in der apokryphen Schrift acta S. S. Apostolorum Petri et Pauli. Nach ihrer Erzählung war, als Paulus nach Rom kam, Petrus mit dem Magier bereits daselbst anwesend. Durch die Predigt der beiden Apostel wurde der größte Theil des Volks bekehrt: aber auch der aus Neid ihnen entgegenwirkende Magier fand durch seine Künste Anhang, obgleich Petrus durch die Wunder, die er verrichtete, durch Krankenheilungen und Todtenerweckungen seine Magie widerlegte. Vor Nero selbst wurde der Streit der beiden Apostel mit dem Magier verhandelt, und Petrus stellt hier vor dem Kaiser seinem Mitapostel ein förmliches Zeugniß der Orthodoxie aus, ja er be-

Digitized by Google

zeugt ihm sogar, daß er grade zum Zweck der Bekämpfung des Magiers und andrer falschen Apostel und Propheten von Christus bekehrt worden sei. Freilich die Anerkennung als Bruder erhält Paulus nur um den Preis seiner Unterordnung unter Petrus. Als die beiden Apostel sich zum letzten Hauptact der Besiegung des Magiers anschicken, sagt Paulus zu Petrus: „Mir kommt es zu, auf den Knien zu Gott zu flehen, dir aber, die Werke des Magiers zu nichte zu machen, weil du zuerst von dem Herrn erwählt worden bist.“ Petrus ist also der eigentliche Ueberwinder des Magiers. Dieser will fliegend sich zum Himmel erheben, stürzt aber auf des Petrus Gebot todt zur Erde herab und wird in vier Stücke getheilt, in einen aus vier Kieseln bestehenden Stein verwandelt. Aber auch die beiden Apostel müssen auf Neros Befehl als Märtyrer sterben. Petrus wird dabei noch einer Erscheinung Christi gewürdigt. Er will anfänglich fliehen, begegnet aber vor dem appischen Thore dem Herrn, welcher der Stadt zugeht, und auf die Frage: „Herr, wohin gehst du?“ erwidert: „nach Rom, um noch einmal gekreuzigt zu werden“, worauf Petrus beschämt umkehrt und dem Märtyrertod entgegengeht. Die kleine Kirche, welche an dieser Stelle vor Porta San Sebastiano steht, trägt noch heute den Namen Domine quo vadis. Vor dem Altar wird ein Fußtapfen in Marmor gezeigt, der sich eindrückte, als der Herr wieder gen Himmel fuhr. Noch innerhalb der Stadt, nahe bei San Giovanni e Paolo, steht eine andere Kirche, den Heiligen Achilleus und Nereus geweiht, an der Stelle, wo Petrus auf seiner beabsichtigten Flucht eine Binde von dem durch die Fesseln verwundeten Fuße verlor.

In solcher Darstellung hat sich nun freilich keine Spur mehr von der ursprünglichen Bedeutung des Magiers erhalten. Sie ist absichtlich ausgelöscht, in einer Zeit, da die Kirche nach den Parteikämpfen der ersten Zeit ihr Interesse vielmehr darin fand, die Einigkeit der beiden Hauptapostel zum Grundstein der Einheit der Kirche zu machen. Wir konnten so die Sage von dem Magier Simon verfolgen von ihren ersten Elementen bis dahin, wo sie, umgebildet nach den Interessen der Parteien und genau dem Gang der kirchlichen Entwicklung folgend, ihren eigentlichen Sinn verloren hatte.

Eine Form der Sage bleibt uns noch zu erwähnen übrig. Neben dem Parteiinteresse gegen den Apostel Paulus, dem sie ihren Ursprung verdankt, ist nicht minder charakteristisch die Consequenz, mit welcher dieselbe der Stadt Rom als ihrem Endpunkt zusteuert. Hier erfolgt die Entscheidung zwischen Petrus und dem Magier, die Reise des letztern ist die Veranlassung, welche den Petrus überhaupt nach Rom führt, und die Ueberlieferung, daß dieser in Rom gewesen und die dortige Gemeinde gegründet habe, hängt so aufs engste mit der Simonsage zusammen. Hier in Rom wurde ihr denn auch das größte Interesse geschenkt, hier erhielt sie ihre höchste Ausbildung. Noch in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts begegnet uns in Rom eine judenchristliche Partei, die

Digitized by Google

zwar in manchen Punkten ihre ursprünglichen Forderungen hatte ermäßigen müssen, in ihrem Hasse gegen Paulus aber unerbittlich geblieben war, die zwar längst die Thatsache der Heidenmissionen hatte anerkennen müssen, aber das Verdienst derselben für Petrus in Anspruch nahm. Wir kennen diese Partei aus den schriftlichen Denkmalen, welche sie hinterlassen hat. Es sind noch — mehr oder weniger vollständig erhalten, zum Theil in schwer entwirrbaren Ueberarbeitungen — eine Anzahl von Schriften in diesem Sinne vorhanden, die man dem Clemens, dem angeblichen Begleiter des Petrus und seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl, zuschrieb, um sie so möglichst nahe an den Apostelfürsten hinaufzurücken und mit dessen Autorität zu umkleiden. Auch die Wahl dieses Namens ist bezeichnend. Im Philipperbrief wird ein Clemens als Schüler und Mitarbeiter des Paulus genannt. In dasselbe Verhältniß nun, in dem er hier zu Paulus steht, wurde er in der judenchristlichen Literatur zu Petrus versetzt. Man nahm dem Apostel Paulus seinen eigenthümlichen Wirkungskreis, indem man den Petrus zum eigentlichen Heidenapostel machte, und nicht zufrieden damit, nahm man ihm auch seine Gefährten und trug sie ohne Bedenken auf seinen Rivalen über. Schüler des Paulus selbst mußten auf diese Weise Zeugniß ablegen für eine Form des Evangeliums, die im entschiedensten Gegensatz zum echten Paulinismus stand.

Die merkwürdigste unter den Schriften dieses angeblichen Clemens sind die sogenannten Homilien desselben, die uns in einer anderen Bearbeitung auch unter dem Namen: die Wiedererkennungen erhalten sind. Die Schrift interessirt uns nicht blos, weil sie die ausgebildetste Gestalt der Simonsage enthält, sondern auch weil es der erste christliche Tendenzroman ist, der uns tiefe Blicke in die damaligen Verhältnisse der Parteien werfen läßt.

Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen".

(Vergl. Nr. 25 u. 26 der Grenzboten.)

Dritter Brief.

Wenn ich auf der einen Seite die Versicherung höre, der norddeutsche Bund sei nur eine Kaserne, nur ein großer Rekrutirungsbezirk für den König

Digitized by Google

Wilhelm, wenn ich mich erinnere, wie der Reichstagsabgeordnete Bebel aus Sachsen, der mir wie ein Goldschnittslyriker, aber nicht wie ein Vertreter handfester Arbeiter vorkam, mit frommem Schauder die Worte von Heinrich Heine citirte:

„Wir bedürfen nur noch als Deutsche
Ein centrales Nationalzuchthaus
Und eine gemeinsame Peitsche",

wie er in fieberhafter Erregung uns zurief, dies Bedürfniß werde nun durch Preußen befriedigt, obgleich, so viel ich weiß, Preußen ein Waldheim nicht aufzuweisen hat; — wenn ich dagegen auf der andern Seite höre, die dem norddeutschen Bunde nicht angehörigen deutschen Länder seien der Hort der Freiheit, wenn ich lese, wie der berühmte Röhrle, unmittelbar nachdem er einer an die Kammer gerichteten Monstrepetition um Einberufung einer Constituante, weil die bestehende württembergische Verfassung keinen Schuß Pulver werth sei, zu den 41,999 Unterschriften, die sie schon trug, die seinige als die 42,000ste hinzugefügt hatte, in die Welt hineinschreibt: „Wie kann man uns Württembergern zumuthen, uns aus dem schönsten Sonnenschein freiheitlicher Zustände in den eisigen Schatten des Borussismus zu begeben? Sollen wir unsere schöne Preßfreiheit, unsere vortreffliche Verfassung, unser gutes altes Recht, dahin geben für das neue Recht, um unter der Firma der deutschen Einigung Kosaken Bismarcks zu werden?", wenn er versichert: „Unfreiheit existirt in Württemberg heutzutage nur noch insofern, als Preußen unsere nichtsnutzige Bureaukratie am Ruder erhält (?), welche im andern Falle wir Württemberger schon längst bei'n Teufel gejagt hätten"; wenn ich alle diese Stimmen der Völker höre, so wird mir manchmal darüber, ich muß es leider gestehen, so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum; und um mich aus diesem unbehaglichen Zustande herauszureißen weiß ich kein anderes Mittel als das, mich aus dem Gebiete der Redensarten auf das der Thatsachen zu flüchten. Thatsache aber ist es, daß Hannover zum Theil, Kurhessen und Nassau aber zum überwiegenden Theil mit Vergnügen preußisch wurden, obgleich sie sich bis dahin so zu sagen doch auch in dem Scheine kleinstaatlicher Freiheit gesonnt hatten, daß dagegen kein Theil von Preußen ein Gelüste verspürte, Preußen entfremdet und in den Hort der Freiheit recipirt zu werden, auch nicht das allerjüngste preußische Territorium, welches noch bis in die neueste Zeit unter Fürsten, welche sich sehr auszeichneten vor den letzten Dynasten von Hannover, Kurhessen und Nassau, die Segnungen des Kleinstaats genossen. Ich meine die Fürstenthümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen, welche sich der Donau und der rauhen Alp entlang vom Neckarthal bis nach dem Bodensee erstrecken und fast ringsum von dem Königreiche Württemberg umgeben sind, welche daher, um mit Röhrle zu sprechen, besser als irgendjemand im Stande waren, den

Digitized by

Unterſchied zu erkennen zwiſchen dem eiſigen Schatten des Boruſſenthums und dem ſchönen Sonnenſchein freiheitlicher Zuſtände, welcher über Württemberg lachte. Dazu kommt, daß die Bürger dieſer Fürſtenthümer echt ſchwäbiſchen Stammes, wahre Prachtexemplare von ſchwäbiſchem Mutterwitz und Fleiß ſind, und daß ſie doppelte Laſten tragen. Sie haben nämlich die Abgaben an ihre alten Fürſten behalten und leiſten die an den neuen Staat noch obendrein; die allgemeine Wehrpflicht, ſowie die allgemeine Einkommenſteuer und die claſſificirte Einkommenſteuer ſind ihnen anfangs ohne Zweifel ebenſo, wie ſo manchem andern Neupreußen, höchſt curioſe und keineswegs angenehme Dinge geweſen. Endlich aber ſind die Einwohner dieſes preußiſchen Landes Katholiken, und man weiß ja, daß der katholiſche Prieſter, obgleich ſeine Kirche in Preußen mehr Autonomie genießt als irgendwo ſonſt in Europa, eher für Oeſtreich oder Polen ſchwärmt, als für Preußen, und daß er über ſeine „Pfarrkinder“ einen ſehr ausgedehnten „beichtväterlichen“ Einfluß ausübt.

Nach alledem hätte man glauben ſollen, die Preußen in Hohenzollern hätten mit beiden Händen, oder wie man bei Maulbronn ſagt „mit allen eilf Fingern“ zugegriffen, als ſich ihnen die Gelegenheit bot, mit guter Manier und anſcheinend ohne ſonderliches Riſico, aus beſagtem eiſigen Schatten in den belobten freiheitlichen Sonnenſchein überzugehen. Und dieſe Gelegenheit war ihnen geboten im Sommer 1866. Aber ſie wieſen dieſelbe auf das entſchiedenſte zurück. Die närriſchen Menſchen zogen den Schatten der Knechtſchaft dem Sonnenſchein der Freiheit vor.

Die Geſchichte iſt kurz und lehrreich, und da ich noch in keinem der zahlreichen illuſtrirten und nicht illuſtrirten, verſtändigen und unverſtändigen Werke, welche die Ereigniſſe des Jahres 1866 darzuſtellen verſuchen, eine Aufzeichnung darüber gefunden habe, ſo erlauben Sie mir, daß ich ſie Ihnen erzähle, und indem ich die einfach rührenden Thatſachen an Ihren großen und berühmten Namen knüpfe, ſie einer Vergeſſenheit entreiße, welche, nach meinem Gefühl, eine unverdiente ſein würde. Alſo hören Sie:

Ende Juni 1866 occupirte die württembergſche Armee die preußiſchen Fürſtenthümer Hohenzollern. Die militäriſche Promenade gelang vortrefflich. Denn außer einer Handvoll Gensdarmen waren keine Soldaten in den Fürſtenthümern. Dagegen die moraliſche Eroberung fiel weniger glänzend aus, als die militäriſche. Der bundestägliche Civilcommiſſarius Graf Leutrum rückte gleichzeitig mit der württembergiſchen Armee ein. Er begab ſich zunächſt nach Gamertingen und legte die Hand auf die Sportelkäſſe. Den Kreisrichter wollte er für den Bundestag vereidigen. Allein der judex circularis erklärte, er habe ſeinem König Treue geſchworen, gedenke auch hieran durchaus nichts zu ändern, und am allerwenigſten wolle er mit jener anonymen Geſellſchaft, genannt „Bundestag“, etwas zu ſchaffen haben. Der ritterliche Graf drohte

mit sofortiger Abführung auf den Hohenasberg, wo von dem Dichter Schubart bis zu dem aus der Paulskirche bekannten Reichscanarienvogel Rösler von Oels schon so mancher Patriot hinreichende Muße hatte, über den Sonnenschein der Freiheit und den Duodezdespotism nachzudenken. Es half nichts. Da aber der Kreisrichter auf seiner Weigerung beharrte, sich nicht dem † † † Bundestag verschreiben zu wollen, so verbannte ihn der Graf aus dem Bundesgebiete; und da Preußen zu letzterem nicht mehr gehörte, so ging der Richter einfach nach Koblenz. Der Graf-Bundescommissarius aber setzte quasi re bene gesta seinen Eroberungszug fort nach Sigmaringen, wohin ihm übrigens die Fama von seiner gamertinger Heldenthat bereits vorausgeeilt war. Auch dort galt sein erster Griff der Sportelkasse. Er fand aber in derselben nur 2 Kr., sage und schreibe: Zwei Kreuzer. Den übrigen Geldvorrath hatte man, da der Graf bereits signalisirt war, eiligst zu theils fälligen, theils auch noch nicht fälligen Staatsausgaben verbraucht, weil man meinte, es sei besser, ein wenig zu früh zu zahlen, als zu borgen an ein Haus, das bereits so wackelig war, wie der Bundestag. Alle Zahlungen hatte man sorgfältig gebucht, die Kassabücher aber einigen zuverlässigen Bürgern anvertraut, die alle richtige Schwaben, aber dennoch sehr eifrige Preußen waren und das Geheimniß mit Sorgfalt bewahrten. Als nun Graf Leutrum nichts fand, als zwei Kreuzer, ergrimmte er gegen den Kassenrendanten; dieser aber entschlüpfte über die nahegelegene Grenze. Einen Regierungsrath, welcher es für Abgötterei erklärte, dem Bundestag zu huldigen, wies der Graf aus und schrieb ihm eine Zwangsroute nach Preußen vor. Allein obgleich er dieselbe sorgsam einhielt, blieb er auch hier noch nicht einmal unbehelligt. In Stuttgart wurde er durch einen geheimnißvoll bis oben hin zugeknöpften höheren Polizeibeamten genöthigt, auszusteigen. Er und seine Sachen wurden auf das sorgfältigste untersucht. Offenbar glaubte man, er wolle die Kassabücher heimlich exportiren. Daß man diese Visitation für eine Haupt- und Staatsaffaire in dem Feldzuge Württembergs gegen Hohenzollern hielt, beweist der Umstand, daß der württembergische Premier, Herr von Varnbüler, der damals noch sein: „Vae victis“ über Preußen rief, um zwei Monate später mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, der polizeilichen Nachforschung in hocheigener Person beizuwohnen für nicht zu gering erachtete. Trotzdem fand man nichts. Nach langem Hin und Herhandeln zwischen dem gräflichen Bundescommissar und den preußischen Beamten verpflichteten einige der letzteren sich „nichts Feindseliges gegen den Bundestag zu thun“ (was übrigens ja auch gar nicht nöthig war, da derselbe damals kaum noch existirte), daß aber die Richter vor wie nach im Namen Seiner Majestät des Königs von Preußen Recht sprachen, die Verwaltungsbeamten unter dessen Autorität administrirten, und daß überhaupt nicht ein Einziger, weder ein Staats-, noch ein Communal-, noch ein sonstiger öffentlicher Beamter, daß kein Bürgermeister,

Digitized by Google

kein Vogt, kein Schulmeiſter, kein Ortsdiener, kein Nachtwächter in den beiden preußiſchen Fürſtenthümern zu finden war, der ſich dazu herbeigelaſſen hätte, dem König von Preußen ab- und dem Bundestage zuzuſchwören, obgleich es der mit dictatoriſcher Allgewalt ausgeſtattete Graf Leutrum zu dieſem Zwecke weder an Zuckerbrod noch an Peitſche fehlen ließ. Sogar die wiederholte Hinweiſung auf den unheimlichen Hohenasberg, karlsſchülerhaften Angedenkens, half nichts. Die preußiſchen Schwaben waren noch hartnäckiger als die württembergiſchen; und das will viel ſagen.

Auch die bewaffnete Macht der preußiſchen Fürſtenthümer ergab ſich nicht. Vielmehr trat ſie mitten durch das von feindlichen Truppen occupirte Land einen Rückzug an, der, was Glück und Geſchick anlangt, würdig wäre, ſich Xenophons Anabaſis an die Seite zu ſtellen.

Die ganze bewaffnete Macht beſtand nämlich einzig und allein aus 17 Gensdarmen. Sie konnten ſich natürlich nicht, gegenüber der feindlichen Uebermacht, auf eine Bataille einlaſſen. Sie wichen zurück. Die königlich württembergiſche Armee verfolgte die tapfern Siebenzehn eifrig und kam ihnen immer näher. In einem kleinen hohenzollernſchen Dorfe, nah an der, dort überall nahen, Grenze angelangt, ſahen ſich die preußiſchen Gensdarmen in Gefahr, durch die Württemberger abgeſchnitten und eingeſchloſſen zu werden. Allein der Bauern-Vogt wußte Rath. Er verſammelte die Ortsbürger und fragte ſie, wer von ihnen, um Preußen vor der Gefangenſchaft zu ſchützen, ſeine Kleider opfern wolle. Das Dörfchen hatte nur fünfzig Bürger, allein ein jeder derſelben, obgleich ſie nicht reich waren, gab ſeine Beiſteuer und im Augenblick waren ſiebenzehn vollſtändige Anzüge zur Hand. Die Gensdarmen verkleideten ſich als zollerſche Bauern und ſchlichen aus dem Dorfe mit Zurücklaſſung ihrer Uniformen. Sie gelangten glücklich durch Baden nach der Rheinprovinz. Die Württemberger folgten ihnen auf dem Fuße in jenes Dörfchen. In Ermangelung des Feinds nahmen ſie deſſen Uniformen in Kriegsgefangenſchaft. Mit dem Scalp verſehen zogen ſie heimwärts. Die hohenzollerſchen Preußen aber wankten, trotz der gefälſchten Telegramme, welche große Siege der Oeſtreicher bei Skalitz, bei Nachod, Trautenau u. ſ. w. verkündigten und von Wien und Frankfurt a. M. aus Ende Juni ganz Süddeutſchland überſchwemmten, in ihrer Treue zur preußiſchen Monarchie auch nicht eine Minute während dieſer ganzen kleinſtaatlich-bundestäglichen Occupation, welche übrigens nicht lange dauern ſollte.

Schon am 24. Juli wurden nämlich die eroberungsluſtigen Württemberger bei Tauberbiſchofsheim auf das Haupt geſchlagen. Dem Boruſſenthum ſtand der Weg offen in jenes Land, über welches, nach Röhrle, die Sonne der Freiheit lacht. Am 25. Juli räumten die Württemberger wieder die von ihnen im Namen des Bundes occupirten hohenzollerſchen Fürſtenthümer. Niemand

Digitized by

erachtete es der Mühe werth, ſie hinauszuwerfen. Sie dachten: „der Klügſte giebt nach“ und gingen von ſelber. Man hat ihnen nicht die Uniform zerriſſen — es wär' auch ſchade für das Kleid! — noch ihnen in die Wang' gebiſſen vor übergroßem Herzeleid, beim Abſchied nämlich. Vielmehr fand jene retrograde Bewegung bei der hohenzollern-preußiſchen Bevölkerung den lebhafteſten Beifall. Die dummen Leute hatten eben nicht den geringſten Appetit dazu, aus dem eiſigen Schatten des Boruſſenthums in den Hort der württembergiſchen Freiheit übergeführt zu werden.

Dies war das Ende des Satyr-Dramas, welches neben den erhabenen Tragödien des Jahres 1866 nicht fehlen durfte. So will es das Geſetz der Tetralogie.

Giebt dieſer ebenſo einfache wie rührende Hergang nicht zu denken? Was iſt es, das dieſe Süddeutſchen, dieſe Schwaben, dieſe Katholiken, dieſe Bauern zwiſchen Neckar und Bodenſee, an den vorwiegend proteſtantiſchen deutſchen Norden feſſelt? Warum wollen die Quellen der Donau und die Niederungen der Spree nicht von einander laſſen? Warum legen dieſe ſiebenzigtauſend Bewohner der rauhen Alp einen ſo hohen Werth auf die Staatsgemeinſchaft mit den Bewohnern der norddeutſchen Ebene? Warum hängen ſie ſo feſt an der preußiſchen Monarchie, welche, bevor ſie ihnen Wohlthaten erweiſen konnte, genöthigt war, ihnen Laſten aufzuerlegen? Warum hängen ſie ſo ſehr an ihr, obgleich die ſo weit entfernte und iſolirte Lage des Ländchens nicht alle Segnungen des Großſtaats dorthin gelangen läßt?

Sind dieſe Süddeutſchen etwa fanatiſirte Feudale, eine zweite ſchwarzweiße Vendée, die aus einer thörichten romantiſchen Marotte die Knechtſchaft der Freiheit vorzieht? Ganz gewiß nicht. Sie lieben die Freiheit nicht minder, dieſe preußiſchen Schwaben, als ſie die württembergſchen Schwaben lieben. Aber ſie unterſcheiden ſich von den particulariſtiſchen Schwaben des von den Abfällen der radicalen Preſſe in Preußen lebenden „Beobachters“ in Stuttgart dadurch, daß ſie, was letzteren abgeht, einen Begriff vom Staat und von der nationalen Aufgabe des Staats haben, daß ſie wiſſen, daß die politiſche Freiheit und die nationale Einheit nicht anders realiſirt werden können, als auf der Grundlage des wirklichen Staats, welcher deren Vorausſetzung bildet, und daß der Kleinſtaat, der ſeine Sonderexiſtenz über die Exiſtenz der Nation, der den Theil über das Ganze ſetzt, kein Staat iſt, ſo wenig, wie ein Schiff von zwei Fuß Länge, mag es auch an Deck und Takelage noch ſo muſtergiltig ſein, mag es auch jeden einzelnen Theil eines großen Fahrzeuges mit bewundernswerther Vollſtändigkeit und Vollendung en miniature enthalten, doch nie und nimmer ein wirkliches Schiff iſt, mit dem man Meere befährt. Sie wiſſen, daß ein großer Staat, ein wirklicher Staat, ſeine culturhiſtoriſche Miſſion erfüllt und erfüllen muß, wenn er nicht zu Grunde gehen will; daß er ſeiner

Digitized by Google

Natur nach in die Alternative verſetzt iſt, zwiſchen Erfüllung dieſer Miſſion und dem Untergang zu wählen, und daß der Trieb der Selbſterhaltung in einem lebenskräftigen großen Gemeinweſen viel zu ſtark iſt, als daß es nicht das Erſtere vorziehen ſollte, während der Kleinſtaat, die Caricatur des Staats, wenn er ſich nicht einem großen Ganzen als willig dienendes Glied einfügt, fürchten muß, von jenem lebhaften Wellenſchlag, welcher mit jeder großen Culturentwickelung nothwendig verbunden iſt, umgeworfen, zertrümmert, in der Tiefe begraben zu werden, ſo daß er jedem Fortſchritt ausweicht, weil er durch ihn ſeine Exiſtenz bedroht ſieht, oder daß er jene, von dem dirigirenden Haus- und Staatsminiſter Seiner Durchlaucht des ſeit Rheinbundszeiten „ſouverainen" Herzogs Wilhelm von Naſſau in einer Landtagseröffnungsrede während der dreißiger Jahre in wahrhaft claſſiſcher Form ausgedrückte Ueberzeugung gewinnt, „daß man auf alle Reformen verzichten müſſe, weil (für den Kleinſtaat) auch die nützlichſte Reform mit einem gewiſſen Unbehagen verknüpft ſei". Endlich wiſſen und wußten dieſe ſchwäbiſchen Preußen, daß ein großer Staat erſtens im Stande und zweitens Willens iſt, ſeine Angehörigen zu ſchützen, und daß ſie daher berechtigt waren, die württembergſche Occupation nicht als ein ernſthaftes und dauerndes Ereigniß, ſondern als ein ſchnell vorübergehendes Wölklein zu betrachten. Deshalb hielten ſie treu zum preußiſchen Adler, denn ſie wußten: er läßt uns nicht im Stiche, und unter dieſem Zeichen werden wir ſiegen.

Was hatten denn wir z. B. von unſerm Staate Naſſau in der Stunde der Gefahr? Wir hatten unſern Fürſten gewarnt vor einem Kriege gegen Preußen, dem er nicht gewachſen ſei. Hätte er auf uns gehört, er ſäße noch auf ſeinem Thron. Er hörte uns nicht. Er fing den Krieg an. Als aber die preußiſche Armee anrückte, da ſchrieb er zunächſt einen nicht allzuhöflichen Brief an deren Commandanten, worin er ſich erſtens über die dem Kurfürſten von Heſſen widerfahrene Behandlung beſchwerte, welche er „die Gefangennehmung mitten im Frieden eines deutſchen Fürſten" nannte, und ſodann Klage über die Beſchlagnahme der öffentlichen Kaſſen erhob, was er „Razzia" nannte, obgleich doch die Bundesarmee in Gamertingen und Sigmaringen mit den preußiſchen Kaſſen die nämlichen Experimente anſtellte. Und als die Preußen in das Ländchen einrückten, da ſchrieb er eine Proclamation „An mein Volk!", worin er uns ſagte, „da der Feind der deutſchen Bundesſache ſeit geſtern (dem 14. Juli 1866) eine bedrohliche Stellung einnehme, ſo ſehe er ſich, um nicht nach einem in der Geſchichte der Civiliſation einzig daſtehenden Beiſpiel der letzten Wochen (damit war wieder der Kurfürſt gemeint) in Kriegsgefangenſchaft zu gerathen, genöthigt, uns zu verlaſſen." Am Schluß hieß es: „Bauet auf mich, wie ich auf Euch baue; ſo wird uns Gott nicht verlaſſen!"; damit ging er und ward nicht mehr geſehen. Morgen wirds grade ein Jahr. . . . . .

Digitized by Google

So hätte der alte Fritz nicht gehandelt, der ein Fläschchen mit Gift bei sich trug als bestes Mittel, um nicht „in Kriegsgefangenschaft zu gerathen."

Wenn in Oestreich das deutsche Element dem slawischen gegenüber ins Gedränge geräth, wenn in Tirol die italienische Sprachgrenze in Eilmärschen nach Norden zu avancirt, so haben wir die Ursache darin zu suchen, daß Oestreich kein moderner Staat und kein deutscher Staat, sondern ein Völkercomplex ist, der sich von seinen aus dem sinkenden Mittelalter überkommenen Formen noch nicht hat emancipiren können. Und was die persönliche Freiheit anlangt, so darf man in Tirol und Steiermark nicht einmal im Walde jodeln, weil sonst die Herren Gemsen scheu werden könnten.

Unsere Verluste an der deutschen Westgrenze haben wir der Kleinstaaterei zu verdanken.

Ich habe im Elsaß manchen lieben Freund, der fest an deutscher Sitte, Cultur und Wissenschaft hält. Aber auf Frankreich, auf den modernen einheitlichen Staat lassen sie trotz alledem nichts kommen. Wenn ich zuweilen eine zudringliche Gewissensfrage that, dann hieß die Antwort: „Ja, wenn's ein einheitliches Deutschland mit einem einzigen Monarchen und ohne innere Grenzen gäbe, oder wenn wir die directen Nachbarn von Preußen wären, — von Deutsch- oder Preußischwerden, davon ließe sich reden. Aber wollen sie uns zumuthen, badisch oder bayrisch zu werden? Sollen wir das Elend der Kleinstaaterei eintauschen gegen das Bewußtsein, einem großen Staate anzugehören, der uns ein einheitliches und freies Wirthschaftsgebiet im Innern und seinen mächtigen Schutz gegen Außen gewährt, in welchem jedem Talent und jeder Kraft die freie Wettbewerbung um die höchsten Güter und Ehren der Nation offen steht, einem Staat, der uns erlöst hat von Zunft und Zopf, von kleinem geistlichem und weltlichem Krähwinkel? Wir sind gute Deutsche, aber das können Sie uns nicht zumuthen!"

Seit 1866 habe ich eine Antwort darauf. Vor 1866 schämte ich mich und schwieg.

Deshalb thut es mir in der Seele leid, daß Männer, wie Sie, das Jahr 1866 als nicht zu Recht bestehend betrachten.

Genehmigen Sie u. s. w.

Dr. K. Br.

Digitized by Google

Die engliſche Auslegung des londoner Vertrages vom 11. Mai d. J.

Ein drohendes Kriegsgewitter ſtand am Oſterhimmel dieſes Jahres. Die flamändiſche Derbheit des Diplomaten Sr. Maj. des Königs von Holland und Großherzogs von Luxemburg hatte den feinen Handel zwiſchen Paris und dem Haag zur Kenntniß des berliner Cabinets gebracht. Hart bis zum Abſchluß waren die Verhandlungen gediehen; wenige Tage noch und die edlen Autochthonen Luxemburgs erwachten für den unverdienten Preis von 10 Millionen eines ſchönen Morgens als Franzoſen und marſchirten mit an der Spitze der Civiliſation. In dieſe friedlichen harmloſen Pourparlers platzte die Depeſche Benedettis von Berlin, von deren furchtbarer Wirkung in Paris man trotz der argen Beſchneidungen im franzöſiſchen Gelbbuch ſich noch immerhin einen ſehr wohlthuenden Begriff machen kann. Tage majeſtätiſchen patriotiſchen Zornes kamen über Deutſchland, mächtig genährt durch das Bewußtſein, daß wir vom letzten Sommer her noch eine große Rechnung auszugleichen hätten mit Frankreich, und daß die Gunſt des Augenblicks, die Kraft der nationalen Begeiſterung, die erprobte Schlagfertigkeit unſerer Heeresmacht uns geböte, grade jetzt loszuſchlagen. Die Schuld unſerer Feinde war es, daß eine weſentlich ſtrategiſche Frage, die Sorge um einen uns halb entwachſenen deutſchen Stamm, ſich zuſpitzte zu einer hohen Ehren- und Machtfrage deutſcher Nation, und der Blut- und Feuerprobe des ſchwererrungenen deutſchen Staates. Denn ſo widerlich wie die ſinnverblendeten Schmähungen der Preſſe unſrer weſtlichen Nachbarn, ſo aufreizend war die Oſtentation ihrer Rüſtungen. In dieſem großen ernſten Streit verhallten die üblichen Phraſenhymnen der Friedensphiliſter. Nur ein Geringes fehlte, das Maß deutſcher Geduld voll zu machen.

In dieſem Augenblick trat zwiſchen die Streitenden der in Europa ſeit Menſchengedenken in ſo kritiſcher Lage ſtets ſich aufdrängende Friedensmahnruf der ſogenannten neutralen Mächte. Oeſtreich, Italien, Rußland, England boten um die Wette ihre „guten Dienſte“ an, um unter dem Titel der Menſchlichkeit den dem Staatsintereſſe der Vermittler wenig liebſamen Krieg zu vermeiden. Bei Oeſtreich und Italien lag die franzöſiſche Triebfeder der Friedensvermittlung klar zu Tage. Bei England paarte ſie ſich mit dem ängſtlich-conſervativen Geiſt der herrſchenden Partei und der gemeinen Furcht vor Geld- und Handelskriſen. Und doch beſaß England die meiſten Chancen, ſeine Intervention zur Friedenserhaltung beiden Parteien populär zu machen. England war der verhältnißmäßig unparteiiſchſte Garant des luxemburger Vertrags von 1839, ſeine im Zweifel auf die Beherrſchung des Weltverkehrs gerichtete, an den continentalen Verhältniſſen Europas nicht unmittelbar betheiligte Poli-

Digitized by Google

tik ſchien unbetheiligt im vorliegenden Streit. England war durch Jahrhunderte der Verbündete Deutſchlands, in vielen europäiſchen Fragen der letzten Jahrzehnte auch der Alliirte Frankreichs geweſen. Es hatte dem preußiſchen Thronerben ſeine Gemahlin, dem franzöſiſchen Staatslenker in bitteren Tagen Aſyl geboten. Und vor allem hatte das Unterpfand engliſcher Treue, das Ehrenwort des dreieinigen Königreichs einen guten untadelhaften Klang in Europa, den auch die in der langlebigen Regierungszeit Lord Palmerſtons ſo oft frivol-materialiſtiſche auswärtige Politik nicht zu untergraben vermocht hatte. Wahrlich ſolcher Erinnerungen und Erwägungen, ſolchen Vertrauens in die Perſon des Vermittlers bedurfte es, uns Deutſche verſöhnlich zu ſtimmen! Denn wir allein waren dazu auserſehen, dem Ausgleich wirkliche Opfer zu bringen: den Verzicht auf wohlerworbene Rechte, das Aufgeben einer durchaus wichtigen ſtrategiſchen Poſition, die Lockerung des ſtaatsrechtlichen Bandes zweier deutſcher Fürſtenthümer mit Deutſchland. Und was mehr war als dies: wir ſollten die erlittene ſchwere Unbill ohne Entgelt verwinden, und einen uns immerdar drohenden Nationalkampf mit Frankreich ruhig auf Zeiten vertagen, die für uns kaum günſtiger, für unſre Gegner kaum ſo troſtlos ſein konnten, als im Frühling 1867.

Als eine durchaus billige Forderung mußte es daher betrachtet werden, daß Preußens Vertreter auf der londoner Conferenz die denkbar ſtärkſte und ſolideſte Garantie dafür verlangten, daß aus dem Verzicht auf das preußiſche Beſatzungsrecht in Luxemburg und der Schleifung der Feſtung dem drohenden Nachbar im Weſten nicht directe Vortheile erwüchſen. Dieſem Anſpruch konnte nur dadurch annähernd genügt werden, daß Luxemburg für ſchlechterdings und unter allen Umſtänden neutral erklärt wurde, „und dieſe Neutralität die nach modernem Völkerrecht ſtringenteſte und rückhaltloſeſte Garantie aller Contractemächte fände“.

Dies war es, was Preußen von der Conferenz verlangte. Denn die völkerrechtliche bloße Anerkennung der Neutralität eines Staates ſeiten der europäiſchen Großmächte war nach den letzten 50 Jahren in den bedenklichſten Geruch gekommen. Der nach den wiener Verträgen von 1815 als neutral anerkannte Freiſtaat Krakau bildet längſt einen integrirenden Beſtandtheil der öſtreichiſchen Monarchie. Das zur ſelben Zeit unter Anrufung der hl. Dreieinigkeit neutral erklärte Savoyen bot das erſte Paradigma für das moderne Zeitwort annectiren. Bei jedem ernſten europäiſchen Conflict ſteigen den anerkannt neutralen Bürgern der Schweiz und Belgiens über die Unſicherheit ihrer Neutralität die Haare zu Berge, und man ſieht dann ihre Geſandten in alle Länder fliegen, um die vernarbte rettende Impfſpur der Neutralität ſich wieder auffriſchen zu laſſen. Für Luxemburgs Neutralität ſuchte und fand Preußen feſtere Formen — leider nur Formen!

Digitized by Google

Nach modernem Staatsrecht darf diejenige Neutralität eines Landes nämlich für vorzugsweise gesichert gelten, welche in besonderen feierlichen Verträgen von bestimmten Mächten als permanente und nothwendige Neutralität garantirt wird. Denn in diesem Falle muß der Garant auf Anruf des neutralen oder jedes Betheiligten alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwenden „um demselben die versicherten Rechte gegen unrechtmäßige Anfechtungen und Angriffe zu erhalten oder gegen derartigen Widerspruch durchzusetzen." *) Die Uebernahme der Gewährschaft für die Seiten der Contrahenten als permanent und nothwendig festgesetzte Neutralität wird noch kräftiger und deutlicher jedem dann vor Augen treten, wenn die Zusicherung der Neutralität das Hauptsächliche eines internationalen Vertrags den Hauptvertrag selbst bildet, und nicht wie in den wiener Verträgen von 1815 die krakauische und schweizerische Neutralität, oder im Separationsvertrag vom 15. Nov. 1831 und Vertrag vom 19. April 1839 die belgische ein bloßes Accessorium zu ganz anderen Hauptgesichtspunkten ist. Endlich muß das denkbar höchste Maß dieser Gewährleistung für die Neutralität eines europäischen Staates dann für erfüllt gelten, wenn nicht nur einer oder einige europäische Großmächte, sondern die Vertreter aller kriegsmächtigen europäischen Völker zum Schutz und zur Aufrechterhaltung der stipulirten Neutralität gemeinsam sich verpflichten. Eine solche Collectiv-Garantie muß in demselben Maße als eine höhere gelten, wie die privatrechtliche Correal- oder Solidarobligation der einfachen Obligation gegenüber. Sie hat den Sinn und Zweck, denjenigen, der die garantirte Neutralität verletzt in den Augen von ganz Europa und im Urtheil der Geschichte als Friedensbrecher hinzustellen. Sie legt jedem der Garanten die Verpflichtung auf, auf Anrufen des Verletzten oder irgendeines Mitcontrahenten, ja unseres Bedünkens (ex officio nobili seiner durch die Verletzung mitgekränkten Staatsehre) auch aus eigener Initiative die Verletzung als einen dem gemeinsamen Abkommen ins Gesicht geschleuderten Vertragsbruch und Kriegsfall zu betrachten und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen. Dieser Verpflichtung kann sich nach Analogie der Solidarobligation keiner der Mitgaranten eher überhoben halten, bis dem strengen Wortlaut des gemeinsamen Neutralitätsvertrages völlige Genüge geleistet worden, die verletzte Neutralität allenthalben in integrum restituirt ist.

Und diese Garantie war es, die Preußen hinsichtlich der zu stipulirenden Neutralität Luxemburgs verlangte, und durchsetzte. Durchgesetzt ward sie vor allem gegen das hartnäckige Sträuben der englischen Staatsmänner, die sich und ihren Staat gern von Mitübernahme der Collectivgarantie ferngehalten

*) Heffter, das europäische Völkerr. § 22. IV. § 29, IV., § 97.

Digitized by Google

hätten, und die Preußen ſogar zumuthen wollten, ſich mit einem verwaſchenen Satze wie dem zu begnügen:

„Daß die hohen contrahirenden Mächte ſich verpflichten ſollten, das durch vorliegenden Artikel ſtipulirte Neutralitätsprincip zu achten.“ (Vgl. Oberhausſitzung vom 4. Juli 1867).

Allein wie bekannt, beharrte Preußen auf ſeinem Schein und drohte ohne Zuſage der Mitübernahme der Collectivgarantie ſeiten Englands, die Verhandlungen abzubrechen. Lord Stanley verbrachte drei kummervolle Tage. Auf der einen Seite das deutliche Zetergeſchrei aller Krämer Englands in den Ohren, wenns Krieg gab, auf der andern cabineterſchütternde Debatten von Mylords und Gemeinen in ſichrer Ausſicht bei Zuſage der Collectivgarantie. Der edle Lord wählte das kleinere Uebel lieber ſich und ſein Cabinet, als die engliſchen Fonds ins Schwanken zu bringen. Am 11. Mai d. J. wurde ein Vertrag paraphirt und unterſchrieben, der an der Collectivgarantie aller Contractmächte in dem oben entwickelten Sinne nicht den geringſten Zweifel aufkommen läßt.

Denn § 2 beſagt mit dürren Worten:

„Das Großherzogthum Luxemburg wird einen für immer neutralen Staat bilden. Es wird gehalten ſein, dieſe ſelbe Neutralität den andern Staaten gegenüber zu beobachten. Die hohen contrahirenden Theile verpflichten ſich, den durch den gegenwärtigen Artikel ſtipulirten Grundſatz der Neutralität zu beobachten. Dieſer Grundſatz iſt und bleibt geſtellt unter die Sanction der collectiven Garantie der Mächte, welche den gegenwärtigen Vertrag unterzeichnet haben, mit Ausnahme Belgiens, das ſelbſt ein neutraler Staat iſt.“

In den letzten Worten iſt der Hauptwegweiſer für die oben bereits entwickelte Interpretation des Umfangs der übernommenen Collectivgarantie zu ſuchen. Wäre die Garantie eine ſo beſchauliche, daß jeder Contrahent der Invaſion Luxemburgs ruhig zuſehen könnte, dann hätten die Worte: „mit Ausnahme Belgiens, das ſelbſt ein neutraler Staat iſt“, gar keinen logiſchen Sinn, denn dieſem Staat würde das behagliche Vergnügen thatloſen Zuſchauens als neutralem Staate in erſter Linie zuſtehen. Dieſe Worte weiſen alſo mit Evidenz darauf hin, „daß jeder der Paciscenten vom 11. Mai. d. J. die entſchiedenſte Verpflichtung übernommen hat, mit Waffengewalt die Neutralität Luxemburgs zu ſchützen“, allein Belgien ausgenommen, das ſelbſt dann aus ſeiner Neutralität nicht heraustreten *darf*.

Alle folgenden Paragraphen des Vertrages vom 11. Mai d. J. beſtätigen dieſe Interpretation, und zugleich die Thatſache, daß die Neutraliſirung Luxemburgs und die Garantie derſelben durchaus *das Hauptſächliche*, alles Uebrige (mit Ausnahme des § 6 über Limburg) nur „logiſche Folgerungen aus dieſer Neutralitätserklärung, und nur ſoweit giltig und bindend iſt, als die Neutralität Luxemburgs wirklich zur Wahrheit wird.“ So ſagt § 3:

„Da das Großherzogthum Luxemburg nach dem voranſtehenden Artikel neu-

tralisirt ist, so wird die Aufrechterhaltung oder die Gründung fester Plätze auf seinem Gebiet ohne Nutzen und Gegenstand. Infolge dessen ist man übereingekommen, daß die Stadt Luxemburg aufhören soll, eine befestigte Stadt zu sein."

Nicht minder erklärt dann Preußen in Art. 4 das Besatzungsrecht in Luxemburg nur „gemäß den in Art. 2 und 3 enthaltenen Stipulationen", d. h. doch nur so weit und so lange diese Basis des Vertrags von den Contractsmächten gehalten und aufrechterhalten wird, aufgeben zu wollen.

Das Wuthgeschrei der französischen Chauvinisten und nicht minder unsrer Particularisten, das sofort nach Bekanntwerden des londoner Vertrags in Scene gesetzt wurde, leistete allen denen, die sich den Vertrag vom 11. Mai nicht näher zurechtzulegen in der Lage waren und nur das beschämende Gefühl des demnächstigen Abmarsches der preußischen Garnison aus Luxemburg in sich hegten, den sichern Trost, daß Preußen auch hier das Rechte getroffen und mindestens keine Schande auf uns geladen habe. Diejenigen aber, die den Vertrag völkerrechtlich zu lesen verstanden, erblickten darin mit Freuden alle nur möglichen Garantien für die beschlossene Neutralität. Jeder freilich mußte daneben klar sein, daß damit Luxemburg nicht aus der Erde gerissen und unnahbar und unveräußerlich als wie Sterne selbst an den Himmel gehangen sei. Jeder sah in einem europäischen Kriege die Möglichkeit gegeben, daß eine oder mehrere der an dem Kriege betheiligten oder in stiller Parteinahme befangenen Garanten des Vertrags vom 11. Mai einem Attentat auf die Neutralität Luxemburgs mehr oder minder passiv zuschauen, daß wohl auch eine oder die andere kriegführende Macht sich den Durchmarsch oder das Schlachtterrain in Luxemburg erzwingen werde.

Aber das hatte niemand erwartet, daß England, der Staat, auf dessen Einladung und Ehrlichkeit gestützt der Congreß sich zusammengefunden, das schon die gastliche Verpflichtung hatte, keinen der an der Themse Erschienenen zu beleidigen, daß der Staat, von dessen Zähigkeit des Entschlusses man ein um so treueres, mannhafteres Festhalten am gegebenen Worte erwarten durfte: daß dieser Staat in der unerhörtesten Weise seine Ehren- und Vertragsverpflichtungen ableugnen, und der öffentlichen Moral Europas zum Scandal dienen werde!

Dies ist geschehen!

Die zwerghaften Epigonen der Pitt, George Canning und Robert Peel im Verein mit jener erlauchten Aristokratie Altenglands, die man uns Deutschen als unerreichbare Musterbilder wahrhaft hohen patriotischen Adels mit Recht so oft gepriesen, nicht minder die Männer, die das M. P. (member of Parliament) unter ihrem Namen ihr Lebtag als einen weit über die Grenzen ihres Vaterlandes geschätzten höchsten Ehrentitel halten — sie alle haben — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — eine solche Interpretation des Vertrages vom

Digitized by Google

11. Mai im Ober- und Unterhause in Schwung gesetzt und sich zu deren Complicen gemacht.

Die Autographen der bevollmächtigten Gesandten unter den Ratificationsurkunden des Vertrages v. 11. Mai waren kaum trocken, als am 20. Mai d. J. Lord Derby auf die Interpellation Earl Russels über die Bedeutung der wegen Luxemburgs von England übernommenen Collectivgarantie, erklärte: „daß wenn die Neutralität Luxemburgs jemals durch Frankreich oder Preußen angegriffen werden sollte, keine der andern Tractatmächte zu deren Vertheidigung verpflichtet sei, weil diese ja nur collectiv von allen zu leisten sei."

Diese Antwort wurde von Lord Granville und Lord Argyll nicht als befriedigend und präcis genug erachtet, und der Letztere exemplificirte den muthmaßlichen Neutralitätsbruch in eindringlichster Weise, indem er direct fragte: „Ob, falls in einem europäischen Kriege Frankreich sich Luxemburgs bemächtigte, Preußen in Verbindung mit den andern Mächten das Recht haben würde, England aufzufordern, daß es ihnen beistehe, Frankreich wieder aus Luxemburg herauszudrängen?

„Seiner Ansicht nach würde England in einem derartigen Falle aller Verpflichtungen enthoben sein, da nachdem der Angriff von einer der garantirenden Mächte ausgegangen, von einer Collectivgarantie nicht mehr die Rede sein könne."

Dieser Ansicht hatte Lord Derby die Stirne sich anzuschließen, indem er die von Lord Argyll gestellte Frage einfach dahin beantwortete, „daß England, wenn gleich zum Beistand gegen das den Neutralitätstractus Luxemburgs verletzende Frankreich von Preußen aufgefordert, nicht verpflichtet sein würde, diesen zu gewähren," weil Preußen sich über den Unterschied einer Separat- und Collectivgarantie unmöglich habe unklar sein können.

Damit wurde also wirklich die Behauptung gewagt, daß die Separatgarantie eine Gewähr biete, die Collectivgarantie aller europäischen Mächte dagegen jeden Contrahenten berechtige, die gemeinsame Verpflichtung für erloschen zu erachten, sobald einer derselben dem Vertrag Hohn spreche! Nach der oben gegebenen, von den Völkerrechtslehrern aller Zeiten und Völker gemeinsam adoptirten Auslegung eines Collectivgarantievertrages kennzeichnet sich die grobe Verdrehung Derbys von selbst. Sie wird erhöht nur dadurch, daß wenige Minuten zuvor Earl Russel, unter Zustimmung und mindestens unter dem tacitus consensus des Ministertisches erklärt hatte: „Um den Frieden Europas zu erhalten, sei die von England im Verein mit den übrigen Mächten gewährleistete Garantie als kein zu schweres Opfer anzusehen." Um seiner Würde als englischer Minister die Krone aufzusetzen, gewann es Lord Derby an diesem Tage auch über sich, die mit Heiterkeit und Cheers der edlen Pairs aufgenommene Anfrage Lord Argylls, wie es denn komme, daß sich Lord Stanley

für eine so unverfängliche Garantieleistung drei Tage Zeit zur Ueberlegung gegönnt habe," dahin zu beantworten, „daß ihm die Abneigung des englischen Publikums vor jeder neuen Staatsverpflichtung diese Bedenken eingeflößt habe." Die Garantie für Luxemburg hatte aber England laut des Vertrags von 1839 und § 2. des Tractats vom 11. Mai notorisch schon vor 28 Jahren übernommen!

Nur der wackere alte Earl Russel legte an diesem Tage Verwahrung ein gegen diese frivole und schimpfliche Verhöhnung feierlicher Staatsverträge. Ihm nach erscholl der Ingrimm der deutsch-nationalen Presse, vor allem der preußischen Ministerialblätter.

Aber nicht minder häßlich waren darum die Scenen im englischen Oberhause in der Sitzung vom 4. Juli d. J.

Hier entwickelte Lord Houghton klar und scharf die Blößen der derbyschen Interpretation. „Doch wahrlich nicht gegen die Türkei, gegen Spanien, Dänemark oder Griechenland, rief er, hat man die Neutralität Luxemburgs aufgerichtet und garantirt, sondern gegen einige der vornehmsten Unterzeichner des Tractates vom 11. Mai selber. Der Vertrag fällt also, nach der Interpretation Derbys, wenn durch den Tractatbruch eines Garanten alle übrigen ihrer Verpflichtungen enthoben sind, grade in den Fällen dahin, gegen die man ihn vornehmlich geschlossen. Die Collectivgarantie läßt sich, schlechterdings nicht anders verstehen als eine gemeinsame Verpflichtung aller Garanten gegen jedweden Störer der garantirten Neutralität Luxemburgs."

Hiergegen fühlte sich Lord Derby gedrungen, zunächst den unbestrittenen Satz ins Feld zu führen, daß eine Collectivgarantie die Paciscenten nur soweit binde, als der Garantievertrag von allen in derselben Weise interpretirt werde.*) Nur ist das Citat dieses Satzes im vorliegenden Falle unglaublich unglücklich gewählt. Denn erstens läßt über die unbedingte Neutralitätsqualität Luxemburgs der Vertrag vom 11. Mai nicht den geringsten Zweifel aufkommen, und zweitens hat der vom englischen Premier citirte Satz auch die sehr unliebsame und für den von ihm angetretenen Beweis sehr bedenkliche Kehrseite, „daß der zum Beistand aufgerufene Garant dem Vertrage keine andere Auslegung geben darf, als worüber die Hauptparteien einig sind, mindestens keinen andern, als welchen der anrufende Theil damit verbunden haben will," und daß er, von beiden Parteien aufgerufen, zwar das Recht der Auslegung, „jedoch nicht über die beiderseitige," wenn auch verschiedene Ansicht hinaus, hat.**)

Als offen verkündete Selbstbankrotterklärung der Staatsmacht des Ehrgefühls und des öffentlichen Gewissens von Großbritannien vollends ist es zu betrachten,

*) Heffter, § 97. S. 171.
**) Heffter, ebendas.

Digitized by

wenn Lord Derby nun unter dem Beifall des Hauses fortfährt: England habe sich zum Beitritt zur Collectivgarantie erst dann verstanden, als Preußen diese zur conditio sine qua non machte und das werde niemand Wunder nehmen, der ihre Bedeutsamkeit zu würdigen verstehe. Aber meine deshalb der edle Lord (Houghter) daß sämmtliche Garanten von 1803 gegen die zuerst in Luxemburg einmarschirende Kriegsmacht, oder gegen mehre Neutralitätsbrecher den Krieg erklären sollen oder daß England mit andern oder allein bewaffnet einschreiten müsse, wenn Oestreich oder Rußland oder ein sonstiger Mitgarant sich weigere, die Erfüllung des Tractats mit bewaffneter Hand zu erzwingen? Er wiederhole daher, „daß während eine Collectivgarantie jedem der Mitunterzeichner die Ehrenpflicht auferlegt, das garantirte Gebiet zu respectiren, keine Macht vereinzelt verpflichtet sei, für die übrigen Garanten in Waffen einzustehen. Die Neutralität Luxemburgs darf sich nicht auf die Waffengewalt einer besondern Macht stützen, sondern auf die gemeinsame Ehre sämmtlicher Garanten, und auf die durch diese angesichts Europas gemeinsam übernommenen Verpflichtungen. Sollte trotzdem einer der Mitunterzeichner die Neutralität verletzen, dann handle es sich nicht um eine Verpflichtung, sondern um die freie Entschließung jedes einzelnen Garanten, in wieweit sie gemeinsam oder vereinzelt die garantirte Neutralität vertheidigen wollen."

Mit andern Worten erklärt also der edle Lord: Preußen hat sich nur im festen Vertrauen auf die von uns mit übernommene Collectivgarantie dem Tractat anbequemt und die von ihm verlangten Opfer gebracht. Die Bedeutsamkeit dieser Garantie besteht darin, daß wir Staatsmänner Großbritanniens die Ehre unsres Staates für die Erhaltung der Neutralität Luxemburgs verpfändet haben, angesichts von ganz Europa. Darum wird es uns aber in allen nur denkbaren Fällen der Neutralitätsverletzung nicht im Traum einfallen, unsre Ehrenpflicht einzulösen. Denn die Ehrenpflicht unsres Staates legt uns keine Verpflichtung auf.

Diese Worte des englischen Premiers enthalten, wir wiederholen es, die offizielle Erklärung der politischen Ohnmacht Großbritanniens in allen continentalen Fragen.

Ein tiefer Schmerz wird alle Freunde dieses weiland großen Staates ergreifen über die Kleinheit seiner heutigen Staatslenker. Wo ist jener edle angelsächsische Stolz hingerathen, der die letzten Tage des großen Chatham verklärte, jenes Bewußtsein der hohen Kraft seines Volkes, das ihn im Parlament bei der Debatte über die Empörung Nordamnrikas zu dem stolzen Worte hinriß: I am glad it resisted! Wie weit herabgekommen sind die englischen Staatsmänner unsrer Tage von den Traditionen der Politik Cannings, die in England einen mannhaften Anwalt und Vertheidiger der Neutralen und Mindermächtigen, des nationalen und freiheitlichen Ringens der Völker erhob?

In schlimmster Weise zugleich ist durch diesen Vorgang Vertrauen und Moral im internationalen Verkehr angetastet und untergraben worden. Es ist der erste Fall der Geschichte, daß ein von allen Mächten Europas gestern geschlossener Vertrag heute schon in dolosester Weise für unverbindlich erklärt wird. Und die berufenen Anwälte der öffentlichen Moral schweigen dazu. Wie Uhland in seinem Liede zum 18. October möchte man Umfrage halten an „Fürstenräth und Hofmarschälle", an Fürsten und Völker, vor allem an sämmtliche Garanten des Vertrages vom 11. Mai, ob sie diese Lossagung Englands von Treu und Glauben ruhig hinzunehmen entschlossen sind. Doch sie schweigen in der Runde.

Eins ist jedenfalls festgestellt durch diesen Vorgang und das Schweigen der Garanten: „Auch der deutsche Staat ist in Hinsicht Luxemburgs völlig Herr seines Willens." Er wird, wenn irgendeine Macht in Europa, die übernommenen Verbindlichkeiten halten — aber da deren Bruch und Nichtachtung Seiten seiner Mitcontrahenten schon jetzt offen gepredigt wird, wird er aufs kräftigste mit der Neutralität Luxemburgs zugleich die eigene Ehre zu wahren wissen.

Die Czechen und der Panslawismus.

✕ Leipzig, Mitte Juli.

„Wenn man fortfährt deutsch mit uns zu reden, werden wir russisch antworten." Diese neulich von den prager Narodny Listy gebrauchte Phrase hat die Runde durch östreichische und deutsche Zeitungen gemacht und nicht verfehlt, als Nachklang der moskauer Slawenversammlung unter den Freunden Oestreichs und Feinden Rußlands eine gewisse Sensation hervorzurufen. Ist man mit der Slawen- und Russenfurcht trotz gegentheiliger officieller und officiöser Kundgebungen doch in Wien bereits dahin gekommen, in den freundlichen Worten, welche die Norddeutsche Allg. Zeitung den moskauer Festgenossen gegönnt hat, eine Unterstützung der slawischen Ansprüche auf die Hegemonie in dem außerungarischen Oestreich und eine Unterstützung der Feinde des deutschen Elements im Kaiserstaat zu sehen. Nach den Gründen, welche das officiöse berliner Organ dazu bestimmt haben, jenem „Congreß" ein freundliches Gesicht zu zeigen, brauchen wir hier nicht zu fragen: es dürfte aber nicht überflüssig sein, jene großsprecherischen Worte des czechischen Moniteurs näher zu beleuchten und nach Grund oder Ungrund der Befürchtungen zu fragen, welche sich an die moskauer Reise der Herren Palazky, Rieger, Braun und Genossen geknüpft haben.

Die freundschaftlichen Beziehungen der russischen Demokratie zu dem Czechenthum datiren um einige Jahre zurück. Auf den Besuch, den der Socialist Bakunin dem in der böhmischen Hauptstadt Anno 1848 versammelten ersten Slawencongreß machte, ist allerdings nicht zu recurriren, denn dieser wilde Revolutionär, dessen Erscheinen von den czechischen Führern damals höchst ungern gesehen wurde, ist in Rußland seit der letzten polnischen Katastrophe ebenso unpopulär, wie sein Freund und Genosse, der einst allmächtige Herzen. In Wahrheit datiren die regeren Beziehungen zwischen beiden Stämmen erst aus dem vorigen Jahrhzehnt. — Als das sei der Thronbesteigung Alexanders des Zweiten erwachte russische Nationalgefühl an den halbvergessenen panslawistischen Gedanken wieder näher herantrat und zu diesem Behuf unter seinen über das außerrussische Europa versprengten Stammesbrüdern Musterung hielt, blieb sein Blick sogleich mit Vorliebe an den Czechen haften, die allein unter den östreichischen Slawen eine Art von Cultur repräsentirten, die einzigen „Brüder" waren, mit deren Verwandtschaft sich Ehre einlegen ließ. Berichte über czechische

Digitized by Google

Literatur und Geschichte, Reminiscenzen an den Reformator Huß und dessen tapfere Anhänger, gelegentlich auch wehmüthige Betrachtungen über den unglücklichen Ausgang des prager Maiaufstandes wurden in den russischen Monatsschriften jener Zeit mit Vorliebe gedruckt und gelesen. In Oestreich war damals noch der starre Centralismus des bachschen, später des schmerlingschen Regiments an der Tagesordnung und bei der Ueberschwänglichkeit des russischen Freiheitstaumels jener Jahre und dem Haß, der alle Gemüther gegen das undankbare Oestreich, den Verräther in der orientalischen Frage, erfullte, war es nicht zu verwundern, daß man die „Leiden" des unterdrückten blutsverwandten Bruderstammes sympathetisch mitfühlte, ohne nach dem specifischen Inhalt der Bestrebungen desselben zu fragen. Man war stolz darauf, überhaupt Verwandte zu haben, die im Westen für Träger einer selbständigen Cultur galten, die sich einer blühenden Industrie, eines geordneten höheren Unterrichtswesens erfreuten und Gelehrte hervorgebracht hatten, deren Namen ganz Europa kannte und achtete. Charakteristisch für die Naivetät und Ueberschwänglichkeit jener Freude und der Vorstellungen, die man sich damals in Rußland von den Leiden der dem Deutschthum preisgegebenen Czechen-Brüder machte, ist ein im Jahre 1859 oder 1860 veröffentlichter Artikel des Schriftstellers Hilferding, der in einer petersburger Revue die Hoffnung aussprach, die wüsten Ufer des damals neu erworbenen Amurflusses binnen kurzer Frist durch die Czechen in ein irdisches Paradies, die Heimath von Kunst, Industrie und Wissenschaft verwandelt zu sehen. Die Argumentation, deren er sich bediente, war folgende: Da der schmähliche deutsch-östreichische Druck den Czechen die Heimath längst verleidet habe, hätten dieselben in großer Anzahl nach Amerika auszuwandern begonnen; aber auch hier würden sie von der germanisch-sächsischen Race an der Entwickelung ihrer Volksthümlichkeit vielfach behindert und um alles Behagen gebracht. Da sichs nun herausgestellt habe, daß die Czechen nur die Wahl hätten, in Europa zu Deutschen, in Amerika zu Yankees gemacht zu werden, sei die böhmische Auswanderung in Stocken gerathen und sowohl amerika- wie europamüde geworden. Es brauche nur eines Wortes der russischen Regierung, um den Strom dieser Auswanderung nach Asien, an die Mündung des Amur zu ziehen — nicht nur die bereits nach Amerika gewanderten, sondern auch die in ihrer geknechteten Heimath gebliebenen Czechen würden schaarenweise und enthusiastisch unter die Fittige des russischen Adlers eilen, und die Küsten des ochozkischen Meeres in ein blühendes Culturland verwandeln, das Amerika den Rang abzulaufen alle Aussicht habe.

Daß sich Utopien dieser Art bald auslebten und ernsthaften, wirklich politisch denkenden Russen nie mehr als ein Lächeln ablockten, versteht sich von selbst. Für die Kreise, die Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten, hatte der Panslawismus überhaupt keine praktische Geltung; so geneigt man auch war denselben für die Zukunft in Rechnung zu ziehen und namentlich bei Lösung der orientalischen Frage zu verwerthen, man wußte doch, daß es zunächst andere Aufgaben zu lösen gelte und daß die Czechen schon ihrer vorgeschobenen geographischen Lage wegen die letzten unserer Brüder seien. Unter den zahlreichen Parteien, die in jener Zeit (d. h. vor 1863) ihr Wesen trieben, gab es nur zwei, die sich mit Vorliebe in panslawistischen Träume wiegten und für einen allgemeinen slawischen Bruderbund schwärmten: die socialistischen Revolutionäre der herzenschen Schule, welche ganz Europa in Trümmer schlagen und auf den Ruinen der alten occidentalen Cultur einen republikanischen Staat aufzurichten hofften, an dessen Spitze Slawen stehen sollten — und die Slawophilen, die russischen Romantiker. So sehnsüchtig diese letzteren auch die Arme nach den Brüdern an der Donau und am Bosporus ausstreckten, so willkommen ihnen Serben, Bulgaren und Slowaken waren, — von den Czechen redeten die Slawophilen, wenn überhaupt,

Digitized by Google

nur sehr ungern, denn nach slawophiler Doctrin sind die Begriffe „Slawe" und „griechisch-orthodoxer Christ" identisch, ist mit den römisch-katholischen Brüdern an der Moldau eigentlich nichts anzufangen. Ein Sendschreiben, das die Führer dieser phantastischen Partei im Jahre 1860 an die Serben richteten und das im Uebrigen für das Programm der russischen Panslawisten gelten kann, enthält die nachstehenden, für die Stellung der russisch-panslawistischen Idee zum Katholicismus höchst charakteristischen Worte: „Ein hohes Gut, ja das wichtigste und unschätzbarste Eurer Güter, Ihr serbischen Brüder, ist Eure Freiheit in der rechtgläubigen Religion, d. h. in der Kunde und Fundamentalwahrheit alles Seelenheils. Eure Glaubenseinheit ist der Art beschaffen, daß die Begriffe ein „Serbe" und ein „Rechtgläubiger" identisch sind. Jede gesunde Staatsgemeinschaft ist auf die Ansichten begründet, die ihre Glieder über Bruderliebe, Gesetz, Recht und Barmherzigkeit hegen. Diese Ansichten können bei Bekennern verschiedener Confessionen nicht dieselben sein; außerhalb unserer wahren, rechtgläubigen Kirche kommen in der Christenheit nirgend richtige Glaubensbegriffe, nirgend wahrhaft brüderliche Gefühle vor: es kann darum kein Slawe, der nicht Rechtgläubiger ist, wahrer echter Slawe sein. Es möge darum keiner, der nicht zur rechtgläubigen Kirche gehört, bei Euch Gesetzgeber, Administrator oder Glied der politischen Gemeinde werden können — sein Gewissen ist ein anderes, wie das Euere."

Die ungeheure Umwälzung, welche der polnische Aufstand von 1863 in dem Staats- und Volksleben Rußlands hervorbrachte, war der weiteren Ausbreitung und Entwickelung panslawistischer Ideen so ungünstig als nur irgend möglich. Die Panslawisten der herzenschen Schule verloren wegen ihrer offen geäußerten Sympathien für die Sache des polnischen Aufstandes alle Sympathien und allen Einfluß, die Slawophilen wurden durch die russenfeindliche Haltung des polnischen Clerus in ihrer Theorie von der Unvereinbarkeit echtslawischer Gesinnung mit römisch-katholischem Bekenntniß immer mehr bestärkt, alle Wünsche concentrirten sich auf die Aufrechterhaltung des russischen Machtgebiets und an die Stelle der poetischen Zukunfts- und Freiheitsträume, in welchen man sich bis dahin gewiegt, trat die Herrschaft des klaren, nüchternen russischen Staatsgedankens, der jede Eigenthümlichkeit, welche die Reichseinheit stören konnte, niederzutreten und in majorem patriae gloriam zu vernichten für seine Aufgabe hielt. Die Moskausche Zeitung, das Organ dieser Wandlung, wollte das slawische durch ein specifisch russisches Bewußtsein ersetzt wissen, keinerlei Verschiedenheit innerhalb der Reichsgrenzen anerkennen und war weit davon entfernt, auf die Wünsche der außerrussischen Slawen für Schonung der besiegten Polen irgendwelche Rücksicht zu nehmen; man ging soweit, selbst die Bestrebungen einer auftauchenden kleinrussischen Literatenschule zu verdächtigen und als mit dem unbeschränkten Hoheitsrecht des großrussischen Staatsgedankens unvereinbar zu verurtheilen. Von der anderen Seite thaten auch die Czechen nichts, um sich die Sympathien der russischen Demokratie zu erhalten; mit den galizischen Polen durch vielfache Interessen und gemeinsame Kämpfe für Anerkennung des Föderativsystems verbunden, nahmen die Czechen offen für den polnischen Aufstand Partei, und die Narodny Listy, wie die übrigen Blätter der böhmischen Nationalpartei ergingen sich in fulminanten Declamationen gegen das barbarische Moskowiterthum und gaben deutlich zu verstehen, daß ihnen die Bundesgenossen der Vergangenheit und Gegenwart sehr viel näher ständen, als die blutsverwandten Alliirten der Zukunft.

So ist es längere Zeit hindurch geblieben; während der Herrschaft des Ministeriums Belcredi-Larisch waren die Bande zwischen Polen und Czechen enger denn je geknüpft, die Gedanken an den panslawistischen Zukunftsbund

Digitized by Google

durch Hoffnungen an eine dauernde Herrschaft des Föderativsystems nahezu erstickt. Erst als Herr v. Beust ans Ruder kam und den Ausgleich mit Ungarn um jeden Preis, auch um den der Entfremdung der Slawen herzustellen suchte, die Hoffnungen auf eine Krönung Franz Josefs mit der böhmischen Wenzelskrone zu Wasser wurden, wandte sich das Blatt, rief die czechische Erbitterung gegen die wiener Regierung die halbvergessenen Reminiscenzen an die früheren Freunde in Moskau und Petersburg wach. Ziemlich gleichzeitig wurde durch eine Anzahl russischer Naturforscher in der großen ethnographischen Gesellschaft der Plan zu einer großen Ausstellung angeregt und an die Nothwendigkeit einer Wiederaufnahme der Beziehungen zu den westlichen Slawen erinnert. Die Pacifikation Polens, die Rußland ungünstige Wendung der Dinge in Rumänien, vor allem der candiotische Aufstand und die neueste Wendung in der orientalischen Frage gossen frisches Blut in die Adern des Panslawismus. Es war zuerst das neue Organ der Slawophilenpartei, die aksakowsche „Moskwa", welche eine allgemeine Betheiligung aller Slawenbrüder an dem moskauer Fest wünschenswerth erklärte, den Erlaß förmlicher Einladungen an die serbischen, ruthenischen, slowakischen und czechischen Führer verlangte und im Verein mit der moskauer Zeitung auf die guten Dienste hinwies, welche eine Wiederbelebung des slawischen Gesammtbewußtseins der russischen Politik in Galizien und im Orient erweisen könne. Zunächst ohne Zuthun der Regierung wurde die Sache von einem petersburger Comité in die Hand genommen und ins Werk gerichtet. Erst nach einigem Zaudern und nach vielfachen Verhandlungen mit den Polen, nahmen die Palazky, Rieger, Braun, Graf Harrach u. s. w. die an sie gerichtete Einladung an, hauptsächlich von der Absicht geleitet, die Deutsch-Oestreicher in Schrecken zu setzen und auf die Entschließungen des k. k. Cabinets einen Druck auszuüben. Die übrigen östreichischen Slawen haben sich an dem moskauer Congreß sehr schwach betheiligt, angeblich weil ihnen zufolge polnisch-magyarischer Intriguen die Pässe nach Rußland verweigert wurden.

Es ist bekannt, daß Palazky und Rieger, ehe sie nach Rußland gingen, eine Reise nach Paris unternahmen, um eine Verständigung mit den Häuptern der polnischen Emigration zu versuchen. Eine solche kam nicht zu Stande, die beiden czechischen Wortführer gelobten aber feierlich, das Mögliche für einen polenfreundlichen Umschwung der öffentlichen Meinung in Rußland zu thun. Sie haben Wort gehalten und dadurch reiche Gelegenheit bekommen, sich von der Unmöglichkeit einer dauernden Verständigung nicht nur des Polenthums, sondern auch des Czechenthums mit der russischen Demokratie zu überzeugen.

Wir haben uns oben über die specifischen Eigenthümlichkeiten der beiden russischen Parteien orientirt, welche für die russischen Vertreter des Panslawismus gelten können und deren Führer den moskauer Congreß in Scene gesetzt hatten. Die Antwort, welche diese der riegerschen Intervention zu Gunsten des Polenthums ertheilt haben, genügen zu der Ueberzeugung, daß das Resultat der Annäherungsversuche zwischen Czechen und Russen im Wesentlichen verfehlt worden ist. Der Hauptinhalt der Rede über die polnische Frage, welche Dr. Rieger auf dem von der moskauer Commune am 2. Juni (21. Mai) gegebenen Bankett hielt, ist folgender: „Die beiden Apostel des Slawenthums, Methodius und Kyrillus, unter deren Banner die Festgenossen sich vereinigt hätten, sie seien zu den Vätern gekommen, um ihnen die Religion der Liebe zu predigen, die Religion, deren Stifter gesagt hat: Was du nicht willst, das dir geschieht, das thue keinem Andern. Ein Bruderstamm sei auf dem allgemeinen Bundesfeste nicht vertreten: der polnische Stamm, der gleiche Ansprüche mit den übrigen Stämmen habe. Schwer gefehlt hätten die Polen allerdings;

Digitized by Google

während ganz Europa ihre Sache genommen und Rußlands Verhalten getadelt, hätte er, der Redner und sein Schwiegervater Palazky, stets Rußlands Rechte anerkannt und das Thun der Polen als unglückbringendes getadelt. Nicht verhehlen lasse sichs aber, daß die Polen einen eigenthümlichen westslawischen Stamm bildeten, nach Sprache, Geschichte und Cultur von den Russen verschieden seien und darum ein Recht auf Anerkennung ihrer Nationalität besäßen. Die allgemeine slawische Bruderliebe bleibe ein leerer Schall, so lange ein Stamm den andern verschlingen wolle; die wahre Bruderliebe bedinge vielmehr die Anerkennung der gegenseitigen Gleichberechtigung. Nicht für die Polen allein, für alle Slawen sei der letzte Aufstand ein Unglück gewesen, denn er habe die Herzen mit einer entfremdenden Bitterkeit erfüllt, welche beseitigt werden müsse, ehe auf einen slawischen Erfolg, die Verwirklichung der panslawistischen Idee im Ernst gerechnet werden könne. Einem großen Volk wie dem russischen zieme es Großmuth zu üben, sich des erfochtenen Sieges würdig zu zeigen. Im Augenblick seien die Gemüther zwar noch erregt, die geschlagenen Wunden noch nicht vernarbt, es werde und müsse aber eine Zeit leidenschaftsloser Beurtheilung der Sachlage kommen, in der die Polen das relative Recht Rußlands anerkennen würden; dann aber sei es für die Russen an der Zeit, zuerst das schöne Wort der Vergebung und Versöhnung zu sprechen und die Rechte der Polen offen und großherzig anzuerkennen."

Diese Rede ist mit einem Unwillen und mit einer Mißgunst aufgenommen worden, welche auf das Merkwürdigste gegen die Zuvorkommenheit contrastirte, mit welcher die Russen ihre Gäste und unter diesen ganz besonders Rieger und Palazky behandelt haben. Nicht nur wurde des berühmten czechischen Redners Vortrag (den wir nur dem Hauptinhalt nach wiedergegeben haben) von lauten Mißfallsbezeigungen begleitet, beinahe unmittelbar nach der Beendigung desselben erhob sich der frühere Minister des Innern in Warschau, Fürst Tscherkaski, ein entschiedener Panslawist und Führer der russischen Demokratie, um den Vorredner mit rücksichtsloser Energie zu widerlegen. Die Polen (so lehrte er) seien von der russischen Regierung stets mit Schonung behandelt, bei ihren Institutionen belassen, ja unter Bevorzugung vor den übrigen Bewohnern des Reichs mit dem Geschenk einer constitutionellen Verfassung bedacht worden. Zu allen Zeiten hätten sie sich aber als undankbare Söhne bewiesen — an ihnen sei es, reuevoll in das Vaterhaus zurückzukehren und den ersten Schritt zu thun; nur vom polnischen Volke selbst hänge dessen Geschick ab, Rußland aber sei ihm nichts schuldig. Wie um die volle Schärfe des Gegensatzes der russischen zu den czechischen Anschauungen herauszukehren, schloß der fürstliche Redner mit der Anspielung auf eine Tagesfrage, bezüglich welcher er Riegers und Palazkys abweichende Meinung kennen mußte — mit einem Hoch auf die gegen die polnischen Bedränger muthig kämpfenden galizischen Ruthenen. Ließ schon diese Rede von der Möglichkeit einer Verständigung wenig übrig, so bewies die Sprache der russischen Presse alsbald, daß man ebensowenig den Czechen wie den Polen Concessionen auf Unkosten der russischen Präponderanz zu machen gedenke. Von der erbitterten Kritik, der Riegers versöhnendes Wort unterzogen wurde, wollen wir schweigen — sehr viel lehrreicher ist es, die Gründe kennen zu lernen, aus welchen die russische Demokratie keinen Frieden mit dem Polenthum machen zu dürfen glaubt.

Innerhalb der Grenzen Rußlands — sagt die Moskauer Zeitung in einem der Widerlegung Riegers gewidmeten Artikel — könnten keine politisch privilegirten Nationalitäten neben der russischen geduldet werden; es sei nicht der ethnographische, sondern der politische Begriff Polen, welchen das russische Volk bekämpfe, weil er der Todfeind Rußlands sei. „Unter dem russischen

igitized by Google

Scepter ist für einen polnischen Staat kein Raum übrig.“ Diese Sätze, in denen die Moskauer Zeitung ihren Lesern durchaus nichts Neues gesagt, sondern blos eine hundertmal geäußerte Ueberzeugung wiederholt hat, welche mit den Anschauungen der großen russischen Partei des nationalen Staats wesentlich übereinstimmt — sie bezeichnen eine Auffassung der panslawistischen Idee, welche in diametralem Gegensatz zu der czechischen, ja zu der westslawischen überhaupt steht. Von dem großen Bundesstaat, der die slawischen Völker zu vereinigen bestimmt ist, will diese Partei, welche die Repräsentantin des russischen Staatsgedankens ist, nichts wissen, ihrer Anschauung nach ist die Verwirklichung des Panslawismus identisch mit dem Aufgehen aller slawischen Stämme in den russischen Einheitsstaat. So wenig innerhalb dieses Staats nach Ansicht Katkows und seiner Anhänger für ein besonderes Polen oder Kleinrussenthum Raum ist, so wenig kann es statthaft erscheinen, dieses festgeschlossene Ganze einem Föderativsystem gleichberechtigter Stämme zu opfern und dadurch um seine Macht und Schlagfertigkeit zu bringen. Geht man auch nicht so weit, Einheit des religiösen Bekenntnisses und vollständiges Aufgeben aller sprachlichen Verschiedenheiten zu fordern, so ist es nach dem Programm der in der Moskauer Zeitung repräsentirten Partei doch nothwendig, daß nur eine Nationalität die politisch herrschende, eine Sprache die officielle sei: man will auch den Polen ihr römisch-katholisches Bekenntniß und den privaten Gebrauch ihres Idioms lassen, die polnisch-katholische Kirche soll aber zu einer allgemeinen katholischen Kirche in Rußland werden, die russische Sprache allein vor Gericht und in der Administration herrschen und die polnische mit russischen Schriftzeichen geschrieben werden. Zu Concessionen dieser Art wird das Czechenthum sich aber ebensowenig herbeilassen, wie das Polenthum; auch die Czechen stehen auf dem Boden einer selbständigen, wesentlich westeuropäischen Bildung, welche sie ebensowenig zu Gunsten des russischen wie des östreichischen Staats aufgeben wollen.

So ist das Czechenthum von der großen Partei des nationalen russischen Staats, welche die Mehrzahl der russischen Anhänger des Panslawismus umfaßt, durch eine unverrückbare Schranke geschieden. Aehnlich ist es um das Verhältniß dieser Nation zu der oben erwähnten Slawophilenfraction bestellt: besteht diese auch nicht auf Einheit der politischen Sprache und Uniformität des staatlichen Organismus, ist sie sogar geneigt, in ein slawisches Föderativsystem zu willigen, so steht sie wiederum durch ihre exclusiv-byzantinischen religiösen Anschauungen in schroffem Gegensatz zu den Czechen, wie zu allen römisch-katholischen Slawen.

Außerhalb dieser Parteien giebt es in Rußland aber keine Anhänger des Panslawismus, mit denen sich transigiren ließe und die den nöthigen Einfluß besäßen, um die Selbständigkeitswünsche ihrer Stammesbrüder durchzusetzen. Wohl haben sich die Katkow und Leontjew, wie die Aksakow, Samarin und Lamanski in hervorragender Weise an den moskauer Festen betheiligt und in begeisterten Reden für die Verbindung aller slawischen Stämme ergangen, — wie wenig sie indessen gewillt sind auf dem praktisch-politischen Gebiet von ihren fest formulirten Forderungen abzugeben und etwas von ihren positiven Errungenschaften zu opfern, hat sich bei Gelegenheit der kurzen aber leidenschaftlichen Debatte über die polnische Frage, deren wir oben Erwähnung thaten, in überzeugendster Weise gezeigt. — Es ist dem zweiten Slawencongreß darum noch nicht alle Bedeutung und aller Einfluß auf die kräftige Haltung der östreichischen Slawen abzusprechen, es kann leicht geschehen, daß dieselben dem wiener Cabinet noch häufig mit einem Anschluß an den nordischen Riesen drohen — unläugbar ist der Haupteindruck, den die Rieger und Palazky aus Moskau mitgebracht haben, eben der eines geschärften politischen Gegensatzes gegen das Russenthum

Digitized by Google

gewesen, mit dem kein Bund zu flechten ist für eine Nationalität, die sich und ihre Eigenthümlichkeit wahren will.

Geht man gar auf eine Prüfung der Zusammensetzung und der specifischen Wünsche und Forderungen der czechischen Nationalpartei ein, so wird man sich vollends davon überzeugen, daß dieselbe bei einem Anschluß an Rußland nimmermehr ihre Rechnung finden könnte und alle Ursache hat, den östreichischen Dualismus oder Centralismus einer russischen Herrschaft vorzuziehen. Ein schrofferer Gegensatz ist kaum denkbar als der, in welchem die böhmischen Feudalen und Aristokraten, welche die Hauptstütze des Czechenthums bilden, zu der nivellirenden russischen Demokratie stehen, der es eingestandenermaßen um die Herstellung eines „Bauernrußland" (Kreßtjanskaja Ruß) und um die Verlegung alles politischen Gewichts in die unteren Classen der Gesellschaft zu thun ist.

Die um das petersburger Journal „Wesstj" geschaarte russische Aristokratie ist immer noch sehr viel freisinniger, als die Gruppe jener Martinez, Thun, Clam Gallas und Schwarzenberg, in deren Namen das „Vaterland" redet, und doch wird sie von der herrschenden demokratisch-nationalen Partei auf das leidenschaftlichste angefeindet und als liberale Freundin der Leibeigenschaft und des occidentalen Feudalismus verlästert! Und selbst die demokratisch-czechische Fraction ist von den russischen Panslawisten — ganz abgesehen von den Differenzen über äußere Fragen — durch eine unausfüllbare Kluft geschieden. Werden die Braun, Rieger und Palazky etwa Lust haben, das Princip des persönlichen Eigenthums zu Gunsten des socialistischen Gemeindebesitzes, mit welchem die russische Demokratie die Welt erobern will, zu opfern? Kann es ihnen in den Sinn kommen, alles was sie von westeuropäischer Cultur besitzen, als occidentalen „Paganismus" über Bord zu werfen und es mit einem Neubau zu versuchen, über dessen Fundamente die Werkleute selbst noch nicht einig sind?

Es ließe sich das Thema von der Unmöglichkeit einer Ausgleichung der Gegensätze zwischen Czechen und Russen noch weiter ausführen und mit zahlreichen Beispielen belegen. Wie wir die Dinge ansehen, genügt die Bekanntschaft mit den Grundprincipien der beiden Parteien, welche die russische Auffassung der panslawistischen Idee repräsentiren, um zu erkennen, daß eine Verständigung der Czechen mit den Deutsch-Oestreichern viel weniger unwahrscheinlich ist, als die Herstellung einer Interessen- und Principiensolidarität zwischen den Anwohnern der Moldau und denen der Wolga und Moskwa. Die Czechen sind Westeuropäer im eigentlichsten Sinne des Worts und trotz alles Eigensinns und aller Ueberschwänglichkeit ihrer national-slawischen Ansprüche werden sie es in der entscheidenden Stunde und vielleicht schon früher vorziehen, etwas von den Herrschafts- und Selbständigkeitsgelüsten ihrer Race aufzugeben, als ihre gesammte Cultur zu Gunsten eines Volks zu opfern, von dem sie zu lange geschieden gewesen sind, als daß eine wirkliche Verschmelzung und Verständigung denkbar wäre. Ob Oestreich sich in Galizien zu behaupten und die Assimilationsgelüste der Ruthenen zu überwinden im Stande ist, wissen wir nicht — von den panslawistischen Neigungen seiner czechischen Bürger hat es im Ernste nichts zu fürchten.

Digitized by Google

Neuere Reiseliteratur.

Bädekers Schweiz. 11. Aufl. Coblenz 1867.
Bädekers Oestreich, Süd- und Westdeutschland. 12. Aufl. Coblenz 1867.
Bädekers Mittel- und Norddeutschland. 13. Aufl. Coblenz 1867.
Heyl und Berlepsch, Neuestes Reisehandbuch für Westdeutschland. Illustrirte Ausgabe. Hildburghausen 1867.

Nicht nur das Reisen verlangt Studium, die Reisehandbücher werden nächstens auch ein besonderes Studium beanspruchen. Nicht blos ihre Zahl wächst allmälig zu einer ansehnlichen Höhe; auch ihr Umfang nimmt neuerdings ganz bedenkliche Dimensionen an. So hat es das bibliographische Institut glücklich dahin gebracht, daß seine „Reiseführer" zugleich geographische und geschichtliche Lehr- und botanische Nachschlagebücher zu ersetzen im Stande sind. Sogar um die Stimmung des Reisenden suchte sich der „Schweizer-Führer" durch pathetische Ergießungen verdient zu machen. Solche und die statistischen und gewerblichen Mittheilungen, welche den „Führer durch Thüringen" aus demselben Verlag zu einem so schweren, unhandlichen Buch machen, sind im vorliegenden „Reisehandbuch für Westdeutschland" weggelassen worden; dennoch hat der Reisende, welcher sich dieses Buches bedient, eine Menge unnützen Ballastes zu tragen. Die sehr hübschen, aber auf der Reise unnützen Stahlstiche konnten in besonderm Umschlag beigegeben, die Eisenbahntaxen, welche das Coursbuch nicht entbehrlich machen, sowie die Speisetarife weggelassen, die geschichtlichen Mittheilungen bedeutend verkürzt und noch manche andre Beschneidung vorgenommen werden, um dem Buche an Format und Gewicht das richtige Maß zu wahren. So wie es vorliegt, paßt es in keine Tasche und belastet den Fußgänger, der mit jedem Loth Mehrgewicht geizen muß, um fast ein halbes Pfund mehr, als Bädekers „Rhein", der doch denselben Terrainabschnitt behandelt. Dabei vermißt man noch im „Führer durch Westdeutschland" die kurzen und doch so trefflichen, gelungenen Charakteristiken von Gegenden und Städten, welche die Bädeker'schen Reisehandbücher auszeichnen.

Die vollste Anerkennung dagegen verdient die übrige Ausstattung des Werkes. Für den Bedarf mehr als ausreichend sind die neben den Uebersichtskarten beigegebenen 10 Specialkarten in Verbindung mit den 8 Holzschnittkärtchen. Unter den Karten würden die beiden Ravenstein'schen von Taunus-Westerwald und Eifel-Hunnsrück-Haardt an Deutlichkeit gewonnen haben, wenn sie mit Namen weniger überladen und wenn die Flüsse durch blaue Farbe hervorgehoben wären. Eben durch Benutzung verschiedener Farben sind die 9 größern Städtepläne sehr übersichtlich geworden. Eine werthvolle Beigabe sind die von Ahrens überaus fein gezeichneten 6 Panoramen der Rheinufer und die beiden schönen Aussichtspanoramen vom Niederwald und vom Feldberg.

Der Text endlich ist mit bewunderungswürdigem Fleiße gearbeitet und erstrebt in seinen Angaben äußerste Vollständigkeit, sodaß er bei einer neuen Ausgabe sicherlich keiner Zuthaten, sondern möglichster Kürzungen in oben angedeuteter Weise bedarf. Soviel wir aus eigener Kenntniß und nach Befragung einzelner Ortskundiger beurtheilen können, müssen wir die Angaben als zuverlässig bezeichnen. Nur hier und da vermissen wir eine letzte Ueberarbeitung und Vervollständigung früher bearbeiteter Partien. So ist bei „Heidelberg" die seit dem Herbst 1866 in ihrer ganzen Länge eröffnete Bahn nach Würzburg gar nicht erwähnt und auch unter den Routenbeschreibungen blos die seit 1862 befahrene Strecke bis Mosbach berücksichtigt. In „Mainz" fehlt die Erwähnung des Sommertheaters. Solche kleine Mängel sind indeß nie ganz zu vermeiden.

Ein wahres Vergnügen gewähren dem altgewohnten Reisenden die neuen Aus-

Digitized by Google

gaben der bädekerschen Reisehandbücher, und mit lebhaftem Interesse verfolgt er die zahllosen Verbesserungen und Veränderungen, welche sie seit ihrem ersten Erscheinen erfahren haben. Jene treuen Begleiter, welche ihm vor 20 Jahren fast allwissend erschienen und bald unentbehrlich wurden: wie kindlich und unreif kommen sie ihm vor neben ihren Epigonen, welche heute ihm vorliegen. Es ist ein seltnes Glück der Verlagshandlung, daß ihr jetziger, dritter Inhaber der Pflege seiner rothen Bücher mit demselben Eifer und derselben Befähigung obliegt, wie sein Bruder und sein berühmter Vater es gethan haben; und es ist ein Vorzug, den die bädekerschen Reiseführer als die ersten ihrer Art in deutscher Sprache geschriebenen vor allen ihren nachgebornen Concurrenten voraus haben, daß sie Zeit gehabt haben, sich eine große Zahl von Freunden und Mitarbeitern zu erwerben. Nur auf diese Weise können sie jene berühmte Zuverlässigkeit behaupten, welche der Fleiß eines Einzelnen nie erreichen kann.

Die neue Auflage von „Mittel- und Norddeutschland" ist eine völlig umgearbeitete. Auf jeder Seite finden sich Aenderungen und Zusätze, wenn man sie mit der vorhergehenden Ausgabe vergleicht. Eine gute Idee war es, Frankfurt und den Rhein von Mainz abwärts, welcher Abschnitt sich bisher nur in dem ersten Theil von „Deutschland" fand, auch in diesen zweiten aufzunehmen. Die artistischen Beigaben haben eine bedeutende Vermehrung erfahren, zum Theil bedingt durch die Aufnahme des Rheins in diesen Theil, zum Theil in wirklich neuen Karten bestehend. Zu letzteren gehören: die „Umgebungen von Hamburg", die „norddeutschen Seebäder" und eine neue, größere Karte der „sächsischen Schweiz".

Neu überarbeitet ist auch die neue Auflage des Führers durch Süddeutschland, und zahlreich sind die Aenderungen und Zusätze, die ihr zu Theil geworden sind; auch eine Karte, die der fränkischen Schweiz, ist den früher vorhandenen hinzugefügt worden; dennoch ist der Charakter einer neuen Auflage hier nicht so hervortretend, wie bei der von Norddeutschland und der von der Schweiz. Viele Berichtigungen, wie z. B. über die Gegend von Hohenschwangau, Reutte u. a. m. brachte schon die 1865 erschienene revidirte Ausgabe der 11. Auflage; Umarbeitungen einzelner Abschnitte, wie sie z. B. der Gegend von Mayrhofen im Zillerthal in der neuen Auflage zu Theil geworden, sind Ausnahmen, und die Bereicherungen unserer Kenntniß des betreffenden Theils der Alpenwelt, welche wir dem östreichischen Alpenclub verdanken, sind nicht nach unserm Erwarten benutzt worden. So findet sich über die Besteigungen des Ortler gar keine Notiz; und daß jetzt auf den Großvenediger zwei Wege bekannt sind (von Pregratten und, in 5 Stunden, von Gschlöß aus, 1. Jahrb. d. östr. Alpenclubs v. 1866), ist ebenfalls aus unserm Buche nicht zu erfahren. Ueberhaupt wäre eine allseitige genaue Revision und Bearbeitung der deutschen Alpen mit Beigabe von einer Anzahl Specialkarten sehr zu wünschen; die bädekersche steht entschieden zurück hinter seiner „Schweiz", und das umfängliche Werk von Schaubach, welches jetzt in neuer Auflage erscheint, ist zwar als Beihilfe überaus werthvoll, kann aber, schon wegen des Mangels von Karten und als rein topographische Arbeit, den praktischen Bädeker nicht ersetzen.

Die 11. Auflage der Schweiz ist ebenfalls in Wahrheit eine „umgearbeitete" und durch eine Menge Zusätze bereichert. Ein Verzeichniß des neu Aufgenommenen wird am besten Umfang und Werth desselben erweisen; nach dem Inhaltsverzeichniß besteht es in Folgendem: Zürich-Regensberg, Lachen-Wäggithal-Glarus, Lauterbrunnen-Wetterlücke-Petersgrat-Lötschenthal, Lauterbrunnen-Lauinenthor-Eggischhorn, der Männlichen, Uebergänge von Grindelwald nach dem Eggischhorn, Faulhorn-Schynige Platte, Galenstock, Passo del Boccareccio, Kriegalp-Paß, von Eggischhorn über die Lötschenlücke oder den Brichgrat ins Lötschenthal, Balmhorn, Diemtiger Thal, Crésus-Chessalle-Eck, Schwarzer See, Murten-Payerne, Col de Sonadon, Col de Crête sèche, Pas de la Croix, Pas de Lona, Augstbordpaß, Kippel-Lauterbrunnen

Digitized by Google

über Wetterlücke oder Petersgrat, Pizzo Bianco, Stellihorn, Wattwaldgrat, St. Luciensteig, Piz Muraun, Brunnipaß, Klosters-Lanin, Piz Urotsch, Piz Kesch, Piz Mezzem, Piz Griatschouls, Piz Mirzdi, Piz Linard, Val Tasna, Futschöl-Paß, Piz Pisoc, Piz Chiampatsch, Piz Lagalp, Pizzo Sassalbo. Von Karten sind neu hinzugekommen: die Umgebungen des St. Gotthard, die des gr. St. Bernhard, der Canton Glarus; außerdem das Panorama vom Eggischhorn.

Trotz dieser Vermehrungen ist es durch Einschränkungen im Text, besonders durch Kürzungen im allgemeinen Theil und im Satzbau, sowie durch Veränderungen in der Anordnung des Materials und im Druck möglich geworden, den Umfang dieser Ausgabe um 31 Seiten kürzer zu gestalten, als die vorhergehende.

Wir glauben aber nach den bisherigen Leistungen der bädekerschen Reisebücher die höchsten Anforderungen an dieselben stellen zu dürfen und erlauben uns daher, einige Desiderate zu bezeichnen, zu welchen uns die Einsicht in die neueste Auflage der Schweiz Anlaß gegeben hat. Vor allem bedürfen die Höhenangaben einer gründlichen Revision. Oft weichen diejenigen des Textes von den auf den Panoramen eingetragenen ab, und zuweilen ist von beiden der Ursprung nicht aufzufinden. So ist die höchste Spitze des Monte Rosa im Text auf 14278, im Panorama vom Gornergrat auf 14237′ angegeben; keine von beiden Angaben aber stimmt mit irgendeiner von den Messungen, welche in Zieglers Hypsometrie verzeichnet sind. Die Angabe der 2. Auflage, 14220, stimmte wenigstens mit der Messung von Meyer überein; die in der 11. Aufl. befindliche Ziffer nähert sich am meisten der von Coraboeuf, 14275, wogegen die Ziffer des Panorama um 32′ hinter der ihr am nächsten kommenden (Oriani, 14269) zurückbleibt. Einige ähnliche Differenzen sind folgende: Dent blanche 13421 Berchtold, 13461 Panorama; Weißthor: 11137 Hypsl., 11009 Pan., 11119 Text; Matterhorn: 13901 Berchtold und Müller, Pan., 13798 Text; Matterjoch: 10242, 10284, 10416 Hypsl., 10667 Pan., 10226 Text; Finsteraarhorn: 13160 Eschmann (1840), Text der 11. Aufl., 13190 Berchtold, 13230 Pan., Text der 2. Aufl.

Das Rigi-Panorama sticht gar zu sehr gegen die übrigen ab; es könnte füglich durch ein neues ersetzt werden. Auf der Splügenkarte ist noch die alte Richtung der Straße über Isola angegeben, während im Text ihr jetziger Lauf richtig beschrieben ist. Der Piz Duan, dessen Besteigung im Text empfohlen wird, ist auf der Karte nicht benannt. Auf der Gotthardkarte steht Ariolo statt Airol.

Im Kartenverzeichniß S. XXIX fehlt die treffliche Karte des Ct. Glarus von Ziegler (topogr. Anst. in Winterthur).

Bald dürfte wohl auch eine Specialkarte des Unterengadin nothwendig werden, welche südlich bis zum Ortler und nördlich bis nahe an Landeck reichen müßte.

An diese Notizen für den Herausgeber schließen wir die dringende Bitte an die Touristen, über jede entdeckte Abweichung der Angaben des Buches von den Ergebnissen persönlicher Anschauung und Erfahrung, so wie über bisher nicht erwähnte Punkte und Sehenswürdigkeiten, welche Aufmerksamkeit verdienen, gewissenhaft an die Verlagshandlung zu berichten. Sie erweisen damit allen denjenigen Reisenden, welche nach ihnen das Buch benutzen, einen wahren Dienst. Auf diese Weise läßt sich auch am besten die Wahrheit entdecken bezüglich der vielfachen auffallenden Abweichungen zwischen Angaben von Bädeker und von Berlepsch. Wir haben eine ganze Reihe solcher Differenzen verzeichnet und führen beispielsweise nur einige der auffallendsten an: Furcahorn, Entfernung von der Paßhöhe Bäd. 5 St., Berlepsch (Ausg. v. 1866) 2 Std.; Virosoprano bis Albigna-Gletscher Bäd. 4 Std., Berl. 2 Std.; vom Gießbach aufs Faulhorn Bäd. 7—8 Std., Berl. 5 Std. — Unbedingte Zuverlässigkeit ist die wichtigste Eigenschaft eines Reisehandbuches, und sie läßt sich nur erreichen durch das Zusammenwirken Vieler.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 31.

Ausgegeben am 26. Juli 1867.

Inhalt:

Kurhessen als preußische Provinz . . . . . Seite 161
Die Petrussagen. 3. Der erste christliche Tendenzroman 170
Der deutsche Buchhandel der letzten Monate 182
Politischer Monatsbericht 191

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig, 1867.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Kurheſſen als preußiſche Provinz.

Die „Grenzboten" bringen von Zeit zu Zeit eingehende Berichte über die Zuſtände in den neuen preußiſchen Provinzen, namentlich über Schleswig-Holſtein und über Naſſau, wo ſo vieles äußerſt reformbedürftig iſt. Laſſen Sie mich dieſe Berichte durch einen ſolchen aus Kurheſſen vervollſtändigen. Ich bin, wie Sie wiſſen, nicht Kurheſſe, kenne aber dieſes Land aus eigener Anſchauung und glaube für die Richtigkeit meiner Schilderung einſtehen zu können. Jedenfalls iſt meine Auffaſſung eine unbefangene, und ſoweit ich genöthigt bin, gegen das Vorgehen der preußiſchen Regierung mich tadelnd auszuſprechen, werden Sie überzeugt ſein, daß dies in nationalem und nicht in particulariſtiſchem Intereſſe geſchieht.

Kurheſſen hat Luſtra hindurch an einer mindeſtens ebenſo ſchweren Mißregierung gelitten, wie Naſſau. Herr Haſſenpflug mit ſeinen Muckern und Herr Werren mit ſeinen Klerikalen geben einander nichts heraus. Allein die Mißregierung hatte in Heſſen nicht ſolche Verheerungen angerichtet, wie in Naſſau. Es gab dort Bollwerke, welche von der ſchmutzigen Sündfluth der Reaction weder überſchwemmt, noch unterwühlt worden ſind. Die Verfaſſung von 1831 und die gleichzeitig mit deren Vereinbarung zwiſchen dem Fürſten und den Landſtänden geſchloſſenen Verträge waren dort in Fleiſch und Blut übergegangen, ſie hatten in dem Rechtsbewußtſein der Bevölkerung ſehr tiefe Wurzeln geſchlagen; und dieſer altkattiſche Volksſtamm hat ſich ſtets durch ſein eiſernes Rechtsbewußtſein ausgezeichnet und durch den zwar etwas paſſiven, aber deſto unerſchütterlicheren Muth in den ſchweren Leiden, welche eine höchſt eigenthümlich geartete Dynaſtie unter den drei letzten Regenten über das unglückliche Land heraufbeſchworen, und die das Volk, oder wenigſtens große Schichten deſſelben faſt wieder vergeſſen zu haben ſcheint; denn ſein Gemüth iſt ſtets zum Vergeben geneigt und ſein Gedächtniß iſt kurz — faſt zu kurz möchten wir ſagen — für erlittenes Unbild. — Als es ſich darum handelte, ob das Land

Digitized by Google

kurhessisch bleiben, oder preußisch werden sollte, vor nun etwa einem Jahre, da war die Mehrheit der urtheilsfähigen Bevölkerung für die Einverleibung in Preußen. Denn auch von dem präsumtiven Thronfolger, dem Prinzen Friedrich, erwartete man nichts; man zog diesem fast noch den letzten Kurfürsten vor und citirte mit Vorliebe eine Stelle aus Dr. Martin Luthers Schriften, wo es heißt: „Man lieset von einer Wittwe, die stund und betete für ihren Fürsten auf das Allerandächtigste, daß ihn Gott ja wolle lang leben lassen. Der Fürst hörts und verwundert sich, weil er wohl wußte, daß er ihr viel Leids gethan, und daher solches Gebet seltsam war. Denn das Gebet für den Fürsten pflegte insgemein ganz anders zu lauten. Er fragte die Wittwe, warum sie so für ihn betete? Da antwortete sie: Ich hatte zehn Kühe, da Dein Großvater lebte; der nahm mir zwei; da betete ich wider ihn, daß er stürbe, und Dein Vater Herr werde; da das geschah, nahm mir Dein Vater drei Kühe; abermals betete ich, daß Du Herr würdest und er stürbe; nun hast Du mir vier Kühe genommen; darum bitte ich nun für Dich; denn ich sorge, wer nach Dir kommt, nimmt mir die letzte Kuh auch mit allem, was ich habe." Man gedachte, seine letzte Kuh in Sicherheit zu bringen, dadurch daß man preußisch ward. Und neben den realen Interessen warfen die idealen noch entschiedener ihr Gewicht in die Wagschale zu Gunsten des Aufgehens des Kurstaats in Preußen. Der jenenser Professor und Appellationsgerichtsrath Dr. Wilhelm Endemann, ein geborner Kurhesse, publicirte schon in der Mitte Juli 1866 eine Broschüre: „Was soll aus Kurhessen werden? Zur Verständigung an alle Kurhessen." Ich weiß nicht, ob dieselbe in Berlin, wo man damals noch schwankte, wie weit man im Annectiren gehn solle, von entscheidendem Gewicht war. Für Kurhessen selbst war die Schrift von zündender Wirkung. Sie war das Manifest der gebildeten, geistig freien, wirthschaftlich productiven Schichten der Bevölkerung. Sie athmete eine glühende Begeisterung für die Einheit und verband dieselbe mit einer vernichtenden Kritik des kurhessischen Kleinstaats. Sie plaidirte unumwunden und direct für „eine wirkliche Einverleibung, welche Kurhessen zu einer Provinz Preußens macht." Sie schloß mit den Worten:

„Das ist meine Meinung. Ich würde mir einen Vorwurf machen, wenn ich nicht (durch Nennung des Namens) die volle und offene Verantwortung dafür übernähme. Ich glaube damit keineswegs etwas Besonderes zu thun. Denn ich weiß, Viele, und nicht die Schlechtsten in Kurhessen, sind mit mir einverstanden. Einstweilen hindet noch der heutige Zwitterzustand die Meisten, sich zu erklären. Möge denn diese Darstellung, zu der mir die Anhänglichkeit an mein Geburtsland und die volle Kenntniß seiner seitherigen Zustände den Beruf giebt, dazu beitragen, Zweifel und Muthlosigkeit abzuschütteln."

Allein auch Professor Endemann, der entschiedenste Unitarier, der eifrige Bekämpfer des Particularismus, macht bei seiner Befürwortung der unbedingtesten

Digitized by Google

Einverleibung zwei Vorbehalte, den einen in Betreff der Juſtiz, den andern in Betreff der Finanzen. Im erſteren Betreff fordert er, daß an der Rechtsgeſetzgebung und der Rechtspflege auch nicht ein Deut geändert werde, bis allenfalls auf die Stellung des Oberappellationsgerichts. Was den zweiten Punkt anlangt, ſo ſagt er:

„Die finanzielle und wirthſchaftliche Lage Kurheſſens iſt eine total andere, als die Preußens. Kurheſſen, das bis jetzt wenig Wohlhabenheit und geringe Steuerkraft mitbringt, beſitzt auf der andern Seite ein ſehr bedeutendes Staatsvermögen, deſſen Revenüen, auf das Land verwendet, directe Steuern faſt unnöthig machen könnten. Da iſt es denn nicht mehr als billig, und das zu überſehen, wird man die preußiſche Regierung nicht für fähig halten dürfen, den Kurheſſen die preußiſche Steuerlaſt ſo lange zu erſparen, bis ſie zu gleicher Steuerfähigkeit gelangt ſind. Liegt es im eignen Intereſſe Preußens, die materiellen Kräfte Kurheſſens in volle Thätigkeit zu bringen, den allgemeinen Wohlſtand zu fördern, ſo darf man ſich gewiß darauf verlaſſen, daß dieſem Verhältniſſe die gebührende Rückſicht und dem Lande zunächſt eher Erleichterung als Bedrückung zu Theil werden wird."

Alſo auch der Mann, der zuerſt den Ruf nach Einverleibung erhob, der an der Spitze des Unitarismus marſchirte, verlangte: Schonung der Rechtsverfaſſung, Schonung der Steuerverfaſſung, Belaſſung des Staatsvermögens oder wenigſtens eines Theils deſſelben als Sondergut für die Provinz. Und in der That ergeben ſich dieſe beiden Forderungen aus der Vergangenheit des Kurſtaates, namentlich unter dem letzten Kurfürſten.

Der Kurfürſt Friedrich Wilhelm, von Natur ein unglücklich geartetes Gemüth, ein mißtrauiſcher und zugleich menſchenſcheuer Autokrat, empfand die Beſchränkungen, welche ihm die Verfaſſung auferlegte, doppelt unangenehm, weil die Unebenbürtigkeit ſeiner Ehe ſeine Nachkommen von der Succeſſion ausſchloß, und er verhindert war, für ſeine ehelichen Kinder auch nur einen Theil von dem zu erreichen, was ſeine Vorfahren ihren Maitreſſen und deren Deſcendenz aus öffentlichen Mitteln mit verſchwenderiſchen Händen zugewandt hatten. Da er das Land ſeinen eigenen Kindern nicht hinterlaſſen konnte und er gegen ſeinen präſumtiven Thronfolger eine Art Idioſynkraſie empfand, welche ihm noch jetzt, in ſeinem Ruheſtand, zum Troſte gereicht — (denn man hat ihn in Hanau ſagen hören: „Ich — den Thron verloren, Der — aber auch"), — hatte er nicht jenes Intereſſe an dem Lande, wie es natürlich iſt für einen Herrſcher, der an die unlösbare Verbindung ſeines Hauſes und ſeines Reiches glaubt und dem erſteren gerne das letztere groß, wohlhabend, blühend und geordnet hinterläßt. Er hatte eine Empfindung wie „après nous le déluge" und ſuchte für ſeine Kinder, trotz vielfacher Differenzen, die er mit ihnen hatte, zu retten, was zu retten war. Politiſch nicht zu entſchuldigen, menſchlich ſehr

begreiflich! Der Kurfürſt iſt nicht ohne eine gewiſſe Schärfe des Verſtandes und ein gewiſſes Gefühl für rein formale Legalität; letztere ſtand denn auch den Hofjuriſten höher als die Gebote der politiſchen Vernunft und die Forderungen der rechtlichen Pflicht; und wenn dieſe gemeinſchädliche Race der theologiſch-byzantiniſchen Juriſten mit allem Aufwand einer ſpitzfindigen Dialektik, welche Haare ſpaltet und den Spatzen die Augen ausſchießt, ihm, wie uns der Verfaſſer der trefflichen hiſtoriſchen Abhandlung „Kurheſſen unter dem Vater, dem Sohn und dem Enkel“ (Hamburg, Meißner 1866, dritte Auflage) erzählt, „die in ſtrengſter Form Rechtens vollzogene neue Ordnung der Dinge als einen an der Krone geübten Raub darſtellten, ihm in der Ferne die Möglichkeit der Wiederbeſeitigung vorgaukelten“, wer wird es nicht begreiflich finden, daß der von der Sorge für ſeine eheliche Deſcendenz geplagte, unentſchloſſene, mißtrauiſche alte Herr ihnen Gehör ſchenkte, über ihren Vorſchlägen mit ſelbſtquäleriſcher Hingebung brütete und durch dieſe Grübelei zu unheilvollen Entſchlüſſen geführt wurde.

Aus dieſen Dispoſitionen entſprang jener Streit zwiſchen dem Kurfürſten und ſeinem Lande, welcher ſich nur ſcheinbar um Hoheitsrechte, in Wirklichkeit aber um Mein und Dein drehte und die Formen eines langwierigen und hartnäckigen Prozeſſes zwiſchen beiden Theilen annahm.

Es giebt Leute, welche ſich in ihre Krankheit verlieben oder auch in ihren Proceß. Denn der Proceß iſt auf ſocialem Gebiet, was die Krankheit auf phyſiſchem. Wird die Krankheit auch überſtanden, ſo hinterläßt ſie doch immer ihre Spuren. Ebenſo der Proceß, auch wenn er gewonnen wird. Gleichwohl giebt es Menſchen, die auch ihren Prozeß lieb gewinnen, weil es ihren Scharfſinn reizt, ihn tagtäglich in alle Schlupfwinkel, Schnörkel, Cautelen und Incidenzfälle, in alle möglichen und unmöglichen Eventualitäten hinein zu verfolgen.

Anaſtaſius Grün beſingt in einem reizenden Gedicht: „der treue Gefährte“ das Podagra, womit er behaftet iſt:

„Ich hatt' einſt einen Genoſſen treu.
Wo ich war, war er auch dabei.
Blieb ich daheim, ging er auch nicht aus.
Und ging ich fort, blieb er nicht zu Haus.

Er trank aus einem Glas mit mir.
Er ſchlief in einem Bett mit mir.
Wir trugen die Kleider nach einem Schnitt,
Ja ſelbſt zum Liebchen nahm ich ihn mit“ u. ſ. w.

Ein ſolcher „treuer Gefährte“ iſt auch ein Proceß, beſonders wenn er lange dauert und man mit einander alt wird. Wenn man eines Morgens erwachte und fänd ihn nicht mehr vor, man würde in Thränen zerfließen. Schlimm

Digitized by Google

iſt es nur, daß er viel Zeit und Geld koſtet, und unſere Finanz- und Geiſteskräfte, die auf andere Dinge verwandt beſſere Früchte trügen, alle für ſich abſorbirt. Denn dieſer „treue Gefährte" iſt doch ein garſtiger Egoiſt.

Hieraus erklärt es ſich, daß die Kurheſſen einen beſonderen Werth legen erſtens auf ihre Rechtspflege, zweitens auf ihre Finanzen, namentlich ſoweit deren Sicherſtellung in einem langwierigen und ſchwierigen Kampfe mit der depoſſedirten Dynaſtie errungen worden iſt, und daß ſelbſt der eifrigſte nationale Unitarier dieſe beiden Beſtände des kurheſſiſchen Inventars mehr oder weniger für ein „Noli me tangere" erklärt.

Die Geſchichte Kurheſſens während der letzten hundert Jahre iſt faſt identiſch mit der Geſchichte des ſogenannten „Haus- und Staatsſchatzes". Ich darf vorausſetzen, daß meine Leſer bekannt ſind mit dem Menſchenhandel, den die Kurfürſten trieben. Wer ſich näher darüber unterrichten will, der findet in der wahrhaft claſſiſchen Monographie von Friedrich Kapp in Newyork „Der Soldatenhandel deutſcher Fürſten nach Amerika; 1775 bis 1783" (Berlin, Duncker 1864) eine ebenſo ergreifende als wahrheitsgetreue Schilderung dieſes Schandflecks deutſcher Culturgeſchichte. Friedrich der Große verlangte damals Fleiſchaccis (Schlachtſteuer) von den verkauften Kurheſſen, welche das preußiſche Gebiet paſſirten. Ein Sarkasmus von wahrhaft vernichtender Schärfe! Aus dem Blutgelde, welches die Kurfürſten erlöſten für die Landeskinder, die ſie im vorigen Jahrhundert an England zum Zwecke der Verwendung in Amerika verkauften, wurde dieſer Schatz gebildet. Der Unſegen ſeines Urſprungs blieb auf ihm haften. Er bildete einen Zankapfel zwiſchen dem Fürſten und den Ständen. Jener reclamirte ihn für ſeine Familie, dieſe vindicirten dem Lande das Eigenthum, welches es durch das Blut ſeiner Söhne erworben. Endlich im Jahre 1831, gleichzeitig mit der Vereinbarung der Verfaſſung, kam auch über dieſen Streitpunkt ein Compromiß zu Stande. Man theilte das Capital und die Einkünfte zwiſchen dem kurfürſtlichen Hauſe und dem Staate zu gleichen Theilen. Jedes erhielt die Hälfte. Zugleich wurde eine abgeſonderte Verwaltung conſtituirt und unter die Controle der Stände und ihres bleibenden Ausſchuſſes geſetzt. Dieſer Friedensſchluß wurde durch das Geſetz vom 27. Februar 1831 beſiegelt. Allein der Kurfürſt, bedient von juriſtiſchen Lakaienſeelen, hielt immer an der Hoffnung feſt, es könne bei irgendwelchen im Schooße der Zukunft ruhenden Eventualitäten gelingen, das Ganze, Capital und Erträgniſſe, ſeiner Familie zu revindiciren. Demgemäß richtete er ſein Verfahren ein. Die dem Lande zukommenden Schatzeinkünfte von jener Hälfte, von welcher durch das Geſetz vom 27. Februar 1831 „die Bildung und Verwaltung des Staatsſchatzes betreffend" auf das feierlichſte proclamirt worden war, daß ſie „für immer das unbezweifelte und ausſchließliche Eigenthum des Landes ſein ſolle", waren zu Gunſten des Landes zu verwenden. Man konnte ſie zu den laufenden Aus-

Digitized by Google

gaben der gewöhnlichen Landesadministration verbrauchen und durch einen solchen Einnahmeposten die Höhe der directen Steuern um ein Beträchtliches reduciren. Denn deren Aufbringung fiel einem Lande schwer, das durch seine Regenten in der wirthschaftlichen Culturentwickelung zurückgehalten und dadurch im Vergleich zu den vorschreitenden Nachbarländern verarmt war. Oder man konnte die Schatzintraden zu außerordentlichen Zwecken anlegen, zu gemeinnützigen und productiven Anstalten, welche ihrerseits wieder die Finanz- und Steuerkräfte erhöht hätten. Auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, der Land- und Wasserstraßen u. s. w. war viel nachzuholen. Die Universität und die Schulen sind jämmerlich dotirt. Das Land mit seinen mehr als 700,000 Einwohnern hat nicht einmal eine Irrenanstalt. Allein alle Mahnungen der Stände waren vergeblich. Der Kurfürst, welcher sich in den von seinen Hofjuristen ihm vorgespiegelten trügerischen Hoffnungen auf einen Umsturz des Gesetzes vom 27. Februar 1831 wiegte, weigerte zu jeder Ausgabe die Zustimmung. Die Einkünfte mußten zum Capital geschlagen werden; und es zeigte sich alsbald an dem Rückgange des Wohlstandes, daß eine Sparsamkeit, welche nothwendige oder nützliche Ausgaben unterläßt, die schlimmste Verschwendung ist. Als das Land preußisch wurde, athmete man auf. Man hoffte, daß nun endlich dem Lande zu Gute komme, was ihm so lange vorenthalten war. Außer dem Staatsschatz hatte Laudemialfonds. Er war entstanden aus den Erträgnissen der Ablösung von Real- und sonstigen Grundlasten, welche dem Domanialgut zugestanden hatten. Die Einkünfte dieser Art sind in Preußen, so viel wir wissen, stets zu den Zwecken der gewöhnlichen laufenden Verwaltung verwendet worden. In Kurhessen wurden auch sie aufgespeichert. Man legte Sparbüchsen an. Vielleicht konnten sie dereinst dort zu Gunsten der successionsunfähigen Descendenz geleert werden. Endlich hatte man große Staatswaldungen, Güter und sonstige zum Domanium gehörige Werthobjecte.

Kürzlich nun ist eine königliche Verordnung ergangen, welche in Kurhessen so ausgelegt wird — und zu dieser Interpretation giebt der Wortlaut der Verordnung und ein zu deren Vertheidigung im „Staatsanzeiger" erschienener Artikel von unzweifelhaft officiöser Färbung nur allzu triftigen Anlaß —, als wenn alles, — die Domänen, der Laudemialfond, der Staatsschatz —, auf Nimmerwiedersehn für Kurhessen, dem preußischen Gesammtfiscus einverleibt werden solle. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß diese Hiobspost bei der Bevölkerung des Landes allermindestens ebensoviel Aufregung und Mißstimmung erweckt hat, als eine der schärfsten Maßregeln Hassenpflugs. Jeder Kurhesse hat das Gefühl in sich, als wenn ihm die eilf Thaler, welche aus dem Staatsschatz, wenn man ihn vertheilte, auf ihn erfielen, durch diesen Act direct aus der Tasche genommen würden.

„Das Land ist arm", sagt man. „Dies ist nicht *seine* Schuld. Denn

Digitized by Google

die Bevölkerung ist fleißig und sparsam, intelligent und ehrlich. Man hat es künstlich arm gemacht, indem man die Entwickelung der productiven Kräfte nicht nur nicht förderte, sondern auf das Eigenwilligste hemmte, indem man es zwang, Millionen lahm zu legen und sich den Bissen vom darbenden Munde weg zu sparen, nur um Kassen zu füllen, welche das Capital der Arbeit und der Production entzogen. Infolge dieses Verfahrens hat die Bevölkerung keine Steuerkraft. Gleichwohl hat man die preußische Steuergesetzgebung sofort eingeführt. Hiernach muß das Land in Zukunft an directen Steuern jährlich nach mäßigem Anschlag — etwa 90,000 Thaler mehr aufbringen als bisher. Wollte man nun zu den langjährigen Erduldungen und Entbehrungen der Vergangenheit und zu den Steuererhöhungen der Gegenwart noch Entziehung des Staatsschatzes und des Laudemialfonds hinzufügen, so wäre das nicht nur unbillig, sondern auch unpolitisch, namentlich in einem Lande, das Preußen mit so warmen — mit allzu warmen, sagen die Particularisten — Sympathien entgegengekommen ist." — — —

In der That kann man etwas Richtiges in diesen Ausführungen nicht verkennen. Jene aufgehäuften Capitalien involviren ein an dem Lande begangenes Unrecht. Entweder hätte man dieselben zum Vortheil des Landes verwenden, oder man hätte um so viel weniger Steuern erheben müssen, als sie ertrugen. Der Staat und sein Oberhaupt haben kein Recht, mehr Steuern zu heben, als nöthig sind. Es handelt sich hier im Grunde genommen um dem Volke rechtswidrig entzogene Steuern, welche entweder, wie Professor Endemann vorschlug, ihm an den in Zukunft zu hebenden directen Abgaben gutgeschrieben, oder ihm als provinzielles Sondervermögen zu einer wirthschaftlich wohl geregelten Verwendung für gemeinnützige Zwecke und productive Anlagen ganz oder allermindestens theilweise zurückzugeben sind, auch wenn man es „par principe" für nöthig halten sollte, sie vorerst einmal dem preußischen Gesammtfiscus einzuverleiben.

Der zweite Punkt, dessen Alterirung in dem Lande und namentlich in dem in der öffentlichen Meinung vorwiegenden Stande der Rechtsgelehrten, nicht geringere Mißstimmung erzeugt, ist der kürzlich erfolgte Eingriff in die Rechts- und Gerichtsverfassung, die man mit Grund hochhielt. Der oberste Gerichtshof genoß seit den alten „Decisiones Hasso-Casselanae" bis zur Gegenwart eine hohe juristische Autorität. Die aus der neuern Zeit herstammenden Reformen in dem Proceßverfahren zeichneten sich, Hannover ausgenommen, vor allen andern deutschen Ländern durch Zweckmäßigkeit, Klarheit und Einfachheit aus. Dafür hatten die Stände, den wackeren Friedrich Oetker an der Spitze, gesorgt; und der Kurfürst hatte keinen Widerspruch dagegen erhoben, weil er das Alles für gleichgiltigen kleinen juristischen Kram hielt, der höchstseine und seiner Familie Interessen nicht berühre. Selbst in den Zeiten schlimmster Bedrängniß

Digitized by Google

hatten die Gerichte den alten Ruhm standhafter Unerschütterlichkeit glänzend bewahrt, und die raffinirtesten Regierungskünste hatten sie nicht zu corrumpiren vermocht.

Endlich — und das ist die Hauptsache — bestand in Kurhessen hinsichtlich der Competenz der Gerichte eine Ausdehnung, wie sie in ganz Europa ähnlich nur England aufzuweisen hat, und welche wirksamer ist als alle Ministerverantwortlichkeits-Paragraphen in der Verfassungsurkunde. Jedermann konnte wegen einer jeden Handlung eines Beamten, in welcher er eine Ueberschreitung oder einen Mißbrauch der Amtsgewalt oder eine Verletzung klarer positiver Gesetzesvorschriften fand, nicht nur Beschwerde bei den vorgesetzten Verwaltungsstellen, sondern auch Klage bei den Gerichten erheben, welche competent waren, den angefochtenen Act zu cassiren und die Staatsgewalt zur Entschädigung zu verurtheilen. Daß man grade in Kurhessen auf diese Ausdehnung der Competenz den höchsten Werth legte, wird man begreiflich finden nach dem, was wir oben erzählt haben.

Gleichwohl war man bereit, auch auf diesem Gebiete Opfer zu bringen, wenn sie im Namen der Einheit verlangt wurden. Man war darauf gefaßt, daß dem Reichstag ein Gesetzentwurf wegen gleichheitlicher Regelung des Civilprocesses in dem ganzen norddeutschen Bunde, etwa auf den Grundlagen der in der Praxis so rühmlich bewährten hannoverschen Gesetzgebung, vorgelegt würde, und die kurhessischen Abgeordneten wären gewiß die letzten gewesen, welche sich einem solchen Einheitswerke widersetzt hätten. Daß aber dem Lande seine guten Institutionen entzogen würden durch die neulich ergangene Proceßordnung, welche für Hannover das alte Verfahren beläßt, für Schleswig-Holstein dagegen, für Nassau und Kurhessen ein neues einführt, das wohl in Nassau und Schleswig-Holstein vor dem alten den Vorzug verdienen mag, in Kurhessen aber ganz entschieden nicht, daß man außer dem mannigfach abweichenden Proceßgang in Altpreußen noch einen besonderen in Kurhessen, Schleswig-Holstein und Nassau, wieder einen andern in Meisenheim und Frankfurt a. M. einführen und die alte Buntscheckigkeit in den 21 sonstigen Bundesländern belassen würde, darauf war man in Kurhessen nicht gefaßt. Man hatte gehofft, seine geliebte locale Institution, die doch fürwahr mit den Staatszwecken der preußischen Monarchie nicht in Widerspruch stand, wenigstens so lange behalten zu dürfen, bis sie der gemeinsamen Gesetzgebung der Bundesgewalt und des Reichstags weichen mußte. Daß auch diese Hoffnung getäuscht wurde, hat der Regierung manches treu ergebene Herz — wenigstens vorübergehend — entfremdet; und da die Annectirung, wenn sie dauern soll, nicht nur durch die Gewalt der Waffen und die der Gesetzgebung, sondern außerdem auch noch auf dem Wege der „moralischen Eroberung" vollzogen werden muß, wodurch sie erst ihre höhere Sanction erhält, so ist es dringend gerathen auf Mittel zu sinnen, wie man die entfrem-

Digitized by Google

deten Gemüther wiedergewinne. Mögen die widerwärtigen kleinstaatlichen Verwickelungen hin und wieder den freien Blick getrübt haben, das wenigstens kann kein Mensch leugnen, die Kurhessen haben stets Anlage und Kraft zum politischen Leben, namentlich Geschick zur Selbstverwaltung, mitten in den härtesten Prüfungen, bewahrt. Mögen die auf letztere gerichteten Wünsche und die Versprechungen, welche bei Besetzung des Landes und bei den späteren Einverleibungsverhandlungen gegeben wurden, sich durch Constituirung einer auf der Grundlage der Selbstverwaltung beruhenden Provinzialverfassung und durch Zuweisung eines hinreichenden provinziellen Sondervermögens aus den reichen Mitteln des vormaligen Kurstaats endlich, spät aber noch nicht zu spät, realisiren. Die Einführung der Communalstände hat nicht die geringste Schwierigkeit, wenn man den Faden der historischen Continuität in der Hand behält. Die verschiedenen Landestheile, aus welchen Kurhessen zusammengesetzt ist, hatten wie B. W. Pfeiffer in seiner „Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen" (Kassel, 1834) nachgewiesen hat, fast alle schon ihre Landstände, welche theilweise die ausgedehntesten Befugnisse besaßen. Die letzteren wurden, ähnlich wie 1866 einzelne Prärogative der deutschen Partiallandtage auf den deutschen Reichstag, 1831 auf die Gesammtvertretung übertragen, welche letztere am Schlusse eines jeden Landtags einen bleibenden Ausschuß zur Wahrung ihrer Rechte zurückließ. Dieser Landtag, zusammengesetzt aus Repräsentanten der Standesherren, der Ritterschaften, der Höchstbesteuerten, sowie der städtischen und der ländlichen Bevölkerung, verdient an die Stelle der Provinzial- oder Communalstände zu treten. Zu seinem Geschäftskreis würde die Verwaltung der ständischen Hauskasse, der Landesbrandkasse, der Landeshospitäler und der milden Stiftungen, der Provinzial-Wege- und Wasserbau, eine Mitwirkung bei dem Volksschulwesen, namentlich hinsichtlich der Dotation dürftiger Schulstellen, bei den Steuerumlagen und bei Verwaltung des Staatsschatzes gehören, soweit letzterer als vollständiges Sondergut ausgeschieden wird. Ganz auf derselben Grundlage ließen sich Communalstände für Nassau creiren, welchen ein Theil der sich bei richtiger Verwerthung auf etwa 60 Millionen Gulden belaufenden Landesdomänen (ihre Total- und Naturalauslieferung an die depossedirte Dynastie wäre schlimmer als eine Rechtsverletzung, sie wäre ein unheilbarer politischer Fehler) als communalständisches Sondergut zuzuweisen wäre. Aus den Communalständen der hessischen und nassauischen Verbände wäre dann der Provinziallandtag für die Provinz, welche nach dem überwiegenden Bestandtheile „Hessen" zu nennen ist, zusammenzusetzen. Eine etwa zu große Ziffer der Mitglieder würde der Provinziallandtag selbst alsbald reduciren. Die Kreisverwaltung wäre auf derselben Basis aus Vertretern der Höchstbesteuerten, der städtischen und der ländlichen Bevölkerung zusammenzusetzen. So würde das ganze Gebiet eine aus seiner historischen Entwickelung naturgemäß und organisch

Digitized by Google

hervorgegangene Gestaltung erhalten und befreit werden von dem Argwohn' Gegenstand voraussetzungsloser bureaukratischer Experimente „in anima vili" zu sein, welche zu ihrem Wahlspruche die französische Reminiscenz haben: „Nous traitons chez vous, sur vous et — sans vous." Dr. K. Br.

Die Petrussagen.

3.

Geht man vom Colosseum auf der Via di San Giovanni in Laterano nach der stolzen Kirche gleichen Namens, so steht links am Wege, noch zum Monte Celio gehörig, die alte Basilika San Clemente. In ihrer jetzigen Gestalt stammt sie aus dem neunten Jahrhundert; durch neuere Ausgrabungen ist aber eine Unterkirche aufgedeckt worden, die dem vierten oder fünften Jahrhundert angehört, und unter dieser wieder hat man antike Zimmer aus der Zeit der Antonine gefunden, in welchen mehrmals die Inschrift eines Rufinus wiederkehrt. Der Tradition zufolge stand hier einst das elterliche Haus des römischen Clemens, der mit der kaiserlichen Familie der Flavier verwandt, durch Petrus für das Christenthum gewonnen und von dem sterbenden Apostelfürsten zu seinem Nachfolger auf dem Bischofsstuhl eingesetzt wurde. Auch er starb den Märtyrertod und über seinen Gebeinen erhob sich die Basilica, die von ihm den Namen führt und die noch heute am meisten die ursprüngliche Anlage der Basiliken vergegenwärtigt.

Eine historische Spur hat sich in dieser kirchlichen Tradition wirklich erhalten. Es scheint Thatsache, daß das Christenthum unter Angehörigen des flavischen Hauses Eingang gefunden hatte. Man hat neuestens Entdeckungen in den Katakomben gemacht, in welchen man eine Bestätigung der später weit ausgesponnenen kirchlichen Angaben finden will.*) Indessen besitzen wir genügende Winke bei den römischen Geschichtschreibern. Suetonius und Dio Cassius wissen von einem Titus Flavius Clemens, der, ein Neffe Vespasians, im Jahre 95, dem letzten des Domitian, vor Gericht gestellt, zum Tod verurtheilt

*) Reumont, Geschichte der Stadt Rom, I., S. 418 ff.

und hingerichtet wurde. Die Anklage lautete auf Gottloſigkeit, jüdiſche Lebensweiſe und verachtungswürdigſte Unthätigkeit, Ausdrücke die es außer Zweifel ſetzen, daß ſein Verbrechen das chriſtliche Bekenntniß war. Seine Gemahlin Flavia Domitilla wurde mit zwei Kindern nach der Inſel Pandataria verbannt, erhielt aber ſpäter von Domitian die Erlaubniß zur Rückkehr. Die chriſtliche Sage weiß dann noch von einer andern Flavia Domitilla, einer Schweſtertochter des Flavius Clemens, die nach der Inſel Ponza verbannt worden ſei; noch am Ende des vierten Jahrhunderts zeigte man die Felſenhöhlen daſelbſt, in welchen ſie Jahre der Verbannung zubrachte. Auch eine angebliche Tochter des Petrus, Petronilla, wird in dieſem Ueberlieferungskreiſe genannt, in welcher Reumont gleichfalls ein Mitglied der flaviſchen Familie vermuthet. Tacitus redet im Leben des Agricola von Exil und Flucht vieler hochſtehender Frauen.

Dieſer geſchichtliche Flavius Clemens, der im Jahr vor ſeiner Hinrichtung Conſul war, hat nun freilich mit jenem Clemens nichts zu ſchaffen, der, ein beſtändiger Begleiter des Petrus und zu Ende des Jahrhunderts Biſchof der Gemeinde geweſen ſein ſoll; man macht deshalb den letzteren gewöhnlich zu einem Verwandten oder bloßen Namensgenoſſen deſſelben. Allein es iſt begreiflich, daß das Schickſal eines ſo vornehmen Römers, der um des Chriſtenthums willen leiden mußte, in der Erinnerung der Gemeinde tiefen Eindruck zurückließ, um ſo mehr, als ſein Tod auch bei den Römern durch ſchreckhafte Erſcheinungen, die ihm folgten, großes Aufſehen machte. So wurde er frühzeitig in die chriſtliche Sagengeſchichte verflochten, und einzelne Züge von ihm gingen über in das Bild des römiſchen Clemens, wie es ſich im Lauf des zweiten Jahrhunderts in der Tradition feſtſetzte, des erſten römiſchen Biſchofs, der ſpäter zum bevorzugten Träger der apoſtoliſchen Ueberlieferungen und zum Verfaſſer einer Anzahl ſchriftſtelleriſcher Erzeugniſſe gemacht wurde, die ebenſo durch ihren judaiſirenden Lehrbegriff, wie durch ihre hierarchiſche Tendenz charakteriſtiſch ſind.

Und eine dieſer Schriften, die ſogenannten Homilien, ſoll uns nun zunächſt beſchäftigen. Es iſt ein Roman, angeblich von Clemens ſelbſt in Form von Briefen an Jakobus, den Biſchof von Jeruſalem geſchrieben. Der Inhalt iſt die eigene Lebens- und Familiengeſchichte des Clemens, in die zugleich die Geſchichte des Magiers verflochten iſt.

Der Roman beginnt mit einer ſchönen, berühmt gewordenen Schilderung des geiſtigen Zuſtandes, in welchem ſich die beſſeren Elemente der Heidenwelt zur Zeit Jeſu befanden. Clemens ſchreibt dem Jakobus, wie er, ſchon von früh auf ernſte Dinge den Sinn gerichtet, viel mit dem Gedanken an den Tod und was nach dem Tode ſein werde, ſich beſchäftigt habe. Um auf ſolche und ähnliche Fragen, z. B. ob die Welt einen Anfang habe oder von Ewigkeit her geweſen ſei, Antwort zu haben, wandte er ſich an die Schulen der Philoſophen,

aber ohne das Gewünschte zu finden. Fortwährende Zweifel quälten ihn; bald war er überzeugt, daß die Seele unsterblich sei, bald gewann die entgegengesetzte Meinung die Oberhand, niemand konnte ihn aus diesem trostlosen Zustande befreien. Er trug sich mit dem Gedanken, seinem Leben ein Ende zu machen, aber die Möglichkeit, daß es ein Jenseits gebe, in welchem härtere Qualen ihn erwarten, wenn er nicht recht gehandelt habe, hielt ihn zurück. Und wenn er sich nun vornahm ein frommes Leben zu führen, so fehlte ihm wieder die Gewißheit, was Gott wohlgefällig sei, und das Vertrauen in seine moralische Kraft. Er faßte den Gedanken nach Aegypten zu gehen, um bei Magiern und Nekromanten über die Unsterblichkeit der Seele Aufschluß zu erhalten, und nur die dringenden Vorstellungen eines Freundes, daß dies etwas Sündhaftes sei, konnten ihn davon abbringen.

Während er so von Zweifel niedergedrückt war, drang unter der Regierung des Tiberius die Kunde von Christus nach Rom, erst als unbestimmtes Gerücht, dann aber bestimmter und deutlicher, und endlich trat ein Mann in Rom auf, mit der Verkündigung, daß der Sohn Gottes in Judäa erschienen sei und jedem, der den Willen des Vaters thue, das ewige Leben verheiße. Da beschloß er selbst nach Jerusalem sich zu begeben, ordnete seine Angelegenheiten und reiste ab. Allein widrige Winde verschlugen ihn nach Alexandria. Hier traf er den Barnabas und hörte mehre Tage seiner Verkündigung des Evangeliums zu. Wegen eines Festes muß Barnabas nach Jerusalem, und Clemens beschließt ihm nachzureisen. Unterwegs in Cäsarea-Stratonis trifft er nicht nur den Barnabas wieder, sondern auch den Petrus, mit dem ihn jener bekannt macht. Petrus nimmt ihn freundlich auf, hört seine Zweifel an, unterweist ihn in den Grundlehren des Christenthums, und Clemens, vollständig überzeugt, beschließt beständig bei ihm zu bleiben. Schließlich theilt ihm Petrus mit, daß ihm am folgenden Tag eine Streitunterredung mit dem Magier Simon bevorstehe.

Früh am andern Tag setzt Petrus seine Unterweisung des Clemens fort. Die Rede kommt auch auf den Magier Simon. Clemens erkundigt sich nun näher nach ihm, und erfährt von Aquila und Niketas, die, zwei angenommene Kinder einer Syrophönizierin, Namens Justa, mit Simon zusammen erzogen und anfangs befreundet, später aber für das Christenthum gewonnen waren und jetzt zu den beständigen Begleitern des Petrus gehörten, die Geschichte des Magiers, wie sie uns bereits bekannt ist. Auch Petrus spricht nur über sein Verhältniß zum Magier und zeigt, wie nach dem Grundgesetz des Universums, dem Gesetz des Gegensatzes, stets das Schlechtere dem Besseren vorangehe; wie das Licht auf die Finsterniß, auf die Krankheit die Heilung folge, so habe zuvor der Apostel des Teufels unter den Heiden auftreten müssen, damit er, Petrus, sie von der Vielgötterei befreie.

Digitized by Google

Während dieſes Geſprächs tritt Zachäus herein und meldet, daß die Disputation auf den folgenden Tag verſchoben werden müſſe, da der Magier verhindert ſei. Clemens iſt traurig über dieſen Aufſchub. Petrus aber giebt ihm zu bedenken, daß alles von Gott angeordnet ſei und daß auch die widrigen Dinge zum Beſten dienen müßten. So ſei auch dieſer Aufſchub vielleicht zu ſeinem Beſten geordnet. Denn Petrus weiß, worüber der Magier disputiren wird, und nun macht er Clemens im Voraus mit dem Gegenſtand der Unterredung bekannt, damit er nicht ſchwankend würde, wenn etwa Simon den Sieg davon tragen ſollte.

Am folgenden Tag nun beginnt, nachdem Petrus durch Gebet ſich geſtärkt öffentlich vor allem Volk die Disputation. „Friede ſei mit Euch", begrüßt Petrus die verſammelte Menge, „den Frieden bringe ich euch", reiht aber als echtes Vorbild ſeiner Kirche unmittelbar daran einen gewaltigen Fluch über alle, die ſeinen Worten keinen Glauben ſchenken würden. Und nun folgt ſeine Lehrrede, auf welche der Magier erwidert. Petrus predigt einen ſtrengen Monotheismus, den er ſowohl im Gegenſatz gegen die heidniſche Vielgötterei als im Gegenſatz gegen die Lehre von der Gottheit Chriſti durchführt. Der Magier dagegen ſucht nachzuweiſen, daß der Gott des Alten Teſtaments ein ſchwaches, charakterloſes Weſen ſei, daß es alſo jedenfalls einen höheren Gott geben müſſe, der in jeder Hinſicht vollkommen ſei. Auch die Gottheit Jeſu wird von ihm vertheidigt. Drei Tage dauert die Disputation. Simon wird natürlich in allen Behauptungen widerlegt und entflieht beim Anbruch des vierten Tages nach Tyrus in Phönizien. Petrus erfährt dies nach einigen Tagen und beſchließt ihm nachzureiſen, um ſeiner Wirkſamkeit entgegenzuarbeiten. Vorher aber ſetzt er den Zachäus zum Biſchof von Cäſarea ein und ſchickt Clemens, Aquila und Niketas nach Tyrus voraus, ihm von dem Treiben des Magiers ſchriftlich Nachricht zu geben.

Die Drei alſo gehen nach Tyrus, wo ſie auf Petrus Geheiß bei Berenike, der Tochter derſelben Juſta, Wohnung nehmen, welche Niketas und Aquila an Kindesſtatt angenommen hatte. Von ihr erhalten ſie die gewünſchte Auskunft über den Magier. Sie erfahren, daß er durch die unglaublichſten Wunder die Stadt in Erſtaunen ſetze und von der Menge für einen Gott gehalten werde. Da er diejenigen, die ihn für einen Zauberer erklären, mit Krankheiten behaftet, räth Berenike, vor der Ankunft des Petrus nichts gegen ihn zu unternehmen.

Am folgenden Morgen werden ſie mit der Nachricht überraſcht, daß der Magier plötzlich von Tyrus nach Sidon gereiſt ſei und von ſeinen Schülern nur den alexandriniſchen Grammatiker Apion, den Aſtrologen Annubion und den Epikuräer Anthenodoros zurückgelaſſen habe. Sie berichten dies ſofort dem Petrus. Wie ſie dann in den Straßen von Tyrus umhergehen, begegnen ſie

Digitized by Google

dieſen griechiſchen Philoſophen. Apion, von Rom her mit Clemens bekannt, redet ihn an, das Geſpräch kommt auf religiöſe Gegenſtände und um ungeſtört zu ſein, beſchließt man nach den Gärten eines mit Apion befreundeten reichen Mannes ſich zu begeben. Nun beginnt Clemens einen Vortrag über die moraliſche Verwerflichkeit des Heidenthums. Apion will ihm mit allegoriſcher Deutung der heidniſchen Mythen antworten, aber da die Zeit ſchon vorgerückt, kann das Geſpräch an dieſem Tage nicht zu Ende geführt werden und wird verſchoben.

Als ſie aber andern Tags wieder zuſammenkommen, fehlt Apion. Er iſt krank. Clemens will ſofort zu ihm gehen, wird aber von den Anweſenden zurückgehalten, mit der Bitte ſeinen Vortrag jetzt fortzuſetzen. Er thut dies, indem er nun an einem ſpeciellen Punkt, an der geſchlechtlichen Liebe nachweiſt, daß die Göttermythen die Aufforderung zur Unſittlichkeit enthalten. Hierauf gehen ſie alle zuſammen zu Apion und führen das Geſpräch über das Heidenthum fort. Aber erſt Tags darauf kommt Apion dazu, ſeine allegoriſche Deutung der Götterſagen zu entwickeln. Dieſe Auseinanderſetzung ſcheint den Clemens zu langweilen, und Apion ruft unwillig aus: wozu rede ich weiter, wenn du nicht folgſt? Clemens aber zeigt ihm nun, daß ihm das alles gar nichts Neues iſt, führt zum Beweis deſſen die allegoriſche Deutung ſelber fort und knüpft daran ſofort die Widerlegung dieſer Anſicht.

Während Clemens noch redet, kommt Petrus aus Cäſarea an. Die griechiſchen Philoſophen entfernen ſich, die andern aber gehen ihm entgegen, erzählen ihm das Vorgefallene und Petrus erklärt ſeine Zufriedenheit mit allem, was Clemens geredet.

Die wenigen Tage, die Petrus in Tyrus verweilt, benutzt er dazu, das Evangelium zu predigen und eine Gemeinde einzurichten. Er läßt einen ſeiner Begleiter als Biſchof zurück und eilt nun nach Sidon, um den Magier zu treffen. Kaum aber hat dieſer ſeine Ankunft erfahren, als er von Sidon nach Berytos flieht. Auch hier kann alſo Petrus nur kurz verweilen und nachdem er viel getauft und die kirchlichen Verhältniſſe geordnet, eilt er gleichfalls nach Berytos. Als er hier ankommt, iſt eben ein Erdbeben. Dies benutzt der Magier, um das Volk gegen Petrus aufzuregen. Seht, ſpricht er zum Volk, dies iſt ein Zauberer, er hat das Erdbeben gemacht und die Krankheiten geſchickt, die euch plagen. Petrus erwidert: ja das kann ich alles und wenn ihr mir nicht gehorcht, werde ich eure Stadt zerſtören. Mit dieſer Drohung befiehlt er ihnen den Simon zu meiden, und die erſchrockenen Bewohner jagen ſofort den Simon mit ſeinem Anhang aus der Stadt. Darauf verkündigt er auch hier den wahren Gott, richtet eine Gemeinde ein, eilt dann nach Byblos, und da er den Magier hier nicht mehr trifft, folgt er ihm nach Tripolis.

Auch von hier entflieht der Magier ſogleich nach Syrien. Aber Petrus,

Digitized by Google

dem ſich ein immer größeres Gefolge aus Tyrus, Sidon, Berytos und Byblos angeſchloſſen hat, nimmt in Tripolis einen längeren Aufenthalt. Er beginnt damit, die verderbliche Lehre des Magiers zu widerlegen, und ſetzt nun drei Monate täglich ſeine Lehrvorträge fort. Gegen das Ende dieſer Zeit wird Clemens getauft. Schließlich wird auch hier ein Biſchof eingeſetzt, und Presbyter und Diakonen gewählt. Dann geht es nach Syrien. Von Orthoſia aus werden Aquila und Niketas mit einem Theil der Anhänger nach Laodikeia geſchickt. Petrus verſpricht in ein paar Tagen gleichfalls dort einzutreffen und reiſt nach Antarados.

Clemens freut ſich, daß er bei Petrus bleiben darf, und ſeine Aeußerung: „du vertrittſt mir die Stelle meines Vaters, meiner Mutter und meiner Brüder", führt das Geſpräch auf die Familienverhältniſſe des Clemens. Von Petrus aufgefordert berichtet Clemens Folgendes:

„Meine Eltern, Fauſtus und Matthidia, der kaiſerlichen Familie verwandt, hatten außer mir noch zwei ältere Söhne, Fauſtinus und Fauſtinianus. Gleich nach meiner Geburt mußte meine Mutter, wie mir der Vater ſpäterhin mittheilte, Rom mit meinen beiden älteren Brüdern auf 10 Jahre verlaſſen und nach Athen gehen. Als aber mein Vater in langer Zeit gar nichts von ihnen vernahm und endlich erfuhr, daß ſie gar nicht in Athen angekommen waren, entſchloß er ſich, ſelbſt auf Reiſen ſich zu begeben, um ſie aufzuſuchen. Seit dieſer Zeit — ich war damals 12 Jahre alt — habe ich nie wieder etwas weder von Vater, von Mutter noch von Brüdern gehört, höchſtwahrſcheinlich ſind ſie alle längſt geſtorben, da bereits zwanzig Jahre ſeit der Abreiſe meines Vaters vergangen ſind." Petrus nimmt innigen Antheil an ſeinem Schickſal und kann ſich der Thränen nicht enthalten.

Am folgenden Tage macht Petrus mit ſeinen Begleitern einen Ausflug nach der Inſel Arados. Während die andern ſich entfernen, um die Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen, bleibt Petrus zurück. Ein altes Weib, das am Wege liegt und bettelt, zieht ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er läßt ſich mit ihr in ein Geſpräch ein, erkundigt ſich nach ihren früheren Schickſalen, und erfährt: ſie habe einſt in glänzenden Verhätniſſen gelebt, ihr Mann ſei dem kaiſerlichen Hauſe verwandt geweſen, und ſie hätten drei Söhne gehabt. Da aber der Bruder ihres Mannes in unreiner Leidenſchaft für ſie entbrannte, habe ſie, um ſeinen Nachſtellungen zu entgehen, unter Vorſpieglung eines Traumgeſichts beſchloſſen auf längere Zeit die Heimath zu verlaſſen. Sie wollte mit ihren beiden älteſten Söhnen ſich nach Athen begeben, wurde aber durch ungünſtige Winde verſchlagen und erlitt Schiffbruch, in welchem ſie allein gerettet und nach dieſer Inſel getrieben worden ſei. Kurz, es ſtellt ſich heraus, daß es Matthidia, die todtgeglaubte Mutter des Clemens iſt, und es erfolgt die erſte Scene des Wiedererkennens. An demſelben Tage ſegeln Petrus,

Clemens mit seiner Mutter und die andern Begleiter nach Antarados zurück.

Von da geht die Reise weiter über Balanaia, Palkos, Gabala, nach Laodikeia, wo sie mit Niketas und Aquila wieder zusammentreffen. Und nun offenbart sich, daß diese beiden die vermeintlich bei jenem Schiffbruch ertrunkenen Brüder des Clemens, Faustinus und Faustinianus, sind. Sie waren doch gerettet, aber von Seeräubern gefangen genommen und als Sklaven an jene Justa verkauft worden, die sie aber an Kindesstatt annahm. Die Mutter Matthidia begehrt nun sogleich getauft zu werden. Petrus aber schreibt als Vorbereitung dazu einen Fasttag vor.

Am folgenden Tage findet die Taufe der Matthidia im Meere statt. Während die drei Söhne die Mutter nach Haus begleiten, bleibt Petrus zurück. Ein Alter, der von fern der Taufhandlung zugesehen, tritt zu ihm und sagt: Mitleiden habe ihn ergriffen, als er die Frau nach der Taufe habe beten sehen, denn es gebe keinen Gott, keine Vorsehung, sondern nur eine eiserne Nothwendigkeit. Petrus läßt sich in ein Gespräch mit ihm ein, erkennt, daß es Faustus, der Vater des Clemens ist, und es erfolgt die dritte Scene des Wiedersehens.

Darauf kommen nun wieder religiöse Gespräche, zu welchen der heidnische Fatalismus des Vaters die Veranlassung giebt. Petrus sucht diesen durch Hinweisung auf sein eigenes Schicksal zum Glauben an eine Vorsehung zu führen. Seine Reden sind auch nicht ohne Eindruck auf Faustus, doch ist er von seinen Ansichten noch nicht zurückgebracht.

Am nächsten Tag ist Petrus eben im Begriff, vor Faustus und vor versammeltem Volk die Lehren der christlichen Religion im Zusammenhang zu entwickeln, als unerwartet die Ankunft des Simon mit einigen seiner Anhänger aus Antiochia gemeldet wird. Er ist gekommen, um die Bekehrung des Weisen Faustus zu hindern, und es beginnt nun eine dreitägige Disputation zwischen Petrus und Simon, in welcher der letztere Schritt für Schritt zurückgedrängt und schließlich völlig überwunden wird. Aber noch einmal regt er ein Thema an, mit dem er den Petrus in die Enge zu treiben hofft, nämlich den Ursprung des Bösen. Es entspinnt sich ein neues Gespräch. Mitten in diesem bricht aber die Handschrift ab, in welcher uns die Homilien erhalten sind. Mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß der fehlende Schluß noch die Reise nach Antiochia, die Gründung der dortigen Gemeinde und die Bekehrung des Faustus erzählt haben wird.

Von der anderen, denselben Stoff behandelnden Schrift: die Wiedererkennungen, ist uns auch der Schluß erhalten, der ziemlich abenteuerlich lautet. Simon hält sich mit Annubion, Apion und Anthenodoros in Antiochia auf und erbittert das Volk dergestalt gegen Petrus, daß die Freunde, die der letztere

Digitized by

nach dieſer Stadt vorausgeſchickt hatte, ſich in ihrer Noth an den kaiſerlichen Hauptmann Cornelius wenden. Dieſer läßt das Gerücht ausſprengen, daß er gekommen ſei den Magier zu verhaften, worauf dieſer mit ſeinen Anhängern nach Laodikeia flieht. Hier erfährt der Vater des Clemens die Ankunft ſeiner alten Freunde Apion und Annubion und kommt auf dieſe Weiſe auch mit Simon in Berührung. Simon, um ſich vor der vermeintlichen Verfolgung zu retten, giebt dem Fauſtus eine Salbe, durch deren Einreibung ſein Geſicht in das des Magiers verwandelt wird. Dieſer ſelbſt entflieht nach Judäa. Als Fauſtus zu den Seinigen kommt, entſetzen ſich alle über ſeine Verwandlung. Petrus verſpricht ihm aber ſein Geſicht wieder herzuſtellen, wenn er ſich entſchlöſſe nach Antiochia zu gehen, dort als der Magier Simon aufzutreten und öffentlich zu erklären, daß alles, was er wider Petrus geſagt, erlogen ſei. Fauſtus thut, wie ihn Petrus geheißen, und die Einwohner werden dadurch ſo günſtig geſtimmt, daß Petrus gleich bei ſeinem Auftreten in Antiochia eine große Menge für das Chriſtenthum gewinnt. Endlich giebt Petrus dem Fauſtus ſein Geſicht wieder und ertheilt ihm die Taufe.

Es iſt bezeichnend, daß in dieſer letzten Ausgeſtaltung der Sage nicht mehr Rom der Zielpunkt der Reiſen des Magiers und der Schauplatz ſeiner letzten Niederlage durch Petrus iſt. Die Ueberlieferung, daß Petrus in Rom geweſen, die Gemeinde gegründet und den Episcopat eingeſetzt, ſteht jetzt bereits feſt: die Sage vom Magier hat ihren Dienſt gethan, man braucht ſie nicht mehr für dieſen Zweck. Ja es ſchien ſich zu empfehlen, die Spur, daß der Magier ſelbſt in Rom geweſen, wieder zu verwiſchen, das ketzeriſche, heidniſche Chriſtenthum ſollte überhaupt niemals in Rom geweſen ſein, rein und ungetrübt erhält ſich hier vielmehr vom Anfang an die von Petrus gepflanzte Lehre. Dagegen ſollte nun das pauliniſche Chriſtenthum in ſeinem Urſprung ſchon tödtlich getroffen werden; bis in ſeine Anfänge zurück verfolgte es der Haß der Judaiſten. Antiochia war die erſte Gemeinde der Heidenchriſten, hier war der Ausgangspunkt für die Wirkſamkeit des Paulus geweſen. Konnte nun die Sage etwas Vernichtenderes für das Heidenchriſtenthum erfinden, als wenn ſie den Simon, deſſen Haupt, den Repräſentanten des Paulus (oder wenigſtens eine in Simon verzauberte Perſönlichkeit) öffentlich die eigene Lehre abſchwören und zur Annahme des petriniſchen Chriſtenthums auffordern ließ? Nicht in Rom geſchieht die Entſcheidung, wo vielmehr Simon und ſeine Lehre niemals hingedrungen ſind, ſondern in Antiochia, von wo die falſche Lehre ausgegangen iſt, und wo ſie nun durch einen raffinirten Zug der Sage aus dem Munde des Anſtifters ſelbſt Lügen geſtraft und widerrufen wird. So oft wir wieder auf Abänderungen der Sage ſtoßen, ſelten iſt Sinn und Abſicht derſelben zu verkennen.

Aber haben wir denn ein Recht, dieſen Simon der Homilien mit Paulus zu identificiren? Dafür liegen die unzweideutigſten Beweiſe vor. Was Petrus

gitized by Google

und Clemens vortragen, ist ein Christenthum, das noch wesentlich an das Judenthum gebunden ist; das für alle Völker bestimmt ist, aber nur die Vollendung des alttestamentlichen Gesetzes sein will. Zwischen der Lehre Jesu und der Lehre des Moses besteht kein wesentlicher Unterschied, Gott nimmt jeden an, der an einen von beiden glaubt, das Christenthum ist nur das reformirte, gereinigte und erweiterte Judenthum. Simon dagegen tritt auf als Vertreter der Denkart, welche die christliche Lehre mit heidnischen Speculationen versetzte, als Vertreter der gnostischen Emanationssysteme, ganz besonders aber als Vertreter der Lehre des Marcion, der ein einseitiger, fanatischer Pauliner war. Es wird somit, abgesehen von seinen falschen Künsten, vieles auf Simon übertragen, wofür Paulus gar nicht oder nur indirect verantwortlich war. Aber nun begegnen wir außerdem einer Anzahl Stellen, in welchen die persönliche Anspielung auf Paulus unverkennbar ist, in welchen er gradezu als Paulus erscheint, der in den Clementinen nirgends genannt ist, aber eben in solchen verdeckten Anspielungen getroffen werden soll. So z. B. in der großen Disputation zu Laodikeia, wo Petrus dem Simon ganz dieselben Vorwürfe macht, wie sie Paulus noch bei Lebzeiten von den Judenchristen hören mußte. Simon behauptet nämlich, Christus sei ihm in einer Vision erschienen, und da die Wahrheit authentischer durch Erscheinungen als durch persönlichen Umgang vermittelt werde, verstehe er die Lehre besser als Petrus. Dieser erwidert ihm: „wenn dir unser Jesus in Gesichten erschienen ist, so hat er es gethan, weil er dir als einem Feind zürnte; deswegen hat er durch Gesichte und Träume mit dir geredet. Kann aber einer durch Visionen die Befähigung zum Lehramt erhalten? Wie kommt es dann, daß der Lehrer ein ganzes Jahr mit Wachenden beständigen Umgang gehabt hat? Und wie sollen wir für wahr halten, daß er dir erschien? Wie kann er dir erschienen sein, da du nicht übereinstimmend mit seiner Lehre denkst? Bist du, auch nur eine Stunde seines Anblicks theilhaftig, von ihm belehrt und zum Apostel befugt worden, so verkündige seine Lehre, liebe seine Apostel und streite nicht mit mir, der ich mit ihm zusammen war. Denn gegen mich, der ich ein fester Fels bin, das Fundament der Kirche, bist du aufgestanden, und wenn du mich verurtheilt nennst, so klagst du Gott an, der mir Christus geoffenbart hat, und fährst gegen den los, der mich wegen dieser Offenbarung selig gepriesen hat."

Genau mit denselben Gründen hatten die judaistischen Gegner die Autorität des Paulus angegriffen, gegen dieselben Vorwürfe hatte er sich in den Briefen an die Galater und Korinther zu rechtfertigen. Mit welchem Eifer sieht er sich hier genöthigt, die Realität seiner Christuserscheinungen zu vertheidigen, da die Gegner solchen Visionen, auf die er sich berief, allen Werth absprachen und nur den unmittelbaren persönlichen Umgang mit Jesus als einzigen Rechtstitel auf das apostolische Amt gelten lassen wollten. Und wie hat

Digitized by Google

ſich in den Worten: „und wenn du mich verurtheilt nennſt“ bis auf den Ausdruck hinaus die Erinnerung an jene Scene in Antiochia erhalten, wo Paulus dem Petrus ſeine Schwachheit öffentlich vorgerückt hatte. (Galater 2, 11.)

Es ſteht den Homilien des Clemens ein Brief des Petrus voran, mit welchem dieſer ſeine „Lehrvorträge“ an Jakobus, den Biſchof von Jeruſalem überſendet. Wahrſcheinlich gehörte der Brief nicht urſprünglich zu den jetzigen Homilien, ſondern zu einer älteren „Predigt des Petrus“ überſchriebenen Schrift, die jedoch die Grundlage der Homilien bildet und in den Roman derſelben verwoben iſt. Hier iſt die polemiſche Tendenz gegen Paulus noch weniger verhüllt. Petrus legt dem Jakobus ans Herz, ſeine Predigten ja nicht den Heiden mitzutheilen, ſondern nur den Beſchnittenen, ſonſt werde die Lehre der Wahrheit in viele Meinungen auseinandergehen, und ſchon ſehe er den Anfang des Uebels: „denn einige aus den Heiden haben die durch mich geſchehene geſetzmäßige Predigt verworfen und die geſetzloſe und nichtswürdige Lehre des feindſeligen Menſchen angenommen, und ſchon zu meinen Lebzeiten haben einige es unternommen, durch künſtliche Deutungen meine Lehrvorträge in die Aufhebung des Geſetzes umzugeſtalten. Wenn ſie ſchon zu meinen Lebzeiten ſolches gegen mich zu lügen wagen, wie viel mehr wird man erſt nach mir wagen?“ Ganz deutlich iſt hier unter dem feindſeligen Menſchen, der die ewige Giltigkeit des Geſetzes beſtreitet und eine geſetzloſe Lehre predigt, der Apoſtel Paulus verſtanden.

Zu dieſem Brief des Petrus an Jakobus gehört dann noch ein Brief des Clemens an Jakobus, der die unmittelbare Einleitung in die Homilien bildet. Clemens meldet darin dem Jakobus, dem Oberbiſchof aller Gemeinden, den Tod des Petrus, erwähnt ſeine Einſegnung durch Petrus in den römiſchen Episcopat und fügt bei, daß Petrus ihm den Auftrag gegeben, den Hauptinhalt ſeiner auf den verſchiedenen Reiſen gehaltenen Lehrverkündigungen dem Jakobus mitzutheilen. Daran ſchließt ſich die Mittheilung dieſer Vorträge in den Homilien unmittelbar an, die ja gleichfalls die Form von Briefen des Clemens an Jakobus haben. Der Zweck dieſer beiden Briefe liegt auf der Hand. Der Verfaſſer wollte für den echten Clemens gehalten werden. So romanhaft ſeine ganze Erzählung iſt, wollte er ſie doch nicht als Dichtung, ſondern als Wahrheit betrachtet wiſſen, ſie ſollte auf Clemens, ja indirect auf Petrus ſelbſt zurückgeführt werden. Zu dieſem Zweck wird Clemens in die engſte Verbindung mit Petrus geſetzt und zu deſſen Schüler und Begleiter gemacht. Der die Vorträge ſelbſt mit angehört, war auch am beſten im Stande, ſie der Nachwelt zu überliefern. Aber noch mehr, er muß ſelbſt von Petrus den Auftrag erhalten, ſeine Predigten aufzuzeichnen, und damit die höchſte jeden Zweifel ausſchließende Beglaubigung nicht fehle, ſtellte man jenen angeblichen Brief des Petrus voraus, womit dieſer ſelbſt ſeine von Clemens aufgezeichneten Vorträge an Jakobus überſendet. So war zwei- und dreifach die Authentie gedeckt, und das Werk des römiſchen

Digitized by Google

Judaiſten in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts trug, vor jedem Verdacht geſchützt, die Autorität eines Clemens und ſelbſt eines Petrus an der Stirn. Auch dieſes Verfahren iſt bezeichnend für die pſeudonyme Literatur, die damals in ſo großem Umfange betrieben wurde.

Aus dieſem Roman iſt nun manches in die kirchliche Tradition übergegangen. So iſt die ſeit dem Ende des vierten Jahrhunders allgemein adoptirte Angabe, daß Petrus der erſte „Biſchof" der römiſchen Gemeinde geweſen, auf dieſe Quelle zurückzuführen. Hier kommt dieſer in jeder Beziehung unhiſtoriſche Ausdruck zum erſten Mal vor. Aus derſelben Quelle kommt alles, was man über das Leben des römiſchen Clemens und ſein nahes Verhältniß zu Petrus erzählte. Von dieſer Perſönlichkeit bleibt überhaupt gar wenig übrig, wenn man abzieht, was Legendenhaftes, Tendenziöſes und notoriſch Ungeſchichtliches ſich an ſie gehängt hat. Mit der Angabe, daß Clemens von Petrus zu ſeinem unmittelbaren Nachfolger auf der Kathedra eingeſetzt worden ſei, konnten freilich die Clementinen nicht durchdringen gegen eine andere, wie es ſcheint pauliniſche Tradition, daß nämlich Linus und Cletus die älteſten Biſchöfe und Clemens der Dritte in der Reihe ſei. Es war dies ein ärgerlicher Widerſpruch; bei einem Kirchenſchriftſteller fand ſich die eine, beim andern die andere Angabe. Die Kirche wies ſchließlich definitiv dem Clemens die dritte Stelle an, wo man ſich immerhin die Sache ſo zurecht legen konnte, daß Clemens von Petrus zum Biſchof eingeſetzt, aber erſt nach Linus und Cletus ſein Amt angetreten habe.

Jedenfalls ſtanden die Homilien in der alten Kirche in hohem Anſehen. Man hielt ſie wirklich für eine Schrift des Clemens, und ein Patriarch von Konſtantinopel zählte ſie ſogar zu den Apokryphen des Neuen Teſtaments. Man darf die Schrift keineswegs, wie man aus ihrem Ebionitismus, d. h. aus ihrer judenchriſtlichen Färbung, aus ihrer Oppoſition gegen Paulus und gegen die Vergöttlichung Jeſu hat ſchließen wollen, für das Product einer außerhalb der Kirche ſtehenden ketzeriſchen Partei halten. Vielmehr iſt ſie aus einer noch nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts weitverbreiteten Richtung hervorgegangen, ſie tritt überall mit dem Bewußtſein auf, die wahre bis auf die Urapoſtel zurückreichende Tradition gegen häretiſche Meinungen und Parteien zu vertreten, und ſie iſt ſelbſt in die Reihe der das ganze 2. Jahrhundert ausfüllenden Verſuche zu ſtellen, ein Friedensprogramm für die ſich bekämpfenden Richtungen in der Kirche zu gewinnen: ſie iſt, wie Schwegler ſie genannt hat, ein Unionsprogramm auf der Baſis des Judaismus. So auffallend der judaiſtiſche Standpunkt ſich zu erkennen giebt, ſo hat doch dieſe Partei ſchon zu weſentlichen Zugeſtändniſſen ſich herbeilaſſen müſſen. Sie hat namentlich auf die urſprüngliche Forderung der Beſchneidung verzichten und ſie hat die Thatſache des Heidenchriſtenthums, den Univerſalismus des Evangeliums anerkennen müſſen. Nur daß ſie die Heidenmiſſion für ſich ſelbſt vindicirte, indem ſie dieſelbe auf Petrus übertrug,

den Paulus dagegen ignorirte. Dieſer wird nur anonym, in verſteckter Weiſe angegriffen, es iſt nicht auf offene Bekämpfung, aber auf die Verdrängung des wahren Heidenapoſtels abgeſehen. Es giebt keinen Paulus mehr, ſeine Perſönlichkeit iſt entzweigeſchnitten, und die eine Hälfte auf Petrus, die andere auf den Magier Simon übertragen. Was man von Paulus Lehre und Wirkſamkeit acceptirte, nämlich die Heidenmiſſion, wird dem Petrus zugetheilt; was man als ketzeriſch daran verwarf, wie ſeine Bekämpfung des Geſetzes, ſeine Vergöttlichung Chriſti und anderes Speculative, mit dem er den gnoſtiſchen Syſtemen die Hand zu reichen ſchien, wurde dem Magier Simon in den Mund gelegt. Unter dieſer Bedingung war auch das orthodoxe, d. h. das judaiſirende Chriſtenthum bereit ſich in der Heidenwelt einzurichten, und die Tendenz der Homilien iſt ſchließlich eben die, die Heidenwelt für dieſe judaiſirende Form des Chriſtenthums zu gewinnen. Der Roman wandte ſich offenbar an die gebildeten Heiden, und in ſeinem Helden Clemens, der ein geborner Heide und in den Philoſophenſchulen erzogen, dann von Petrus bekehrt, deſſen beſtändiger Begleiter und ſchließlich Nachfolger wird, war recht eigentlich das Muſter eines Heidenchriſten aufgeſtellt, und zugleich der Typus einer Denkweiſe, mit welcher ſich alle Parteien ſchienen zufrieden geben zu können.

Der definitive Ausgleich iſt dann freilich auf einer Grundlage erfolgt, die um ein Bedeutendes dem Paulinismus näher gerückt iſt als der Standpunkt der Clementinen. Manches was dieſe als orthodox hingeſtellt hatten, galt deswegen ſpäterhin als ketzeriſch; die ſchroffen judaiſtiſchen Züge wurden aus dem kirchlichen Lehrſyſtem ausgeſchieden, und Paulus ſelbſt wurde als Bruder des Petrus anerkannt, ſobald nur die Pauliner ſich entſchloſſen, ihrem Apoſtel in nichts einen Vorrang vor den Urapoſteln zuzuerkennen, ihn vielmehr ſo darzuſtellen, daß er in allen Stücken völlig mit Petrus und Petrus mit ihm harmoniſirt war.

Da nun aber die Homilien einen ſo ehrwürdigen Namen wie den des römiſchen Clemens an der Stirn trugen, wurden ſie nicht einfach als ketzeriſch beſeitigt, ſondern man nahm im Laufe der Zeit Ueberarbeitungen mit ihnen vor, in denen man ſie dem ſpäteren kirchlichen Standpunkt annäherte. So iſt in der Redaction der „Wiedererkennungen" jede Polemik gegen den Apoſtel Paulus verſchwunden, obwohl auch jetzt ſein Name nicht genannt iſt; auch ſonſt iſt der Judaismus in dieſer Bearbeitung gemildert. Erſt am Ende des 5. Jahrhunderts wurde dieſe Schrift für apokryph erklärt, alſo des kirchlichen Anſehens beraubt, während noch ſpäter Ausgaben der Homilien verbreitet wurden, in denen man alles beſeitigt hatte, was mit der katholiſchen Orthodoxie nicht übereinſtimmte.

Was am meiſten dazu beitrug der pſeudoclementiniſchen Literatur ein ſo hohes Anſehen zu ſichern, war ihre hierarchiſche Tendenz. In dieſer Beziehung

Digitized by Google

war ſie gradezu epochemachend für die Entwicklung der Kirche. Die Idee der kirchlichen Einheit und Centraliſation, einer organiſchen Kirchenverfaſſung und Kirchenregierung, die Idee des Episcopats tritt uns in den Homilien zum erſten Male in Form einer Doctrin entgegen, und dies iſt nun noch das letzte Intereſſe, das ſich an die Petrusſagen überhaupt knüpft.

Der deutſche Buchhandel der letzten Monate.

Nicht immer iſt Ihres Berichterſtatters Aufgabe eine leichte. Denn von dem, was auf den Wogen der Literatur obenauf ſchwimmt, vermag er manches nicht als Schaum zu erkennen und vielerlei, das unter der Sonde des Kritikers nicht Probe halten wird, nennt er. Mehr noch müßte er aber nennen, glaubte er den Verſicherungen vieler Verleger. Ihnen iſt nicht ſelten nur das allein trefflich und preiswürdig, bei dem ſie ſelbſt die literariſchen Hebammendienſte verrichteten. Hätten ſie recht, ſo lebten wir in einem goldenen Zeitalter der Literatur, voll großartiger Erſcheinungen vornehmlich auf dem Gebiete der Belletriſtik und ſogenannter „populärer“ Werke. Dürften wir ihnen ſtets trauen, ſo wäre jede Flaume, die unſer Federvieh — wie Friedrich Perthes ſcherzweiſe die Schriftſteller nennt — von ſich ſchüttelt, ein Wunder der Schöpfung, ſo wären nur diejenigen wirkliche Menſchen, die der ſtereotypen Phraſe, daß dieſes oder jenes Buch „für jeden Gebildeten unentbehrlich“ ſei, aufs Wort glauben. Mit jedem Buche mehr, welches das geneigte Publikum dem Verleger abkauft, klimmt es eine Stufe höher hinauf an der Himmelsleiter menſchlicher Vollkommenheit, deren Spitze es nie erreichen ſoll und kaufte es noch ſo viele unſerer modernſten „Claſſiker“.

So hat von den literariſchen Erſcheinungen, die täglich die Spalten des Börſenblattes füllen, nur weniges die Ausſicht auf ein längeres Leben und viele Schriftſteller, die ſtark auf die Gerechtigkeit der Nachwelt hoffen, nachdem ſie der Mitwelt keinen Spaß gemacht, hoffen umſonſt. Aber auch viele unſrer modernen Helden auf dem Gebiete der Belletriſtik, die mit ängſtlicher Sorge das ewige Autorrecht in Trümmer gehen ſehen, dürfen ruhig ſein. Wenige Jahre nur, und die Mode huldigt andern Götzen. Wie viele wird das beginnende zweite Jahrtauſend nachzudrucken der Mühe werth halten? Habe ich doch

auch noch nicht geleſen, daß der ſelige Clauren zum 9. November 1867 neu erſtehen ſollte.

Der aber, der bei kommenden Geſchlechtern, ſowie heute bei uns die Rolle des literariſchen Minos ſpielt, iſt der Antiquar. Nicht meine ich jenen, bei dem unſere Eltern aus weiſer Sparſamkeit einen alten Zumpt oder Ellendt für uns kauften; auch nicht jenen, der ſeinen Sitz meiſt in Seeſtädten aufgeſchlagen hat und Ausfuhrgeſchäfte mit alten Auflagen, mit den zweifelhaften Geiſtesproducten famoſer Autoren, den Caſanovas der Jetztzeit, macht, ſondern ich meine jenen, der wie die eben genannten mit Büchern handelt, aber nicht mit ſolchen, die erſt die Preſſe verlaſſen haben, um vielleicht auch ins Inland „exportirt“ zu werden, ſondern mit ſolchen, welche die erſte Jugend hinter ſich haben und von den Bücherlagern der Sortimenter verſchwunden ſind. Dieſe finden wir dann beim Antiquar, der mit unerbittlicher Hand die Schafe von den Böcken, das Gangbare von dem Ungangbaren ſcheidet und Letzteres hinausſtößt, damit es ſeinen großen Kreislauf von neuem beginne, damit es von der Papiermühle über die Druckerei zur Papiermühle zurückkehre. Erſt bei dem Antiquar zeigt es ſich, wie die urſprünglich von dem Verleger feſtgeſtellten und vom Sortimenter angenommenen Preiſe dem Marktwerthe der Bücher wenig entſprechen. Als jene die Bücher herausgaben, nahmen ſie die Verlagskoſten als Minimum des zu deckenden Betrags. Dies war die einzige Ziffer, die ſich annähernd genau beſtimmen ließ. Der für die Bücher anzuſetzende Preis richtete ſich weiter nach dem muthmaßlichen Abſatze des Buches, wobei wieder die Thatſache ins Spiel kam, daß für wohlfeile Bücher das Abſatzfeld ein größeres zu ſein pflegt, als für theure. Eine Menge Möglichkeiten thürmten ſich vor dem Verleger auf und wie leicht er falſch rechnet, ſagen ihm ſeine Geſchäftsbücher. Alle dieſe Sorgen kennt der Antiquar nicht. Wenn er die Bücher erhält, hat ſich das Urtheil der Welt über ihren Werth feſtgeſtellt. Nach dieſem und der größern oder geringern Seltenheit der Exemplare, und genau nach den andre Handelsgeſchäfte regelnden Geſetzen von Angebot und Begehr richtet er ſeinen Preis. Daher der außerordentliche Unterſchied zwiſchen den Preiſen der Verleger und Antiquare. Manches Buch, das dem Verleger ſchweres Geld koſtete, ſinkt vielleicht unter den Werth gewöhnlicher Maculatur, weil es gebunden iſt und nicht einmal vom Metzger zum Einwickeln von Fleiſch benutzt werden kann. Andres ſteigt wieder zu hohen Preiſen auf, weil es ſelten zu haben iſt und in dem Buche nicht der Werth des Inhalts, ſondern der Werth der Ausgabe bezahlt wird. Der Antiquar würde dich auslachen, böteſt du ihm einen Neudruck des „Werther“ in Tauſch gegen die erſte Originalausgabe, und jeder weiß, daß die ſogenannten réimpressions“ lange nicht den Werth der Originale haben.

So ſind die Maſſen ſtets im Fluß und der menſchliche Geiſt iſt raſtlos. Während er heute auf dieſem Gebiete forſcht und ringt, klärt ſich ab, was ein

früheres Geschlecht auf einem andern Gebiete hervorgebracht. Und je mehr Zeit vergeht, desto größer wird die Masse des Unbrauchbaren und Abgenutzten. Vermittler zwischen Gegenwart und Gegenwart sind Sortimenter und Verleger, zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist es der Antiquar, der Buchhändler κατ' ἐξοχήν.

Für uns freilich existiren nur die Gegenwart und diejenigen Bücher, welche die letzten beiden Monate hervorgerufen. Jetzt, wo die Preußen zum Theil schon Luxemburg geräumt haben und das Schwert vorübergehend in der Scheide ruht, ist auch das Frischeste veraltet und wir zerbrechen uns nicht mehr den Kopf über der Frage „Preußen oder Frankreich im Besitze Luxemburgs", eine Frage, die außer früher Genanntem auch ein in französischer Sprache geschriebenes und in Berlin erschienenes Schriftchen hervorrief. Zu derselben Zeit erschien, von einem preußischen Offizier geschrieben, „Die Schlagfertigkeit unserer neuen Armeecorps im April 1867". Während die Krönungsstadt am Main abermals fragt, „Was soll Frankfurt dem Staate entrichten und abgeben?", und „Die Ansprüche der Polen auf Westpreußen" von Stadie beleuchtet werden, betrachten einzelne Brochüren die politische Lage vom allgemeineren Standpunkte, so: „Wie es kam und wohin es geht. Ein politisches Gespräch. Ende April 1867", „Der norddeutsche Bund, das preußische Volk und der Reichstag" von A. Groote und „Einheitsstaat oder Bundesstaat" von A. Lüntzel mit dem für Particularisten fatalen Motto

οὐκ ἀγαθόν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω.

Während eine neulich erwähnte Schrift auf die Pflicht Preußens, sich nach Colonien umzusehen, hinwies, bringt jetzt F. Maurer „Die Nikobaren. Colonialgeschichte und Beschreibung nebst motivirtem Vorschlage zur Colonisation durch Preußen". Auch Oestreich bringt einige deutsche Brochüren neben zwei französischen, welche letztern sich lebhaft mit zu suchenden Bündnissen beschäftigen. Von jenen nenne ich nur „Oestreichs Rettung" von J. J. Prochazka. Mit mehr militärischen Gegenständen beschäftigen sich: „Die Befestigung Wiens, insbesondere vom Standpunkte der allgemeinen Reichsvertheidigung" und „Admiral Tegetthoff und die östreichische Kriegsmarine", beides Schriften von Fachmännern.

Auf dem Gebiete der Zeitgeschichte ist wenig zu nennen und in diesem Fall dürfen wir sagen, glücklicherweise. Der Geburtstag deutscher Einheit, der 3. Juli, findet die Verfassung des norddeutschen Bundes rechtsgiltig, die handelspolitische Einheit mit dem Süden zum guten Ende glücklich eingeleitet. Auch die Verwundeten sind geheilt und wer die Kugelbüchse mit der Feder wieder vertauschte, schreibt für Befreundete vielleicht seine Erlebnisse, aus denen manches der Geschichtsschreiber zu holen vermag. Ich nenne nur „Erlebnisse der freiwilligen akademischen Schützencompagnie im Feldzuge 1866", die in

Digitized by Google

Innsbruck erschienen, „Drei Monate kriegsrechtlicher Haft in Oestreich während des Sommers 1866“ von F. Brunck. Auch erwähne ich hier am besten das verdienstvolle und beachtenswerthe Buch „Unter dem rothen Kreuz: Fremde und eigene Erfahrungen auf böhmischer Erde und den Schlachtfeldern der Neuzeit“ von J. Naundorff. Die „Geschichte des Feldzuges 1866 in Italien“ erzählt mit Benutzung authentischer Quellen A. Hold, während eine berliner Schrift vom norddeutschen Bund in seiner bisherigen Entwicklung und den Bündnißverträgen Preußens mit den süddeutschen Staaten handelt. Auch die „Europäische Chronik vom 1. Mai 1865 bis Ende April 1867“ von F. W. Ghillany und der siebente Jahrgang des „Europäischen Geschichtskalenders“ von H. Schultheß mögen hier genannt sein. Aus der Reihe illustrirter Werke sind hervorzuheben die zweiten Bände der bei dem Verleger des „Daheim“ erschienenen Werke „Der böhmische Krieg“ von G. Hiltl und „Von der Elbe bis zur Tauber“, beide in Großoctav und J. J. Webers „Illustrirte Kriegschronik“, ein stattlicher Band in Folio mit vortrefflichen Holzschnitten und gutem Texte.

Besonderes reich ist diesmal der Bericht an Geschichtswerken, Quellenforschungen, wie Bearbeitungen für gebildete Leser. Um zunächst in das Alterthum zurückzugreifen, ist die Weber-Holtzmannsche „Geschichte des Volkes Israel“ in zwei Bänden zu nennen, die, aus der großen Weberschen Weltgeschichte herausgewachsen, doch ein selbständiges, historisch abgeschlossenes Ganzes bildet und mit dem Moment schließt, in welchem der religiöse Schwerpunkt von Jerusalem nach Rom übergeht. Als Beitrag zur Alterthumskunde im Rheinlande mag auch hier die Schrift „Die römische Wasserleitung aus der Eifel nach Köln“ von C. A. Eick genannt sein. Nochmals kehren wir dann zu den Juden zurück, indem wir S. Haenles „Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstenthum Ansbach“ erwähnen. Bernhardts „Geschichte Roms von Valerian bis zu Diocletians Tode“ zeichnet in ihrem ersten vorliegenden Bande den allmäligen Verfall der römischen Macht, indem sie mit den Anfängen Valerians beginnt und zunächst mit dem Tode des Cäsars Carin in der Schlacht bei Margus (284 n. C.) wider Diocletian endigt. In drei Bänden wird das Ganze vollendet sein. Ebenso liegt von einer „Geschichte der Stadt und Landschaft Bern“ von Wattenwyl von Diesbach der erste Band (13. Jahrhundert) vor. J. G. Lehmann giebt eine „Vollständige Geschichte des Herzogthums Zweibrücken und seiner Fürsten, der Stamm- und Voreltern des k. bayerischen Hauses“, während A. Wohlwill in seiner Schrift „Die Anfänge der landständischen Verfassung im Bisthum Lüttich“ einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Verfassungslebens liefert. Zur Kenntniß der Geschichte des Reformationszeitalters, sowie der sich an dasselbe reihenden politischen und religiösen Wirren vermag zunächst beizutragen: G. J. Th. Laus „Geschichte der Einführung der Reformation in den Herzogthümern Schleswig-Holstein bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts“,

Digitized by Google

dann H. Ulmanns „Fünf Jahre Würtembergiſcher Geſchichte unter Herzog Ulrich", [1515—1519], jenem durch Volksſage und Roman gleichmäßig bekannten Fürſten. In Ritters „Geſchichte der deutſchen Union von den Vorbereitungen des Bundes bis zum Tod Rudolfs des Zweiten", deren erſter Band vorliegt, ſollen die Geſchicke der deutſchen Union bis zum Jahre 1612, ſowie die Politik der deutſchen und außerdeutſchen Mächte dargeſtellt werden, welche die Beſtrebungen der unirten Stände begünſtigten oder bekämpften, während K. Reichard in ſeiner Schrift „Die maritime Politik der Habsburger im ſiebzehnten Jahrhundert" meiſt aus den Archiven der Hanſeſtädte geſchöpftes Material zu einer Schilderung des Planes zuſammenſtellte, welchen die Habsburger zu Anfang des dreißigjährigen Krieges zur Gründung einer Oſtſeeflotte gefaßt hatten. Jankos „Wallenſtein. Ein Charakterbild im Sinne neuerer Geſchichtsforſchung" fußt nur mittelbar auf archivaliſchen Studien. — Mit einem Sprunge kommen wir in die Neuzeit und nennen zunächſt „Aus den Papieren des verſtorbenen Generals von Holleben", eigentlich eine Biographie dieſes Mannes, hauptſächlich aber intereſſant als Beitrag zur Geſchichte der Freiheitskriege. Rittwegers Schrift „Neuere Geſchichte von Frankfurt a. M. ſeit 1792" greift in ihrem erſten Hefte etwas weiter zurück, indem ſie von Cüſtine in Frankfurt und der Wiedereinnahme der Stadt durch die Deutſchen handelt. Der zweite (Schluß-) Theil von Paulis „Geſchichte Englands" (aus „Staatengeſchichte der neuſten Zeit") bildet einen Commentar zu den ſtaatsrechtlichen Werken der Gegenwart und umfaßt die Jahre 1830—1841. Von Prokeſchs „Geſchichte des Abfalls der Griechen vom türkiſchen Reiche im Jahre 1821 und der Gründung des helleniſchen Königreichs", die ſechs ſtattliche Bände (wovon vier Bände Beilagen) umfaſſen ſoll, liegen die vier erſten Bände vor. Schließlich mag noch „Geſchichte des polniſchen Aufſtandes vom Jahr 1846" von M. Sala und Lorentzs „Neueſte Geſchichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris (1815—1856)", herausgegeben von Th. Bernhardt, als ein Buch genannt werden, welches eine Ueberſicht der Ereigniſſe jener Periode für gebildete Leſer zu geben beſtimmt iſt.

In längſtvergangene Jahrhunderte ſteigt die Monographie hinab, aber nur vorübergehend. Denn wir kommen über Dittrichs Monographie „Dionyſius der Große von Alexandrien" zu zwei Geſtalten des Mittelalters, zur „Markgräfin Barbara zu Brandenburg, verwittweten Herzogin in Schleſien", von welcher C. Höfler ſpricht, während ein anderes Schriftchen von Meiners die „Geſchichte Anton Günthers, des letzen regierenden Grafen von Oldenburg" erzählt. Martin Chemnitz, der ſ. Z. hauptſächlich gegen das trienter Concil und den Jeſuitenorden ſchrieb, nach ſeinem Leben und Wirken zu ſchildern, hat H. Hachfeld unternommen, während J. L. Paſig, als Beitrag zur ſächſiſchen Kirchen- und Landesgeſchichte, von „Johannes VI Biſchof von Meißen" handelt'

Digitized by Google

und eine kleine Schrift von Th. Dithmar „Hans Wilhelm Kirchhoff“ einem erzählenden Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts gewidmet ward. Mit zwei Werken über Musiker betreten wir die Neuzeit: „Haydn in London“ von C. F. Pohl und „Beethovens Mannesalter 1793—1814“ von L. Nohl (2. Band von „Beethovens Leben“). Daran reiht sich Mendelssohns Buch über einen Virtuosen aus dem Gebiete des Esprit und der Lebenslust, Friedrich von Gentz, der groß war in den Zeiten der Noth, während das Glück alle Fugen seines sittlichen Charakters löste. Hierbei mag auch genannt sein „Aus dem Nachlasse Friedrichs von Gentz“, deren erster Band Privatbriefe, kleinere Aufzeichnungen und Denkschriften enthält. In der Folge werden dann noch der Briefwechsel mit dem Hospodaren der Walachei und Moldau aus den Jahren 1813—1828 und die politischen Correspondenzen mit verschiedenen Staatsmännern zur Herausgabe gelangen. Zum Schlusse mag außer E. Riehms Schrift „Dr. Hermann Hupfeld. Lebens- und Charakterbild eines deutschen Professors“ genannt sein: „Aus dem Leben eines Unbekannten. Mit einem Vorwort von Dr. F. Fabri“, ein autobiographisches Denkmal von streng religiöser Richtung.

Der Briefwechsel sind zwei zu erwähnen. Der erste „Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense“ ist in Heft 27 d. Bl. schon ausführlich besprochen worden, so daß es genügt, ihn vorübergehend zu nennen. Der andre Briefwechsel ist der zwischen Maria Theresia und Joseph dem Zweiten, sammt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold. Der zweite vorliegende, ebenfalls von Arneth herausgegebene Band umfaßt die Jahre 1773 bis Juli 1778.

Den Uebergang zur Literaturgeschichte und Verwandtem mag Karl Mayers zweibändiges Buch „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen“ bilden, das manches Interessante neben dem Unwichtigsten bringt und an einer etwas starken Ueberschätzung jener Kreise leidet. Eine Reihe von bereits veröffentlichten literarhistorischen und sprachwissenschaftlichen Aufsätzen, denen sich übrigens einige ungedruckte Arbeiten zugesellten, giebt Franz Pfeiffer in seinem allgemeiner interessanten Buche „Freie Forschung. Kleine Schriften zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache“. Der vorliegende dritte Band von Ettmüllers „Herbstabenden“ bespricht und bringt ins Hochdeutsche übertragene Proben aus den höfischen Minnesingern und Meistern des 13. Jahrhunderts, geht dann über zum Volksliede, zum geistlichen und weltlichen Schauspiel und zum Fastnachtsspiel des 14. bis 16. Jahrhunderts. Außer K. R. Pabsts zwei akademischen Vorträgen „Ueber Gespenster in Sage und Dichtung“ und Kecks Schrift über die Kudrunsage müssen dann noch des kürzlich verstorbenen Ch. H. Weiße „Kleine Schriften zur Aesthetik und ästhetischen Kritik“ genannt werden, die R. Seydel herausgab.

Auch die Pflanzenwelt hat ihre Aesthetik. Zu ihr Beiträge zu liefern hat

Digitized by Google

K. v. Hippel in seinem Buche „Natur und Gemüth“ unternommen. Außerdem sind auf diesem Gebiete noch zu nennen V. Granellas philosophisch-ästhetische Studien unter dem Titel: „Wahrheit, Schönheit und Liebe“.

Von dem Gebiete der Kunst und Kunstgeschichte mag außer Zells Schriftchen: „Die Kirche der Benedictiner-Abtei Petershausen bei Constanz“ noch F. Pechts Buch: „Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867“ lobend erwähnt sein, ansprechende Berichte über die Leistungen der verschiedenen Nationen auf diesen Gebieten.

Ehe wir zur Belletistrik übergehen, muß auf dem Gebiete von Völkerkunde und Reisen zunächst noch E. Osenbrüggens hübsches Buch: „Wanderstudien aus der Schweiz“ genannt werden, dessen erster Band vorliegt und das als Fortsetzung von desselben Verfassers „Culturhistorischen Bildern aus der Schweiz“ zu betrachten ist. Ferner zwei weitere ansprechende Werke, des düsseldorfer Malers E. Hildebrandt „Reise um die Erde“, die E. Kossak nach dessen Tagebüchern in drei Bänden beschrieb und das empfehlenswerthe Buch „Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder“ von O. Hartwig. Die fünf Aufsätze des ersten vorliegenden Bandes sind bis auf den letzten früher schon gedruckt. In weiteren Bänden will der Verfasser, der fünf Jahre Geistlicher der deutsch-evangelischen Gemeinde in Messina war, die Geschichte der Juden, der Inquisition und des Luxus in Sicilien, der Erhebung der Insel im Jahre 1860 und der revolutionären Emeute in Palermo 1866 zu einem Gesammtbilde zusammenstellen. Am besten findet hier auch W. O. von Horns Werk „Der Rhein, Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte“ seinen Platz. Die erste illustrirte Lieferung liegt vor. Als interessant mag auch das 19. Ergänzungsheft zu „Petermanns Mittheilungen“ genannt sein, in welchem E. Behm eine geographisch-statistische Uebersicht über Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen mit historischen und volkswirthschaftlichen Notizen giebt.

Es wäre ein hübscher Gegenstand für die Feder eines Berufenen, eine Geschichte der Titel und Vorreden zu schreiben. Der Geschmack ist auch auf diesem Gebiete stets wandelbar gewesen. Ja, er erstreckt sich bis in die Druckereien, indem er Größe des Formats, Gestalt der Lettern bestimmt, bis in die Werkstätte des Buchbinders, der ja viel dem Schneider Analoges hat. Denn er kann mit stolzem Bewußtsein sagen, daß die Kleider, die er liefert, auch Leute machen und mancher Schriftsteller muß sich gestehen, daß er von Buchdruckers- und Buchbindersgnaden sei, was er ist.

So erfreuen wir uns schon geraume Zeit der Mode möglichst nichtssagender Büchertitel, wenigstens auf dem Gebiete der Belletristik. Die Periode ist schon lange vorbei, wo der Leser auf dem ersten Blatte in nuce den Inhalt des Buches las und wo ein angenehmer Vorschmack des Grauens über ihn kam, das ihm späterhin das Buch selbst einflößen sollte. Wir sind so blaß und

farblos wie möglich, und eine Aufstellung dessen, was in dem kurzen Zeitraum von acht Wochen auf diesem Gebiet erschienen, ist schwer genießbar; doppelt ungenießbar, wenn nichts besonders Hervorragendes zu erwähnen ist und wenn das Ungereimte auch in der Prosa sich schwer auf den ersten Blick erkennen läßt. Daß aber ein echter Poet den Anfang mache, so erwähnen wir zunächst Friedrich Rückerts zu verschiedenen Zeiten entstandene Uebersetzungen von 21 Idyllen Theokrits, den Vögeln des Aristophanes und der Sakuntala, die von dem Verstorbenen noch zum Drucke vorbereitet, jedoch erst von seinem Sohne Heinrich herausgegeben wurden. Hieran reihe sich eine neue Bearbeitung von „Shakespeares Historien", worunter man bekanntlich jene 10 Dramen begreift, die ihren Stoff der englischen Geschichte, ihren Titel den Namen englischer Könige entlehnt haben. Mit Zugrundelegung des schlegelschen Textes liefert Dingelstedt in dem Werke, von dem 3 Bände vorliegen, eine gleichmäßig für die Bühne wie für den Leser bestimmte freie Bearbeitung und giebt zu diesem Behufe zu den einzelnen Stücken sachliche und historische Erklärungen, scenische und dramaturgische Erläuterungen. Auch mag hier genannt sein de Wildes Uebersetzung von J. van den Vondels Trauerspiel „Gysbrecht van Aemstel", das einem vaterländischen, um 1304 spielenden Stoffe entnommen ist und seit 229 Jahren alljährlich auf der amsterdamer Bühne kurz nach Weihnachten und Neujahr zur Aufführung gebracht wird. An diese Uebersetzung einer altholländischen Tragödie reihen wir die Bearbeitung eines in Holland sehr gefeierten Romans von J. van Lennep: „Klaasje Zevenster" in 5 Bänden, die A. Glaser unter dem Titel: „Hänschen Siebenstern" in 2 Bände verkürzte. Ehe wir jedoch zu deutscher Belletristik übergehen, muß noch Frehses „Wörterbuch zu Fritz Reuter" genannt sein, welches seiner einfachen Aufgabe genügt und dem Anfänger auf dem Gebiete reuterschen Studiums ein guter Führer zu sein vermag. Dann mögen folgen: „Erlebtes und Geträumtes. Novellen und Erzählungen" E. von Bibras (3 Bde.), „Gattin und Tochter" von U. v. Baudissin (3 Bde.), zwei Romane der A. Bölte „Weiter und weiter" und „Die Welfenbraut", „Ein unerfülltes Wort, von L. Ernesti (3 Bde.), „Eine Verschwörung in Venedig", von W. Guischard (2 Bde.), „Babel, Roman aus Oestreichs neuester Geschichte" von A. Meißner (4 Bde.), „In freien Stunden" von A. Goetzenberger, „Die Mechulle-Leut", ein Polizeiroman (2 Bde.), „Welt und Gemüth. Novellen" von F. Brunold (1. Bd.), „Aus der Bretagne. Geschichten und Bilder" von C. v. Glümer, „Unter den Fittigen des schwarzen Adlers" von F. Pflug (1. Bd.), „Ein verlornes Geschlecht" von M. Ring (6 Bde.), „Badegeschichten" von L. Herbert, „Die Ruine im Walde" von A. Steffens (2 Bde.), „Das Bilderbuch eines armen Studenten", — etwas manierirte Märchen — und sieben neue Bände der Mühlbach „Kaiserin Claudia, Prinzessinn von Tyrol" (3 Bde.) und „Fürsten und Dichter", als zweite Ab-

Digitized by Google

theilung des Romancyklus „Deutschland in Sturm und Drang“ (4 Bde.). Hiernach ist zu hoffen, daß noch weitere Abtheilungen folgen werden. Leider schließt sich die Lücke in der Literatur, die durch derartige Werke ausgefüllt werden soll, nicht und wenn man noch Hekatomben von historischen Romanen hineinwirft; es kann nur dadurch geholfen werden, daß die Verfasser ihr Handwerkszeug selbst opfern.

Der Lyrik und Epik fruchtbarer Boden wird ebenfalls wie bisher kräftig angebaut. Wenn auch die Dichter unserer Tage schon längst über den Standpunkt jenes goetheschen Sängers hinaus sind und sich durch das Lied, das aus der Kehle dringt, nicht reichlich belohnt sehen, so führt sie der Verleger zu dieser alten Ansicht doch dadurch zurück, daß er meist keine Honorare zahlt; vielleicht gar muß der Dichter selber noch ausstatten, was ihm seine Muse geboren. Da es aber des Buchhändlers Aufgabe ist, Gedrucktes unter die Leute zu bringen, so mag aus Verschiedenem Einiges herausgegriffen sein. Manches wird man nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Ich nenne: „Blüthen einer Weltanschauung. Dichtungen“ von U. R. Schmid, „Blätter und Blättchen, gefunden in guten und bösen Tagen“, „Gedichte“ von Vorbrodt, „Leyer und Herz. Gedichte“ von C. Hering, „Balladen“ von F. Meyer, schlesische (Dialekt-) Gedichte unter dem Titel: „Aus Krieg und Frieden“ von R. Rößler. Auch die Dichtung „Jrad und Zilla“ von Büttner, das harmlose Epos „Samiel hilf“ von Baumbach und Bornemann „Borussia“ mögen genannt sein. In letzterer findet sich unter anderen folgende Stanze:

„Vom Süden aber nahn in mächtgen Zügen
Die Bayern und das achte Bundescorps.
Die kleine Preußenschaar muß unterliegen,
So wähnen sie; es traf ihr gläubig Ohr
Die Lügenmähr von Oestreichs großen Siegen
In Böhmen, und der Zeitungsschreiber Chor
Verbreitet Wiens Depeschen mit Behagen:
„Die Preußen sind total aufs Haupt geschlagen.“

Goethe sagt wahrhaftig mit Recht in seinem Gedichte „Musen und Grazien in der Mark“:

„Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.“

Ein fast-Verschollener mag den Bericht schließen. Niclas Müller sendet aus Amerika ein hübsches Bändchen „Neue Lieder und Gedichte“, die er selbst gedruckt. Sie zeigen, daß auch in der Prosa des amerikanischen Lebens noch Zeit zum Dichten bleibt und enthalten manches Schöne. Vor allem erfreut aber die Liebe zum alten Vaterland und gerne schließen wir mit dem übers Meer kommenden Rufe:

Digitized by Google

„Und wo künftig wir dem Schönen
Huldigen im Liedeston
Laß auch jeder deutsche Sohn
Deutschland hoch im Lied ertönen."

Politischer Monatsbericht.

✕ Leipzig, Ende Juli.

Wenn wir es nicht schon seit lange gewußt hätten, — die letzten Wochen würden uns darüber belehrt haben, daß es in Preußen keine wahrhaft conservative Partei, keine Vertreterin der historisch-conservativen Schule giebt. Jahr aus und Jahr ein hat die Kreuzzeitung über den Mangel historischen Sinns bei den Liberalen, über die Nivellirungs-, Centralisirungs- und Uniformirungsgelüste demokratischer Kreisrichter geklagt, ihre feudale Anhängerschaft für die einzige Vertreterin geschichtlicher Provinzial- und Lokaleigenthümlichkeiten, begründeter Sonderrechte und organischer Entwickelungen ausgegeben, und das Glück gerühmt, Männer dieser Richtung an der Spitze der Regierung zu sehen. Nichtsdestoweniger ist im letzten Monate eine Reihe Octroyirungen auf Unkosten „historisch gewordener Eigenthümlichkeiten" und „wohlerworbener Rechte" vollzogen worden, ohne daß die conservative Partei auch nur einen Finger geregt hätte, um die aus ihrem Schooße hervorgegangene Regierung vor Maßregeln zu warnen, die der nationalen Sache am Vorabend neuer Wahlen unsäglichen Schaden gethan und den Einfluß der particularistischen Opposition entschieden gekräftigt haben. Nicht die Träger der historischen Schule und des lokalen Selfgovernment, die Organe des „nivellirenden" Liberalismus sind es gewesen, welche in Sachen der Ueberweisung des ehemals kurhessischen Landesvermögens an die Generalstaatskasse zu Berlin für „wohlerworbene" Rechte eintraten, bezüglich der Octroyirung der preußischen Gerichts- und Proceßordnung vor unnützer Uniformitätssucht warnten und auf die Nothwendigkeit hinwiesen, die althessischen Stände als Vertreter der specialen und lokalen Interessen dieses Landes beizubehalten. Fragen dieser Art ausschließlich nach ihrer juristischen

Digitized by Google

Seite, wie Probleme des abstracten Staatsrechts behandeln und ohne jede Rücksicht auf ihre historische Bedeutung und politische Wirkung nach der Schablone lösen — das heißt sicher weder „conservative", noch „große", sondern lediglich büreaukratische Politik treiben und über den nächsten kleinen Zwecken die ferneren großen Ziele vergessen und außer Augen setzen.

Die Einfügung der neu annectirten Provinzen in den preußischen Staat ist sicher nicht anders als auf Kosten lokaler Annehmlichkeiten und Gewohnheiten möglich und kann ohne Opfer nicht durchgeführt werden. Das Maß dieser Opfer möglichst herabzudrücken und fürs Erste lieber auf eine Uniformität zu verzichten, als diese auf Kosten der Gesundheit des Staatskörpers zu erkaufen, wird aber ebenso durch die Rücksicht auf den gegenwärtigen preußischen, wie durch das Interesse des künftigen deutschen Staats gefordert. Je größer und ausgedehnter Preußen wird, desto näher liegt diesem Staate die Gefahr des Uebercentralisirens, die durch die büreaukratische Organisation desselben bereits indicirt und zu deren Verminderung seit Menschengedenken nichts geschehen ist. Auf dem Wege der Centralisation und Nivellirung provinzieller Verschiedenheit mindestens nicht weiter zu gehen, wird aber im gegenwärtigen Augenblick und angesichts der seit dem Sommer 1866 geschaffenen Situation besonders nothwendig sein.

Es ist noch nicht vier Wochen her, daß die norddeutsche Bundesverfassung in Kraft getreten und schon hat sich bei verschiedenen Kleinstaaten des Bundes das Bedürfniß, oder richtiger gesagt die Nothwendigkeit eines engeren Anschlusses, eines wenigstens theilweisen Aufgehens in den preußischen Großstaat geltend gemacht. Dem Beispiel Waldecks werden in einer nicht allzufernen Zukunft wahrscheinlich die thüringenschen und andere Bundesländer folgen müssen. Diesen Proceß zu erleichtern und möglichst viel Raum zu schaffen für die einzelnen Provinzialindividualitäten ist ein Gebot der einfachsten Nützlichkeitspolitik, das noch geschärft wird durch die Rücksicht auf den Süden, der ohnehin geneigt ist, die Octroyirung eines großen bureaukratischen Apparats für die unmittelbare Folge jeder Annäherung an Preußen zu halten. Ob und in wie weit Octroyirungen wie die in Kurhessen beliebten dazu beitragen werden, moralische Eroberungen zu machen und Eroberungen anderer Art zu erleichtern und zu consolidiren, braucht nicht erst untersucht zu werden. Es bleibt uns vielmehr allein übrig die Hoffnung auszusprechen, die verspätete Eingabe der ehemals kurhessischen Stände werde wenigstens nachträglich ihre Wirkung thun und jener Maßnahme, durch welche die Regierung sich die einflußreichsten und besten ihrer liberalen Anhänger in den neuen Provinzen am entschiedensten entfremdet hat, die Spitze abbrechen. Erwarten läßt sich ferner, die eben gemachten Erfahrungen würden der für Hannover noch bevorstehenden Reorganisationsarbeit zu Gute kommen und den Einfluß dessen und deren stärken, die

Digitized by Google

von der nothwendigen Einheit des Staatsorganismus freiere Vorstellungen haben, als die Grafen Eulenburg und zur Lippe.

Von der Rührigkeit, mit welcher Radicale und Particularisten aus den letzten Octroyirungsacten der preußischen Regierung Capital geschlagen haben, um laut zu verkünden, die preußische Politik sei bereits in eine Sackgasse gerannt, in welcher sie umkommen muß, — von dieser legt jedes neue Zeitungsblatt vollgiltiges Zeugniß ab. Was noch zu thun übrig blieb, um neues Holz in das Feuer kleinstaatlichen und demokratischen Hasses gegen die Regierung zu werfen, hat aber die Devolvirung des twestenschen Processes an das Oberappellationsgericht reichlich gethan. — Was das Justizministerium sich unter unklugen und unnützen Gehässigkeiten dieser Art denkt, welche Früchte es sich von der Verfolgung von Männern verspricht, welche die Hauptstütze des Regierungseinflusses bilden, das ist nachgrade zu einem Räthsel geworden, für welches es nur eine Auflösung giebt: Quos vult perdere dementat. Freilich hilft diese Auflösung über die Schwierigkeiten der augenblicklichen Situation nicht hinaus und daß diese Schwierigkeiten von der bedenklichsten Art sind, dafür möchten wir unter anderem das Zeugniß der Kölnischen Zeitung anführen, der man Pessimismus und Uebelwollen gegen die Regierung schwerlich vorwerfen wird und die es doch für nothwendig gehalten hat, die Aufmerksamkeit des Grafen Bismarck auf die Hindernisse hinzulenken, die seiner Politik durch das System bereitet würden, dem seine Collegen in innern Fragen folgten. Die in Kurhessen begangenen Mißgriffe sind weder irreparabel noch handelt es sich bei denselben um entscheidende Fragen ersten Ranges. Unsere gegenwärtige Lage ist aber gleichfalls von der Art, daß es nicht erst großer Fehler bedarf, um sie zu einer unhaltbaren zu machen. Hat es doch die Natur der kleinstaatlichen Verhältnisse, in welchen unsere Generation aufgewachsen ist, mit sich gebracht, daß die öffentliche Meinung ihr Urtheil nicht sowohl danach bildet, wie in Fragen von weltgeschichtlicher Bedeutung, sondern wie in den Provinzial- und Detailangelegenheiten verfahren wird, über welche auch der Mittelmann Bescheid weiß und an welchen sein Herz vorzugsweise hängt. Das Wachsthum der politischen Weisheit des Volks hält mit dem seiner Zwecke nur sehr mühsam Schritt und grade in Deutschland wird es noch lange dauern, ehe man darüber hinaus kommt, sein Urtheil über ein politisches System nach andern wie Lokalkriterien zu bilden.

Die Wahlen zum nächsten Reichstage stehen so nahe bevor, daß man bei jedem Ereigniß nach der Wirkung fragt, welche dasselbe auf die Stimmung der Wähler ausüben wird. Die Aussichten sind nach den letzten Erfahrungen für die preußische Regierung aber eben so schlimm, wie für die nationalliberale Partei. Es liegt die Annahme nahe, — und die Haltung verschiedener Parteiorgane und Parteimänner bestätigt sie bereits — die Nationalliberalen würden durch

Digitized by Google

möglichſt ſcharfe Betonung der Fragen, in welchen ſie mit der Regierung nicht zuſammengehen, auf die Wähler zu wirken ſuchen. Dieſes Verfahren wird ſich indeſſen nur ſehr bedingungsweiſe empfehlen. Es wird vielmehr nothwendig ſein, mit allem Nachdruck und aller Energie an dem Bekenntniß feſtzuhalten, daß das Ziel der nationalen Einigung auf dem Boden der gegebenen Bundesverfaſſung über alle andern Ziele geht und nicht davon abhängig gemacht werden kann, ob es theuer oder wohlfeil erkauft wird. Laſſen wir uns durch die Mißgriffe der Regierung, welche die Trägerin der preußiſchen Politik iſt, an dieſer Politik und an dem preußiſchen Staat auch nur für einen Augenblick irre machen, ſo zeigen wir damit ein Mißtrauen gegen uns ſelbſt, das zunächſt uns ſelbſt Schaden thut. Nur wenn wir uns ſelbſt vertrauen, vertrauen uns auch die „andern Seelen" und die Geſchichte des preußiſchen Staats hat es mehr wie ein Mal bewieſen, daß derſelbe mehr Lebenskraft und Geſundheit einzuſetzen hat als jeder andere deutſche Staat, mag deſſen Regierung noch ſo viel Vorzüge aufzuweiſen gehabt haben. Der Muth der Ueberzeugung iſt das erſte Erforderniß einer lebenskräftigen Partei und dieſer wird im gegebenen Zeitpunkt mit beſonderem Nachdruck gefordert werden.

Ernſt und ſorgenvoll war die Lage ſchon vor zwei Monaten und trotz des Abſchluſſes der Zollconvention mit dem Süden hat ſie ſich inzwiſchen nicht gebeſſert. Wie ſichs nicht anders erwarten ließ, iſt der Nachgiebigkeit, welche Bayern und Württemberg in der Zollangelegenheit bewieſen haben, eine gewiſſe Reaction zu Gunſten ultramontaner und particulariſtiſcher Einflüſſe zeitweiſe gefolgt. Nachdem die Leute durch die Verſtändigung mit Preußen ihre materiellen Intereſſen in Sicherheit gebracht haben, glauben ſie zeigen zu müſſen, daß ſie nicht minder ſelbſtändig und ſelbſtvertrauend wie zuvor ſeien und triumphirend verkündet der Stuttgarter Beobachter bereits, die Aera der Demüthigungen für den Süden habe ihr Ende erreicht und von weiteren „Conceſſionen" an Preußen könne (wie der König dem Kaiſer Napoleon höchſtſelbſt verſichert habe) nicht die Rede ſein. Aufrichtig genug mag dieſe patriotiſche Verſicherung gemeint geweſen ſein, durch die Thatſachen wird ſie dennoch Lügen geſtraft. Wenn auch auf die neulich verkündete Conſtituirung einer ſüddeutſchen Nationalpartei einſtweilen noch kein Gewicht zu legen iſt, ſo viel ſteht feſt, daß die Zunahme der Antipathien gegen Preußen, die Schwaben und Bayern weder ſelbſtändiger noch einiger gemacht hat und daß von der Bildung eines Südbundes jetzt ebenſowenig die Rede iſt, wie im vorigen Herbſt. Die Rathloſigkeit der Führer jener verſchiedenen Volks- und Particularparteien, die jenſeit des Main ihr Spiel treiben, iſt vielmehr bei allem Wechſel der Verhältniſſe, vor, während und nach Luxemburg dieſelbe geblieben. Für Preußen iſt durch die Rathloſigkeit des Südens zwar nichts verloren, zunächſt aber auch noch nichts gewonnen und jenes „wir können warten", mit dem man ſich ſeiner Zeit bei uns tröſtete, kann heute in

Digitized by Google

München und Stuttgart ebensogut, — vielleicht sogar mit größerem Recht, wie in Berlin wiederholt werden, d. h. das Provisorium ist für Preußen mindestens ebenso unbequem wie für den Süden, weil es die freie Action hindert, deren wir ganz besonders bedürfen.

Die Ueberzeugung, die Gewitterwolke, welche sich in Frankreich zusammenzieht, werde zunächst auf Preußen entladen werden, spielt in der Zurückhaltung der süddeutschen Höfe die Hauptrolle; schon vor Jahresfrist hatten die münchner historisch-politischen Blätter gerathen, den Zeitpunkt eines preußisch-französischen Zusammenstoßes abzuwarten, denn dieser sei der geeigneteste, „damit wir in Berlin günstige Bedingungen bekommen". Diese Eventualität wird von den Particularisten diesseits des Main ebenso eifrig und in noch frivolerer Weise in Rechnung gezogen wie von denen jenseit des deutschen Rubikon und alles was zu Oestreich hält läßt sichs jetzt mit besonderm Eifer angelegen sein, die Gerüchte von einer französisch-italienisch-östreichischen Alliance und einem dieser entgegenstehenden russisch-preußischen Bündniß zu colportiren, um an dasselbe Hoffnungen einer neuen Lösung der deutschen Frage im „volksthümlich-föderativen Sinne" zu knüpfen und dem gemäß vor jeder Compromittirung durch preußenfreundliche Wahlen zu warnen. Als Dritte in dem demokratisch-particularistischen Bunde gegen die Regierung sind neuerdings die Polen aufgetreten, die zu eifriger Betheiligung an der Wahlschlacht rüsten.

Einen heilsamen Gegendruck auf die Gemüther aller derer, die es in ihrer Parteiverblendung noch nicht bis zum Vaterlandsverrath gebracht haben, muß aber die Wendung ausüben, welche die Dinge in Frankreich genommen haben. Ist die Reise Franz Josefs nach Paris auch so gut wie aufgegeben und hat sich der franzosenfreundliche Eifer der Wiener auch während der letzten zwei Wochen wieder gelegt, so liegen die Gedanken an eine kriegerische Explosion der französischen Gewitterschwüle doch näher als jemals. Emil Ollivier hat im gesetzgebenden Körper das entscheidende Wort gesprochen, als er behauptete, nur ein auswärtiger Krieg oder eine liberale innere Reform vermöchten dem zweiten Kaiserreich aus der unhaltbaren Position zu helfen, in welche es gerathen ist. Die herbe Antwort, welche der Kaiser der tiers-Partei durch den an Rouher gerichteten Brief ertheilt hat, zeigt deutlich, nach welcher Seite die napoleonische Wagschale neigt und es läßt sich nicht läugnen, daß die Verweigerung von Concessionen an Ollivier- und Latour-Dümoulinsche Ansprüche im imperialistischen Sinne durchaus gerechtfertigt ist. Durch ein Ministerium dieser Partei würde das Kaiserreich sicher nichts gewinnen. Auch abgesehen davon, daß die Reactivirung Drouyns die nothwendige Folge einer Schwenkung nach dieser Seite wäre, die Verschlimmerung der Beziehungen zu Preußen also doch mit in den Kauf genommen werden müßte, würde eine Ollivier-Latoursche Regierung die inneren Bedrängnisse des Empire nicht auf die Dauer bessern.

Digitized by Google

Nur die Abneigung der Massen gegen das herrschende System giebt den Angriffen dieser Männer Gewicht, populär sind dieselben mindestens ebensowenig wie Rouher, Duruy oder der Marquis Demoustier und die Opposition der Favre, Glais-Bizoin und Thiers würde durch sie nicht entwaffnet, sondern nur verstärkt und ermuthigt werden. Daß in Fragen der großen Politik und der Beziehungen zu Deutschland die verschiedenen oppositionellen Fractionen gleich schlecht berathen seien, hat sich bei Gelegenheit der letzten Debatte über die deutschen Verhältnisse schlagend genug gezeigt und es bleibt eigentlich gar keine Möglichkeit auf dem Gebiete der innern französischen Politik übrig, die noch Aussichten auf einen dauernden Frieden böte. Da ist es denn erklärlich genug, daß der Kaiser seine alten Berather behält, mögen dieselben in der öffentlichen Meinung auch noch so discreditirt sein. Jeder Tag scheint die Katastrophe zu beschleunigen: den Niederlagen, welche Rouher in der Debatte über Mexiko erlitten, ist der entwürdigende Duruy-Cassagnac-Scandal so rasch gefolgt, daß sich die befangensten Imperialisten dem Eindruck der Rath- und Creditlosigkeit des kaiserlichen Cabinets nicht mehr entziehen können. Von den Auskunftsmitteln zur Ableitung der öffentlichen Theilnahme, an denen der dritte Napoleon sonst unerschöpflich zu sein schien, will keines mehr verfangen; weder hat der Besuch des Sultans einen dauernden Effect zu machen vermocht, noch ist das Wiedererscheinen Victor Hugos oder die endlich auch vom Senat genehmigte Abschaffung der Schuldhaft besonders beachtet worden. Seit der Besuch des östreichischen Kaisers aufgegeben ist, werden die nach Paris gepilgerten Könige von Portugal, Bayern und Württemberg kaum mehr bemerkt und über alle übrigen Eindrücke behalten die die Oberhand, welche von dem Verblassen des kaiserlichen Sterns herrühren. Die napoleonische Politik hat sich für die Franzosen so untrennbar mit den preußischen Erfolgen in Deutschland identificirt, daß das Sturmlaufen auf die eine mit Angriffen auf die anderen zusammenfällt und daß ein pariser Blatt die Unabhängigkeit seiner Gesinnung kaum noch besser documentiren kann, als durch Declamationen gegen die deutsche Vormacht und den Grafen Bismarck. Mit einer Kurzsichtigkeit und Befangenheit, welche selbst in Deutschland ihres Gleichen sucht, werden die inneren deutschen Fragen nicht nach der Bedeutung, welche sie für sich selbst, sondern ausschließlich darnach beurtheilt, ob sie von Rücksicht auf Frankreich zeugen oder nicht. In diesem Sinne weiß die Revue des deux mondes von dem Abkommen in der Zollangelegenheit weiter nichts zu sagen, als daß dieselbe ebensowenig von einem Frankreich schuldigen „ménagement" zeuge, wie die preußische Behandlung der nordschleswigschen Grenzregulirung! Was würde Herr Forcade wohl dazu sagen, wenn man in Berlin den gleichen Maßstab an die Behandlung französischer Interessen legte? Genährt wird dieser Groll gegen den preußischen Premier übrigens durch die Ueberzeugung, daß dieser in Florenz noch immer ein Wort mitzureden hat und

daß Frankreich durch den Sturz Ricasolis und die Wiedereinsetzung Rattazzis in den Besitz seines früheren italienischen Einflusses nicht wieder gelangt ist. „Cette indolente et subtile Italie" heißt es von diesem Staat, für dessen Lobpreisung dem Organ der liberalen Bourgeoisie noch jüngst die nöthigen Kraftausdrücke ausgingen. — Frankreichs Stellung zur orientalischen Frage scheint weder durch den Besuch des Zaren noch den des Sultans verändert worden zu sein und bei der Zurückhaltung, die England beobachtet, ist es begreiflich, daß der Kaiser den russischen Vorschlag zum Erlaß einer neuen Dringlichkeitsnote wegen Candia nicht angenommen hat.

Indessen Frankreich mit seinen innern Nöthen, England mit seiner endlich an das Oberhaus gelangten Reformbill beschäftigt ist, nehmen der russische Einfluß im Orient und das russische Drängen nach einer Entscheidung über denselben unaufhältlich zu. Zwar scheint das petersburger Cabinet nach wie vor nur mit inneren Fragen beschäftigt zu sein, aber die Behandlung, welche diese erfahren, lassen durchsehen, daß dem nordischen Großstaat daran gelegen ist, möglichst viel Mittel für eine freie Action in Händen zu haben.

Die neue Bahn, welche die russische Wirthschaftspolitik seit dem Beginn dieses Jahres eingeschlagen hat, involvirt einen so bedeutenden Fortschritt, daß sie die Aufmerksamkeit des Westens in größerem Maß verdient, als sie ihr bisher zu Theil geworden. Die Regierung bemüht sich nämlich, die Masse der auf ihr ruhenden Verwaltungsgeschäfte zu vermindern und den Staat von der Sorge für eine Anzahl Unternehmungen zu befreien, die dieser bisher zu seinem Schaden auf eigene Rechnung betrieb. Anfang Januar ordnete ein kaiserlicher Ukas den Verkauf des größten Theils der zum Domainengut gehörigen Bauerhöfe und die Auflösung der bezüglichen Verwaltungsstellen an, die nur in den nichtrussischen Provinzen, in denen das Domanium ein Hebel des Regierungseinflusses ist, beibehalten wurden. Dieser Maßregel folgte der Verkauf der russischen Besitzungen in Amerika, der von der nationalen Partei übrigens ebenso ungern gesehen wurde, wie die einige Monate später beschlossene Veräußerung der moskau-petersburger Eisenbahn. Neuerdings hat die Regierung sich entschlossen, auch ihre Berg- und Hüttenwerke in private Hände übergehen zu lassen, da die Erträge derselben, Dank der staatlichen Verwaltung, seit Jahrzehnten nicht mehr zunahmen. Diese Maßregeln sind in mehrfacher Beziehung von großer Wichtigkeit. Einmal ist es Thatsache, daß die russische Regierung eine unglückliche industrielle Unternehmerin ist und zweitens brachte es die Ueberlastung der Centralverwaltung durch diese Unternehmungen mit sich, daß eine wirkliche Controle der einzelnen Administrationsbranchen kaum möglich war. Während im westlichen Europa den einzelnen Functionen des staatlichen Organismus entsprechende Ströme privater Thätigkeit parallel laufen, um fördernd und anregend auf sie einzuwirken, der Advocat dem Richter, der große Industrielle dem Verwaltungsbeamten, der Privatgelehrte dem Repräsentanten der Staatsbildungsanstalten so zu sagen Concurrenz auf geistigem Gebiet macht, ist es in Rußland die Regierung und immer wieder die Regierung, von der alle Thätigkeit ausgeht und erwartet wird; es liegt darum auf der Hand, daß die Zuweisung einzelner Thätigkeitszweige an private Unternehmer seit lange nothwendig war und von großem Nutzen sein muß. Sehr viel wichtiger ist es aber noch, daß diese Veraußerungen das Maß der disponiblen Mittel wenigstens zeitweise beträchtlich erhöhen und nöthigen Falls auch zu auswärtigen Actionen verwandt werden können. So lange die Finanzverwaltung nicht gründlich umgestaltet wird, haben diese Auskunftsmittel allerdings einen blos palliativen Charakter. Man tröstet sich in Rußland gewöhnlich damit, daß die Entfesselung der nationalen Productions-

kräfte schließlich auch den Staatsfinanzen zu Gute kommen müsse, übersieht dabei aber, daß das Staats- und Volksvermögen verschiedene Dinge sind, die nur mittelbar auf einander wirken. Allerdings sind im abgelaufenen Monate nicht weniger als drei neue Eisenbahnen (Riga-Mitau, Mitau-Libau und Kowno-Schaulen-Libau) allein in den Westprovinzen concessionirt und verschiedene Bahnstrecken im Innern des Reichs (unter diesen die wichtige Linie Tiraspol-Bjäla) dem Verkehr übergeben worden, — wie weit Rußland aber noch von einer gesunden Finanzpolitik entfernt ist, hat sich durch die gleichzeitige Emission von 25 Millionen Papiergeld (angeblich zu Handelszwecken gegen bei der Bank deponirte Schatzbons) und durch das zähe Festhalten an dem protectionistischen Zolltarif bewiesen. Die vielbesprochene Revision desselben, zu welcher dieses Mal die Theilnahme der Handelskammern der wichtigsten Plätze erbeten worden ist, geschieht eingestandener Maßen in protectionistischem Sinne und die neuerdings aus Petersburg gemeldete Entlassung des Finanzministers von Reutern, der durch den General Greigh ersetzt werden soll, hat keineswegs die Bedeutung, welche ihr von der berliner Geschäftswelt zugeschrieben wird. War Herr v. Reutern nicht Fachmann, so ist es der General Greigh, ein ehemaliger Gardeoffizier, der im vorigen Sommer aus der Marine in die Finanzverwaltung trat, noch sehr viel weniger und die Versicherung, derselbe sei ein „Vertrauensmann" der russischen Börsen und Finanzkreise, ist gradezu aus der Luft gegriffen. Wenn der bisherige Finanzminister Rußlands wenig beliebt war, so rührte die Unpopularität desselben weniger von den zahlreichen unglücklichen Unternehmungen desselben, wie von gewissen freihändlerischen Neigungen her, die ihm von den moskauer Protectionisten nachgesagt wurden. Trotz der harten Schläge, welche das russische Finanzwesen seit den letzten vier Jahren erfahren hat und welche den Wechselcours wiederholt (z. B. während des vorigen Sommers und beim Beginn des luxemburger Handels) bis zu 35 Procent unter Pari herabdrückten, ist die öffentliche Meinung übrigens noch immer sehr viel lebhafter mit Problemen des nationalen Ehrgeizes beschäftigt, als mit wirthschaftlichen und finanziellen Fragen. Durchblättert man die russischen Journale der letzten Wochen, so findet man, daß nicht von diesen, sondern nur von äußern und innern Eroberungen die Rede ist. Die (durch die Aufhebung des warschauer Administrationsrechts nahezu vollendete) Assimilation Polens, die Russificirung Litthauens und der neuerdings demselben Loose gewidmeten Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland, die Eroberungen in Buchara und die orientalische Frage sind unausgesetzt auf der Tagesordnung und werden immer wieder der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen. Hat die Moskauer Zeitung, das allmächtige Hauptorgan der Nationalpartei, in einer Nummer nachgewiesen, daß Rußland noch vor seinen letzten Siegen bei Samarkand um eine Million turkestanischer Unterthanen und eine jährliche Einnahme von 611,700 Rubel S. reicher geworden sei, so deducirt sie in ihrem nächsten Leitartikel, daß neben dem Machtzuwachs im Osten der im Westen (und die orientalische Frage ist vom moskauer Standpunkte aus eine occidentale) nicht vergessen werden dürfe. Grade während der letzten Tage hat die Agitation zu Gunsten eines energischen Einschreitens gegen die Pforte und für die Candioten einen besondern Aufschwung genommen. „Für Frankreich," so heißt es in einer der letzten Nummern des moskauer Blattes, „ist die orientalische Frage immer nur ein Mittel zum Zweck gewesen, seine Stellung zu den Dingen im Orient hängt von andern Combinationen ab und kann durch diese stets verändert werden, während für Rußland alle übrigen europäischen Fragen nur in soweit eine Bedeutung haben, als sie auf die orientalische einwirken. Unsere Ziele im Orient können durch dieselbe

Digitized by Google

niemals und unter keinen Umständen verändert werden." Nach einer ausführlichen Auseinandersetzung darüber, daß Frankreich bisher nur der Schleppträger der britischen Politik im Orient gewesen sei und gut thun würde, rechtzeitig zu einer Verständigung mit Rußland einzulenken, heißt es a. a. O. weiter zum Schluß: „Niemals waren die Auspicien für die russische Politik so günstige wie in diesem Augenblick, niemals hat Rußland eine so volle Freiheit des Handelns besessen und so wenig eines Bundesgenossen bedurft. Darum darf kein Augenblik der kostbaren, nur allzu raich verrinnenden Zeit verloren werden. Europa ist zerspalten und Rußland hat einen Bundesgenossen, dessen Interessen mit denen seiner eigenen Politik solidarisch verbunden sind, auf den es sicher zählen kann. Dieser Bundesgenosse ist die uns blutsverwandte Bevölkerung des Ostens" u. s. w.

Zu der „Blutsverwandtschaft" Rußlands gehören bekanntlich nicht nur die türkischen Slawen, sondern auch die russischen Bewohner des östlichen Galizien, unter denen die Bewegung zu Gunsten eines Anschlusses an Rußland täglich wächst. Die Angabe östreichischer Blätter, daß mit Rücksicht auf diese Agitation ein russisches Armeecorps an der galizischen Grenze concentrirt werde, trägt den Stempel der Unwahrscheinlichkeit an der Stirn. Wegen einer Frucht, die nur zu reifen braucht, um Rußland in den Schooß zu fallen, wird dieses nicht zum Schwert greifen und aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Periode der Reife gleichzeitig in der Türkei und in Galizien eintreten und die Erhebung des byzantinischen Kreuzes am Bosporus ihre Schatten bis an die Karpathen hinwerfen.

„Die politischen Fehler Oestreichs", so lautet die Ueberschrift eines in dem neuesten Heft der Münchner histor.-polit. Blätter veröffentlichten Vortrags, den ein badischer Ultramontaner im April d. J. zu Freiburg gehalten. Ganz richtig wird darauf hingewiesen, daß das wiener Cabinet seit 1849 zweien Aufgaben gleichzeitig nachgegangen sei, die einander stets im Wege gestanden, die Ordnung der innern Verhältnisse und die Befestigung seines deutschen Einflusses, der mit jenen doch immer ohne rechten Zusammenhang geblieben. Trotz des Wechsels der Verhältnisse ist das der Hauptsache nach so geblieben. Die ungeheure Anstrengung, mit welcher man dem Reichstage immer neue reformatorische Gesetze vorlegt und Discussionen über Ministerverantwortlichkeit, über ein neues Strafgesetz, über Abschaffung der Todesstrafe u. s. w. herbeiführt, sie war ebenso auf eine Wirkung in Deutschland, wie auf eine Wiedergeburt des inneren Staatslebens berechnet. In der Hauptsache, die zu thun war, um einen großen moralischen Effect auf die großdeutschen Freunde draußen im Reich auszuüben, in der Concordatsangelegenheit, ist man aus Gründen der innern, specifisch östreichischen Politik, d. h. aus Rücksicht auf den Klerus, der nicht zum Aeußersten gebracht werden durfte, doch wieder einem entschiedenen Handeln aus dem Wege gegangen, ob man gleich wissen konnte, daß damit der beste Theil der neuen Errungenschaften aufs Spiel gesetzt werde. — Auch seiner traditionellen Neigung, dem vorgesteckten Ziele auf dem entferntesten und schwierigsten Wege nachzugehen, ist das wiener Cabinet in der Neuzeit treu geblieben: der gefürchtete Einfluß Rußlands wird in Preußen, der Panslawismus durch Fehden gegen das kleindeutsche Programm bekämpft. Es macht einen geradezu drastischen Eindruck, dem Eifer zuzusehen, mit welchem die wiener Officiösen gegen die angeblich panslawistischen Neigungen der gouvernementalen preußischen Blätter zu Felde ziehen; während man sich einbildet, auf diese Weise zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, schlägt man doch in Wahrheit keine von beiden. Aber auch innerhalb Oestreichs selbst

wird, wie wir bereits neulich nachgewiesen haben, die panslawistische Gefahr da bekämpft, wo sie am wenigsten zu fürchten ist. Wichtiger als alle Umtriebe in Galizien, alle revolutionären Manifestationen des „Slowo", des „Bajan" und der übrigen Organe des Ruthenenthums werden von der wiener Regierung die kindischen Demonstrationen jener prager Studenten genommen, welche in Petersburg um die Errichtung einer „panslawistischen" Universität petitionirt haben. Ob diejenigen, welche das Gespenst einer solchen universitas nicht litterarum, sondern linguarum fürchten, sich wohl ein deutliches Bild von der Beschaffenheit desselben gemacht und die Frage vorgelegt haben, was Rußland dazu bewegen sollte den Mittelpunkt der panslawistischen Agitation nach Warschau zu verlegen und den polnischen Unabhängigkeitsgelüsten die Möglichkeit zu bieten, bei den übrigen slawischen Stämmen Propaganda zu Gunsten der königlichen Republik zu machen und mit den revolutionären Elementen der gesammten slawischen Welt Brüderschaft zu schließen? Es wäre nicht sowohl Oestreich, als Rußland selbst, dem aus einer warschauer Panslawistenuniversität Gefahren erwachsen würden. Daß man sich nichtsdestoweniger in Wien gemäßigt gesehen hat, gegen die prager Studenten, welche die Adresse wegen der slawischen Zukunftsuniversität nach Petersburg gesandt, strafrechtlich zu verfahren, ist dem Eindruck zuzuschreiben, den der moskauer Congreß den k. k. Staatsmännern dennoch gemacht hat.

So haben die abgelaufenen Juliwochen allenthalben die bereits vorhandene Verwirrung der Verhältnisse und der Gemüther gesteigert und die Gegensätze zugespitzt. Während man im deutschen Norden mißtrauisch über den Rhein blickt und eines Ausbruchs der französischen Eifersucht gegen das aufstrebende Preußen gewärtig ist, sind es in Wien vorzugsweise die Gefahren aus Osten, die man zu fürchten Grund hat. Gleich blind gegen die Eventualitäten, die von beiden Seiten hereinbrechen können, ist aber der große deutsche Particularismus, der nicht müde wird, in Deutschland gegen Preußen zu wühlen und von Oestreich, das all seine Kräfte zusammennehmen muß, um sich im Osten den Rücken zu decken, das Heil für die kleinstaatlich deutsche Politik zu erwarten. Den Souveränetätsgelüsten der einzelnen Fürsten und Stämme zu Liebe sollen die beiden Großstaaten der europäischen Mitte ihren natürlichen Aufgaben entfremdet werden! Ein Unterschied ist freilich da: während Oestreich die Reminiscenzen seiner deutschen Rolle von ehemals nicht los werden kann, immer wieder nach Westen herüberschielt und deshalb keinem deutlich bezeichneten Ziele der Zukunft nachgeht, weiß Preußen sehr genau, was es zu thun hat und geht es, trotz mannigfacher Fehltritte im Einzelnen, doch den richtigen Weg. Wer ihm auf diesem Wege nicht folgen will, der kommt schließlich doch nur in Wien an.

Berichtigungen:

In der vorigen Nummer S. 86, Z. 6 v. u. muß es statt: apostolischen, „nachapostolischen", S. 93 statt: Friedenapostel, „Heidenapostel" heißen.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik und Literatur.

Herausgeber
Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Jahrgang 1870.
Erster Band.

Die Reorganisation in Hannover und die Landrathsverfassung.

Eine Stimme aus Hannover.

Wir übergeben den Lesern der Grenzboten nachstehend ein uns aus Hannover zugegangenes Votum zu der bevorstehenden Reorganisation und Einfügung dieser Provinz in den preußischen Staatsorganismus. Die letzten von der preußischen Regierung in Kurhessen vorgenommenen Octroyirungen, welche vielfach zu der Mißstimmung einer sonst entschieden national gesinnten Bevölkerung Veranlassung gegeben haben, lassen die möglichste Behutsamkeit bei Umgestaltung der Institutionen in den sehr viel particularistischer gesinnten ehemals hannoverschen Landen dringend geboten erscheinen. Der Verfasser des nachstehenden Artikels geht von zwei, unseres Erachtens durchaus zutreffenden Gesichtspunkten aus, indem er ebensowohl vor undurchführbaren Versuchen zu einer von den Einrichtungen der übrigen Provinzen abweichenden hannoverschen Sonderververfassung warnt, wie vor einer mechanischen Ausdehnung altpreußischer Institutionen auf Verhältnisse, welche auf wesentlich andern Voraussetzungen beruhen. Sein Hauptaugenmerk richtet sich auf die Kreisverfassung, deren künftige Gestaltung ohne Frage für die Beurtheilung des größten Theils der Bevölkerung maßgebend sein wird, weil sie besonders tief in das Leben der Gemeinden und der Einzelnen einschneidet. Insbesondere für die ländliche Bevölkerung kommt es hauptsächlich darauf an, ob die bisherige Aemterverfassung beibehalten oder durch ein der preußischen Landrathsverfassung analoges Institut ersetzt wird. Daß die unveränderte Anwendung dieser letzteren in Hannover unthunlich sei, gilt auch dem Verfasser für ausgemacht und wir erinnern daran, daß die gleiche Ansicht auch anderweitig, namentlich in einem beachtenswerthen Aufsatz des Juliheftes der Preuß. Jahrbücher ausgesprochen worden ist. „Das preußische Landrathsinstitut" — so heißt es zum Schluß der a. a. O. abgedruckten Ab-

Digitized by Google

handlung. „Die ersten neun Monate des Uebergangsjahres in Hannover“ — „verlangt beträchtlichen Grundbesitz. Wir haben aber hier in Hannover nicht mehr als 24 Rittergüter, die eine Grundsteuer von mehr als 500 Thalern zahlen. Von dem gesammten unter Cultur befindlichen Lande fallen nur etwas über 5 Procent auf diese Güterclasse, 4 auf das Domanium und 90 auf den Bauernstand und da wird der Anspruch unserer Ritterschaftlichen auf das active und passive Wahlrecht zu den Landrathsposten doch recht zweifelhaft.“ — Der Verfasser weist aber zugleich auf die Möglichkeit einer modificirten Application dieses Instituts hin, dessen große Vorzüge vor der hannoverschen Aemterverfassung er ebenso nachweist, wie die Unhaltbarkeit der weit verbreiteten Anschauung, daß dasselbe nur in einer exclusiv aristokratischen Form möglich und mit einem freiheitlich geordneten Gemeinwesen unvereinbar sei. Wir können dem Verfasser nur beistimmen, wenn er behauptet, jede Selbstverwaltung müsse sich auf die aristokratischen Elemente der örtlichen Bevölkerung stützen, könne mit den Interessen dieser aber durch gewisse Beschränkungen in Einklang gebracht werden. In mancher Hinsicht der englischen Lokalverwaltung ähnlich, steht die preußische Organisation der unteren Verwaltung den bureaukratischen Einrichtungen der übrigen deutschen Staaten principiell verschieden gegenüber und es ist durchaus falsch anzunehmen, es sei das Landrathsinstitut den bestehenden hannoverschen Institutionen gleichzustellen und es dürften nur die Größe der Kreise und andere Nebensächlichkeiten als unterscheidende Merkmale zu bezeichnen sein. In diesen Irrthum fällt auch die vor einigen Monaten erschienene und ihres reichen statistischen Materials wegen beachtenswerthe und vielbesprochene Schrift, „Vermittelungsvorschläge zur Reform der hannoverschen Verfassung“, gegen deren Ausführungen unser Autor sich darum wiederholt wendet.

Die hannoversche Aemterverfassung ist eine bureaukratische, die preußische Landrathsverfassung eine aristokratische Institution.

Der hannoversche Beamte ist auch in der dem Landrathsamt entsprechenden Branche berufsmäßig Beamter und lebt von seinem Amte, der preußische Landrath bekleidet sein Amt lediglich als Ehrenamt und ist zum Unterhalt nicht auf dessen Einkünfte angewiesen; der hannoversche Beamte ist immer ausschließlich Organ der Regierung und völlig von dieser abhängig; der preußische Landrath ist zugleich Organ der Kreisstände und von der Regierung unabhängig, da sie ihn als Landrath weder befördern noch versetzen kann; der Landrath wird von den auf aristokratischer Grundlage organisirten Kreisständen aus den Rittergutsbesitzern des Kreises, in den westlichen Provinzen aus den ansässigen Notabeln gewählt; der hannoversche Beamte jeder Kategorie wird von der Regierung frei ernannt und nur höchst selten findet sich ein Gutsbesitzer zur Beamtenlaufbahn.

Digitized by Google

Die preußiſchen Landräthe rekrutiren ſich aus der Reihe der größeren meiſt adligen Grundbeſitzer; ihre ganze Lebensanſchauung wurzelt in dieſem Kreiſe; ihr geſelliger Verkehr bewegt ſich in dieſen Regionen; ſie ſind eben Mitglieder und Organe der Grundariſtokratie; das ganze Inſtitut trägt den Charakter eines ariſtokratiſchen Selfgovernment, deſſen Wirkungen ſich in das eigentlich ſtaatliche Gebiet mit erſtrecken, das aber in der Vertretung der örtlichen Intereſſen der Grundariſtokratie wurzelt.

Völlig anders ſteht das hannoverſche Beamtenthum da. Es rekrutirt ſich recht eigentlich aus dem bürgerlichen Mittelſtande, iſt völlig mit dieſem verwachſen, lebt in demſelben Ideenkreiſe wie dieſer und hat nichts weniger als eine ariſtokratiſche Tendenz. Daß viele Adlige dem hannoverſchen Beamtenſtande angehören, ändert an dieſer Thatſache nichts; es ſind das eben durchweg nur Adlige ohne Vermögen, wenigſtens ohne Grundbeſitz, und die wenigen Gutsbeſitzer, die unter den Beamten ſich finden, werden ſorgfältig in einer andern Gegend angeſtellt, als wo ihre Güter liegen.

Man braucht zur Beſtätigung unſerer Anführungen nur auf den Umſtand hinzuweiſen, daß die ganze Lebensſtellung und Lebensanſchauung der hannoverſchen Verwaltungsbeamten mit der der Amtsrichter völlig gleich iſt, daß zwiſchen beiden Claſſen der Beamten geſellſchaftlich ein Gegenſatz oder nur ein Unterſchied nie beſtanden hat, daß ſich beide eben ſtets als in allen Beziehungen eng verbunden betrachtet haben.

Dagegen ſehe man den Gegenſatz der preußiſchen Landräthe und Kreisrichter. Der eine iſt das Prototyp der Grundariſtokratie, der andere das des liberalen Bürgerthums geworden.

Und beſteht das hannoverſche Beamtenperſonal nicht durchweg aus denſelben geſellſchaftlichen Elementen, wie das preußiſche Kreisrichterperſonal? Daß die hannoverſchen Beamten nicht dieſelbe politiſch-liberale Färbung haben, vielmehr im Ganzen entſchieden conſervativen Principien ſich zuneigen, hat andere Gründe. Sehen wir davon hier vorläufig ab und fragen weiter, wie ſich dieſer gewaltige Unterſchied zwiſchen der preußiſchen und hannoverſchen Lokalverwaltung erklärt, ſo ergiebt ſich die Antwort auf dieſe Frage aus der geſchichtlichen Entwickelung beider Gebiete.

Preußen, aus wie kleinen Anfängen es auch aufwuchs, hatte doch von jeher ſeine Aufgabe als Staat richtig begriffen; die Regenten ſuchten in der Zuſammenfaſſung der Wehrkraft, in Herſtellung einer ſtarken und unparteiiſchen Rechtspflege, in dem Unterdrücken jeder Auflehnung wider die Staatsgewalt, dieſe zu heben und zu ſtärken, nie aber ſich perſönlich beſondere Vortheile zu erringen. Preußen war eben von je ein wirklicher Staat, in dem dieſer Begriff zur vorwiegenden Geltung kam, im Gegenſatz zu dem kleinen deutſchen Patrimonialſtaat, wie er bis zum Ende vorigen Jahrhunderts die Regel bildete.

Digitized by Google

Nachdem die Macht der einzelnen übermüthigen Vasallen gebrochen war, war auch die fürstliche Gewalt so fest begründet, daß die Regenten sich einzig auf den weiteren Ausbau dieser und des Staats beschränken konnten und nicht nöthig hatten, im großen Privatgrundbesitz den Rückhalt für die Regierungsgewalt zu suchen. Die häßlichen Streitigkeiten über die Qualität der Domänen ꝛc. wurden in Preußen dadurch vermieden; es bestand stets ein ordentliches Staatsfinanzwesen und der sonst so peinlich urgirte Gegensatz zwischen landesherrlicher und Landeskasse konnte in Preußen niemals eine Rolle spielen. Die Regierung erstreckte sich nicht weiter, als auf die eigentlichen Staatszwecke; die Communalinteressen und die Interessen der zwischen den Communen und dem Staate selbst geschichtlich entstandenen größeren Verbände zu wahren, überließ sie diesen selbst verlangte dagegen von ihren Organen, wie sie ihnen ihrerseits eine gewisse Betheiligung an den Staatsgeschäften überließ, auch volle Hingebung an die staatlichen Aufgaben, die sie ihnen übertrug.

In den verschiedenen Provinzen entwickelte sich dies zwar im Einzelnen durchaus verschieden; die Kreisstände waren verschieden organisirt; die Zahl ihrer Organe und der Umfang von deren Rechten war nicht überall gleich; dennoch war das Princip: die Lokalverwaltung liegt einem durch das Vertrauen seiner Genossen dazu berufenen Grundbesitzer des Kreises — dem Landrath ob, der ständischer und königlicher Beamter zugleich ist und sein Amt als Ehrenamt führt, — bereits gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts so feststehend und galt als so im Charakter des preußischen Staates begründet, daß Friedrich der Große dies Institut 1742 auch sofort in der neugewonnenen Provinz Schlesien einführte.

Trotz der 1812 und 1850 dagegen unternommenen Versuche, die zeitweilig allerdings das altpreußische Landrathsinstitut zu untergraben schienen, hat dasselbe sich bis heute im Wesentlichen auf der alten Grundlage erhalten, und ist der gegenwärtige Zustand folgender. Die Kreise wechseln in ihrer Größe außerordentlich; ihre Eintheilung beruht meist auf alter geschichtlicher Gliederung. Das Wahlrecht zum Landrath steht in der Rheinprovinz und Westphalen sowie einem Theil der Provinz Sachsen den Kreisständen, in den übrigen Theilen der Monarchie den Rittergutsbesitzern zu. In Posen, wo sonst auch den Kreisständen das Wahlrecht zustand, ist dieses zur Zeit suspendirt und das Ernennungsrecht zum Landrath der Regierung übertragen.

Zu jeder Stelle müssen drei Candidaten in Vorschlag gebracht werden, von denen die Regierung einen auswählt.

Wählbar zum Landrath sind in Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen, Posen und Preußen nur Rittergutsbesitzer des betreffenden Kreises, in der Rheinprovinz und Westphalen neben den Rittergutsbesitzern auch die notabelsten unter den übrigen ländlichen Grundbesitzern.

Digitized by Google

Der Candidat muß den ihm die Wählbarkeit erwirkenden Grundbesitz mindestens fünf Jahre vor der Wahl bereits besessen haben.

Mit dem Verlust des Grundbesitzes tritt die Verpflichtung zur sofortigen Niederlegung des Landrathsamts ein.

Außer der Qualification durch seinen Grundbesitz muß der zum Landrath Gewählte noch seine Befähigung durch eine Prüfung nachweisen.

Der Landrath ist ständischer und königlicher Beamter zugleich; er beruft die Kreistage, präsidirt denselben, führt ihre Beschlüsse aus und vertritt ihre Rechte und Interessen.

Andrerseits leitet er die Verhandlungen Namens der Regierung mit den Kreistagen, ist das ausführende Organ der Bezirksregierung, hat die Handhabung der Polizei, wirkt bei der Steuerbeschreibung und Militärausbebung mit und hat in gewissen Fällen Sitz und Stimme in der ihm übrigens vorgesetzten Regierung.

Die Besoldung wechselt zwischen 600 Thaler und 1200 Thaler.

Bis 1862 war es Regel, daß der Landrath auf seinem Gute wohnte und dort sein Büreau hatte und in der Kreisstadt nur Sprechtage abhielt; seit 1862 soll umgekehrt der Regel nach der Landrath in der Kreisstadt und nur ausnahmsweise auf seinem Gute wohnen, eine von der alteonservativen Partei heftig angefeindete, doch unsres Erachtens nothwendige Anordnung.

Dem Landrath steht ein Subalternbeamter: der Kreissecretär zur Seite, der die laufenden Büreauarbeiten abzumachen pflegt.

Die eigentlichen Amtsgeschäfte besorgt der Landrath selbst.

Nimmt man nun an, daß der Landrath vorwiegend Gutsbesitzer ist, daß ihm eine eigentlich geschäftliche Routine abgeht, daß er trotzdem aber die gesammte Verwaltung in einem Kreise von durchschnittlich 60,000 Seelen allein oder doch nur mit einem Unterbeamten wahrnimmt und vergleicht man dagegen den Zustand der hannoverschen Verwaltung, wo auf je 60,000 Seelen durchschnittlich 8 rechtsgelehrte Verwaltungsbeamte und noch weit mehr Unterbeamte fallen, die sämmtlich nichts Andres treiben, wie ihren Dienst versehen, die sich dieser Dienstführung als ihrem Lebensberufe von Jugend an gewidmet haben so muß man staunen, wie ein preußischer Landrath solch' kolossale Arbeit allein verrichten kann. Das Räthsel aber löst sich einfach dadurch, daß einmal in Preußen seit langer Zeit der Staat das Vielregieren aufgegeben und sich auf die nöthigsten Aufgaben beschränkt hat, während in Hannover das Umgekehrte der Fall war, dann aber, daß in Preußen den Gemeinden, beziehungsweise den Kreisen oder sonstigen Corporationen eine Menge Geschäfte übertragen sind, die in Hannover die königlichen Aemter wahrnehmen mußten. Das Selfgovernment ist aber in Preußen in umfassender Weise Grundsatz, und das ist das Charakteristische der ganzen preußischen Staatsverwaltung, zu der eben als in-

gitized by

tegrirender Bestandtheil die Landrathsverfassung mit ihrer aristokratischen Grundlage gehört.

Vergleichen wir dagegen die Entwicklung der hannoverschen Aemter. Hier fehlte es früher stets an einem eigentlich staatsrechtlichen Verbande, der die einzelnen Bestandtheile des Landes mit einander vereinte; die Person des Regenten war das einzige gemeinsame Band; die einzelnen Provinzen hatten ihre Einnahmen und Ausgaben für sich; sie bestritten selbst einen nicht unwesentlichen Theil solcher Kosten, die eigentlich den Staat angingen; übrigens aber wurde der Landeshaushalt vom Privatvermögen des Fürsten bekösligt und natürlich auf dessen Vermehrung und thunlichst nutzbringende Verwaltung besonderes Gewicht gelegt.

Diese Aufgabe hatten die Aemter zu lösen, die ursprünglich lediglich Domanialbehörden und das Interesse der landesherrlichen Kasse wahrzunehmen berufen waren. Als landesherrliche Dienststellen hatten sie natürlich einigen Einfluß, vergrößerten diesen allmälig immer mehr und so wuchs auch ihr Geschäftsumfang. Die Regierung benutzte sie als die bequemsten und lediglich von ihr abhängigen Organe zunächst zur Wahrung ihrer Rechte und Interessen, auch soweit diese über die persönlichen Rechte des Fürsten hinausgingen.

Die Beamten erhielten als Besoldung theils Domanialgrundstücke zur unentgeltlichen Benutzung, theils Gefälle und Sporteln aller Art. Da diese Bezüge meist sehr hoch waren, so drängten sich viele junge Leute zu diesen Stellen und die Regierung benutzte dies, um namentlich die richterlichen Functionen, soweit solche nicht Patrimonialgerichten oblagen, solchen Personen zu übertragen, die sie dann Jahre lang umsonst oder nur gegen geringe Vergütung allein in der Voraussicht wahrnahmen, dereinst Stellen als Domanialbeamte zu erhalten. Allmälig wurden mit den Domanial- auch die Regiminalgeschäfte in unterster Instanz den Aemtern übertragen; die Justizsachen wurden ihnen später genommen, und so sind die Aemter in ihrer heutigen Gestalt vorwiegend Regierungsorgane für die eigentliche Regiminalverwaltung geworden, die nebenbei noch immer die Domanialverwaltung mit führen.

Die Hauptsache ist der jetzige Zustand der hannoverschen Aemter, und der charakterisirt sich dahin, daß sie reine Regierungsorgane und die von ihnen angestellten Beamten lediglich von der Regierung abhängige sind, daß diese ihrem Berufe sich ausschließlich widmen und davon leben müssen, daß sie zu dem Amtsbezirke als solchem in irgendwelchen persönlichen Beziehungen nicht stehen und grundsätzlich nicht stehen sollen, daß sie der jederzeitigen Versetzung durch die Regierung unterworfen sind, mit einem Worte, daß das ganze Institut ein völlig büreaukratisches ist; und daß den Amtseingesessenen und namentlich den Grundbesitzern irgendwelche directe oder indirecte Betheiligung bei der Besetzung der Aemter so wenig, wie bei Leitung der Amtsgeschäfte zusteht. *)

*) Wir verzichten darauf, von den Amtsordnungen von 1852 und 1853 im Einzelnen

Digitized by Google

Wir wünschen wahrlich nicht, alles über einen Leisten geschlagen zu sehen, allein andrerseits muß auch eine gewisse Einheit jedes Staatsleben durchdringen, und namentlich bei der eigentlichen Staatsverwaltung muß ein Grundgedanke maßgebend sein. Es kann nicht eine Provinz auf Grundlage aristokratischen Selfgovernments, die andre auf Grundlage absoluter Bureaukratie verwaltet werden. Das Princip, die lokale Verwaltung als Ehrenamt von Notabeln des Kreises führen zu lassen, im Allgemeinen aufrecht zu erhalten und daneben in einer Provinz eine besondre abgeschlossene Beamtenlaufbahn für diese Verwaltung zu schaffen, geht nicht an.

Wie denkt sich der Verfasser der oben erwähnten „Vermittlungsvorschläge" seinen Plan auf die Länge der Zeit? — 63 Landräthe und ungefähr ebenso viele Hilfsbeamte sollen nach seinem Wunsche die untere Verwaltung in der Provinz Hannover führen. Diese beiläufig 120 Beamte würden lediglich für sich eine abgeschlossene Carrière bilden; es würde, wie ihr Dienst, so ihre Vorbildung nur in dieser einen Provinz möglich sein; der Zutritt dazu müßte natürlich den Bewohnern des ganzen Königreichs frei stehen; factisch aber würden, schon der Unbekanntheit wegen, fast ausschließlich Hannoveraner sich dazu bilden, und würde so ein Patrimonium für Berufsbeamte gebildet, das eine völlige Verschmelzung mit den altpreußischen Anschauungen auf das äußerste erschweren würde.

Die Verwaltungsgeschäfte als solche würden doch selbstredend in allen Provinzen dieselben sein müssen; die Art der Behandlung, der eigentliche Geschäftsgang erheischt dann auch im Wesentlichen Gleichheit, und diese wieder ist nur möglich bei gleicher Organisation der Verwaltung.

Ist erst die Gewerbefreiheit völlig eingeführt, sind die Steuern nach dem einfachen preußischen System eingewöhnt, ist den Gemeinden derselbe Wirkungskreis eingeräumt wie in den alten Provinzen, kurz ist das nothwendige, mit mancherlei außerordentlichen Arbeiten verbundene Uebergangsstadium erst überwunden, so muß doch nothwendig in Hannover so gut wie in den alten Provinzen ein Landrath die Verwaltung eines Kreises von circa 60,000 Einwohnern besorgen können.

Weshalb sollen da nun für diese Anzahl Menschen je zwei Kreise mit zwei berufsmäßigen Landräthen und ebensoviel Hilfsarbeitern errichtet werden? — Ist neben der Vergeudung an Arbeitskraft die erheblich größere Geldausgabe auf die Dauer zu rechtfertigen?

Für die Uebergangszeit mag das der Fall sein, da es sich eben um außer-

---

nachzuweisen, wie die Absicht der Regierung auf Schaffung thunlichst abhängiger Verwaltungsorgane in den Aemtern ausdrücklich gerichtet war, und sehen ebenfalls von einem Eingehen auf die neuere Schöpfung der Amtsvertretung hier ab.

Digitized by Google

ordentliche Zustände handelt; auch in Bezug auf die Kosten der untern Verwaltung wird nothwendig die Provinz Hannover die nächsten Jahre einen erheblichen Mehraufwand erfordern, als die alten Provinzen, weil eben das bestehende System ein kostspieligeres ist, und wenn man es auch vom Grund ändern wollte, dasselbe doch in Bezug auf die Kosten seine Wirksamkeit noch auf manches Jahr hinaus erstrecken würde.

Von dieser, ob schneller oder langsamer doch immerhin vorübergehenden Zeit abgesehen, halten wir einen so exorbitanten Mehraufwand für die Verwaltung der Provinz Hannover politisch und wirthschaftlich gleich ungerechtfertigt.

Vor allem ist die völlige Verschiedenheit der Verwaltung für die Provinz selbst nicht durchzuführen. Auf die Dauer lassen sich derselben die Wohlthaten des Selfgovernment nicht vorenthalten. Es geht nicht, daß den Landrathsämtern in der Provinz Hannover ein Theil der Geschäfte verbleibt, die in den alten Provinzen den Gemeinden überlassen sind; geschieht das aber nicht, so bleibt eben für das Personal, welches nach den Vermittlungsvorschlägen vorhanden sein soll, keine genügende Beschäftigung.

Die einsichtigen Verwaltungsbeamten in Hannover sahen es schon lange als ihre Aufgabe an, auf größere Selbständigkeit der Gemeinden hinzuarbeiten, die Verwaltung der Regierungsorgane aber auf das nothwendigste Maß zu beschränken. „Die Verwaltung — so drückte man sich häufig aus — muß sich selbst überflüssig machen."

Was aber in einem kleinen Staate nur den Gebildeten als fernes Ziel erscheint, auf das allmälig hinzuwirken ist, das macht sich in einem Großstaat mit seinem bewegteren Pulsschlag bald allgemein als scharf empfundenes Bedürfniß fühlbar, zumal wenn Anhaltspunkte zur Vergleichung nahe liegen. Man darf sich daher nicht täuschen, die Stimmung in der Provinz Hannover wird in nicht langer Zeit, so entschieden sie jetzt noch das Festhalten an der bisherigen Verwaltungseinrichtung wünscht, umschlagen und entschieden verlangen, auch ihrerseits, statt von berufsmäßigen, nur von der Regierung abhängigen Beamten, von Personen, die das Vertrauen ihres Bezirks zum Ehrenamt der Lokalobrigkeit beruft, verwaltet zu werden. Der Zug der Zeit drängt auf ausgedehntes Selfgovernment, und das steht in schnurgeradem Widerspruch zu berufsmäßigen Verwaltungsbeamten unterster Instanz.

Wir halten deshalb die bisherige hannoversche Aemterverfassung auf die Dauer für unhaltbar und es gilt uns als völlig unvermeidlich und durch Rücksichten der Politik, wie der Zweckmäßigkeit gleich geboten, daß die hannoversche Verwaltung gleich den in den übrigen neu erworbenen Provinzen der bestehenden preußischen im Wesentlichen assimilirt werde.

Aber eben nur im Wesentlichen, und wesentlich ist in unsern Augen die Leitung der Verwaltung durch Personen, die mit ihrem Kreise in gewisser persönlicher

Digitized by Google

Beziehung stehen, die durch das Vertrauen des Kreises zu solchem Amte berufen werden und die dies Amt als Ehrenamt bekleiden im Gegensatz zu den bisherigen Berufsbeamten. Als unwesentlich scheint uns dabei das entschiedene Verwiegen der Grundaristokratie beim activen und passiven Wahlrecht des Landraths. In diesem Sinne möchten wir zwischen der preußischen Einrichtung und dem Bedürfnisse unsrer Provinz vermitteln sehn.

Wie in den alten Provinzen theils die Gutsbesitzer, theils die Kreisstände den Landrath zu wählen haben, wie diese wieder verschieden in den einzelnen Provinzen componirt sind, so wird bei Schaffung dieses Institus für die Provinz Hannover nothwendig den bürgerlichen Elementen der kleinen Städte und Flecken und dem bäuerlichen Grundbesitz der ihm nach den realen Verhältnissen gebührende Einfluß gesichert werden müssen. Und diese Verhältnisse liegen hier wesentlich anders, wie in den alten Provinzen.

Der ritterschaftliche Grundbesitz sämmtlicher Ackergüter, die kleinsten Bauerstellen eingeschlossen, betrug nach Procenten im Jahre 1857:

in der	Provinz	Pommern	55	Procent.
" "	"	Posen	53	"
" "	"	Schlesien	51	"
" "	"	Brandenburg	38½	"
" "	"	Preußen	29	"
" "	"	Sachsen	23½	"
" "	"	Westfalen	8	"

In der Provinz Hannover beträgt das gesammte Areal der Rittergüter an Ackerland und Wiesen nur etwa 5% des Gesammt-Grund und Bodens.

Die alten Provinzen sind also weit stärker mit ritterschaftlichem Grundbesitz versehen als Hannover, und da liegt es auf der Hand, daß den Rittergutsbesitzern hier nicht derselbe überwiegende Einfluß zugestanden werden kann. Dazu kommt, daß in den alten Provinzen das Landrathssystem seit langen Jahren Wurzel geschlagen hat, daß der preußische Adel seit Generationen seine Ehre und seinen Stolz darein gesetzt hat, in dem Ehrenamt als Landrath seinem Kreise seine besten Kräfte zu widmen.

Leider liegt dies in Hannover wesentlich anders; persönliche Beziehungen zwischen Gutsbesitzer und Bauer giebt es nach den Ablösungen kaum noch; von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, haben sich die Gutsbesitzer meist weder um die Gemeindeangelegenheiten noch um die Zwecke der Amtsvertretung gekümmert, und ein aufrichtiges Vertrauen zwischen einem durch die Ritterschaft erwählten ritterschaftlichen Landrath und der großen Menge des Bürger- und Bauernstandes hervorzurufen, würde in vielen Bezirken mindestens lange Zeit erfordern.

Das Wahlrecht den auf Grund der realen Verhältnisse zu organisirenden

Kreisständen und die Wählbarkeit den befähigten angesehenen Einwohnern des Kreises ohne Rücksicht auf bestimmten Grundbesitz zugestehen! — das ungefähr würde unser Vermittlungsvorschlag sein.

Von allen Einzelnheiten, wie Größe und Eintheilung der Kreise sehen wir hier völlig ab, da uns das erst in zweiter Linie Beachtung zu verdienen scheint und es zunächst nur darauf ankommt, eine Grundlage für den Ausbau der Verwaltung zu gewinnen.

Dabei sei noch besonders hervorgehoben, daß wir eine Unterstellung der selbständigen Städte unter die Verwaltung des Landraths nicht wünschen. Uns fehlt dafür der innere Grund. Denn was wir eben mittelst der Landrathsverfassung auch für das Land erreichen wollen, Selbstverwaltung, haben wir für die Städte bereits; warum diese nun, wenn nicht aufgeben, so doch durch Einführung einer Mittelinstanz erschweren? Die Interessen von Land und Stadt sind einmal verschieden, auch wenn es sich nur um kleine Städte handelt, tritt das deutlich zu Tage; darum lasse man sie generell getrennt bleiben, und führe nur da, wo besondre Verhältnisse dies erheischen, z. B. in Rücksicht auf den Bau von Landstraßen ꝛc. eine Verbindung mit den umschließenden Kreisen ein.

Daß übrigens diejenigen Städte, die die Kosten für eine selbständige Verwaltung aufzubringen nicht im Stande oder nicht Willens sind, die bisherige Selbständigkeit aufgeben und sich gleich dem Landkreise der landräthlichen Verwaltung fügen müssen, scheint uns durchaus in der Ordnung. Beneficia non obtruduntur; wer die Selbstverwaltung nicht will und ihr zu Liebe Opfer zu bringen nicht vermag, hat selbstredend keinen Anspruch darauf.

Die vielen Städte mittlerer Größe, an denen Hannover reich ist, und in deren überwiegender Mehrzahl sich reges bürgerliches Leben und opferfreudiger Gemeinsinn häufig kund gegeben hat, in allen ihren von denen des Landes so vielfach abweichenden Beziehungen mit dem Lande zu vereinigen und sie dem Landrath unterzuordnen, nur weil sie angeblich zu eigentlichen Stadtkreisen zu klein seien, scheint uns unzweckmäßig. Das Maß der preußischen Stadtkreise anzulegen, ist schwerlich geboten, denn die Größe der Kreise ist etwas Zufälliges und auch in dem preußischen Verwaltungsorganismus kommen Stadtkreise, die direct den Regierungen unterstellt sind, vor; die etwas größere oder geringere Einwohnerzahl der Städte kann eine principiell verschiedene Behandlung nicht rechtfertigen; wir müssen es daher für durchaus zulässig erachten, daß die Mehrzahl unserer selbständigen Städte, sofern sie es wünschen — und das werden sie sicher thun — auch ferner direct unter den Regierungen stehen und nur in gewisser, reglementarisch im Einzelnen zu ordnenden Weise mit den Landkreisen in Beziehung gesetzt werden.

Daß eine entgegengesetzte Behandlung böses Blut verursachen und der Regierung zunächst manche Gegner machen würde, wird jeder, der die hanno-

Digitized by Google

verſchen kleinen Städte und den in ihnen im Gegenſatz zum platten Lande herrſchenden Bürgerſtolz kennt, gewiß beſtätigen. Ein Hinweis auf die vielen altpreußiſchen Städte größeren Umfangs, die ebenfalls einem landräthlichen Kreiſe zugehören, würde wenig tröſten; in Altpreußen iſt die geſchichtliche Entwickelung eine andere geweſen, und wie eben niemand an der gerüttelt zu ſehen wünſcht, ſo wünſchen auch wir nur die eigenartige Entwickelung des hannoverſchen Städteweſens mit Schonung behandelt zu ſehen.

Unvermeidlich iſt bei der von uns gewünſchten Organiſation der Verwaltung die Bildung beſonderer Domanialämter. Das ausgedehnte Domanium bedarf einer lokalen Verwaltung, die viel Umſicht und Arbeit erfordert. Solche Mühwaltung in rein fiscaliſchem Intereſſe kann ſelbſtredend einem Beamten, der, wie der Landrath, ein Ehrenamt verwaltet, nicht zugemuthet werden; es werden beſondre Beamte damit betraut werden müſſen; dieſe bedürfen, da ſie eben rein fiscaliſche Intereſſen wahrzunehmen haben, eines obrigkeitlichen Imperiums nicht, wie es bei der jetzigen Einrichtung von den Aemtern, denen ſolches für Regiminalſachen zur Seite ſtand, oft genug auch für Domanialzwecke mißbräuchlich angewandt worden iſt. Die Koſten endlich für beſondere Domanialämter können nicht ins Gewicht fallen; bei den enormen Ueberſchüſſen des Domaniums ſind ſie als ein, noch dazu äußerſt unerheblicher, Theil der mit jedem Betriebe verbundenen Unkoſten in Anſatz zu bringen und werden nach Verhältniß der Geſammterträge, ſelbſt wenn die ſehr reichliche Zahl von 30—40 Domanialämterne erreicht würde, noch lange nicht die Koſten erreichen, welche die völlig gleichſtehende lokale Verwaltung der Staatsforſten erfordert.

Fragt man uns nun aber, ob wir die Einführung einer auf den kurz angedeuteten Grundzügen ruhenden Organiſation der hannoverſchen Verwaltung ſofort für rathſam erachten, ſo antworten wir entſchieden „nein“.

Die mit unſerer Bevölkerung aufgewachſene altgewohnte Aemterverfaſſung iſt ihr, wie alles Altgewohnte lieb; tauſend perſönliche Beziehungen zwiſchen der Beamtenwelt und dem Publikum würden jedes Rütteln daran für den Augenblick in weiteſten Kreiſen ſchmerzlich empfinden laſſen. Ueberdies iſt zur Zeit ein geeignetes Perſonal zu Landräthen im Sinne unſeres Vorſchlages nicht vorhanden; und ehe nicht die Uebergangszeit mit ihren vielen zeitraubenden, geſchäftliche Routine, wie genaue Perſonal- und Lokalkenntniß erfordernden Arbeiten vorüber und die Verwaltung ſachlich klar geworden und in das neue Fahrwaſſer hineingeſteuert iſt, kann man der Berufsbeamten nicht entbehren. Hinſichtlich der Koſten iſt es während der nächſten Jahre auch gleichgiltig, da doch das einmal vorhandene Perſonal nicht ohne Weiteres bei Seite geſchoben werden kann. Im Gegentheil würde es durchaus unwirthſchaftlich ſein, neben den Berufsbeamten, die doch einmal ihr Gehalt oder ihre Penſion weiter beziehen werden, ſofort auch noch Landräthe zu beſolden; denn iſt die dieſen zu-

Digitized by Google

kommende Besoldung von 600—1200 Thalern auch eigentlich mehr eine Vergütung für Aufwendungen im Dienst, zumal Reisekosten ꝛc. nicht vergütet werden, als ein eigentliches Gehalt, so ist die Ausgabe für die öffentliche Kasse doch immer dieselbe.

Mögen unsere Vorschläge in mehr oder minder modificirter Weise das Richtige treffen, davon sind wir fest überzeugt, daß über kurz oder lang die preußische Landrathsverfassung im Wesentlichen auch in der Provinz Hannover eingeführt werden wird und muß. Ebenso fest sind wir aber auch davon überzeugt, daß das für den Augenblick noch nicht thunlich ist, daß vielmehr dazu erst die vollkommene Gleichstellung Hannovers mit den alten Provinzen in Bezug auf die materielle Gesetzgebung — soweit sie die Hauptgebiete der Verwaltung berührt — vorangegangen sein, ja daß auf Grund dieser neuen materiellen Gesetzgebung die Verwaltung erst noch von den bisherigen Beamten in einen gewissen ständigen Gang gebracht sein muß.

Selbstverwaltung will, wie jedes andre Ding, erst gelernt sein, aber bei gutem Willen der Betheiligten und wenn das eigne Interesse und der Zwang von oben es gebieten, genügen dazu wenige Jahre. In dieser Uebergangszeit werden allmälig immer mehr Geschäfte von den Aemtern an die Gemeinde übergehen; es wird in manchen Sachen die Thätigkeit der Staats- wie der Gemeindebehörden ganz aufhören z. B. mit Wegfall der Trauscheinspflicht.

Es wird das frischere und bewegtere Leben des Großstaats sich auch in dieser Richtung wirksam zeigen; der Gemeinsinn wird steigen, die Theilnahme am öffentlichen Leben wird wachsen, und nach wenigen Jahren wird so der Boden für die Landrathsverfassung geebnet und das Material für die Landräthe gewonnen sein.

Diese Uebergangszeit gestattet auch eine schonendere Behandlung des gegenwärtig vorhandenen Beamtenpersonals, als es eine allzu plötzlich eintretende Organisation thun würde. Und das Beamtenpersonal verdient diese Rücksichtnahme in aller Weise; die unnütze Bemerkung des Verfassers der obenerwähnten Vermittlungsvorschläge, „die Aemter haben bislang vielfach als Versorgungsanstalt gedient", muß ernstlich zurückgewiesen werden.

Die von uns gewünschte Uebergangszeit wird dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß eine nicht unerhebliche Lücke in die Zahl der Verwaltungsbeamten der Provinz Hannover reißen. Todesfälle und wohlverdiente Pensionirungen werden unter der ältern Beamtenwelt, ebenso wie unter der jüngern anderweite Verwendung im Staatsdienst manche Stelle frei machen lassen, deren Wiederbesetzung bei der allmälig aber stetig eintretenden Geschäftsverminderung nicht erforderlich sein wird. Tritt dann die neue Organisation endlich ein, so wird die Zahl derer, die weder bei den dann zu schaffenden Domanialämtern, noch

Digitized by Google

in anderweiter dienstlicher Stellung beschäftigt werden können, eine ungleich geringere sein als jetzt.

Vielleicht erwählt sich auch mancher neu geschaffene Kreis dann einen Beamten zum Landrath, wenn vom Erfordernisse des größern Grundbesitzes abgesehen wird, und mancher Beamte wird gern solch neuen Wirkungskreis als Ehrenamt annehmen, zumal wenn ihm daneben — was unsres Erachtens völlig unbedenklich — der Bezug seiner von der Landrathsvergütung natürlich durchaus gesondert zu haltenden Pension gestattet wird.

Dringend warnen möchten wir aber vor einem Provisorium, wie es von den Vermittlungsvorschlägen bevorwortet wird, ganz abgesehen von dem absoluten Werth oder Unwerth derselben. Läßt sich die definitive Ordnung nicht gleich herstellen, so schaffe man kein neues Provisorium, sondern lasse man die alten Einrichtungen provisorisch fortbestehen. Dazu kommt, daß der Inhalt der Vermittlungsvorschläge zu den preußischen Institutionen fast im Gegensatz steht. Das Grundprincip seiner Lokalverwaltung zu Gunsten oder zum Nachtheil einer einzelnen Provinz in sein strictes Gegentheil verwandeln, ist in einem so einheitlich geschlossenen und an seiner inneren Festigung so emsig arbeitenden Staate, wie es unser neues Heimathsreich ist, auf die Dauer unmöglich. Mag man es wünschen und hoffen, oder fürchten und bedauern, die Landrathsverfassung in ihren Grundzügen wird und muß über kurz oder lang, wenn sie nicht etwa in den alten Provinzen aufgehoben werden soll, auch die Provinz Hannover umfassen. Wozu also die immer mißliche Hoffnung erregen, das Transitorische könne doch vielleicht Definitivum bleiben?

Jede, mit Rücksicht auf die gegenwärtig in der Provinz dawider herrschende Abneigung und die sonstigen zur Zeit gegen ihre Einführung redenden Gründe, jetzt eingerichtete anderweite Organisation kann unsrer unerschütterlichen Ueberzeugung nach nur ein Provisorium schaffen, das später doch der Landrathsverfassung weichen muß. Wozu aber, wenn doch ein Provisorium nöthig ist, nicht einfach die bestehende Einrichtung provisorisch belassen und erst eine neue provisorische Organisation ins Leben rufen und damit Unzufriedenheit und Mißmuth wecken? Das aber würde die erste Folge der Ausführung der Vermittlungsvorschläge sein.

Die ganze Zahl der Orte, die den Amtssitz verlieren würden, die sämmtlichen in die Landkreise eingereiheten bislang selbständigen Städte würden auf Jahre hinaus zu Gegnern der Regierung gemacht werden. Eifersucht und Neid unter den einzelnen Orten würden dieselbe traurige Rolle spielen, wie bei der Organisation von 1859. Agitationen für Erhaltung, beziehungsweise Wiedererlangung des Amtssitzes würden in gleicher Weise wie 1859 einen bedeutenden Umfang gewinnen. Jeder Ort würde den Versuch machen, durch Petitionen und Deputationen an höchster Stelle für sich etwas zu erreichen; das ganze

gitized by Google

Land würde zunächſt in Aufregung verſetzt werden, der in ſeiner Bedeutung nicht zu unterſchätzende Beamtenſtand, durch die dann unvermeidlichen, oft hart treffenden Penſionirungen perſönlich geſchädigt und verletzt, würde nicht grade zur Beruhigung beitragen, kurz, vorläufig würde nur Unzufriedenheit aller Orten die Folge ſein. Und grade der intelligente größere Bauern- und bürgerliche Mittelſtand, der eigentliche Kern der Bevölkerung und zudem derjenige Theil derſelben, welcher den deutſchen Beruf Preußens am klarſten erfaßt hat und deshalb der neuen Regierung am bereitwilligſten entgegengekommen iſt, würde am empfindlichſten durch die gedachte Organiſation verletzt und gegen die Regierung eingenommen werden.

Man ſage nicht, daß dies durch die von uns gewollte Einführung der Landrathsverfaſſung nach altpreußiſchem Muſter — unter Zurückführung des ariſtokratiſchen Elements darin auf das unſern Verhältniſſen entſprechende Maß — demnächſt noch ſchlimmer der Fall ſein würde! Der natürliche Verſtand auch des geringen Mannes weiß ſehr wohl den Unterſchied zu fühlen zwiſchen der im Intereſſe der Staatseinheit geſchehenden Baſirung der Verwaltung auf ein von dem bisherigen abweichendes Grundprincip und zwiſchen der lediglich im Intereſſe der Staatskaſſe zum Schaden der Einwohner gereichenden Einziehung einer Anzahl Behörden, worauf ſchließlich alle Vermittlungsvorſchläge hinauslaufen.

Verträgt ſich die bisherige Organiſation der Lokalverwaltung überhaupt principiell mit dem preußiſchen Verwaltungsorganismus, ſo iſt dann auch eine lediglich auf fiscaliſchen Sparſamkeitsgründen beruhende, den Wünſchen der Bevölkerung widerſtreitende und dieſer durch Zeitverluſt ꝛc. wirthſchaftliche Nachtheile zufügende Reorganiſation überall zu vermeiden, oder ſie wird bei der Bevölkerung, die nach einem tiefern Grunde vergeblich fragt, und Sparſamkeitsrückſichten allein den reichen Mitteln der Provinz gegenüber als maßgebend nicht anerkennen wird, tiefe und nachhaltige Erbitterung erregen. Mögen wir vor dieſem Schickſale bewahrt bleiben, und möge auch unſrer Provinz bald der Segen einer auf geſunder Grundlage ruhenden Selbſtverwaltung zu Theil werden, die dann auch wieder rückwirkend auf die Landrathsverfaſſung in den alten Provinzen in manchen Punkten zeitgemäße Modificationen bewirken wird!

Eine gewiſſe ariſtokratiſche Grundlage hat jede Selbſtverwaltung immer, und muß ſie haben: aber nur die beſten ſind es, die ihre Kräfte hingebend dem Gemeinwohl widmen; auch ein gewiſſer conſervativer Grundzug wird der Selbſtverwaltung immer eigen ſein; die eigne Wahrung der eignen Intereſſen führt dies von ſelbſt herbei, wie ja auch England zeigt, deſſen Friedensrichter bekanntlich im continentalen Sinne weit mehr Lokalverwaltungsbeamte als eigentliche Richter ſind. Aber vor allem muß wie bei jedem Inſtitut auch hier den factiſchen Verhältniſſen Rechnung getragen werden, und dieſe ſtreiten eben gegen

Digitized by Google

den ganz überwiegenden Einfluß der Rittergutsbesitzer in Bezug auf das active wie passive Wahlrecht zum Landrath, wie die alten Provinzen ihn noch haben.

Die Petrussagen.

4.

So oft wieder ein Fortschritt, eine Modification der Petrussage bemerkbar ist, läßt sich auch das bestimmte Interesse nachweisen, welches der Veränderung zu Grunde liegt. Ueberall weisen uns die einzelnen Züge derselben hinaus auf die geschichtlichen Verhältnisse der ersten zwei christlichen Jahrhunderte, ihre Entwicklung ist nur der Reflex der Entwicklung des kirchlichen Parteiwesens. Es bleibt uns noch übrig, was uns bisher im Einzelnen und gelegentlich aufstieß, zusammenzufassen und uns die geschichtlichen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, unter welchen dieser Sagenkreis sich gebildet hat.

Wir müssen zu diesem Zweck zurückgehen auf die persönlichen Beziehungen, wie sie nachweisbar zwischen den beiden Männern Petrus und Paulus stattgefunden haben. Die einzig zuverlässige Kunde, die uns hierüber erhalten ist, bietet der in unserm Kanon befindliche Brief, welchen der Apostel Paulus an die galatischen Gemeinden geschrieben hat.

Als der Tag von Damaskus aus dem Verfolger der jungen Gemeinde einen Bekenner des Kreuzes Jesu gemacht hatte, war das Erste nicht, wie man das erwarten könnte, daß der Neubekehrte nach Jerusalem ging, die alten Apostel aufzusuchen und sich über Jesu Leben und Lehre bei ihnen zu unterrichten, sondern er ging mit dem Gedanken, der ihm aufgegangen war, nach Arabien, um in der Stille eine Ueberzeugung in sich auszugestalten, durch welche sein bisheriges Denksystem auf den Kopf gestellt war. Er war sich bewußt, nichts von Menschen gelernt zu haben, er verdankte nichts der Predigt der Apostel, der Herr selbst war es, der ihn berufen, sich ihm geoffenbart hatte. Darum wußte er auch, daß die älteren Apostel, die mit Jesus zusammengelebt, nichts vor ihm voraus hatten. Was der irdische Jesus gewesen war, hatte keinen Werth für ihn, denn erst mit dem Kreuzestode des Messias fing die Neuschöpfung an, zu deren Verkündigung auch er sich berufen fühlte. Nach dreijährigem Aufenthalt

Digitized by

in Arabien brachte er „sein“ Evangelium nach Damaskus zurück, das in consequenter Weiterführung des Gedankens Jesu hinausging über die enge Form des Judenchristenthums wie Petrus und die andern alten Apostel es verkündigten. Ihm stand fest, daß das Christenthum von dem Schooß, in dem es geboren war, sich losreißen mußte, daß der Bekenner Jesu nicht mehr ein Befolger des mosaischen Gesetzes sein konnte; ihm stand fest, daß das neue Heil nicht den Juden allein, sondern allen Völkern der Welt ohne Unterschied bestimmt war. Und dieses Evangelium war er entschlossen zu predigen. Mit den ältern Aposteln war ihm nur gemeinsam die Gewißheit, daß der Gekreuzigte der Messias war, aber worin jene nur die Erfüllung des Mosaismus, die Orthodoxie des Judenthums sahen, das war für Paulus ein völlig Neues, das die Fesseln des Mosaismus nicht länger ertrug. Eine doppelte Controverse mußte unvermeidlich hieraus entspringen: über das Verhältniß des Evangeliums zum Gesetz und über die apostolische Autorität des Paulus. Hart an den Wurzeln dieser doppelten Controverse liegt das letzte Motiv der Petrussagen.

Von Damaskus kam Paulus auf 14 Tage nach Jerusalem, um den Petrus, wie er sagt, kennen zu lernen; außer ihm und Jakobus sah er keinen Apostel. Was damals zwischen ihnen verhandelt wurde, wie sie persönlich sich stellten, darüber fehlt uns jede Kunde. Paulus geht mit Stillschweigen darüber hinweg, nur das versichert er wiederholt mit Nachdruck, daß er sein Evangelium von keinem Menschen empfangen und gelernt habe. Und nun begann er seine Missionsthätigkeit. Antiochia machte er zum Mittelpunkte seines Wirkens. Von da durchzog er verschiedene Gegenden Kleinasiens, zunächst an seine Volksgenossen sich wendend, aber so, daß er überall die Heiden als gleichberechtigt aufnahm, ohne von ihnen die Beschneidung und des Gesetzes Werke zu verlangen.

Vierzehn Jahre hatte er so gewirkt, als die Urgemeinde zu Jerusalem anfing über die Erfolge einer Predigt sich zu beunruhigen, welche das auserwählte Volk um sein Erbe zu verkürzen schien. Nicht offen trat man dem Paulus gegenüber, aber man sandte Emissäre aus, um hinter seinem Rücken die von ihm gestifteten Gemeinden unter das Joch des Gesetzes zurückzubeugen. Auch nach Antiochia kamen solche „falsche Brüder“, welche unter der Hand ausstreuten, es sei ein betrügerisches Vorgeben des Paulus, daß man ohne Beschneidung und ohne Befolgung des Ritualgesetzes Theil an den Verheißungen des messianischen Reichs haben könne.

Dies veranlaßte nun Paulus, selbst nach Jerusalem zu kommen, um sich zu rechtfertigen und den Versuch zu machen, sich mit den Aposteln über sein Evangelium auseinanderzusetzen. Außer Barnabas nahm er den Titus mit, einen unbeschnittenen Heidenchristen, gleichsam als lebendige Probe seines Heidenevangeliums. Die Verhandlungen waren allen Spuren zufolge lebhaft, sie en-

Digitized by Google

digten nicht mit einer wirklichen Verständigung, so daß hinfort ein und dasselbe Evangelium von beiden Theilen gepredigt worden wäre, sondern mit einem Compromiß. Man konnte Paulus nicht verbieten, in seiner Weise das Evangelium zu verbreiten, die Erfolge sprachen zu laut für ihn, es wurde ihm zugestanden, daß er den Heiden predigen dürfe, ohne von ihnen die Beschneidung zu verlangen. Die Urapostel dagegen wollten nach wie vor ihre Predigt auf die Volksgenossen, auf die Beschnittenen beschränken. Dabei wurde Paulus nur die eine Bedingung auferlegt, daß er Almosensammlungen für die Armen der Urgemeinde veranstalte. Es gab also nun zwei Formen des Evangeliums, die eine für die Heiden, die andere für die Beschnittenen, Paulus das Haupt der einen, Petrus das der andern. Auf diese Bedingungen hin trennte man sich mit brüderlichem Handschlag.

Wie wenig eine aufrichtige Versöhnung erzielt worden war, sollte sich kurz darauf in Antiochia zeigen. Petrus hatte bei einem Besuch in dieser Stadt mit den Heidenchristen Tischgemeinschaft gehalten, sei es daß er für einen Augenblick seine strengeren Grundsätze vergaß, sei es daß er im häufigen Verkehr mit Heidenchristen wirklich eine freiere Anschauung gewonnen hatte. Allein er wird belauert von Sendlingen des Jakobus, des strengen Vorstandes der Urgemeinde, und als er diese gewahr wird, bricht er aus Furcht vor ihnen, wie es ausdrücklich heißt, die Tischgemeinschaft mit den Brüdern ab, kündigt ihnen also die Gemeinschaft auf und alle andern Judenchristen, selbst Barnabas, folgen seinem Beispiel. Dies empörte nun den Paulus dermaßen, daß er vor versammelter Gemeinde den Petrus zur Rede stellte, ihm Heuchelei vorwarf und gradezu die Consequenz zog, wenn man noch immer die Befolgung des mosaischen Gesetzes verlange, sei Christus vergebens gestorben. Damit war im Grunde von beiden Seiten die Linie jenes Compromisses überschritten. Das paulinische Evangelium war von Petrus, das petrinische von Paulus für ungiltig erklärt. Der Streit war eröffnet und nur die weitere Entwicklung der Kirche konnte ihn zur Entscheidung bringen. So heftig war der Auftritt, daß noch im Galaterbriefe die innere Erregung, die den Paulus beim Andenken daran erfaßt, deutlich zu spüren ist. Geringschätzig oder mit bittrer Ironie spricht er von den übergroßen Aposteln, den Hochgeltenden, die man für Säulen hält. Aber auch die judenchristliche Partei hat dem Paulus die Scene niemals vergeben, und nichts weist darauf hin, daß der persönliche Riß zwischen beiden Aposteln jemals wieder geheilt wurde. Wahrscheinlich war es das letzte Mal, daß sie mit einander zusammentrafen, und von Petrus hört an diesem Punkte jede geschichtliche Kunde auf.

Der Streit der Meinungen hatte also eine persönliche Wendung genommen, nicht blos verschiedene Formen des Evangeliums, sondern Petrus und Paulus selbst standen als gegnerische Häupter einander gegenüber: so lebte ihr Bild

Digitized by Google

in den Gemeinden, und dieſer Gegenſatz beherrſchte die nächſten Decennien. Paulus fuhr fort ſein Evangelium zu verbreiten, er ſuchte ſich die Hauptſitze helleniſcher Bildung aus, immer größere Gebiete der heidniſchen Welt gewann er dem Chriſtenthum. Allein neben dem Kampfe wider das Heidenthum hatte er noch einen ganz andern Kampf zu führen: wider einen Gegner, der ihm zu verderben drohte, was er dem erſten Feinde abgerungen, wider die Petriner, die falſchen Brüder aus der Urgemeinde. Es ſcheint, bei jenem Compromiſſe war es der Hintergedanke der ältern Apoſtel geweſen, man könne ja den Paulus vorläufig in ſeiner Weiſe reiſen und predigen laſſen: was er für das Kreuz Chriſti gewonnen habe, werde ſich nachher leicht vollends für das Geſetz Moſis gewinnen laſſen. In dieſer Weiſe wenigſtens operirten ſie, und nicht ohne großen Erfolg. In allen pauliniſchen Gemeinden wiederholt ſich nach kurzer Zeit dieſelbe Erſcheinung, die wir ſchon von Antiochia her kennen. In der Abweſenheit des Paulus ſchleichen ſich „Irrlehrer“ ein, die ſich auf die Urapoſtel, auf Petrus insbeſondere, berufen, die läugnen, daß man ohne das jüdiſche Ritualgeſetz ſelig werden könne, die Beſchneidung verlangen und die apoſtoliſche Autorität des Paulus beſtreiten, weil er kein unmittelbarer Schüler des Herrn geweſen ſei. Aus den Briefen des Paulus an die galatiſchen Gemeinden und an die zu Korinth, die großentheils eben durch dieſe Parteiverhältniſſe veranlaßt ſind, wiſſen wir, wie viel ſie dem Apoſtel zu ſchaffen machten. Die Galater hatten ſein Evangelium mit beſonderer Liebe und Begeiſterung aufgenommen, dennoch ſtanden ſie, nachdem er ſich eine Zeit lang entfernt hatte, im Begriff, ſich von jenen Sendlingen verleiten, ſelbſt das Joch der Beſchneidung ſich auferlegen zu laſſen und in „ſäuerlicher“ Frömmigkeit ihr Gemeindeleben ganz auf jüdiſche Art einzurichten. Und noch betrübendere Kunde kam ihm aus der korinthiſchen Gemeinde, die, wie er ſelbſt ſagte, ihm beſonders ins Herz geſchrieben war, die ſein Ruhm, das Siegel ſeines Apoſtelamts war. Abgeſehen davon, daß die heidniſchen Gewohnheiten in einer Reihe von unerfreulichen Erſcheinungen nachwirkten, waren auch hier Sendlinge aus der Urgemeinde erſchienen, die zwar nicht mehr die Beſchneidung forderten, wozu die Hellenen wohl wenig Luſt verſpürt hätten, die aber, beſorgt, der Mittelpunkt des Evangeliums entferne ſich aus Judäa, auch die helleniſchen Gemeinden unmittelbar unter Jakobus und die Zwölf ſtellen wollten. Es wurde beabſichtigt, daß Einer der Zwölf ſelbſt nach Korinth komme, um zu zeigen, daß die echten Jünger Jeſu ein ganz andres Evangelium lehrten als der anmaßende Apoſtel, der ohne Beruf ſich überall zwiſchen die Gläubigen und die wahren Apoſtel eindränge, durch ſeine Verſchlagenheit die Menſchen berücke, und ohne den die ganze Chriſtenheit einig wäre und die Blicke nach Jeruſalem richtete. Die Spitze dieſer Polemik richtete ſich nicht mehr gegen den Inhalt der pauliniſchen Predigt, ſondern perſönlich gegen den Eindringling, der ſich fälſchlicherweiſe den Apoſtelberuf anmaße. Wie

kann, führten jene Emissäre aus, derjenige ein Apostel sein, der den Herrn nie gesehen, von ihm keinen Auftrag erhalten hat, wie kann er den wahren Aposteln gegenübertreten, die alles vom Herrn selbst gelernt haben und durch seinen Umgang zu Sendboten gebildet worden sind? Will er ein Apostel sein, so unterwerfe er sich den Säulen, lerne von ihnen und wirke mit ihnen brüderlich zusammen, anstatt ihrer Predigt dein eignes Evangelium entgegenzustellen — lauter Vorwürfe, denen Paulus nichts Andres entgegenzusetzen hatte, als die innere Gewißheit, gleichfalls von Christus berufen zu sein, freilich nicht vom Christus des Fleisches, sondern vom geistigen Christus, der sich ihm in Gesichten geoffenbart hatte, deren Realität er ebenso eifrig vertheidigte, als die Gegner sie bestritten.

Vielleicht war es die Ueberzeugung von der Fruchtlosigkeit solcher Beweisführungen, die den Paulus bestimmte seinen Blick auf Rom zu richten. Diese Gemeinde schien außerhalb der Kämpfe zu liegen, die in den östlichen Gemeinden geführt wurden. Sie war rasch gewachsen, aber weder von Paulus noch von einem der Urapostel gestiftet worden. Sie bestand vorzugsweise aus Judenchristen, die aber entfernt vom jüdischen Mittelpunkt sich längst in der Heidenwelt einzurichten gelernt hatten. Vor allem blieb hier alles Persönliche aus dem Spiel, er hatte hier keine judaistischen Eindringlinge zu bekämpfen, er hatte auch nicht gegen ihre Einflüsterungen sein eignes Apostolat zu vertheidigen. In ruhiger, leidenschaftsloser Form konnte er den Römern auseinandersetzen, wie das Heidenchristenthum sich vereinigen lasse mit den Verheißungen, die Gott seinem auserwählten Volk gemacht. In diesem Sinne schrieb er seinen Brief an diese Gemeinde, in diesem Sinne wird er persönlich gewirkt haben während seines zweijährigen Aufenthalts in Rom, der seinen Abschluß in der Katastrophe der neronischen Verfolgung fand.

Allein die Keime, die Paulus scharfes Auge in der römischen Gemeinde entdeckt haben mochte, brauchten Zeit, um zu reifen. Allen Spuren zufolge hatte er auch hier persönlich einen ungünstigen Stand. Unter den fortgesetzten Anfeindungen der Judaisten war er vereinsamt, und seine Wirksamkeit zu kurz, um seinen Grundsätzen zum Siege zu verhelfen. Gleich nach seinem Tode sehen wir das petrinische Christenthum in vollem Siegeslauf über die paulinischen Schöpfungen dahin fahren. Vor allem in den kleinasiatischen Gemeinden. Ephesus, wo Paulus mehre Jahre gewirkt hatte, wurde der Sitz des Säulenapostels Johannes, und so gründlich wurde hier das Reinigungswerk betrieben, daß nach wenigen Jahrzehnten das Andenken an Paulus gänzlich erloschen war. Schon die Offenbarung des Johannes, vier Jahre nach dem Tode des Paulus geschrieben, belobte die kleinasiatischen Gemeinden, daß sie sich losgemacht von denen, die sich fälschlich zu Aposteln aufgeworfen. Die Parteisage suchte den Paulus entweder gänzlich zu verdrängen, oder sie häufte auf ihn die schwersten

Digitized by Google

Schmähungen. Er sei, sagten die Judenchristen, gar kein geborner Jude, er sei vielmehr ein Heide gewesen und erst später ein Proselyt des Judenthums geworden. Die niedrigsten Motive wurden seiner Opposition gegen das Gesetz untergelegt. Jetzt kam die Simonssage auf, die den Paulus zum heidnischen Irrlehrer machte. Seine Briefe wurden verworfen, er selbst als Eindringling ins Apostolat, als Verführer geschildert, selbst die Liebesgabe, die er nach Jerusalem brachte, in gehässigster Weise ausgelegt. In demselben Maße aber, als man den Paulus herabdrückte, stieg das Haupt der Gegenpartei, der Säulenapostel Petrus, den man als persönlichen Gegner des Paulus wußte, und den es gleichsam zu entschädigen galt für die Demüthigung, die er durch Paulus in Antiochia erlitten. Wo man den letzteren nicht gänzlich beseitigte, weil sein Andenken sich nicht beseitigen ließ, stellte man ihm den Petrus mindestens zur Seite. So in Korinth, wo man den Petrus neben Paulus zum Mitstifter der Gemeinde machte, so in Antiochia, wo das Heidenchristenthum zuerst Wurzeln geschlagen hatte, so in Rom, wo die Erinnerungen an den Märtyrer des neronischen Circus anfingen verflochten zu werden in ein Gewebe sagenhafter Bildungen, aus welchem immer glänzender sich die Gestalt seines Rivalen erhob. Die Extremen der Partei aber feierten in Petrus den Besieger des falschen Apostels, den Verfolger des Magiers von Ort zu Ort, wie denn eben jetzt das wahre petrinische Christenthum seinen Siegeslauf über das betrügliche paulinische von Ost nach West vollendete.

So stand es in der Zeit nach dem Hingange des Paulus. Wenn nun dennoch das Ende des Kampfes, der noch ein volles Jahrhundert ausfüllte, weder die gänzliche Erdrückung noch die Ausscheidung des Paulinismus war, vielmehr nach einiger Zeit die Spannung der Gegensätze nachließ und am Ende des zweiten Jahrhunderts die eine katholische Kirche auf Grund der Vereinigung beider Parteien sich aufrichtete, so sind es hauptsächlich zwei Ursachen, auf welche dieser Gang der Dinge zurückzuführen ist: einmal die siegreiche Thatsache des Heidenchristenthums, und dann der römische Geist, der mit einem gewissen praktischen Instinct der Einheit zustrebte. Wie hiernach die Sage von Petrus und Paulus sich gestalten mußte, läßt sich unschwer voraussehen.

Vor allem war das Judenchristenthum, das jetzt die werdende Kirche erfüllte, im Grunde gar nicht mehr dasselbe, wie es anfänglich dem Paulus entgegengetreten war. Es hatte der Zeit seine Opfer gebracht, die Verhältnisse selbst hatten ihm ein wesentliches Zugeständniß abgenöthigt. Es hatte sich nämlich bald gezeigt, daß auf Seite der Heiden eine weit größere Empfänglichkeit für die neue Botschaft vorhanden war, als auf Seite der Juden. Die Mehrzahl der letzteren wollte nichts von einem hingerichteten Messias wissen, während die Lehre vom Kreuz immer

Digitized by Google

tiefer in die griechiſche und römiſche Welt eindrang. Auch die politiſchen Verhältniſſe trugen dazu bei, den Zuſammenhang mit Paläſtina, der Heimath der neuen Lehre zu löſen. Mit der Zerſtörung Jeruſalems begann auch die dominirende Stellung der chriſtlichen Gemeinde in dieſer Stadt erſchüttert zu werden, und noch mehr rückte durch die Ereigniſſe unter Hadrian der Schwerpunkt des neuen Glaubens nach Oſten, in die heidniſche Welt. Damit aber waren die ſtrengen Anforderungen bezüglich des Geſetzes nicht aufrecht zu halten. Die Forderung der Beſchneidung verlor ihren Sinn, und nach dem Galaterbrief iſt nicht weiter die Rede davon. Und wenn immerhin die herrſchende Partei zahlreiche Elemente des jüdiſchen Ritus beibehielt, zunächſt alles das, was für die Proſelyten des Thors vorgeſchrieben war, ſo wurden doch die Schranken zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum immer ſchärfer gezogen. Der Unglaube der Juden ſorgte dafür, daß die Chriſten ſich bewußt wurden, eine Gemeinſchaft zu ſein, die ſich von den Juden ebenſo unterſchied, wie von den Heiden. Was die Verheißungen Gottes an ſein auserwähltes Volk betraf, ſo blieb nichts übrig, als ſich an die Auseinanderſetzungen des Paulus oder des Verfaſſers des Hebräerbriefes zu halten, der, gleichfalls ein Pauliner, durch geſchickte Beweisführung vom Standpunkt des Judaismus aus den ungleich höheren Charakter der neuen Theokratie gegenüber der moſaiſchen durchzuführen ſuchte. Die Anſicht, welche in Jeruſalem noch immer den heiligen Mittelpunkt des Chriſtenthums erblickte und die judaiſtiſchen Forderungen ſchärfer ſpannte, wurde im Lauf des zweiten Jahrhunderts ſelbſt zur Partei, und ſchließlich, wenn ſie ganz innerhalb der Schranken der älteren Orthodoxie blieb, zur Häreſie. Die große Mehrzahl bequemte ſich dem Grundſatz, daß das Evangelium für alle Völker ohne Verbindlichkeit der Totalität des Geſetzes beſtimmt ſei.

So war alſo in einem wichtigen Punkte doch der pauliniſche Gedanke zur Anerkennung gelangt. Die immer weitere Ausbreitung in der Heidenwelt verhalf der Idee des chriſtlichen Univerſalismus zum Siege. Allein es fehlte noch viel, daß die Kirche ſich darum mit dem Apoſtel, welcher dieſes Gedankens Urheber war, befreundet und ihm die Ehre gegeben hätte. Vielmehr beweiſt nichts ſo ſehr die urſprüngliche Schärfe des Gegenſatzes, als daß auch jetzt noch das Mißtrauen gegen Paulus fortdauerte. Man erkannte das Heidenchriſtenthum an, aber man ließ wenigſtens nicht dem Paulus den Ruhm, dieſen Grundſatz eingeführt zu haben. Man beharrte nicht auf dem Particulariſmus der erſten Zeiten, aber Petrus ſelbſt, der unmittelbare Schüler Jeſu, mußte es ſein, von dem der Fortſchritt ausgegangen war. Die neugewonnene Stufe des univerſellen Chriſtenthums wurde nur dadurch legitimirt, daß ſie auf Petrus, das Haupt der Orthodoxie zurückgeführt wurde. So ſchien eine Verſtändigung zwiſchen beiden Parteien möglich, wenn das Werk des Paulus anerkannt, aber auf Petrus übertragen wurde. In der Sage erſcheint von nun an Petrus als der eigent-

Digitized by Google

liche Heidenapostel: derjenige, der allein diesen Namen verdiente, mußte froh sein, wenn er als „Mitapostel" ein Plätzchen neben ihm erhielt.

Gleichwohl hatten die Pauliner als die bisher angefeindete Minderheit das Interesse, die sich hiermit eröffnende Basis einer Verständigung festzuhalten. Von Seiten der Orthodoxen lag ein bedeutendes, wenn auch im Grund unfreiwilliges Zugeständniß vor, von ihrer Seite konnte man ein gleiches erwarten. Sie sahen den Kern ihrer Sache anerkannt, wenn sie die Persönlichkeit, die geschichtliche Stellung ihres Haupts preisgaben. Es kam nur darauf an, von diesem Standpunkt aus noch so viel als möglich zu retten, um ihrem Apostel neben dem Petrus eine möglichst ebenbürtige Stelle in der Kirche zu sichern. Und dies ist nun das Interesse, in welchem der Verfasser der Apostelgeschichte, ein Pauliner, es unternahm, eine Darstellung von der Wirksamkeit des Petrus wie des Paulus zu versuchen, durch welche aller Anstoß, den die Judenchristen bisher an Paulus genommen hatten, beseitigt werden sollte. Zu diesem Zweck wurde vor allem das persönliche Verhältniß des Paulus zu den Uraposteln ganz anders dargestellt, als es in Wirklichkeit gewesen war. Von heftigen persönlichen Conflicten keine Spur mehr, die Scene von Antiochia sorgfältig getilgt, die Simonsage unschädlich gemacht und außer Beziehung zu Paulus gesetzt, aus jenem Compromiß von Jerusalem eine feierliche Apostelversammlung gemacht, in welcher die Urapostel selbst zu dem Vorschlag, das Evangelium auf die Heiden auszudehnen, die Initiative ergreifen, Paulus also durch die Urapostel selbst zur Heidenmission legitimirt, im Uebrigen ebenso ängstlich als gesetzesfrommer Jude, als Befolger des jüdischen Rituals dargestellt, wie Petrus als der Vertreter freisinniger Grundsätze erscheint, beide Apostel auf eine brüderliche Linie gestellt, in Lehre wie in Thaten einander nahegerückt, ein Schleier über ihre dogmatischen Streitpunkte geworfen, und das Einvernehmen der beiden Parteien, wie es der Verfasser erst beabsichtigt, in die urchristliche Vergangenheit zurückdatirt — so ist diese Schrift der geschickte Versuch eines Pauliners, die Anerkennung der Grundsätze seiner Partei dadurch zu sichern, daß sie auf die Urgemeinde selbst übertragen werden und Paulus zwar um seine historische Stellung gebracht, aber dafür gleichberechtigt an die Stelle des Petrus gerückt wird.

Aus den Mitteln, zu welchen der Verfasser dieser Tendenzschrift greift, erkennen wir am deutlichsten, welche Vorurtheile damals, im zweiten oder dritten Decennium des zweiten Jahrhunderts, den Paulinern noch von Seite des herrschenden Judenchristenthums entgegenstanden. Ein solcher Paulus, wie er in dieser Schrift dargestellt ist konnte freilich der Gegenpartei nichts Anstößiges mehr haben, und in der That ist, die Darstellung der Apostelgeschichte epochemachend für den beginnenden Ausgleich geworden. Immerhin aber steht es noch mehre Decennien an, und waren noch Annäherungsversuche auf andern

Digitized by Google

Gebieten nöthig, bis das Ziel, welches der Verfasser im Auge hat, wirklich erreicht und beide Rivalen in ihrer apostolischen Geltung einander gleichgestellt sind. Nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts sehen wir — in den Homilien des Pseudo-Clemens — noch einmal einen energischen Versuch des Judenchristenthums, den Apostel Paulus ganz zu verdrängen und sein Werk, den Universalismus des Christenthums, einzig auf Petrus zu übertragen. Allein dies ist auch der letzte Versuch. Nicht mit ihrer Feindschaft gegen Paulus — dafür war es bereits zu spät — wohl aber mit ihrer hierarchischen Tendenz greift diese Schrift sehr wirksam in die Entwicklung der Kirche ein. Unmittelbar darauf, in der Zeit Victors, desjenigen römischen Bischofs, der zum ersten Mal einen römischen Namen trägt, sehen wir eine Denkweise in dieser Gemeinde zur Herrschaft gelangen, welche, in dogmatischer Beziehung entschieden antijüdisch, mit allem Nachdruck das Interesse der kirchlichen Einheit, einer organisirten Verfassung verficht. Nachdem in den Lehrmeinungen eine Grundlage der Verständigung erzielt war, kam es darauf an, diese auch äußerlich in kirchlichen Institutionen auszuprägen und damit gelangten auch die Petrussagen zu ihrem Abschluß.

Der Boden, auf dem diese allmälige Ausgleichung der Gegensätze und die Bildung der einen katholischen Kirche sich vollzog, war vorzugsweise die römische Gemeinde. Frühzeitig scheint man geahnt zu haben, daß ihr die Zukunft gehöre. Hierher flüchteten aus andern Gemeinden vertriebene Pauliner, hierher siedelten aus dem sinkenden Jerusalem die bedeutendsten Kräfte des Judenchristenthums über. Nicht am heftigsten, aber am fruchtbarsten gestaltete sich hier der Kampf der Parteien. Aus Rom ging die große Mehrzahl der Schriften hervor, an welchen wir noch den Proceß des Ausgleichs, zu dem beide Parteien ihre Beiträge lieferten, verfolgen können. Hier, wo einerseits die Erinnerung an die Wirksamkeit des Paulus und an seinen Martyrertod nicht erloschen sein konnte, und anderseits die herrschende Partei ihm früh ihr Haupt, den Petrus, an die Seite gab, trat auch am frühesten das Bestreben hervor, die Gegensätze unter eine feste kirchliche Zucht und Ordnung zu stellen. Schon in dem Brief des römischen Clemens an die korinthische Gemeinde, mag er nun wirklich von Clemens am Ende des ersten Jahrhunderts oder, wie Volckmar will, erst um das Jahr 120 geschrieben worden sein, treten die ersten Spuren einer solchen Richtung hervor, wie hier auch zuerst die Namen Petrus und Paulus in so bezeichnender Verbindung zusammen genannt sind. Es waren in der korinthischen Gemeinde ärgerliche Spaltungen ausgebrochen, die den römischen Verfasser zu seinem Mahnschreiben bewogen. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich bei jenen Händeln um dieselben Punkte, die schon früher die Gemeinde in paulinische und petrinische Parteien gespalten hatten. Allein auf das Ma-

terielle des Streits läßt sich der Briefschreiber gar nicht ein, er ignorirt es völlig, ihn beschäftigt blos die Thatsache, daß die kirchliche Ordnung der Schwestergemeinde gestört ist, und er ermahnt, ohne in das Sachliche des Streits einzugreifen, nachdrücklich zur Beseitigung aller Spaltung und zur Unterwerfung unter den Bischof und den Gemeindevorsteher. Wir erkennen darin die ersten Symptome einer Tendenz, deren Umsichgreifen die ganze Zukunft der Kirche bestimmen sollte.

Das System einer organisirten Kirchenverfassung war aber selbst der alttestamentlichen Theokratie entlehnt; indem es jetzt auf christlichen Boden übertragen wird, ist es ein neues Stück Judenthum, das im Christenthum conservirt erscheint. Wie der Universalismus das Beibringen der paulinischen Richtung war, so war das hierarchische System das Beibringen des Judaismus zu der sich nun bildenden Einheit der katholischen Kirche. Es läßt sich noch verfolgen, wie die ersten kirchlichen Einrichtungen sich unmittelbar an die jüdischen anschlossen. Natürlich; die ersten Christen waren nichts Anderes als eine Secte innerhalb des Judenthums. In Rom werden sie von den Profanschriftstellern beständig zusammengeworfen mit den Juden, die christliche Kirchenverfassung sollte ein Abbild des israelitischen Tempelcultus sein, die mosaischen Gesetze über den Gottesdienst, über das Christenthum blieben in Geltung. Je mehr nun die Kirchen sich ausbreiteten, je gefährlichere Spaltungen zu überwinden waren, um so größerer Nachdruck wurde auf die Ausbildung und Befestigung der Institutionen gelegt. Auch das läßt sich noch verfolgen, wie innerhalb der judenchristlichen Partei das Interesse an der kirchlichen Organisation besonders thätig war. In der centralistischen Einheit besaß man ein Gegengewicht gegen den schrankenlosen Universalismus, und der nüchterne Formalismus des römischen Geistes half mit, was ursprünglich nur die selbstverständliche Anlehnung an das alttestamentliche Vorbild gewesen war, in ein principielles System zu bringen. Dieses wurde die feste Form, in welche die Einheitstendenzen des Jahrhunderts gegossen wurden. Von paulinischer Seite widerstand man diesem Zug zur Einheit so wenig, daß sich vielmehr unmittelbar an die clementinischen Homilien, in welchen zum ersten Mal die vollständige Doctrin der Episcopalverfassung erscheint, eine Reihe von Schriften paulinischer Richtung anschließt, in welchen sich ganz dieselbe Tendenz nach Einheit der Kirchenverfassung ausspricht. Man verfertigte sogar paulinische Briefe, in welchen die Empfehlung der kirchlichen Ordnung, wie sie jetzt sich bildete, dem Paulus selbst in den Mund gelegt wurde. Längst hatten beide Parteien sich so weit genähert, daß einer Vereinigung nichts mehr im Wege stand. Unter dem Eindruck der großen Ketzererscheinungen des zweiten Jahrhunderts, des Gnosticismus und des Montanismus, verschwanden vollends die abgeblaßten Gegensätze zwischen Paulinern und Petrinern. Ihr kirchliches Interesse fiel zusammen gegenüber

Digitized by Google

allen denjenigen Erscheinungen, welche nach rechts und nach links aus dem festen Rahmen der kirchlichen Ordnung herausstrebten und entweder hinter dem abgeschlossenen Compromiß zurückblieben, oder in erneuten Bildungen die alten Gegensätze verschärfen wollten. Es hieß gleichsam das Siegel unter den Friedensvertrag drücken, wenn man jetzt Petrusbriefe in Umlauf setzte (die in unserem Kanon befindlichen), in welchen der angebliche Verfasser den Paulus förmlich als seinen lieben Bruder anerkennt und sorgsam dem Vorurtheil zu begegnen sucht, das Manche noch gegen dessen Briefe hegen mochten.

Am Ende des zweiten Jahrhunderts sehen wir diesen Proceß vollendet. Durch gegenseitige Annäherung war die Einheit der Lehre gewonnen, und um sie zu erhalten, wurde sie unter den Schutz einer centralisirten Verfassung gestellt. Den Reflex des Einigungswerks erkennen wir in der nunmehrigen Form der Sage, in der wir längst nichts Anderes erblickten, als die Personification der allgemeinen kirchlichen Verhältnisse. So wie diese sich veränderten, veränderte sich auch die Geschichte der Parteihäupter, und nun jene zur Ruhe gekommen sind, erhält auch diese ihre letzte Gestalt; was der Verfasser der Apostelgeschichte angestrebt hatte, ist nunmehr erreicht. Petrus und Paulus sind jetzt die allgemein anerkannten, die gemeinsam verehrten Häupter der einen Kirche. Die letzte Spur ihrer gegnerischen Stellung ist verwischt. Im Leben wie im Sterben sind sie vereint. Inhalt der Lehre wie Schauplatz des Wirkens sind dieselben. Die römische Kirche, welche als die Kirche der Welthauptstadt in demselben Maße sich über die anderen erhebt, als der jüdische Horizont zurücktritt, schreibt mit gleichen Lettern die Namen beider Apostel über ihre Pforte; was sie der politischen Stellung Roms verdankt, legitimirt sie durch die Doppelautorität des Petrus und Paulus: sie ist das gemeinsame Werk beider, das sie gemeinsam mit ihrem Blut besiegelt haben. Es war nur die übertreibende Consequenz der Sage, wenn sie schließlich die Apostel auch noch im Grabe und zwar mit halbirten Leibern vereinte. Nachdem bereits dem einen die Ruhestätte am Vatican, dem andern an der Straße nach Ostia angewiesen war, sollte auch noch diese Trennung beseitigt werden. Als im Jahr 319 — so sagt die Tradition — die beiden Basiliken sich über den Gräbern der Apostel erhoben, die noch heute St. Peter und St. Paul heißen, nahm Papst Sylvester eine Theilung jedes einzelnen Leibes der Apostel in der Weise vor, daß die Hälfte der Reliquien des Paulus mit der Hälfte der Reliquien des Petrus, genau abgewogen, je in St. Peter und in St. Paul beigesetzt wurden, und damit nicht noch wegen der Häupter der Apostel ein Rangstreit entstände und die eine Kirche doch einen Vorrang hätte, wurden die Häupter weder in der einen noch in der andern Kirche, sondern gemeinsam in einer dritten neutralen, in San Giovanni in Lateran beigesetzt, so daß fortan in den drei Hauptkirchen die Reliquien beider Apostel ungetrennt verehrt wurden.

Digitized by Google

Das hieß doch eine raffinirte Unparteilichkeit! Aber was half nun solche peinliche Gewissenhaftigkeit mit dem Secirmesser und der Goldwage in der Hand? Es war zu spät, auf so äußerlich rohe Weise ein Gleichgewicht zu retten, das längst zu Gunsten des einen Rivalen definitiv gestört war. Die Kirche mochte noch so viele Anstrengungen machen, vor der Welt die Parität zu wahren: in ihr Herz hatte sie doch nur den einen geschlossen, der andere blieb ihr der lästige Eindringling. In den Homilien des Clemens ist die Sage, daß Petrus in Rom gewesen sei und daß er die Gemeinde gestiftet habe, zum ersten Mal bis zu der Form gesteigert, daß Petrus der erste Bischof von Rom gewesen sei und die Succession des römischen Episcopats eingesetzt habe. Es steht zwar noch geraume Zeit an, bis auch diese Form der Sage, die den geschichtlichen Verhältnissen gar zu unbefangen Hohn sprach — denn das erste Jahrhundert kennt überhaupt noch keinen Episcopat — die Anerkennung der Kirche erhielt. Allein die Consequenz brachte auch dieses fertig. Der unwiderstehliche Zug der Sage, der die Stellung des Petrus fortwährend zu steigern beflissen ist, und dem jetzt die Tendenz einer monarchischen Organisation der Verfassung in die Hand arbeitet, führte schließlich auch zu der Anerkennung des Satzes, daß Petrus der erste Bischof von Rom, der Stellvertreter des Herrn in der ersten Gemeinde gewesen sei. So willkommen die doppelte Autorität der beiden Apostel war, als man in Rom zuerst eine Art von Primat in Anspruch zu nehmen begann, so konnte das Ziel der Bewegung doch nicht diese, so zu sagen consularische Führung der Kirche sein: das Einheitsinteresse, das zuerst auf dogmatischem, jetzt auf kirchlichem Gebiet sich geltend machte, verlangte die monarchische Spitze, und derselbe römische Geist des Centralismus, der im Staat in der Idee des Kaiserthums gipfelte, führte, als das Christenthum seinen Schwerpunkt nach der römischen Welt verlegt hatte, zur Concentration der Kirchenverfassung im römischen Episcopat.

Derselbe absolute Vorzug, den die römische Kirche für sich beanspruchte, fiel so zurück auf den Apostel, der nicht blos ihr Gründer, sondern auch ihr erster Bischof gewesen sein sollte. Und merkwürdigerweise, noch in dieser letzten Ausgestaltung der Sage kehrt zum Beweis ihres logischen Zusammenhanges sichtbar dasselbe Motiv wieder, das dem allererstlen Auftauchen derselben zu Grunde lag. Wir erinnern uns, der erste Anlaß für die Erhebung des Petrus über seine geschichtliche Stellung hinaus war das Bedenken der Jerusalemiten, daß sein Gegner, der nicht den persönlichen Umgang mit Jesus genossen, der legitime Verbreiter seiner Lehre sein sollte. Nun da die Lehre überall verbreitet, aber durch Ketzereien aller Art gefährdet ist, kehrt dasselbe Motiv in der Form wieder, daß zur Bewahrung der Lehre eine Autorität gesucht wird, die in unbestreitbarer Echtheit auf Jesus selbst zurückgeht, unmittelbar an ihn anknüpft, von ihm das Siegel der Beglaubigung erhält. In diesem Interesse wurde

Digitized by Google

jetzt der Begriff der christlichen Tradition ausgebildet, welche die festen Normen enthielt für das, was echt, apostolisch und kirchlich sein sollte. In demselben Interesse erhoben sich jetzt die Bischöfe über die mit ihnen ursprünglich identischen Presbyter; denn wer anders konnte wahrer Träger der Tradition sein, als die Bischöfe, die ebenso die Wahrheit aus der Hand der Apostel erhielten, wie die Apostel sie unmittelbar vom Herrn erhielten? Und in demselben Interesse endlich erhob sich über jede andere Autorität die der Nachfolger des Apostelfürsten, der schon in den ersten Streitigkeiten der Gemeinde recht eigentlich das Princip des unmittelbaren äußeren Zusammenhanges mit Jesus vertreten hatte gegenüber dem Eindringling, der sich nur auf den geistigen Zusammenhang mit Jesus berufen konnte. Indem die katholische Kirche auf jenen Namen sich gründete, war ihr für alle Zeiten ihr Stempel aufgedrückt, und eine paulinische That war es, als die Reformatoren der Herrschaft der äußeren Tradition den Krieg erklärten, um für die Kirche wieder den geistigen Zusammenhang mit dem Werke Jesu zu finden.

Es sind noch Jahrhunderte darüber hingegangen, bis die Idee des Episcopats nach allen Seiten ihre Verwirklichung fand. Aber die Keime der Institution des Papstthums sind schon in jener Zeit vorhanden, bis zu welcher wir die Geschichte der Petrussagen verfolgen mußten. Nicht auf diesen Sagen beruhen die späteren enormen Ansprüche der römischen Kirche, sondern jene erhalten selbst erst ihre letzte Gestalt unter dem treibenden Einfluß dieser Idee. Sie sind weder absichtlos entstanden, und dann die Ursache dieser Ansprüche geworden, noch sind sie nachträglich erst erfunden, damit Rom seine Ansprüche darauf stütze. Vielmehr hat sich beides mit und an einander entwickelt: der Primat des Petrus in der christlichen Sage, und der Primat des Petrus in der christlichen Kirche. Mit Recht ist gesagt worden: „die Motive der Sage sind durchweg interessanter, als die Sage selbst.“*) Die Motive eben legen es überzeugend dar, daß die Sage, obwohl ihre einzelnen Züge durchweg erfunden sind, dennoch mit den bildenden Mächten der Geschichte im engsten Zusammenhang steht: sie ist nur der mythische Ausdruck derselben geschichtlichen Verhältnisse, welche Rom zum Mittelpunkt der katholischen Welt gemacht haben.

W. Lang.

---

*) Holtzmann in dem eben erschienenen vortrefflichen Werk: Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christenthums von Dr. Georg Weber und Dr. Heinr. Holtzmann. 2 Bde. Leipzig. 1867.

Digitized by Google

Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen".

Vierter Brief.

Sie sagen, meine Geschichte aus Hohenzollern sei recht schön, aber sie werde entkräftet und widerlegt durch die Thatsachen, daß seit der Annectirung die antipreußische Stimmung in Frankfurt noch antipreußischer, in Schleswig-Holstein wenigstens nicht preußischer geworden sei, und daß die Sympathien für Preußen in Kurhessen und Nassau, welche früher die Einverleibung provocirten, bedeutend abgekühlt und in Hannover, trotz aller Maßregeln, nicht wärmer geworden sind.

Alle diese Thatsachen sind — ich muß es mit Bedauern zugestehen — nur zu wahr.

Aber was sind die Gründe dieser Erscheinung? Die Dynastie, das Heer, die Finanzen in Preußen sind in der That und Wahrheit auch die Dynastie, das Heer, die Finanzen eines Großstaats. Auch die Hauptstadt und die Bevölkerungsziffer vermögen, wenigstens seit neuester Zeit, den Ansprüchen eines Großstaats zur Noth zu genügen.

Von der innern Verwaltung aber und von dem, was die neuen Provinzen gegenwärtig zu schmecken bekommen, vermag ich ein Gleiches nicht zu behaupten. Namentlich aber ein großer Theil der Büreaukratie steckt noch tief in den Kinderschuhen des Kleinstaates, jenes Kleinstaates, der, weil er keine große Politik treiben kann und darf, aber doch seinem Thätigkeitstriebe Genüge leisten will, sich mit desto größerem Eifer auf die kleine Politik wirft, die Gebiete der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft, der Gemeinde und des Kreises, der Schule und der Kirche usurpirt, alles reglementiren, uniformiren, nivelliren will, und der, weil er kein Maler ist, sich der Schablone des Weißbinders bedient, um sagen zu können: „Anch' io sono pittore!"

Diesem Ueberrest kleinstaatlicher Nivellirungs-Reglementirungstendenzen, die einer sich „conservativ" nennenden Regierung den Anstrich von Radicalism giebt, hat leider der Landtag einen großen Vorschub geleistet, indem er für die neuen Provinzen bis zum 1. October 1867 jene Einrichtung einführte, welche man die „Königliche Dictatur" nennt, die aber einen so wohlklingenden Namen nicht verdient, sondern besser als die „Omnipotenz der Decernenten und der Geheimräthe" bezeichnet würde. Gestatten Sie mir eine nähere Erläuterung:

Man hatte bei der Einverleibung drei Wege vor sich: Erstens den der Personalunion. Zweitens den der Proconsulate. Drittens den der sofortigen Einfügung in den preußischen Staat.

Bei der Personalunion würde König Wilhelm: Herr von Frankfurt, Herzog von Nassau und von Schleswig-Holstein, Kurfürst von Hessen und König

Digitized by Google

von Hannover. Diese verschiedenen Territorien hatten dann zwar ein gemeinsames Staatsoberhaupt, aber getrennte Gebiete. Sie behielten ihre bisherige Verfassung und Gesetzgebung und ihre bisherige Volksvertretung. Die Sündfluth von Verordnungen, mit welchen uns der Staatsanzeiger während der letzten drei Wochen beglückt hat — er spie täglich, ein doppelt geöffnetes Haus, wenigstens zwei Leoparden auf einmal aus —, wäre dann nicht möglich gewesen. Die Stände würden ohne Zweifel in Bezug auf Heer- und Finanzverfassung uns mit den übrigen Preußen auf einen Fuß gesetzt, im Uebrigen aber ihre Mitwirkung bei der Gesetzgebung gewahrt und das Gebiet der wirthschaftlichen und bürgerlichen Gesellschaft gegen Uebergriffe einzelner Organe der Staatsgewalt vertheidigt haben. Die Regierung wollte bekanntlich den Weg der Personalunion betreten. Allein die zweite Kammer verwarf ihn, weil sie auf Anlaß der lauenburgschen Affaire eine Idiosynkrasie gegen die Personalunion hatte. Sie machte es, wie ein ungeübter Fechter. Sie parirte den Hieb, welcher bereits saß, statt dessen, der auf dem Wege war zu kommen.

Die Form der Proconsulate ist die, welcher sich die alten Römer beim Annectiren bedienten; und diese Herren verstanden das Geschäft, und zwar beide Branchen desselben, nämlich die Branche des Schwerts und die der Verwaltung — die der Eroberung durch das Schwert grade so gut, wie das moderne Preußen, die der Assimilirung durch die Verwaltung viel besser. Die Proconsulate sind ein Mittelding zwischen Personalunion und sofortiger Einverleibung. Diese Form ist auch schon bei uns in einer großen Zeit mit Glück und Geschick angewandt worden, nämlich in der Zeit von 1814 bis 1817, wo auf Anordnung des großen Freiherrn Karl vom Stein die Herren Justus von Gruner und von Sack die von Frankreich zurückeroberten Territorien auf dem linken Rheinufer als Proconsuln verwalteten zur größten Befriedigung der zurückgewonnenen deutschen Bevölkerung. Der vormalige bonner Universitätscurator Philipp Joseph von Rehfues arbeitete damals dort unter Herrn von Sack. Er hat in spätern Jahren die Art seiner Wirksamkeit unter dem Titel „Ueber Proconsulate der neuern Zeit" beschrieben; und seine Relicten haben das hinterlassene Werkchen 1845 (Stuttgart, Cast) herausgegeben. Daß ein Mann, wie Graf Bismarck, keine Zeit zum Lesen hat, finden wir begreiflich. Allein die Herren von Scheel-Plessen, von Hardenberg, von Diest, von Madai u. s. w. hätten doch wohl Zeit gehabt; und geschadet hätte diese Lectüre ihrer amtlichen Wirksamkeit gewiß nicht.

Hätte man die Uebergangsform der Proconsulate gewählt, so wären die neuerworbenen Länder nicht sofort den verschiedenen Ministern, Unterstaatssecretären, Abtheilungsdirectoren, Wirklichen Geheimräthen, Geheimen Oberregierungsräthen, Geheimregierungsräthen, Regierungsräthen, Decernenten, vortragenden Räthen, Hilfsarbeitern, temporären Hilfsarbeitern, Kanzlei-, Rechnungs- und

Digitized by Google

Regiſtraturräthen u. ſ. w. u. ſ. w. untergeſtellt worden. Die ganze Adminiſtration hätte ſich in einer Hand concentrirt, und zwar in einer ſtarken Hand, etwa in der des Grafen Bismarck. Dieſer hätte für jedes Territorium einen Proconſul ernannt von dem Kaliber eines Sack oder eines Juſtus Gruner, d. h. einen erprobten Verwaltungsbeamten von Diſtinction und hoher Stellung und von freiem, weitem politiſchen Blick, beſeelt von dem Geiſte, der 1814 und 1815 die neue Verwaltung beherrſchte. Dieſe Form hätte es erlaubt, große Schöpfungen aus einheitlichem Guſſe zu ſchaffen; aus ganzem Holze zu ſchneiden, anſtatt zu ſchnitzeln und zu leimen. Es liegen einige Anzeichen dafür vor, daß dem Grafen Bismarck ein ſolcher Plan vorſchwebte. Er iſt verhindert worden. Wodurch? Wer weiß es. Die innere Geſchichte der Schwankungen im letzten Drittel von 1866 iſt noch zu ſchreiben. — — —. Da man weder auf die Perſonalunion, noch auf die Proconſulate einging, blieb nur die ſofortige Einfügung in den bisherigen Beſtand der preußiſchen Monarchie übrig. Allein auch dieſe decretirte der Landtag in einſeitiger Weiſe. Er incorporirte uns nur in Bezug auf die Laſten, aber nicht in Bezug auf die Rechte. Er vorenthielt uns die Verfaſſung, die Preßfreiheit, das Vereinsrecht, die volle Befreiung von Grund und Boden, bis zum 1. October 1867. In Naſſau z. B. maßregelte der preußiſche Civilcommiſſär die preußenfreundliche Preſſe auf Antrag alt-naſſoviſcher Beamten unter Benutzung der adminiſtrativ-polizeilichen Schablone, welche der großdeutſch-klerikale Regierungsdirector Werren auf Grund des Bundesbeſchluſſes von 1854 erfunden hat. Der Civilcommiſſär wurde täglich von der herzoglichen Jägerei mitgenommen, um auf den Aeckern der Bauern die Jagdſervitut auszuüben, welche ſich die Dynaſten unter Mißbrauch der Staatsgewalt für den Domänenfiscus über den Privatbeſitz des ganzen Landes angemaßt hatten; und die Früchte dieſer gemeinſamen Jagdpartien der preußiſchen Verwaltung und der herzoglichen Jägerei ſind deutlich zu Tage getreten in der Art, wie des Königs Verordnung vom 30. März 1867, welche die Jagdſervitut aufhebt, vollzogen und — nicht vollzogen worden iſt. Doch das nur beiläufig. Die Einverleibung ohne Verfaſſung, mit der uns die Kammer unter Führung Waldecks beglückte, deſſen Annectirungseifer ſeinen ſonſt ſo klaren und freien Geiſt einen Augenblick blendete, hat uns der Sündfluth von Verordnungen preisgegeben, welche wir, da ſie der Reaction einer Volksvertretung — weder der alten, noch der neuen — bedürfen, menſchlicher Berechnung nach ſo bald nicht wieder los werden, und den Experimenten der Geheimräthe, deren Thätigkeitstrieb bei uns nicht auf jene Schranken ſtößt, welche ihm in Preußen durch die Verfaſſung gezogen ſind.

Ein ſolcher Geheimrath pflegt, wie weiland Julius Cäſar, zu kommen, zu ſehen und zu ſiegen; — und das geht ſo zu:

Zuerſt werden die Acten nach Berlin geſchickt. Ich für meine Perſon habe

einige Zweifel, ob aus gewiſſen Acten etwas zu lernen iſt. Denn ich habe mich überzeugt, daß die Art ihrer Fabrikation in vielen Fällen einfach folgende iſt: Wenn die Regierung eine Erhebung machen will, ſo erläßt ſie ein Circular an die Amtmänner. Jeder Amtmann in ſeinem Amtsbezirk läßt das Circular vervielfältigt an ſeine Bürgermeiſter und Dorfſchulzen gehn. Die letzteren beauftragen in Betreff des Gegenſtandes, worüber ſie Bericht erſtatten ſollen, jene obrigkeitliche Perſon, welche bei Tag als Gemeindediener, bei Nacht als Nachtwächter, in ſonſtigen Mußeſtunden als Maulwurfsfänger oder dergleichen fungirt, mit den erforderlichen Nachforſchungen. Auf den Grund ſeines Rapports berichtet der Dorfſchulze ans Amt. Letzteres ſtellt die Berichte zuſammen und legt ſie der Regierung vor und dieſe bearbeitet ſie dann zu einem Expoſé, bei welchem alles auf die Fähigkeit und die Glaubwürdigkeit beſagten Maulwurfsfängers ankommt, durch deſſen Brille alle Andern zu ſehen genöthigt ſind. Denn „Quod non est in actis, non est in mundo!“

Ich will nicht ſagen, daß es in allen Fällen ſo iſt. Aber es iſt nicht immer anders.

Nach Durchleſung dieſer Acten ſetzt ſich der Geheimrath Abends um acht Uhr in Berlin auf die Eiſenbahn. Er kommt um 11 Uhr Morgens hier an. Die Beamten, welche er conſultiren will, ſtehen bereits auf Relais. Er conferirt mit ihnen. Beide Theile verſtehen einander nicht immer. Denn jedes Land hat ſeine eigne Kanzleiſprache. Hier ſagt man Referent — dort Decernent; hier Conſolidation, dort Reparation; hier Conſcription — dort Aushebung; hier Rekrutirungsrath, dort Erſatzcommiſſion u. ſ. w. Außer den Beamten wird niemand gefragt. Unter dem Depoſſedirten war aber eine ſolche Kluft zwiſchen Regierung und Land, daß man ſicher war, der Beamte war allemal der entgegengeſetzten Meinung, wie der Bürger. Vielleicht iſt es heute noch ſo.

Als der preußiſche Civilcommiſſär von dem Lande Beſitz ergriff, erließ er eine feierliche Proclamation. Ich habe ſie über meinem Schreibtiſch an die Wand genagelt und leſe ſie öfters zur Erinnerung und zum Troſt. Sie verſpricht uns „hellere Tage“ und ertheilt die tröſtliche Verſicherung: „Die Occupation des Landes iſt nicht gegen die Bevölkerung, ſondern gegen die bisherige Regierung gerichtet“.

Gegenwärtig aber wird die Bevölkerung nicht mehr gefragt. Einen Landtag oder eine ſonſtige Vertretung giebt's nicht mehr. Die Kammern ſtehn uns noch nicht offen. Der Geheimrath befragt unſere Gegner, die Mitglieder der bisherigen Regierung, — uns nicht. Dann kehrt er alsbald nach Berlin zurück. Dann kommt die Verordnung. Es liegt mir ferne, hier gegen die Geheimräthe im Allgemeinen oder gegen Einen derſelben insbeſondere einen perſönlichen Krieg anfangen zu wollen. Ich habe welche kennen gelernt, welche mir an Fähigkeit, Kenntniß, praktiſchem Geſchick und Patriotismus wahre Vor-

Digitized by

bilder dünkten und ohne Zweifel unendlich weit über unserer bisherigen kleinstaatlichen Bureaukratie standen.

Freilich giebt es auch welche, die da glauben, dieselbe Jagdeinrichtung, die in Pommern gut ist, passe auch für uns. Und doch ist unsere Agrarverfassung das directe Gegentheil der dortigen; und was hierin für das Pommerland gut ist, das paßt durchaus nicht für das fränkische Rheinland.

Doch sprechen wir nicht von Personen, sondern von Einrichtungen! Meiner Meinung nach wären Proconsulate besser gewesen. Denn viele Köche verderben den Brei. An der Spitze der jetzige Bundeskanzler, unter ihm vier tüchtige Proconsuln, — die hätten uns mit einheitlicher und sicherer Hand durch das Uebergangsstadium fest und allmälig, schonend und sicher, durchgeführt und schnell aus den verworrenen Fäden ein einheitliches Gewebe hergestellt, während jetzt an jedem Ende eines jeden Fadens ein anderer Geheimrath zerrt und zupft.

Wir sind genügsame Leute und machen gar keinen Anspruch auf eine so zuvorkommende und aufmerksame Behandlung. Wenn wir einen Wunsch haben, dann wollen wirs sagen; und wenn wir krank sind, wollen wir klagen.

Aber daß, auch wenn wir nicht klagen, jeden Tag ein neuer Arzt kommt, und oft sogar mehre an einem Tage, von welchen uns der erste eine innerliche Arznei, der zweite eine geistliche Salbung, der dritte ein ländliches Pflaster applicirt, das ist des Guten doch vielleicht etwas zu viel und kann auch die beste Constitution verderben.

Man meint wirklich manchmal, wir lebten noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Da kamen die Civilcommissäre des Wohlfahrtsausschusses aus Frankreich zu uns; und jeder brachte ein Dutzend neuer Verordnungen mit. — — — — Damit wollen wir nicht bestreiten, daß in Finanz- und Militärsachen die Gleichförmigkeit absolut nöthig sei. Aber im Uebrigen soll man uns gütigst ein wenig Zeit lassen; wenn man so lange in dem engen Futteral der Kleinstaaterei eingeschachtelt gelegen hat, will die „affenartige Geschwindigkeit" erst noch erlernt sein.

Lassen Sie mich jetzt noch ein Wort über die lokale und provinzielle Verwaltung sprechen.

Wie ich in meinem zweiten Briefe versucht habe, meine Auffassung der Volks- oder Beobachter-Partei in Württemberg durch Uebersetzung einer Stelle aus einer der Philippiken des Demosthenes klar zu machen, so möchte ich hinsichtlich der in den annectirten Provinzen zu beobachtenden administrativen Technik und Taktik anknüpfen an einen Brief von Marcus Tullius Cicero, dem großen Redner und Staatsmann, den Mommsen (in seiner „römischen Geschichte") seines Ansehns zu entkleiden vergeblich bemüht ist.

Heutzutag gilt es zwar, wie ich neulich bei Herrn Schmidt-Weißenfels las, für geschmacklos, sich auf einen dieser Classiker zu berufen. Ich finde jedoch,

Digitized by Google

daß, soweit meine Erfahrung reicht, dieser Glaube hauptsächlich nur bei denjenigen herrscht, welche weder Griechisch noch Latein verstehen; und da bei Ihnen das Gegentheil der Fall ist, so werde ich auf Ihre Erlaubniß, von Cicero reden zu dürfen, rechnen können.

Im Jahre 694 nach Erbauung der Stadt machte Marcus Tullius Cicero in Rom die große Politik, sein Bruder Quintus aber war seit zwei Jahren Civilcommissär in der neu annectirten Provinz Asien, in welcher die griechische Bevölkerung die an Intelligenz und Besitz vorherrschende war. Der Bruder Quintus war grade kein böser Mensch, aber jedenfalls ein sehr eitler und mittelmäßiger. Der glänzende Stern des Marcus hatte ihn aus einer subalternen Stellung an die Spitze einer blühenden und hochcultivirten Provinz berufen, aber er war der Aufgabe, sie zu regieren, nicht recht gewachsen. Er verstand die Griechen nicht und behandelte sie mit der Hoffart eines Parvenü; daneben war er den plumpsten Schmeicheleien zugänglich; er litt ein wenig an der monomanie des grandeurs, an der Tollheit des Masaniello; er beförderte unwürdige Günstlinge, und sein Ruf litt unter dem Mißverhalten. Ja selbst der Ruf seines großen Bruders, der damals so recht in ascendente domo war, begann ein wenig angefressen zu werden. Die Wechselwirkungen wogten damals schon zwischen Rom und Halicarnassus, wie heute zwischen Frankfurt a. M. und Berlin.

Marcus hatte mit Goethe die Gewohnheit gemein, sich seine Sorgen vom Leibe zu schreiben. Er richtete daher an seinen Bruder Quintus einen, nach heutigem Maße gemessen, wenigstens zwanzig Bogen langen Brief, worin er ihm Rathschläge giebt, wie er sich bessern solle. Der Brief ist dictirt von brüderlicher Liebe wohl, aber gewiß auch von der Besorgniß, daß das Ansehn des Staats und des begabteren Bruders Stellung unter den Mißgriffen des eiteln Quintus leiden könne. Wenigstens circulirten in Rom damals Abschriften dieser langen Epistel; und aus diesem Umstande dürfte zu schließen sein, daß es dem Briefsteller wenigstens nicht grade unangenehm war, wenn seine Mitbürger erfuhren, daß er nicht solidarisch hafte für seinen Bruder, daß er diesem Mores gelesen, und daß, wenn dennoch das Brüderchen dumme Streiche mache, er (Marcus) wenigstens nicht daran Schuld sei. Das mochte denn wohl ein Trost für die Römer sein. Für die Griechen in Kleinasien war es ebensowenig einer, als wenn wir die Versicherung erhielten, Graf Bismarck sei mit dem Verhalten des Herrn von Dingskirchen nicht einverstanden.

Graf Bismarck also, — nicht doch: ich bitte um Entschuldigung für meinen Lapsus calami — ich wollte sagen: Marcus Tullius Cicero, schreibt *) an seinen Bruder Quintus, Civilcommissär in Kleinasien, wie folgt:

*) Ich übersetze möglichst wörtlich. Das Original finden Sie in Cicero, epist. ad Quintum Fratrem, lib. I. epistola I. — editio Aldina pag. 289. a.

gitized by Google

„Wäre unsere Lage eine von den alltäglichen, in der man mit der Mittelmäßigkeit ausreicht, und von der wenig Aufhebens und Gerede gemacht wird, so würde auch von Dir nichts Ungewöhnliches verlangt werden, nichts, was man nicht auch von jedem beliebigen Andern fordern dürfte. So aber hat uns der Glanz und die Größe der Thaten, wozu uns die Umstände herausforderten, in ein solches Licht gestellt, daß wenn es nicht gelingt, durch gute Verwaltung der neu annectirten Provinz den höchsten Ruhm zu ernten, wir kaum der tiefsten Schande entgehn können. Denn unsere Lage ist die, daß alle Guten uns zwar wohlwollen, aber dafür auch den äußersten Grad der Sorgfalt und Tüchtigkeit von uns sowohl fordern, als auch erwarten, daß dagegen die Schlechten (deren unauslöschlichen Haß wir uns durch unsere Thaten auf ewig zugezogen haben), schon viel gewonnen zu haben glauben, wenn wir ihrer Tadelsucht auch nur die allergeringste Blöße geben. Weil Du nun aber einmal auf einer Schaubühne stehst, von solcher Berühmtheit, von solcher Größe, vor einem so urtheilsfähigen Publikum, und so merkwürdig akustisch gebaut, daß Klatschen und Pfeifen bis Rom schallt, so schaffe und strebe, ich bitte Dich, daß Du Dich nicht nur aller Vorzüge dieser Stellung würdig erweisest, sondern sie alle sogar noch durch Deine Kunst überstrahlst. Und da der Zufall mir meinen Posten in der Hauptstadt an der Spitze der Staatsgeschäfte, Dir aber den Deinen in der neu annectirten Provinz angewiesen hat, so sieh zu, daß, während meine Rolle hinter keiner zurücksteht, Du Deinesgleichen übertriffst. Zugleich bedenke auch wohl, daß wir nicht erst nach einem zu erhoffenden Ruhme ringen, sondern den errungenen zu behaupten haben, und daß, wenn wir ihn nicht zu behaupten verstünden, wir lieber nicht darnach hätten trachten sollen."

Klingts nicht beinahe, wie die Ermahnung Blüchers an die „Federfuxer" — so beliebte der würdige alte Herr statt „Federfuchser" zu schreiben, — sie möchten nicht durch ihre Praktiken wieder verscherzen, was das tapfere Schwert im Kriege errungen?

Der große Marcus schreibt weiter an den kleinen Quintus: „Dein Posten ist kein solcher, wo Zufall oder Routine entscheidet; hier muß Genie und unverdrossener Fleiß alles verrichten. Dem Ungefähr ist wenig oder nichts überlassen, und alles scheint mir einzig von Deiner Weisheit und Deiner Tüchtigkeit abzuhängen. Du hast Dich in Deiner Provinz von Anfang an der tiefsten Ruhe zu erfreuen gehabt; aber während diese Stille dem wachsamen Steuermann nützt, kann sie dem schlafenden oder berauschten verderblich werden. Die Leute, mit welchen Du zu thun hast, zählen zu einem Volksstamme (Griechen), der zu den humansten und gebildetsten gehört und dem wir unsere Cultur verdanken."*)

*) Wie sie in Deutschland der sächsische Stamm dem fränkischen verdankt, welcher letztere Preußen auch seinen Regenerator, Stein, gegeben hat.

Digitized by Google

Der ältere Bruder räth dem jüngeren dringend zu einer maßvollen und würdigen Behandlung dieser Bevölkerung; es sei aber damit nicht genug, daß er selbst sich solcher Tugend befleißige, auch seine Beamten müsse er in strengster Zucht und Ordnung halten, namentlich die „ex cohorte praetoris", d. h. die, welche er selbst aus den alten Provinzen mitgebracht und berufen hatte; denn „in Ansehung dieser sei er nicht nur für das, was sie thun, sondern auch für alles, was sie reden und schreiben (Preßbureau? Norddeutsche Allg. Ztg.?) verantwortlich", deshalb bedürfe es hier der äußersten Vorsicht.

„Wenn es auch," schreibt Marcus, „Dir in den ersten Zeiten Deiner Amtsverwaltung begegnet wäre, (aus anderen Stellen des Briefes muß man schließen, daß dies dem unüberlegten, voreiligen und eiteln Manne nur zu oft begegnet ist), „daß Einer oder der Andere Deine Gutmüthigkeit mißbraucht und Dich hintergangen hätte, so besorge ich nichts der Art für das dritte Jahr. Gewiß wirst Du Dich ebenso rechtschaffen, aber nur noch vorsichtiger und zurückhaltender in der Zukunft bewegen. Möge alsdann niemanden mehr zu zweifeln gestattet sein, daß Deine Ohren nur dem, was sie unmittelbar selbst hören, offen stehen, aber nie dem, was ihnen von gewinnsüchtigen und lakaienhaften Menschen verstohlenerweise zugeflüstert wird."

Dann folgt eine sehr eindringliche Vermahnung gegen das Geschenkenehmen, sei es auch nur ein Salm oder Früchte. „Das Anbieten und Geben," fügt der erfahrene Redner bei, „wird jedenfalls dann von selbst aufhören, wenn man sehen wird, daß durch die Leute, welche viel bei Dir zu vermögen vorgeben, in Wirklichkeit gar nichts bei Dir ausgerichtet wird."

Dann kommt Cicero auf die eingebornen griechischen (höhern) Beamten zu sprechen, die dem vorigen Regiment gedient haben.

„Mit diesen Griechen," sagt er, „ist nichts mehr zu meiden, als ein gewisser Grad näherer Vertraulichkeit. Ich nehme von dieser Behauptung nur Wenige aus. Diese Wenigen allerdings würden selbst dem alten Griechenland Ehre gemacht haben. Die Uebrigen aber sind größtentheils falsch, veränderlich und durch lange Knechtschaft in der Kunst zu heucheln und zu schmeicheln ausgelernte Meister. Zu große Vertraulichkeit mit diesen Dienern des vorigen Hofs ist immer etwas Gefährliches. Denn sie wagen es nie, unsern Neigungen entgegenzutreten. Ueberdies sind sie immer neidisch und mißgünstig, nicht nur auf unsere Landsleute, sondern sogar auch auf ihre eigenen. — So seien und bleiben denn die Grundzüge Deiner Verwaltung: Deine eigene Unsträflichkeit und Enthaltsamkeit — die Bescheidenheit aller, die mit Dir sind — eine äußerst sorgfältige Auswahl unter denen, womit Du vertrauten Umgang pflegst und eine stets gleich bleibende tadellose Zucht in Deinem eigenen Hause. Wenn Du so verfährst im Besitze eines Amts, das so große Gewalt giebt, in einer Zeit, wo die Sittenverderbniß so allgemein ist, in einer Provinz, die an ver-

Digitized by Google

führerischen Lockungen so überreich ist, so muß das den Leuten als etwas gleichsam Göttliches erscheinen."

Eitelkeit und Selbstüberschätzung auf der einen, Unfähigkeit Widerspruch zu ertragen und Hastigkeit auf der andern Seite scheinen die Hauptfehler des durch die Protection seiner Clique aus subalterner Stellung zum Statthalter einer neu annectirten Provinz emporgekommenen Quintus zu sein. Denn Marcus schreibt ihm weiter:

„Ueber einen Punkt werde ich nicht aufhören, Dich zu vermahnen. Denn ich will, soviel an mir liegt, an dem Lobe, das Dir zukommt, keine Flecken dulden. Alle Leute, die aus Deiner Provinz hierherkommen und Deine guten Eigenschaften kennen, rühmen, daß den Jähzorn ausgenommen alles an Dir gut sei. Dies ist nun freilich leider ein Fehler, der schon im gewöhnlichen Privatleben für das Kennzeichen eines eiteln Flachkopfs gilt. Häßlicher aber kann gewiß nichts sein als eine ausgedehnte Amtsgewalt, die mit heftigem Sinn geübt wird. Ich will nicht die Zeit damit verthun, Dir nochmals zu Gemüthe zu führen, was die weisesten Männer aller Zeiten gegen den Jähzorn gesagt und geschrieben. Theils ist mein Brief ohnedies schon zu lang geworden; theils giebt es der Bücher genug, worin das Alles zu finden. Aber das, was so recht der eigentliche Beruf eines Briefs ist, nämlich dem Adressaten selbst zu wissen zu thun, was er nicht weiß, das will ich nicht verabsäumen. Höre also: (und nun folgt eine sehr praktische Darlegung, wie schlimm es für eine Obrigkeit sei, wenn sie ihre Leidenschaft nicht beherrschen kann und wenn ihre Zunge mit ihr durchgeht.)

Vielleicht veranlassen Sie diese wenigen Proben aus dem Briefe an Quintus, welche ich meinem Briefe an Sie eingeschachtelt habe, das Original zu lesen; und Sie werden mir dann beipflichten, wenn ich sage, die preußischen Statthalter würden wohl thun, wenn sie diesen Brief nicht nur läsen, sondern auch befolgten.

Die in den neuen Provinzen allerdings im Wachsen begriffene Mißstimmung ist nicht Folge der Verfassung des norddeutschen Bundes. Denn diese hat mit alledem nichts zu schaffen. Wenn man sie auf ein parlamentarisches Conto setzen will, so müßte es das des preußischen Abgeordnetenhauses sein, welches im vorigen Herbst uns unsere alte Verfassung und unsere Landstände genommen hat, ohne uns neue zu geben, welches uns unter die Ministerien eingepfarrt, aber uns diejenigen Volksrechte vorenthalten hat, welche die Ministerialgewalt heilsam beschränken. Allein es wäre ohne Zweifel Unrecht, wenn man auf dieses Conto alles setzen will.

Gestatten Sie mir es zu wiederholen: Ein großer Theil von Preußens Büreaukratie hat noch nicht das politische Bewußtsein des Großstaats gewonnen, ist noch in kleinstaatlichen Anschauungen befangen. Nur ein Beispiel. Bei uns

gitized by Googl

hat es gestern der neue Regierungspräsident durchgesetzt, daß die Regierung den Geometer für jede landwirthschaftliche Consolidationsgesellschaft bestätigt oder ernennt, während sich ihn bisher jede Gesellschaft selbst wählte. Mit dem gleichen Rechte könnte die Regierung sich das Recht beilegen, für jede Actiengesellschaft oder für jedes Fabrikgeschäft den technischen Director zu ernennen. Denn die Consolidationsgenossenschaft hat mit dem Staat nicht mehr zu schaffen, als ein Hüttenverein oder eine Baumwollspinnereigesellschaft.

Ich würde es dem Staat, der seiner Natur nach Egoist ist und es sein muß, noch nicht einmal so übel nehmen, daß er sich drein mengt, wenn für ihn möglicherweise irgend etwas Anderes dabei herausspringen könnte, als die Unannehmlichkeit, daß alles, was schief geht, auf seine Rechnung geschrieben wird; und die Vermuthung spricht dafür, daß alles schief geht. Denn der Staat versteht nichts von der Privatwirthschaft; und der Interessent versteht seine Interessen besser, als der Nichtinteressent.

Unsere Bauern werden diese Neuerung sehr übel aufnehmen. Denn sie nimmt ihnen abermals ein Stückchen ihrer wirthschaftlichen Selbständigkeit, das sogar die nassauische Regierung, welche bevormundungssüchtiger war, als irgendeine andere, respectirt hatte.

Und an demselben Tage, an welchem die Regierung die Befugniß, einen Geometer zu ernennen, für so unendlich wichtig erachtet, am 24. Juli, wird daselbst der im vorigen Jahre nicht gefeierte Geburtstag des Depossedirten gefeiert, weil die Leute voll Mißstimmung sind gegen die neue preußische Verwaltung. Man zieht durch die Straßen mit den frühern Farben und Fahnen. Auf den Depossedirten singt man Lieder, bringt man Toaste. Der etwas verdampfte particularistische Patriotismus der Soldaten, welche die Bundesarmeecampagne des vorigen Jahres mitgemacht haben und nun die preußische Uniform tragen, wird durch Hofspirituosen wieder erwärmt und belebt. An demselben Tage stellt hier der Depossedirte bei dem Gericht eine Klage wegen Besitzstörung an, gestützt auf die Behauptung, der König will in „mein Schloß" ziehen, und man feiert im Schwabenlande die „glorreiche Schlacht von Tauberbischofsheim". Der Großherzog von Hessen erklärt, er verwalte die von ihm eingetauschten vormals kurhessischen Territorien nur interimistisch für seinen theuren Vetter den Kurfürsten. An der Tafel des Prinzen von J. B. in O. tafeln zwei Depossedirte und toastiren auf die rothen Hosen.

Aber die Regierung — — — nun, sie hat ihr ganzes Augenmerk auf oben bemeldeten Consolidationsgeometer gerichtet. Sie hat ihr Bestätigungsrecht durchgesetzt. Was liegt an allem Uebrigen? Es fällt nicht in die Wagschale gegenüber einem solchen Triumphe.

— — — — —

„Nun, höre ich Sie fragen, und nach allen diesen Erlebnissen sind Sie immer noch nicht von Ihrem preußischen Großmachtschwindel geheilt, schlagen Sie immer noch den Takt zum Trommelwirbel der Gewalt?"

Nein, verehrtester Herr, alle diese kleinen Leiden, womit wir heimgesucht sind, haben mein felsenfestes Vertrauen in die Mission der preußischen Monarchie auch noch nicht einen Augenblick erschüttert. Fast möchte ich sagen: Es geht mir, wie dem Juden, der in Rom katholisch ward, weil er dachte: wenn alles das, was ich hier gesehn, einer Religion passiren darf, und sie dabei doch nicht Noth leidet, dann muß sie vortrefflich sein.

Ich weiß nicht, was an dem Gerede von den zwei Seelen des Ministeriums ist; aber das weiß ich, wenn der Staat Preußen zwei Seelen hat, dann wird die gute und große Seele über die böse und kleine Seele siegen. Denn das erfordert der Selbsterhaltungstrieb dieses spartanisch-jugendkräftigen Gemein-

Digitized by Google

wesens. Auch der Staat wächst mit seinem Zweck, und wenn der preußische Staat seine hohe Mission erfüllen will, dann verbietet es sich von selbst, daß seine Organe jedem Bauern in jeden Topf gucken.

Wenn ich ob dieser Topfguckerei manchmal mißmuthig werde, — und ich gestehe Ihnen, daß dies zuweilen der Fall ist, obgleich mein Temperament nicht zum Mißmuthe geneigt ist —, dann frage ich mich: Aber wie wäre es denn, wenn „wir", d. h. unsere Regierungen und Oestreich, im vorigen Jahre gesiegt hätten und das Land nicht annectirt worden wäre? — und dann stellen sich solche Schaudergemälde vor mein geistiges Auge, daß ich mit Klopstock singen möchte:

„Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholei!"

und daß ich zu dem Schluß komme:

Und doch gut preußisch trotz alledem und alledem!

Und wenn zum Quintus noch ein Sextus, zum Sextus noch ein Septimus, zum Septimus noch ein Octavus käme, und wenn sie alle gleichen Kalibers wären, und wenn alle Adhortationen des großen Marcus Tullius auf unfruchtbares Erdreich fielen — — —, e pùr se muove!

Genehmigen Sie u. s. w.

Dr. K. Br.

Neuere historische Literatur.

Neueste Geschichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris (1815—1856) von weil. Dr. Friedrich Lorenz (Berlin bei J. Guttentag.)

Geschichte der neuesten Zeit 1815—1866, von Wilhelm Müller (Stuttgart bei Paul Neff.)

Ziemlich gleichzeitig erschienen, sehen es die beiden oben genannten Bücher auf den gleichen Zweck ab. Dem Leser soll die Gelegenheit geboten werden, die Geschichte der letzten Jahrzehnte zu recapituliren, die Lücken seiner Zeitungslectüre auszufüllen und sich ein Gesammtbild der Ereignisse zu machen, deren Zeitgenosse oder Zeuge er im Einzelnen selbst gewesen ist. Bei der zunehmenden Betheiligung des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten und dem entschiedenen Bedürfniß eines beträchtlichen Bruchtheils desselben nach einer Orientirung über die Verhältnisse, welche die gegenwärtige Situation zur Voraussetzung hat, läßt sich das Recht populärer Darstellungen der neueren Geschichte nicht leugnen, wenn es mit diesen auch seine eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Zwei verschiedene Gattungen von Lesern nehmen Bücher dieser Art zur Hand: solche, die dieselben im Interesse ihrer politischen Bildung lesen und praktisch in die Zeitgeschichte eingeführt sein wollen und solche, denen ausschließlich daran gelegen ist, Vorgänge, die ihnen nur vom Hörensagen bekannt geworden, im Zusammenhange kennen zu lernen. Schon die Natur des Materials, welches den Geschichtsschreibern ihrer eigenen Zeit, zumal solchen zur Verfügung steht, welche den ungeheuren Stoff auf einigen hundert Seiten bewältigen wollen, bedingt es, daß weder den Erwartungen der Einen, noch denen der Anderen ganz entsprochen werden kann. Ist der Autor irgend gewissenhaft, so kann er weder über die Freunde noch über die Feinde ein letztes Wort sagen, denn er muß wissen, daß die Acten noch nicht geschlossen sind, ja er stößt alle Augenblicke auf Lücken seines Materials, die ihm jede nur einigermaßen pragmatische Darstellung auch der äußeren Ereignisse unmöglich machen. Auf der andern Seite wird es sich nie verleugnen, daß der Zeitgenosse, der wesentlich über Selbsterlebtes berichtet, mit vor-

Digitized by Google

gefaßten Meinungen ans Werk gegangen ist, denn es liegt auf der Hand, daß er seine Arbeit gar nicht unternommen hätte, wenn er nicht ein lebhaftes politisches Interesse mitgebracht hätte. Wesentlich anders steht es um Monographien. Handelt es sich um die Specialgeschichte eines bestimmten Staats oder eines enger begrenzten Zeitraums, so wird in der Regel anzunehmen sein, daß der betreffende Autor im Stande gewesen, auf die letzten Quellen zurückzugehen und neues Material mitzubringen; für seine nothwendige Befangenheit in Parteianschauungen werden wir mithin entschädigt. Bei einer europäischen Universalgeschichte der neueren Zeit ist das gradezu unmöglich. Im besten Fall wird dem Leser eine aus der Zusammenstellung und sorgfältigen Vergleichung verschiedener Zeitungsberichte hervorgegangene Chronik geboten, welche den Parteimann ihrer Kälte wegen unbefriedigt läßt, dem gänzlich Theilnahmlosen immer noch nicht unparteiisch genug zu sein scheint. Die Unmöglichkeit einer wirklich wissenschaftlichen Durchdringung und Verarbeitung des Stoffs bedingt es, daß populäre Darstellungen der Zeitgeschichte die Mängel aller historischen Parteischriftstellerei mit denen verbinden, welche in der Regel Geschichtswerken anhaften, welche einen großen Stoff in die Enge eines kleinen Rahmens bringen wollen und darum genöthigt sind, die lebensvollen Gestalten der maßgebenden Männer zu Mumien zusammenzupressen. So steht es im besten Fall, — von den Fällen nicht zu reden, in denen die Zeitgeschichte zum bloßen Umschlag tendenziöser Agitation gebraucht wird.

Bei so bewandten Umständen ist es nicht zu verwundern, daß beide oben genannte Bücher, und ganz besonders das lorenzsche, den Eindruck einer gewissen Dürre machen. Immerhin ist ihnen darum ein gewisses Verdienst nicht abzusprechen. Daß das Volk Gelegenheit gewinnt, ohne allzu große Opfer an Zeit und Geld eine genauere und zusammenhängende Kunde von den Ereignissen zu erhalten, welche dem letzten großen, historisch gewordenen Ereigniß, der Erhebung von 1813 gefolgt sind, ist an und für sich wichtig, denn die Geschichte — mag ihre Darstellung eine noch so mangelhafte sein — ist immer eine sehr viel bessere politische Lehrerin, als es der doctrinäre Parteikatechismus sein kann.

Das Buch des verstorbenen Dr. Lorenz, eines nach St. Petersburg versprengten, sehr tüchtigen norddeutschen Pädagogen (480 S. gr. 8) ist das Product solider, gewissenhafter Arbeit. Dem Verf. merkt man an, daß er den Mittelpunkten deutschen und westeuropäischen Lebens längere Zeit hindurch entrückt gewesen ist und in Verhältnissen gelebt hat, die jede Art der Betheiligung am öffentlichen Leben ausschlossen. Sein Standpunkt ist wesentlich der des deutschen Gelehrten vor der Julirevolution — er hält es mit der bestehenden Autorität und will bei aller Klarheit über die Mängel derselben, bei allem Streben nach möglichster Berücksichtigung der öffentlichen Wohlfahrt und der Anforderungen des Zeitgeistes, das Recht des Volks an einer Mitwirkung bei Staatsangelegenheiten doch möglichst behutsam eingeschränkt, am liebsten gar nicht zur Geltung gebracht sehen. Während er das metternichsche ancien régime mit Entschiedenheit verurtheilt, die conservative Politik des Kaisers Nikolaus als verfehlt bezeichnet, sieht er in der 48er Erhebung doch wesentlich ein unberechtigtes Auflehnen der Massen gegen die bestehende Ordnung; selbst die Opposition des vereinigten Landtags von 1847 scheint ihm alles Maß zu überschreiten, mit Bitterkeit klagt er über die undankbare Beurtheilung Friedrich Wilhelms des Vierten und die Schmach von Olmütz, rechnet er dem Könige, der „Selbstüberwindung genug besaß, dem Vaterlande seinen Stolz zum Opfer zu bringen", als Verdienst an, „denn wer kann zweifeln, daß alle bösen Leidenschaften erwacht wären, daß Stammesstolz und Confessionshaß sich eingemischt, und einen Brand angefacht hätten, der nicht anders als mit Strömen von Blut hätte gelöscht werden können." Mit Anschauungen dieser Art läßt sich selbstverständlich nicht rechten. Man würde indessen irren, wenn man den Verf. darum für einen Kreuzzeitungsmann halten und zu den Todten wer-

gitized by Google

sen wollte. Das manteuffelsche Regiment wird von ihm vielmehr in den schärfsten Ausdrücken perhorrescirt, und er bezeichnet die Reactionszeit als „Periode der Selbstschwächung Preußens", in welcher die Regierung sich dem „Todfeinde der Staatsidee", dem Feudalismus in die Arme geworfen, um „statt der centralen peripherische Gewalten zur Geltung kommen zu lassen." Der Verf. steht eben auf dem längst und für jedermann unmöglich gewordenen Standpunkt des kritisirenden, eklektischen Neutralen, — des Philisters. Grade darum sind die pseudo-conservativen Anwandlungen desselben durchaus ungefährlich, können sie neben den entschiedenen Verdiensten des vorliegenden Buchs gradezu ignorirt werden. Die Darstellung ist eine sachliche und klare und weiß Gründlichkeit mit gedrungener Kürze zu verbinden. Insbesondere über Rußland und die außereuropäischen Staaten ist der Verf. recht gut instruirt und manche seiner eingestreuten Bemerkungen, z. B. über den Entwicklungsgang der öffentlichen Meinung in Deutschland, den Einfluß der deutschen Auswanderung nach Amerika auf die zunehmende Verbreitung demokratischer Anschauungen in den niederen Classen u. s. w. zeugen von einem gewissen Beobachtungstalent, von dem nur bedauert werden muß, daß es nicht in der Schule selbständiger politischer Bethätigung und Erfahrung gereift ist. So läßt sich die lorenzsche „Neueste Geschichte" wegen ihrer soliden Structur und würdigen, wenn auch veralteten Art der Behandlung des Stoffs allen denen empfehlen, die die Geschichte der Neuzeit in einem Bande zusammen haben wollen, um sich gelegentlich über ältere Ereignisse zu orientiren.

Während das lorenzsche Buch mit dem pariser Frieden von 1856 schließt und die großen Ereignisse der letzten Jahre (einschließlich den Sommer 1866) nur in einem, von dem Herausgeber Theodor Bernhardt geschriebenen Nachwort — übrigens in durchaus correcter Weise — bespricht, umfassen die 362 S. (kl. 8°) der von Prof. Wilh. Müller verfaßten „Geschichte der neuesten Zeit" das gesammte halbe Jahrhundert von 1816 bis 1866. Hier haben wir es mit einem Autor zu thun, der immer und überall Partei ergreift und sich als entschiedener Liberaler zeigt. Bringt es schon die Kürze des Werks mit sich, daß dasselbe in Bezug auf Gründlichkeit und Solidität der Einzelausführungen hinter dem lorenzschen zurücksteht, so macht sich außerdem die Art der Anordnung des Stoffs in wenigstens theilweise störender Weise geltend. Der Verf. verfährt nämlich chronologisch und bespricht die einzelnen Staaten in jedem der vier von ihm angenommenen Zeiträume (1816—1830, 1830, 1848 und 1864) gesondert, was die Anschaulichkeit der jeweiligen Situationen wesentlich erschwert. Es verwirrt den Leser, wenn er von der Räumung Mexikos durch die Franzosen, der Bewältigung des letzten polnischen Aufstandes oder der Verjagung Cusas sehr viel früher hört, wie von dem Ministerium Schmerling oder der Thronbesteigung König Wilhelms des Ersten; die Staaten Europas sind in der Neuzeit zu eng mit einander verbunden, als daß in einem geschichtlichen Handbuch eine andere als die synchronistische Methode anwendbar wäre. Von nicht eben wohlthuendem Eindrucke ist endlich die etwas saloppe Ausdrucksweise, die dem Ernst des Gegenstandes an einzelnen Stellen zu nahe tritt. An patriotischer Gesinnung läßt das Buch nichts zu wünschen übrig und die lebendige, warme Art der Darstellung wird demselben sicher zahlreiche Leser zuführen, denen die Anschauungsweise des lorenzschen Werks nicht conform ist. Da der Verf. ein offenes Auge für die innere Unwahrheit der unter großdeutscher Firma getriebenen östreichischen Propaganda hat, und den Einfluß des wiener Hofs auf die süddeutschen Cabinete in gehöriger Weise zu würdigen weiß, erscheint die Verbreitung seines Buchs jenseit des Main — der Verf. ist selbst Süddeutscher — besonders wünschenswerth.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 33.

Ausgegeben am 9. August 1867.

Inhalt:

Die preußische Kriegsmarine . . . . . Seite 241
Die kirchliche Frage in Italien 258
Die russische Emigration in Oestreich und der Türkei 269
Politische Rundschau. (Die Kriegswahrscheinlichkeit und die innere Lage) 276

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die preußiſche Kriegsmarine.

Von gedeckten Schraubencorvetten, oder wie man es in anderen Marinen bezeichnen würde, von leichten Schraubenfregatten zu 28 Geſchützen, beſitzt die preußiſche Flotte gegenwärtig vier bemannte Schiffe, ihrem Alter nach: „Arkona", „Gazelle", „Vineta", „Hertha", und ein Schiff im Bau, die „Eliſabeth".

Die „Arkona", 28 Kanonen mit einer Maſchine von 386 Pferdekraft, das erſte Schraubenſchiff, das die preußiſche Marine beſeſſen, erhielt ihren Namen von der ſagenberühmten Nordſpitze der Inſel Rügen, damals dem nördlichſten Punkte preußiſcher Monarchie und fand bald Gelegenheit, dieſen Namen in der Fremde bekannt zu machen. Sie lief 1858 von Stapel, wurde kurz darauf beſtimmt, mit der Segelfregatte „Thetis", dem Schooner „Frauenlob" und dem Transportſchiff „Elbe" die Expedition nach Siam, China und Japan zu machen. Dabei genügte das Schiff allen Anforderungen in befriedigendſter Weiſe, und kehrte nach jahrelangem Aufenthalt im fernen Oſten glücklich nach den heimiſchen Häfen zurück, wo es außer Dienſt geſtellt wurde, um die Spuren der langen Seefahrt in den tropiſchen Klimaten zu vernichten. Denn wenn ſchon das Aeußere durch eine lange, zum Theil ſehr ſtürmiſche Reiſe etwas gelitten hatte — in der ſüdchineſiſchen See waren die Schiffe von einem gefährlichen Kyklon überfallen worden —, ſo hatten im Innern ſich noch fatalere Uebelſtände geltend gemacht. Durch den jahrelangen Aufenthalt einer großen Menſchenzahl im Zwiſchendeck bei tropiſcher Hitze hatten ſich Miasmen gebildet, die man nur dadurch beſeitigen konnte, daß man der Corvette, ſobald ſie außer Dienſt geſtellt war, einige Plankenlagen abnahm, um eine durchgehende radicale Lüftung zu erzielen.*) Noch einmal fand die „Arkona" Gelegenheit, ihrem Namen in den

*) Als noch wirkſameres Mittel hat ſich neuerdings ein leichtes Ankohlen der ganzen inneren Holzfläche mittels eines tragbaren Gasapparats bewährt. Doch iſt es nur da nöthig, wo anſteckende Krankheiten das Innere des Schiffs inficirt haben.

Digitized by Google

Annalen der preußischen Marine eine Erinnerung zu sichern, in dem Gefecht auf der Höhe von Rügen, auf das wir unten zurückkommen. Die Form des Rumpfes der Arkona ist sehr schön, namentlich der feine Schwung des Galjons im Profil ist vorzüglich gelungen, und übertrifft den der vielgepriesenen „Gefion". Wir bemerken nebenbei, daß der Name der „Arkona" irrthümliche Notizen in den Zeitungen hervorgerufen hat: man findet bald eine preußische Corvette „Ankona", bald eine preußische Corvette „Aurora" genannt, während preußische Schiffe mit diesen Namen gar nicht existiren. „Ancona", nach der italienischen Stadt Ancona benannt, ist eine italienische Panzercorvette, die in Frankreich gebaut, im Mai vorigen Jahres vollendet und damals noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges schleunigst nach Neapel zur Ausrüstung geschafft wurde. „Aurora" dagegen ist eine englische Holzfregatte von 2500 Tons, mit 35 Geschützen, und für uns Deutsche dadurch merkwürdig, daß sie unter dem Commando des berühmten Nordpolfahrers Capitän Mac Clintock vor drei Jahren in der Zeit des Seegefechts bei Helgoland die dänischen Schiffe mit Nachrichten über das östreichisch-preußische Nordseegeschwader versorgte, ohne auf ihre Pflichten als neutrales, zum Schutze Helgolands stationirtes Kriegsschiff zu achten. Später hat sie noch dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, daß sie, in Canada stationirt, bei Quebeck einfror, und in ihrem Winterkleide den Einwohnern Quebecks das fremdartige Aussehen der Schiffe vor Augen führte, die auf Polarexpeditionen überwintern müssen.

Die zweite gedeckte Corvette Preußens, die „Gazelle", 28, 386 Pferdekraft, im Jahre 1860 im Bau vollendet, ist in früherem Bericht ausführlich beschrieben. Sie hat 212 Fuß Länge über Deck, ist der „Arkona" vollkommen gleich gebaut, und wie diese, um 8 Fuß kürzer als die später gebauten Schiffe ihrer Classe. Aber trotz ihrer Benennung als Corvette und trotz ihrer etwas geringern Geschützzahl übertrifft sie an Größe noch immer die östreichischen leichten Schraubenfregatten von 31 Geschützen, „Radetzky", „Donau", „Adria", von denen z. B. „Radetzky", in England gebaut, nur 1705 Tons Gehalt bei 189 Fuß Länge hat; auch die Maschinen der östreichischen Fregatten (300 Pferdekraft) und ihre Geschützausrüstung (4 60pfündige Granatkanonen, 3 gezogene 24pfünder, 24 glatte 30pfünder) ist schwächer als bei den preußischen gedeckten Corvetten, deren Armirung, gleichfalls aus glatten und gezogenen Geschützen gemischt, eine größere Anzahl der letzteren enthält. Aus der Geschichte der Gazelle ist, abgesehen von kleineren Uebungsfahrten nur hervorzuheben, daß dieselbe als Nachfolgerin der „Arkona" zwei Jahre in den ostasiatischen Gewässern stationirte und erst nach dem dänischen Kriege wieder heimkehrte. Im Herbst vorigen Jahres abermals in Dienst gestellt, ging die „Gazelle" nach dem Mittelmeer ab, von wo sie zur Zeit der luxemburger Verwicklungen zurückberufen wurde, nachdem sie bei dem entsetzlichen Erdbeben in Mytilene auf der Insel Lesbos Gelegenheit

Digitized by Google

gefunden, durch reiche Hilfeleistungen aller Art zu zeigen, daß die preußische Flagge nicht blos eine feste Gegnerin im Kriege ist, sondern daß sie auch da ihren Ruf zu behaupten versteht, wo es gilt, mildthätig das Elend Fremder zu lindern.

Die dritte gedeckte Corvette, die „Vineta", 28, 400 Pferdekraft, führt wie die „Arkona" einen Namen von romantischem Klange, nach der sagenhaften reichen Hafenstadt, über welche in all ihrer hochmüthigen Pracht und Herrlichkeit das göttliche Strafgericht hereinbrach, die Stadt verschwand mit all ihren Schätzen unter den einbrechenden Wogen: noch jetzt sieht — so die Sage — beim Abendsonnenschein der Fischer im Boot vom Grunde herauf die Zinnen und Thore blinken. Die Fregatte aber, welche den Namen der verschwundenen pommerschen Seestadt trägt, ist ein ganz besonders tüchtiges und namentlich ein sehr schnelles Schiff: während die „Arkona", wie dies bei dem Seegefecht von Rügen durch Fachblätter mitgetheilt wurde, eine Geschwindigkeit von 9¼ Knoten (9¼ Seemeilen in der Stunde) erreichte, soll die „Vineta" nicht weniger als 12 Knoten zu machen im Stande sein, wodurch sie den dänischen Schiffen, mit Ausnahme der Holzfregatte „Jylland" (400 Pferdekraft) und der Panzerfregatten „Danebrog", „Danmark" und „Peder Skram" überlegen wäre. Bestimmterer Angaben müssen wir uns enthalten, da die Schnelligkeit der Kriegsschiffe bekanntlich als Geheimniß behandelt wird, und zwar mit Recht, wie das Beispiel der dänischen Schiffe „Skiold" und „Själland" gezeigt hat, die beim Seegefecht von Rügen auf einmal eine den Preußen ganz unerwartete Schnelligkeit entwickelten und die preußischen Schiffe dadurch zunächst in eine äußerst mißliche Lage brachten. Die Dimensionen der „Vineta" sind, wie oben bemerkt, etwas größer als die der „Arkona", und wir wollen deshalb für dies größte preußische Kriegsschiff einige Notizen geben. Die Länge der „Vineta" über Deck beläuft sich auf 220 Fuß zwischen den Reilings — Bord am Oberdeck — des Bugs und des Hecks, ihre Breite auf 40 Fuß, während der Tiefgang am hintern Ende, wo er am größten ist, 19 Fuß beträgt. Zur Armirung führte die „Vineta" zur Zeit des dänischen Krieges auf dem Oberdeck als Pivotgeschütz vorn wie hinten je einen 36pfünder und einen gezogenen 12pfünder mit Keilverschluß und Geschossen von 29 Pfund Gewicht: in der Batterie dagegen standen in der Mitte jederseits 3, also im Ganzen 6 gezogene 24pfünder (mit 68 Pfund schweren Geschossen), während 20 glatte 36pfünder, 10 auf jeder Flanke, die übrige Armirung der Batterie bildeten, und die Besatzung des Schiffes 400 Mann beträgt. Natürlich hat die „Vineta" drei feste Decke: das Oberdeck, das Batteriedeck (der Raum zwischen diesen beiden ist die Batterie mit der Capitänskajüte) und das Zwischendeck; der Raum zwischen letzterem und dem Batteriedeck wird gewöhnlich mit Uebertragung auch Zwischendeck, vom gemeinen Seemann Kuhbrücke genannt, und enthält den obern Theil der Maschine, das Logement für

Digitized by Google

die Mannſchaft und die Kajüte der Offiziere. Bei der Takelage beträgt die Höhe des Fockmaſts und des Großmaſts, welche beide gleich lang ſind, vom Oberdeck bis zum Flaggenknopf 145 Fuß, die Höhe des hintern, des Kreuzmaſts, dagegen nur 100 Fuß. Die Takelage iſt ſo umfänglich bemeſſen, weil dieſe Schiffe bei allen ihren Reiſen zum Schutz der Handelsintereſſen beſtimmt ſind, wo irgend möglich, zu ſegeln und die Dampfkraft nur in Fällen dringender Nothwendigkeit zu brauchen. Das Bugſpriet hat übrigens wie bei allen preußiſchen gedeckten Corvetten, im Gegenſatz zu manchen, gleichfalls vollgetakelten Kriegsſchiffen andrer Nationen, nicht blos eine Verlängerung, den Klüverbaum, ſondern noch eine zweite, den Jagerbaum, außerdem haben wir daran vor einiger Zeit Klüvernetze geſehn, welche unter dem Bugſpriet aufgeſpannt ſind, um bei gewiſſen Manövern die vordern dreieckigen Segel, die Klüver und auch die Matroſen, welche etwa vom Bugſpriet herunterfallen ſollten, aufzufangen. Die Maſchine der Vineta iſt aus der berühmten engliſchen Fabrik von Penn und Son in Greenwich; wir haben die Schraube von etwas andrer, zweckmäßigerer Conſtruction gefunden als auf der „Arkona", deren Maſchine von Kockerell iſt. Zwar hat dieſe Schraube, wie bei allen Schiffen der preußiſchen Kriegsmarine, nur 2, nicht 3 oder gar 4 Flügel, wie manche Dampfer der Handelsmarine, aber während bei der „Arkona" die Flügel nach außen breiter werden, waren bei erſterer die Schraubenflügel nach dem Schaft zu breiter und laufen nach außen ſpitzer zu, ſo daß bei gleicher Fläche der Schraube natürlich die Maſchine der letzteren günſtiger arbeitet, da bei ihr der Widerſtand der Drehungswelle näher liegt. Die „Vineta" ward zur Zeit des däniſchen Krieges in Bau und Ausrüſtung auf der königlichen Werft zu Danzig erſt in dem Zeitpunkt vollendet, wo bereits ein übermächtiges däniſches Geſchwader von 5 Schiffen, verſtärkt durch eine Panzerfregatte, den „Danebrog", die Weichſelmündung blockirte. Unter dieſen Umſtänden konnte die „Vineta", ſelbſt wenn ſie nicht beim Auslaufen aus Neufahrwaſſer zu einer Recognoscirungsfahrt, infolge des für ein ſo tiefgehendes Schiff unzureichenden Fahrwaſſers noch beſonderes Mißgeſchick gehabt hätte, nicht daran denken, ſich mit „Arkona" und „Nymphe", welche in Swinemünde lagen, zu vereinigen: wäre dies zur rechten Zeit gelungen und hätte man die nach Oſtaſien detachirte „Gazelle" zur Verfügung gehabt, hätte man alſo 4 Schiffe mit zuſammen 103 Kanonen ſtatt zweier Schiffe mit zuſammen 45 Kanonen bereit gehabt, das Gefecht von Rügen wäre wahrlich anders ausgefallen. — Nach Rückkehr der „Gazelle" aus Oſtaſien ward die „Vineta" dazu beſtimmt, erſteres Schiff auf der chineſiſchen Station zu erſetzen. Die Reiſe machte ſie, abweichend von den Fahrten der früher dorthin beorderten Schiffe, indem ſie nicht um das Cap der guten Hoffnung nach dem indiſchen Ocean ſegelte, ſondern zunächſt die Oſtküſte von Südamerika anlief, und von Montevideo aus um das Cap Horn in den großen Ocean ſteuerte. Hierbei hatte ſie

nach einer totalen Windstille mit dem plötzlichen Ausbruch eines der heftigsten Orkane jener Gegenden zu kämpfen, so daß das Schiff trotz der Anwendung der Dampfkraft in Verbindung mit der dort herrschenden, jenem Orkan entgegenlaufenden starken Strömung bis zum 62° südlicher Breite abgetrieben wurde, bei fast völliger Dunkelheit der Atmosphäre, und natürlich viel Zeit verlor.

Darauf lief sie mehre Häfen der Westküste von Südamerika an, und segelte dann quer über den großen Ocean nach Shanghai in China, von wo sie, den letzten Berichten zufolge, nordwärts nach der Mündung des Pei-ho gehen sollte. Kurz vor ihrem Eintreffen auf der dortigen Station ereignete sich das entsetzliche Brandunglück, welches den größten Theil von Yokuhama in Asche legte, und bei dem die als Schutzwachen ausgestellten englischen Soldaten und Matrosen nach den klagenden Berichten englischer Zeitungen sich scandalös benahmen, indem sie theils betrunken — die Flüchtenden insultirten, theils Kassen und Waarenlager beraubten — wie denn leider die Klagen über die Rohheit der englischen Matrosen häufig begründet sind. Es wurde damals von den Deutschen bedauert, daß die „Vineta", die durch jenen Orkan aufgehalten worden, noch nicht in Japan eingetroffen war, weil viel Unglück und Verlust namentlich der deutschen Geschäfte an jenem Platz hätte verhütet werden können. Im Lobe der Zuverlässigkeit, der Nüchternheit und des anständigsten Benehmens sind über unsre preußischen Seeleute alle Nationen einig.

Weniger ist über die vierte gedeckte Corvette, die „Hertha", 28, 400 Pferdekraft zu bemerken. Sie trägt den Namen und am Galjon das weißschimmernde Bild der Hertha, jener deutschen Heidengöttin, welche gelehrte Pastoren Rügens im sechszehnten Jahrhundert erfunden haben, indem sie den falschgelesenen Namen der Erdmutter Nerthus bei Tacitus auf einen Hain und See ihrer Insel Rügen bezogen. Seitdem ist die Hertha die geheimnißvolle Göttin Rügens geworden, die aus den stillen Fluthen des schweigenden, von uralten Buchen umsäumten Herthasees emporstieg, deren Anblick aber keinem Sterblichen außer den Priestern vergönnt war, ohne daß plötzlicher Tod ihn gleich darauf hinwegraffte u. s. w., wie Tacitus berichtet. Ist aber auch die Göttin Hertha auf Rügen erst durch Mißverstand der Gelehrten seit den letzten Jahrhunderten in das Volk getragen, die Fregatte, welche den Namen „Hertha" trägt, ist kein philologischer Irrthum, sondern ein sehr solides und tüchtiges Schiff, im October 1864 zu Danzig von Stapel gelaufen, und hat eigentlich noch keine Geschichte. Sie ist in den Maßen der „Vineta", etwas größer als die beiden ersten gedeckten Corvetten. Wie groß der Körper solches Fahrzeugs ist, sieht man recht, wenn man Gelegenheit hat, die Batterie zu der Zeit zu betreten, wo das Schiff eben erst von Stapel gelassen ist, wo weder seine Masten noch die Maschine den ungeheuren Raum in der Wirkung beeinträchtigen und die gewaltigen Eichenbalken und die rothgefirnißten starken Eisenkniee in

Digitized by Google

voller Stärke hervortreten. — Uebrigens mögen diejenigen unsrer Leser, welche noch nie Gelegenheit gehabt haben, Seeschiffe zu sehn, im Allgemeinen die Größe derselben nach ihrer äußeren Erscheinung sich nicht allzu bedeutend vorstellen; wir haben vielfach Enttäuschung bei denjenigen gesehn, die zum ersten Mal in eine Hafenstadt kamen. Theilweise beruht dies allerdings darauf, daß die großen Hafenstädte, wie Hamburg, Stettin, Danzig u. s. w. so weit aufwärts am Strome liegen, daß das Fahrwasser für größere Schiffe der Handelsmarine und noch viel mehr für Kriegsschiffe zu flach ist. Während wir also von den Schiffen hier nur die kleineren Exemplare zu sehn bekommen, treten uns am Hafenbollwerk von den Häusern grade jene mächtigen, im Eindruck alles erdrückenden Prachtpaläste entgegen, wie die neuere Zeit sie aufgebracht hat, keineswegs jene kleinen Häuser, wie sie früher das Gewöhnliche waren, so daß die Lesebücher unsrer Kinderjahre uns mit Recht erzählen konnten, die Seeschiffe seien größer als unsre Häuser. Anders gestaltet sich der Eindruck, wenn wir große Kriegsschiffe in einem Hafenort mit niedrigen Häusern, wie Swinemünde oder Cuxhaven erblicken, vollends wenn wir sie nicht vom hohen Hafenbollwerk herab betrachten, sondern am Strande stehn oder noch besser in einem Boote anfahren, so daß unser Standpunkt der niedrigere ist. Aber auch so erhalten wir noch nicht den vollen Eindruck von dem Gewaltigen im Bau großer Schiffe: das Schiff im Hafen sind wir immer noch geneigt als ruhende Masse zu betrachten und mit anderen ruhenden Massen, wie Häusern, in Vergleich zu stellen. Und doch ist grade das Imponirende am Schiffe, daß der ganze Bau beweglich ist; erst wenn es in Bewegung ist, und wir es unwillkürlich mit den größten anderen sich fort bewegenden Massen, mit Wagen oder Eisenbahnzügen zu vergleichen gezwungen sind, erst dann empfinden wir die Größe des mächtigen Gebäudes, dessen Masse uns dann ins Kolossale zu wachsen scheint. Und wie man die Schönheit des edlen Rosses nicht völlig würdigen kann, wenn es in der gedrückten Umgebung des Stalles steht, sondern erst, wenn wir es im Freien dahinsprengen sehn, so macht auch das Schiff den richtigen Eindruck erst, wenn es wie ein beseeltes Wesen auf den Wellen wiegend und seine hohen Masten leicht hin und her neigend, pfeilschnell über die Wasserfläche dahingleitet. Und wenn es dann in weiter Ferne zu entschwinden scheint, dann kommt noch einmal ein Moment, in dem seine Größe recht imponirend ins Auge fällt, wenn es grade auf dem Horizont zu stehn scheint, indem seine Wasserlinie mit der Linie des letzteren zusammenfällt und selbst Briggs und Schooner erscheinen dann, weil sie im Gesichtsfelde so hoch als möglich stehn, als Constructionen von bedeutender Größe.

Die fünfte gedeckte Corvette, die „Elisabeth", ist gegenwärtig auf der königlichen Werft zu Danzig im Bau begriffen. Daß sie, obwohl noch nicht von Stapel gelassen, doch schon einen Namen und zwar den der Königin-Wittwe

Digitized by Goog

von Preußen hat, beruht auf der Uſance, daß die Kriegsſchiffe, und zwar bei allen Nationen, ihren Namen erhalten, ſobald ihr Bau beſchloſſen iſt und der Kiel gelegt wird: bei Kauffahrteiſchiffen dagegen erfolgt bekanntlich die Namengebung erſt mit der Taufe beim Ablauf von Stapel, deſſen Ceremonien übrigens, bis auf das Zerſchellen der Flaſche Wein am Bug des Schiffes durch zarte Damenhand, dieſelben ſind wie bei den Kriegsſchiffen. Die „Eliſabeth“ wird übrigens noch etwas größer werden als „Vineta“ und „Hertha“, indem ſie 214 Fuß Kiellänge und 232 Fuß Länge auf dem Oberdeck erhält, (der größte engliſche Dreidecker, der „Duke of Wellington“, 131, hat 272 Fuß Länge): ſie wird ſomit das größte Schiff, das überhaupt in Danzig gebaut worden iſt. Uebrigens wäre wohl zu wünſchen, daß die „Eliſabeth“ bei der großen Wichtigkeit, welche in den letzten beiden Jahren die Schnelligkeit der Kriegsſchiffe gewonnen hat, und bei der größeren Tragfähigkeit, die ſie durch ihre Verlängerung erhalten hat, auch eine ſtärkere Maſchine bekäme, als 400 Pferdekraft; die Maſchine ſollte ſo ſtark ſein, als das Schiff ſie irgend tragen kann, ſelbſt wenn man darum auf eine Vermehrung der Geſchützarmirung verzichten muß.

Nächſt den fünf leichten Fregatten, die officiell als gedeckte Corvetten bezeichnet werden, beſitzt Preußen vier wirkliche Corvetten, officiell als Glattdeckcorvetten bezeichnet, eine Anzahl, die ſchon nach dem Flottengründungsplan auf ſechs gebracht werden ſollte, die aber bei Bildung einer deutſchen Marine bedeutend wird vermehrt werden müſſen. Dieſe eigentlichen Corvetten ſind ſämmtlich Schiffe mit Vollſchifftakelage, mit drei Maſten, deren jeder drei bis vier Raaen führt, und mit Geſchützen in der Art ausgerüſtet, daß alle Kanonen auf dem Oberdeck placirt ſind; ſie haben ſämmtlich einen Gehalt von 1000—1400 Tons, und zwar die beiden in Danzig auf der königlichen Werft gebauten 956 Tonnen, die beiden in Frankreich angekauften je 1462 Tonnen Laſtigkeit; ſie haben Maſchinen von 200—350 Pferdekraft, eine Geſchützausrüſtung von 14—17 Kanonen, und die Koſten jedes einzelnen Schiffs betragen nach den Angaben des officiellen Plans einſchließlich der Geſchützausrüſtung, aber ausſchließlich der Munition im Durchſchnitt 518,000 Thaler, ein Preis, der allerdings ebenſo wie der Durchſchnittspreis der gedeckten Corvetten verhältnißmäßig ſehr hoch bemeſſen erſcheint. Durch die Reihe von 6—8 Kanonen an jedem Bord, die ſich mit den mannigfachen Utenſilien der Takelage zu einem verwirrend complicirten Bilde geſtalten, erſcheint das Oberdeck dieſer Glattdeckcorvetten dem Beſucher reicher und bunter, als bei den gedeckten Corvetten, die gar kein Breitſeitengeſchütz auf dem Oberdeck führen. Sonſt aber zeigen die Schiffsräume dem Beſchauer große Aehnlichkeit mit den größeren Corvetten, abgeſehn natürlich von der gedeckten Batterie. Die Mannſchaften ſind hier ſämmtlich im Zwiſchendeck untergebracht, an deſſen Wänden ſich die hölzernen Sitzkaſten hinziehn, deren Inneres den Kleiderſäcken der einzelnen

Digitized by Google

Matrosen zum Aufbewahrungsort dient. Auch äußerlich macht sich der Mangel der Batterie durch das Fehlen des weißen Streifens sehr bemerklich, der ganze Schiffsrumpf ist schwarz, kaum auffallend ragen aus den Stückpforten der Reilings, der mannshohen Brüstung des Oberdecks, die Geschützmündungen hervor, und über dem feinen Rumpf erhebt sich eine elegant geschnittene Takelage von verhältnißmäßig bedeutender Höhe.

Die älteste dieser Glattdeckscorvetten, obwohl immer noch ein ganz neues Schiff, ist die 1863 vollendete zierliche „Nymphe", 17, 200 Pferdekraft, berühmt durch ihre Betheiligung und schwere Gefährdung bei dem Seegefecht auf der Höhe von Rügen oder genauer auf der Höhe von Jaësmund, der Halbinsel, auf welcher Stubbenkammer liegt, am 17. März 1864. Wir wollen den Hergang dieses ersten kleinen Seegefechts, das die preußische Marine zu bestehen hatte, hier nach authentischer Quelle in der Kürze beschreiben, da seiner Zeit unrichtige Darstellungen verbreitet wurden. Infolge einer dänischen amtlichen Bekanntmachung, daß vom 15. März ab die preußischen Häfen westlich von Cammin als blockirt zu betrachten seien, unternahmen die gedeckte Corvette „Arkona" und die Glattdeckcorvette „Nymphe" am 16. März eine Recognoscirung, um zu sehen, ob die Blockade effectiv war. Da man an diesem Tage den Feind erst spät Abends in Sicht bekam, ging man nach Swinemünde zurück: am folgenden Morgen aber, am 17. März, liefen beide Schiffe, die „Arkona" unter Führung des damaligen Capitäns (jetzigen Contreadmirals) Jachmann, die „Nymphe" unter Commando des damaligen Capitänlieutenants (jetzigen Corvettencapitäns) Werner abermals aus, in der Absicht, dem dänischen Blockadegeschwader ein Gefecht zu liefern. Bei Thiessow stieß noch der Radaviso „Loreley", 2, unter Capitän Kuhn zum Geschwader, während eine Division Kanonenboote (6 Fahrzeuge), unter Lieutenant Kinderling, die gleichfalls herbeigekommen war, den Befehl erhielt, sich unter Land in Colonne zu halten. Die drei größeren Dampfer aber steuerten auf das dänische Geschwader zu, in offener Ordnung rangirt, „Arkona" rechts, „Nymphe" drei Kabellängen weiter links, „Loreley" zwischen beiden, aber etwas weiter zurück. Das feindliche Geschwader bestand aus doppelt so vielen und ungleich größeren Schiffen als das preußische, mit einer vierfach größeren Geschützzahl. Schraubenlinienschiff „Skiold", 64, zwei Schraubenfregatten von 44 und 42 Geschützen, zwei Schraubencorvetten von 16 und 12 Geschützen und ein Dampfaviso. Dennoch griffen die Preußen das dänische Geschwader, d. h. dessen erstes Treffen an, das aus dem Linienschiff und der Fregatte „Själland" 42, bestand, letztere mit dem Admiral van Dockum an Bord. Die Dänen waren über die Verwegenheit der preußischen Schiffe, ihnen ein Gefecht anzubieten, anfangs so erstaunt und meinten so sicher, es sei nur auf eine Recognoscirung abgesehen, daß sie zuerst gar keine Bewegungen machten, und selbst beim ersten Schuß der „Arkona" auf 5000 Schritt nicht achtend und regungslos

gitized by

liegen blieben. Die preußiſchen Schiffe dampften aber immer näher, und in 2000 Schritt Diſtanz angekommen (die „Nymphe“ ging noch einige hundert Schritt näher heran), fielen ſie oſtwärts ab, wandten im rechten Winkel nach rechts, ſo daß ſie dem Feind ihre Breitſeite zukehrten, feuerten ihre Geſchützlagen ab und luvten wieder an, d. h. ſie drehten dem Feinde wieder den Bug, die ſchmalere Fläche zu, während die Geſchütze geladen wurden. Die Dänen begannen nun auf dieſelbe Weiſe Breitſeiten abzugeben, und namentlich die „Själland“, das feindliche Admiralſchiff, das allerdings ſelbſt durch die preußiſchen gezogenen Geſchütze mit ihren bleiumgoſſenen Granaten große Verluſte erlitt, manövrirte und feuerte ganz vorzüglich. Nach einiger Zeit hatte die „Nymphe“ außer den Beſchädigungen der Takelage fünf Schüſſe in verſchiedene Ausrüſtungsſtücke auf dem Deck und namentlich zwei gefährliche Schüſſe durch den Schornſtein und durch das Dampfrohr erhalten, welche den Zug für die Feuer der Maſchine verminderten und die Schnelligkeit des Schiffs weſentlich beeinträchtigten, auch „Arkona“ hatte mehrfache Verletzungen zu beſſern. Jetzt begann das preußiſche Geſchwader das Rückzugsgefecht, wobei die „Nymphe“ 9, die „Arkona“ 9¼ Knoten (d. h. neun, reſp. neun und eine Viertel Seemeile, oder Viertel deutſcher Meilen in der Stunde) machten, die däniſchen Schiffe aber, ganz entgegen aller Vorausſetzung preußiſcherſeits, noch ſchneller liefen, ſo daß ſie allmälig immer näher kamen. Während nun die preußiſchen Schiffe, im Rückzug begriffen nur mit ihren fünf hinteren, den Heckgeſchützen arbeiten konnten, fielen die Dänen öfters ab und gaben Breitſeiten von immer vierundfünfzig Kugeln ab, die namentlich der „Nymphe“ bedeutenden Schaden thaten. — Die letztere bekam nicht weniger als dreizehn Kugeln in den Rumpf und fünfzig bis ſechszig Schüſſe in die Takelage. Aber auch „Arkona“ hatte fünf Schüſſe im Rumpfe ſitzen, die „Loreley“ verlor ein Boot und wurde genöthigt ſich unter Land zurückzuziehen, da die Maſchine bei ihr, als bei einem Raddampfer über Waſſer lag und ein Schuß in dieſelbe ſie unfehlbar zur Beute des Feindes gemacht haben würde. Unterdeſſen war es der Nymphe gelungen, interimiſtiſch den Schaden am Schornſtein und Dampfrohr zu repariren, die Schnelligkeit des Schiffs nahm zu, die Preußen gewannen mehr Diſtanz und jetzt kamen auch die Vorzüge der gezogenen Geſchütze zur Geltung, die bekanntlich erſt auf größere Entfernungen ihre Ueberlegenheit gegenüber den glatten Geſchützen bewähren, und ſo fand denn nach zweiundeinhalbſtündiger Dauer das Gefecht ſein Ende, ohne daß einer von beiden Theilen entſchiedene Vortheile errungen hätte. Die Schraubenkanonenboote hatten, da ſie durchſchnittlich nur ſieben bis acht Knoten machen, in der Gefahr abgeſchnitten zu werden, ſich nicht weit vom Lande entfernen können, und ihre wenigen auf fünf bis ſechstauſend Schritte abgefeuerten Schüſſe blieben daher ohne Wirkung. Der Schaden dagegen, den die Schüſſe der preußiſchen Schiffe,

Digitized by Google

welche wirklich im Gefecht waren, den Dänen anrichteten, hat sich später als beträchtlich herausgestellt, namentlich waren die Verluste an Mannschaft sehr bedeutend, während die preußischen Schiffe im Ganzen dreizehn Mann kampfunfähig hatten, davon sechs Todte.

Die materiellen Resultate dieses kleinen Seegefechts, des ersten, das überhaupt zwischen Schraubenschiffen geliefert worden ist, wenn man von den Duellen zwischen „Alabama" und „Hatteras", „Alabama" und „Kearsarge", sowie „Monitor" und „Merrimac" absieht, waren natürlich in keiner Weise bedeutend; nicht unwichtig waren die moralischen Folgen. Das Gefecht hat der preußischen Marine die Ueberzeugung verschafft, daß sie im Stande ist, jeden an Schiffen nicht allzusehr überlegenen Gegner zu schlagen, daß das Material ihrer Geschütze und das Material ihrer Bemannung unübertrefflich ist. Gute Schiffe kann man ankaufen oder im Auslande bauen lassen, wenn die inländische Fabrikation sie zu liefern nicht im Stande ist, was man sich aber mit allem Gelde nicht verschaffen kann, wenn es sich dem Staate nicht durch die Natur des Volkes von selbst bietet, das ist eine Bemannung von seemännischer Geschicklichkeit und Abhärtung, voll Muth, Ruhe und Kaltblütigkeit im Gefecht, in ernster Pflichttreue und aufopfernder Hingebung. Und den Schatz solch einer Bemannung für seine Flotte hat Deutschland. Mit Thränen der Rührung in den Augen erzählte dem Verfasser ein Seeoffizier, der bei jenem Gefecht in hervorragender Weise thätig gewesen war, solch' eine Mannschaft, so tapfer und so kaltblütig, so treu, so nüchtern und so zuverlässig wie unsere Matrosen gebe es auf der Welt nicht wieder! Und er hatte früher reichliche Gelegenheit gehabt, die Seeleute anderer Nationen kennen zu lernen und Vergleichungen anzustellen. Als während des Gefechts von Rügen auf der „Nymphe" eine Granate im Mars geplatzt war, und das dort zusammengebundene Segel in Brand gesteckt hatte, als sogar infolge eines unglücklichen Mißverständnisses der Hornist mitten im Gefecht Feuerlärm geblasen und jedem Seemann vor Augen geführt hatte, daß sein Leben nicht nur vom nassen Element unter ihm und von den sausenden Geschossen der Dänen, sondern auch von dem Allergefährlichsten, von einer Feuersbrunst bedroht war — da hatte doch kein Mann sein Geschütz verlassen; ruhig und pünktlich, als ob nichts vorgefallen, wurde weiter geladen, gezielt und nur ein alter Deckoffizier, dem der Auftrag hierzu geworden, stieg, den Spritzenschlauch in der Hand, inmitten der ihn umsausenden Geschosse die Wanten hinauf in das luftige Mars und löschte mit dem Spritzenrohr in vollster Kaltblütigkeit den gefährlichen Brand. Anders verhielt sich die Mannschaft auf der Fregatte „Schwarzenberg" im Seegefecht von Helgoland! Dort war genau derselbe Fall eingetreten, eine dänische Granate hatte ein Segel in Brand gesteckt; aber voller Verwirrung waren die dalmatinischen Matrosen fort und durch einander gestürzt, der ganze Mast war in Brand gerathen und hatte

die übrige Takelage gefährdet, so daß das Schiff beidrehen mußte und gefechtsunfähig wurde; schließlich war immer noch der schöne Fockmast mit seiner Zurüstung im Werthe von wenigstens 15.000 Thalern gänzlich verloren.

Bei der preußischen Flotte hat nicht blos die Mannschaft, sondern auch das Geschützsystem die Probe glänzend bestanden, grade wie bei der Artillerie des Landheeres vor Düppel. Sowohl die Präcision als die Tragweite und die Percussionskraft der gezogenen Geschütze mit ihrer verhältnißmäßig sehr großen Anzahl schwachgewundener Züge und der Führung mittelst des um das Geschoß gegossenen Bleimantels ließ nichts zu wünschen übrig, und dies gilt nicht minder von den Gußstahlgeschützen, welche sich durch ihre größere Leichtigkeit auszeichnen, als von den gezogenen Bronzekanonen, die vermöge der Zähigkeit ihres Metalls für stärkere Pulverladungen besser geeignet sind. Wo möglich noch größer zeigten sich die Vorzüge des neuesten preußischen, des ingeniösen Keilverschlusses der Hinterladung, der wirklich ideal vollkommen genannt werden kann, und selbst für die Mängel des ursprünglicheren, noch etwas unvollkommenen Kolbenverschlusses der älteren Geschütze (den wir, beiläufig gesagt, auf den östreichischen und italienischen Kriegsschiffen durchgängig gefunden haben) fand man beim Gefecht von Rügen eine ganz leichte Abhilfe, durch welche das Klemmen des Verschlusses bei Erhitzung des Rohres sich gänzlich vermeiden läßt. Nach dem Gefecht ward übrigens auf Antrag des Capitäns der „Nymphe" die Zahl der gezogenen Geschütze auf Kosten der glatten Kanonen vermehrt, doch so, daß die Gesammtzahl dieselbe blieb. So führt denn „Nymphe" gegenwärtig einen gezogenen 24pfünder, zehn gezogene 12pfünder, sechs glatte 36pfünder Nr. IV., also im Ganzen 17 Geschütze bei einer Bemannung von 190 Köpfen. Aus ihrer ferneren Geschichte ist weiter nichts zu erwähnen, als daß sie 1865 mit dem Kanonenboot erster Classe „Delphin" nach Konstantinopel und der Sulinamündung geschickt wurde, wo Preußen wie die andern Großmächte durch den pariser Frieden das Recht erworben hat, ein Kriegsschiff stationiren zu lassen. Vor dem Ausbruch des böhmischen Krieges kehrte sie natürlich in die Heimath zurück und hatte nach der Occupation von Hannover noch die Aufgabe, im Hafen von Geestemünde als Vertreterin der preußischen Flagge zu ankern.

Die zweite (Glattdeck-) Corvette Preußens, die „Medusa", 17, 200 Pferdekraft, die erst nach dem schleswig-holsteinischen Kriege, bald nach der „Hertha", in Danzig von Stapel lief, ist Schwesterschiff und vollkommenes Ebenbild der „Nymphe", d. h. ganz nach denselben Rissen und demselben Maßstabe gebaut (150 Fuß Kiellänge, auch mit einem Schraubenbrunnen und der bronzenen Führung darin zum Aufwinden der Schraube, wenn das Schiff segeln soll). Die Formen des Schiffskörpers unter Wasser, wie sie sich auf Stapel dem Auge darstellten, sind wundervoll fein, namentlich die Schärfung der Piekstücke

gitized by Google

nahe am Kiel, der Bau nach dem V-shaped principle der Engländer, iſt äußerſt vollkommen zur Anwendung gebracht, und nur dieſer ſeinen Form iſt es zu danken, daß bei der verhältnißmäßig ſchweren Maſchine dennoch beide Schiffe eine kaum geringere Schnelligkeit erlangt haben als die „Arkona". Auch in Dienſt geſtellt, bieten „Meduſa" wie „Nymphe" dem Auge einen gefälligen Anblick. Mehrmals wurde uns von fremden Seeleuten im Geſpräch die Bemerkung: „Sehen Sie nur, wie ſchön die Nymphe takelt." — Die ſchöne Formung des Rumpfes beider Schiffe, der „Meduſa" wie der „Nymphe", im Profil, bildet einen recht auffälligen Gegenſatz zu den beiden andern Glattdeckcorvetten „Auguſta" und „Victoria". Die erſteren haben noch die alte geſchwungene Form des Bugs, welche einer geſchweiften Conſole ähnlich dem Bugſpriet von unten eine Stütze zu gewähren ſcheint, alſo ein nach vorn unten hin gewölbtes Profil, wie bei den engliſchen Corvetten und den meiſten engliſchen Kriegsſchiffen. Die beiden anderen Schiffe dagegen zeigen die Bugform der neueren Dampfer, ſcharf, nüchtern, in der Weiſe geſchnitten, daß das Profil als ein nach dem Fockmaſt hin, alſo rückwärts gewölbter Kreisbogen erſcheint, der oben am Austrittspunkt des Bugſpriets, unten an dem Punkt endigt, wo der Bug in den Waſſerſpiegel hineingeht.

Noch vor wenig Jahren waren keine anderen Glattdeckcorvetten als von der Claſſe der „Nymphe" und „Meduſa" in Ausſicht genommen: während des däniſchen Kriegs aber fand man es nöthig, den Beſtand derartiger Schiffe von größtmöglichſter Schnelligkeit raſcher zu vermehren, und ſo wurden in Frankreich raſch noch zwei Dampfer von ungewöhnlicher Geſchwindigkeit angekauft, die durch ihren Bau befähigt waren, die Geſchützarmirung leichter Glattdeckcorvetten zu tragen. Dieſe beiden Dampfer waren allem Anſchein nach urſprünglich für die conföderirten Staaten von Nordamerika beſtimmt geweſen, aber da der Bau von conföderirten Kriegsſchiffen in Frankreich nicht ſtatthaft war, oſtenſibel für Japan gebaut worden, unter den japaniſchen Namen „Yeddo" und „Oſakka". Plötzlich fand ſich, daß Preußen die beiden Schiffe acquirirt hatte; dieſelben kamen eins nach dem andern mit franzöſiſcher Bemannung, 60 Matroſen und 5 Offizieren, (natürlich von der Handelsmarine) in Bremerhaven an, gleich darauf trafen dort preußiſche Matroſen und Offiziere von der Kriegsmarine ein, die vorher die Bemannung der Segelfregatte „Niobe" und des Aviſos „Preußiſcher Adler" gebildet hatten, ebenſo kamen ſchleunigſt preußiſche Geſchütze an, und bald darauf gingen die beiden Schiffe unter den Namen „Auguſta" und „Victoria" wieder in See, um einen Zuwachs für die preußiſche Flotte zu bilden. „Auguſta", nach der regierenden Königin von Preußen benannt, früher „Yeddo", ſchloß ſich mit ihrer Bemannung von 280 Köpfen ſofort dem öſtreichiſch-preußiſchen Geſchwader an, das nach dem Seegefecht von Helgoland in Kuxhaven lag und an preußiſchen Schiffen bereits die aus Konſtantinopel heimgekehrten beiden

Digitized by Google

Schraubenkanonenboote I. Cl., „Blitz“ und „Basilisk“ enthielt, sowie den Aviso „Preußischer Adler“, der indessen einer Kesselreparatur wegen nach Hamburg hinaufgelegt hatte. Doch fand sie bei der schnellen Beendigung jenes Krieges keine Gelegenheit mehr zu besonderer Thätigkeit.

Die Schraubencorvette „Augusta“, 14, 350 Pferdekraft, auf der berühmten Werft von Armand in Bordeaux erbaut und von der preußischen Regierung für 563,000 Thlr. erworben, ein Preis, dessen Höhe nur durch die starke Maschine gerechtfertigt erscheint, ist ein sehr langes, schmales, scharfgebautes Fahrzeug, das bei seinem niedrigen Rumpf, der rundgatten Gestaltung des Hecks und dem oben beschriebenen eigenthümlichen, von den andern Kriegsschiffen durchaus abweichenden Profil seines Buges äußerlich weit eher einem Dampfer der Handelsmarine als einem Kriegsschiff gleicht. Nur die Geschützmündungen, die drohend vom Oberdeck herabschauen und die eigenthümlich gestaltete Vollschifftakelage belehren eines Anderen. Auch sonst finden sich an diesem Schiffe so viel Eigenthümlichkeiten, daß wir etwas genauer auf die Einzelheiten eingehen müssen. Die Takelage weist amerikanische Moden: sehr hohe, schräg nach hinten gelegte Untermasten und sehr kurze Marsstengen (erste Mastverlängerungen) lassen die Obersegel überaus niedrig erscheinen. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die große Breite der Segel und die ungeheuere Länge der Raaen, welche die Breite des Schiffs weit überragen; die Unterraaen sind ohne ihre Spieren, — die beiderseits auszuschiebenden Verlängerungen — allein 84 Fuß lang, und zwar sind sie, ebenso wie die zweiten, die Marsraaen, der Leichtigkeit halber hohl und von Eisen hergestellt. Nur die dritte Raa jedes Masts, die Bramraa, die aber im Hafen gewöhnlich abgenommen bleibt, ist von Holz, und vierte Raaen, Oberbramraaen, wie sie jedes andere Kriegsschiff führt, sind auf der „Augusta“ gar nicht vorhanden. So hat die Physiognomie dieser Corvette etwas sehr Eigenthümliches, das durch die Anbringung der Jungfern auf den Reilings, (nicht an Rüsten außen an der Schiffswand, wie es gewöhnlich ist) und durch den auffällig großen Umfang des 15 Fuß hohen schwarzen Schornsteins, nur noch gehoben wird. Während die Stengen, die Mastverlängerungen, wie gewöhnlich von Holz sind, bestehen die Untermasten wieder aus Eisen; es sind kolossale Röhren von etwa halbzölligem Eisenblech, der Länge nach aus vier Streifen zusammengesetzt, denen starke, an den vier Nähten aufgenietete Winkeleisen die Verbindung in der nöthigen Festigkeit geben. Unten im Bereich der Maschine ist diese Röhrenconstruction durch eine massive 9 bis 10 Zoll starke, senkrecht auf dem Kiel stehende Eisensäule ersetzt, auf deren Kopf das Kreuz des Querschnitts der vier zusammengenieteten Winkeleisen aufsitzt, während die eigentliche Maströhre, von bedeutend größerem Umfang als die massive Säule, mit ihren Rändern völlig freisteht, so daß man mit der Hand von unten hineinfassen und die Dicke der Eisenwand des Mastes, sowie der

Digitized by Google

Winkeleisen prüfen kann. Die heiße Luft des Maschinenraums zieht natürlich in die Röhre hinein, und steigt dann in dem hohlen Mast aufwärts, um erst oben über dem Mars wieder zu entweichen; die Masten dienen somit zweckmäßigerweise zugleich als Ventilatoren. Sonst bietet der Maschinenraum der „Augusta" welcher da, wo er über die Wasserlinie emporragt, durch Stahlplatten gegen Kugeln geschützt ist, wie das Zwischendeck nichts Ungewöhnliches; nur frappirt es etwas, wenn im Zwischendeck am hinteren, dem Kreuzmast, plötzlich das lebensgroße vergoldete Brustbild eines Japanesen entgegenstarrt, das frühere Galjonbild des Schiffs aus der „Jeddo"-Zeit. Natürlich hat jenes Bild bei der Umtaufung der Corvette dem Brustbild der Königin Augusta Raum gemacht, und Seemannshumor hat es in der Stille zur inneren Decoration des Schiffs verwandt. Das Oberdeck weist, wie bei allen Glattdeckcorvetten, die einzelnen Stücke der Takelage neben den Kanonen in buntem, mannigfaltigem Wechsel der Formen und zeichnet sich durch die elegante Mahagonytäfelung der 6 Fuß hohen, 3 Zoll starken eichenen Reilings vor dem Deck aller anderen preußischen Kriegsschiffe aus. Die bronzene Schraube, welche der verhältnißmäßig sehr großen Stärke der Maschine entsprechend eine ganz beträchtliche Größe hat, ist wie bei den meisten Schraubenschiffen so eingerichtet, daß sie ausgehoben und im sogenannten Schraubenbrunnen in das Hinterschiff emporgewunden werden kann, sobald das Schiff segeln will. Die „Augusta" ist übrigens infolge ihrer schlanken Formen ein ganz vorzüglicher Segler geworden, und verhältnißmäßig noch besser läuft sie unter Dampf, so daß sie zu den allerschnellsten Schiffen der preußischen Flotte zählt und 13 bis 14 Knoten zurücklegen soll — wenigstens hat sie unter Dampf die 16 Seemeilen von Bremerhaven nach Bremen gegen die Strömung in 1¼ Stunde zurückgelegt. Als ihr einziger Fehler wird getadelt, daß sie bei hohem Seegang wegen der Schärfe ihres vordern Theiles zu sehr „einhaut" und dann von den Seen überschwemmt wird, während andere Schiffe, die einen voller gebauten Bug haben, sich mit dem Vorschiff nicht so tief ins Wasser drücken lassen.

Die vierte (Glattdeck-) Corvette, welche Preußen gegenwärtig besitzt, die „Victoria", 14, 350 Pferdekraft, (unter dem Namen „Osakka" erbaut, nunmehr nach der Kronprinzessin von Preußen umgetauft) läßt sich im Aeußeren von der „Augusta", ihrem Schwesterschiff, kaum unterscheiden, wenn man nicht auf den auffällig blaßgelb gestrichnen mächtigen Schornstein achtet. Auch die „Victoria" ist von Armand in Bordeaux gebaut und von Preußen für 563.000 Thaler angekauft, auch sie zeichnet sich durch scharfen schlanken Bau und jene eigenthümliche Vollschifftakelage aus, die wir bei der „Augusta" beschrieben, sowie durch die vergoldeten zackigen Blitze an ihrem schwarzen rund geformten Heck; auch sie führt unter ihren 14 Geschützen 6 gezogne Bronze-12pfünder (29 pfündiges Vollgeschoß) und 8 glatte 36pfünder und weist ähnliche Schnelligkeit unter

Digitized by Google

Segel und unter Dampf wie ihr Schweſterſchiff und ſonſt nur der Aviſo „Grille“ auf. Die Maſchine der „Victoria“, von Mazelin und Comp. in Havre gefertigt, liegt ſehr tief im Schiff, faſt ganz unter der Waſſerlinie und iſt außerdem auf beiden Seiten durch die Kohlenbunker geſchützt. Die letzteren faſſen zuſammen etwa 400 Tonnen Kohlen, von denen bei vollem Dampfdruck d. h. 13½ Knoten Schnelligkeit unter gewöhnlichen Umſtänden 85 Tonnen binnen 24 Stunden verbraucht werden. Dafür hat aber auch jeder der beiden Flügel der gewaltigen bronzenen Schraube (die auffälligerweiſe, obwohl nicht von Eiſen, dennoch roth gefirnißt war und lange nach ihrem Eintreffen in Kiel noch die Aufſchrift Oſakka trug) nicht weniger als 7 Fuß 10 Zoll Länge. Die Dimenſionen ſind natürlich bei der „Victoria“ dieſelben wie bei der „Auguſta“. Die Länge der „Victoria“ beträgt ziemlich 230 Fuß, die Breite etwa 36 Fuß und der Tiefgang des Hinterſchiffs 18 Fuß, und dieſer Größe des Fahrzeugs von 1462 Tonnen entſpricht denn auch die im Verhältniß zur Geſchützzahl ſehr ſtarke Bemannung von 230 Mann einſchließlich der Offiziere.

Nach dem Koſtenanſchlag des officiellen Flottenplans, dem zufolge noch 2 Glattdeckcorvetten gebaut werden ſollten, ſcheint die Abſicht zu ſein, noch ein Schiff genau nach dem Muſter der „Nymphe“, ein andres genau nach dem Muſter der „Auguſta“ bauen zu laſſen, woraus ſich als Conſequenz ergeben würde, daß man auch die neuen Glattdeckcorvetten, deren Beſchaffung durch die Erweiterung zur norddeutſchen Bundesflotte nöthig geworden iſt, zum Theil nach dem älteren, zum Theil nach dem neueren Muſter conſtruiren wollte. Wir glauben aber, man wird überhaupt ein ganz neues Modell einführen müſſen, das die Vortheile der beiden genannten Conſtructionen in ſich vereinigt. „Auguſta“ und „Victoria“ ſind ſchon im Weſentlichen nach dem „Alabama-Princip“ gebaut, wie die Engländer es nennen, nach dem Muſter jenes berühmten Kapers der amerikaniſchen Conföderation, der trotz ſeiner geringen Geſchützzahl ſich zum furchtbarſten Feinde der nordamerikaniſchen Marine gemacht hat, weil er durch ſeine enorme Schnelligkeit jeden Kauffahrer zu ereilen und zu kapern und ſich doch jedem überlegnen Kriegsſchiff zu entziehn vermochte, und weil er außerdem durch die Tragweite ſeiner ſehr ſchweren Geſchütze kleineren Unionskriegsſchiffen mit gewöhnlicher Armirung äußerſt gefährlich war. Nach dem Muſter der „Alabama“ nun haben die Engländer ihre neueſten leichten Corvetten gebaut, eine ganz neue Claſſe, die ſie nach dem erſten engliſchen Schiffe dieſes Typus, der vor einiger Zeit im Zuſammenſtoß mit einem andren Schiff im Kanal unglücklicherweiſe untergegangnen „Amazone“ die „Amazon-class“ nennen. Auch wir werden unſre neuen Glattdeckcorvetten nach dieſem Princip bauen müſſen, d. h. mit einer Armirung von wenigen ſehr ſchweren Geſchützen und außerordentlicher Schnelligkeit, die nach Möglichkeit nicht ſowohl durch ſtarke Maſchinen als durch feine Formung des Schiffskörpers erzielt werden muß. Starke Maſchinen be-

Digitized by Google

schweren das Schiff, geben ihm größeren Tiefgang und sind für Anschaffung wie Benutzung sehr kostspielig, während bei feiner Formung des Schiffs — man denke an die dänischen Schiffe — und bei geringer Breite, (wie sie durch das sogleich vorzuschlagende Pivotsystem ermöglicht wird) oft dieselbe Schnelligkeit ohne jene Uebelstände erzielt werden kann. Die Forderung einer möglichst starken Maschine ist also nur relativ gerechtfertigt, nur da, wo man in der Schärfung der Schiffsform so weit vorgegangen ist, daß eine noch größere Schärfung die Schnelligkeit nicht so viel steigert als eine etwas vollere Form, die eine etwas stärkere Maschine zu tragen im Stande ist. Im Ganzen werden natürlich die Maschinen, wie es bei „Augusta" und „Victoria" schon der Fall ist, viel stärker werden als früher, als beispielsweise bei der „Nymphe", die bei nicht viel geringerer Größe als „Augusta", doch nur 200 Pferdekraft, 150 weniger als jene hat, weil man früher die Schnelligkeit nicht als Waffe des Schiffs für den Kampf ansah, wie heutzutage, sondern die Maschine mehr als ein Transportmittel betrachtete, um das Schiff unabhängig von Wind und Wetter nach dem Kampfplatz zu befördern und dort blos durch seine Batteriestärke wirken zu lassen.

Außer der größeren Schnelligkeit wünschten wir bei den neu für die norddeutsche Flotte zu erbauenden Glattdeckcorvetten noch für die Seetüchtigkeit der Schiffe, daß der Bug im obern Theil, soweit er bei ruhigem Wetter außer Wasser liegt, etwas voller gehalten werde, um das „Einhauen" zu vermeiden. Ferner wünschen wir die Maschine etwas niedriger construirt, so daß sie tiefer unter Wasser zu liegen kommt, und die Takelage etwas höher: letzteres wird durch die Tieferlegung der Maschine und damit des Schiffsschwerpunkts und außerdem durch das sogleich vorzuschlagende Pivotsystem ermöglicht. Endlich müssen wir noch eine Armirung mit ganz schweren Geschützen, gezogenen 24pfündern, (Vollgeschoß 68 Pfund) oder womöglich gezognen 48pfündern (Vollgeschoß 138 Pfund), oder, wenn die Schiffe es tragen können, sogar von gezogenen 72pfündern, wie der Arminius sie führt, (Vollgeschoß 200 Pfund), für geboten erachten, da mit dem größeren Kaliber bei geeigneter Construction nicht blos die wichtige Percussionsfähigkeit gegenüber Panzerschiffen, sondern auch die Tragweite des Geschützes bedeutend wächst. Diese schweren Geschütze wird man aber auf keine Weise als Breitseitengeschütze placiren können, ohne die Stabilität des Schiffes bedenklich zu gefährden: ist ja selbst bei der „Augusta" durch die (effectiv) 30pfündigen Kanonen die Steifheit schon einigermaßen beeinträchtigt worden. Wir würden deshalb vorschlagen, die Geschütze sämmtlich in der Mittellinie des Schiffs auf Drehscheiben aufzustellen, 2, 3 oder 4 (je nach der Größe der Corvette von 1000, 1250 oder 1500 Tons) in dem Zwischenraum zwischen je zwei Masten, eine vorn am Bug und eine hinten am Heck, so daß die Corvetten im Ganzen 6, 8 oder 10 Geschütze führten. Dann müßte den Reilings, der Brüstung

Digitized by Google

des Decks eine Höhe von nur 3½ Fuß gegeben werden, so daß die Geschütze von ihren Lafetten ohne Schwierigkeit nach jeder beliebigen Richtung darüber hinwegschießen könnten, wo sie nicht etwa durch die Wanten und Davits behindert sind. Auf Deckung der Mannschaft und der Geschütze gegen feindliche Kugeln muß man in ungepanzerten Schiffen einmal verzichten; im Grunde decken gegen schwere Kanonenkugeln die hölzernen Reilings wirklich wenig. Durch diese Anordnung aber, durch die Aufstellung der Kanonen in der Mittellinie statt auf den Flanken des Schiffs wird begreiflicherweise die Stabilität des letzteren bedeutend gehoben, und außerdem ist das Gesammtgewicht von 6 schweren Mittschiffsgeschützen bei einem Schiff von der Größe der „Nymphe" nicht größer als das jetzige Gesammtgewicht von 17 Geschützen mit ca. 30pfündigen Geschossen. Außerdem werden für die Verwendung im Kampf wichtige Vortheile erreicht. Ein Schiff, in dieser Weise mit 6 gezognen 24pfündern oder 48pfündern ausgerüstet, wird nach jeder Seite hin alle seine Geschütze gebrauchen können, nicht blos die Hälfte, wie ein Schiff mit Breitseitenarmirung, und es wird nach jeder Seite hin 6 schwere Kanonen mit 68pfündigen oder 138pfündigen Geschossen, also eine Breitseitenladung von 408 oder sogar 828 Pfund zur Verfügung haben, während es jetzt nach jeder Flanke hin nur 8 leichte Kanonen mit einer Breitseitenladung von 253 Pfund gebrauchen kann; es wird überhaupt allen existirenden Glattdeckscorvetten mit Breitseitenarmirung entschieden überlegen sein. Ferner wird eine solche Corvette, wenn sie den Feind angreifen will und auf ihn zusteuert, zu einer Salve nicht in einem vollen rechten Winkel abzufallen genöthigt sein wie gegenwärtig, sondern sie wird nur einen Winkel von etwa 30 Grad zu beschreiben haben, um alle ihre Geschütze auf den Feind richten zu können, und durch diese Schrägung wird sie zugleich ihre eigne Zielfläche für den Feind verkleinern. Ganz dasselbe gilt vom Rückzugsgefecht, wo es, wie die Affaire von Rügen gelehrt hat, für eine wirksame Vertheidigung enorm wichtig ist, Breitseiten ohne den großen Zeitverlust gänzlichen Abfallens dem Feinde entgegenschleudern zu können, ein Verhältniß, das sich übrigens die Kanonenbote, wenn sie bei Rügen angegriffen hätten, sehr wirksam hätten zu Nutze machen können, das aber bei Schiffen mit gedeckter Batterie natürlich nie zur Geltung kommen kann, da dort die Geschütze wegen der Schiffswände nur rechtwinklig zum Kiel feuern können.

Als selbstverständlich sollen übrigens, falls die Corvetten größter Art (etwa 1500 Tons) 72pfünder tragen können, nie sämmtliche Geschütze derselben dieses Kaliber haben, sondern nur die beiden mittelsten, während die andern 48pfünder, die am Bug und Heck nur 24pfünder sein mögen. Daß wir auch den größten Corvetten nicht mehr als 10 Pivotgeschütze geben wollen, hat seinen Grund wie begreiflich darin, daß sonst bei der Schwere dieser Geschütze das Gesammtgewicht zu sehr steigen würde. Eine geringere Zahl der Geschütze aber als 6

annehmen zu wollen erscheint uns als unvortheilhaft: einmal kann man durch eine noch weitergehende Verringerung der Zahl das Gewicht der Geschütze doch nicht steigern, da das Vermögen, Geschütz zu tragen, bei Schiffen von solcher Länge nicht durch die allgemeine Schwimmkraft, sondern durch die Stärke der lokalen Substruction (Eisenknie u. s. w.) bedingt wird, und eine Uebertragung eines größern Gewichts auf eine größere Länge des Schiffs hin wieder allzuschwere Constructionen erfordern würde; und dann verliert ein Schiff mit geringerer Geschützzahl als 6 oder wenigstens 5 zu schnell allen Werth, sobald einige Geschütze außer Gefecht gesetzt sind. Außerdem ist es oft von Wichtigkeit, das feindliche Schiff an mehren Stellen zu verwunden, nicht blos an einer Stelle mit größerer Percussionskraft, und überhaupt sind die Chancen des Treffens für ein Schiff mit 6 Geschützen viel größer als für ein Schiff mit 2, wenn auch bedeutend schwereren Kanonen. Wir glauben also, daß die eben gemachten Vorschläge für den Bau der neuen Glattdeckcorvetten ihre volle Berechtigung in sich tragen und empfehlen sie geneigter Beachtung.

Die kirchliche Frage in Italien.

Selten mögen sich tödtliche Gegensätze so nahe berührt haben: fast zu derselben Zeit tagte in den Räumen des Vatican die Versammlung der Bischöfe um auf die Politik des non possumus das Siegel der katholischen Welt zu drücken, und tagte im Saal der Fünfhundert zu Florenz das italienische Parlament als die lebendigste Protestation gegen das heutige Rom. Während noch die letzten Festlichkeiten über dem Grab des Apostelfürsten nicht verrauscht waren, während die Bischöfe die Kasse des Peterspfennigs füllten, Volk und Geistlichkeit, Fremde und Einheimische an der Girandola des Pincio, an der Illumination der Peterskirche, an dem Fackellicht der vaticanischen Säle sich ergötzten, begannen im Parlament die ernsten Verhandlungen, die wie ein Warnungszeichen in all diese Herrlichkeit hineinfuhren. Dort das stumpfe Einerlei einer seit Jahrhunderten auswendig gelernten Melodie, hier das angestrengte Ringen des modernen Staats, dem Mittelalter seine letzte Burg zu entreißen. In wenigen Stunden ist jetzt Rom von Florenz zu erreichen. Wer aber in diesen Tagen aus der

Digitized by Google

einen Stadt in die andere kam, mußte sich in eine andere Welt versetzt glauben, er war Zeuge von Gegensätzen, die durch Jahrhunderte getrennt schienen. Und wer diese beiden Heerlager sah, der brauchte nicht mehr lange zu fragen, in welchem Stadium sich zur Zeit die römische Frage befinde. Die Gegensätze sind so reinlich abgegrenzt als je. Der Gedanke einer Aussöhnung zwischen Italien und dem Papstthum, seit Cavour die Richtschnur der officiellen Politik Italiens, ist verflogen, das Programm der freien Kirche im freien Staat, nachdem man nichts damit erreicht hat, aufgegeben — ob für immer, das ist eine andere Frage.

Die letzten Verhandlungen der italienischen Kammer bedeuten nichts Geringeres als eine radicale Wendung der italienischen Politik gegenüber von Rom. Vielleicht hat grade die Feier des Centenariums dazu beigetragen, diese Wendung zur Reife zu bringen oder so ausgesprochen hervortreten zu lassen. Denn jenes Fest war ein feierliches Zeugniß, daß nicht blos das Papstthum, sondern die Kirche in der Totalität des Episcopats nicht einen Fuß breit der neuen Zeit zu opfern gedenke, und die Wirkung auf die italienische Kammer konnte nicht ausbleiben. Dennoch war die Wendung seit längerer Zeit vorbereitet und vorauszusehen. Sie war schon mit dem Sturz Ricasolis entschieden.

Als Ricasoli ohne durch ein Votum der Kammer gedrängt zu sein, vielmehr nach Neuwahlen, welche die gemäßigte Partei wesentlich verstärkt hatten und endlich eine starke Mehrheitsregierung möglich zu machen schienen, Anfangs April plötzlich seine Entlassung erhielt, lag der Gedanke nahe, daß ihr Motive der auswärtigen Politik zu Grund liegen. Ebendamals war der luxemburger Conflict in sein brennendes Stadium getreten, Frankreich sah sich nach Verbündeten um, und es schien nicht zweifelhaft, durch welche Einflüsse eben jetzt die feste Säule der preußischen Allianz gestürzt und durch den geschmeidigen, Frankreich geneigten Rivalen ersetzt worden. Und schlimm genug war es allerdings, daß damals die Frage der italienischen Heeresfolge überhaupt öffentlich aufgeworfen wurde, daß in Italien — wir sagen nicht, die Dienste Preußens so weit vergessen wurden, — denn die Politik kennt keine Dankbarkeit — aber die precäre Lage der inneren Zustände so sehr vergessen wurde, daß man ernsthaft die Theilnahme an einem Krieg erörterte, von dem Italien alle Gründe hatte wegzubleiben. Es war auch ohne Frage für Deutschland höchst unerwünscht, daß in diesem Augenblick der befreundete Posten in Italien verloren ging. Dennoch lagen die Gründe für den Ministerwechsel unzweifelhaft in den inneren Verhältnissen.

Es war Ricasoli nicht gelungen sein Cabinet, wie er gewünscht hatte, aus den Parteien der Kammer zu verstärken. Er trug zum Theil selbst die Schuld durch das wenig geschickte Decret, durch das er sich eine dominirende Stellung

Digitized by Google

im Ministerrath zu sichern gedachte und welches eben die Ursache war, daß die andern Parteihäupter sich weigerten in sein Ministerium zu treten. Er schien geneigt, einen neuen Entwurf über die Liquidation des Kirchenvermögens vorzulegen, aber dieser hätte doch wieder auf denselben Grundsätzen über das Verhältniß von Kirche und Staat beruhen müssen, mit denen sich nun einmal Ricasoli identificirt hat, und eben gegen diese Grundsätze erhob sich eine immer entschiedenere Opposition. Dazu kam, daß Ricasoli es wenig verstanden hatte, eine Kammer, die aus so divergirenden Elementen besteht, ja nicht einmal seine eigene Partei mit kräftiger Hand zusammenzuhalten. Ehrlich, offen, makellos, aber schroff, stolz, unbiegsam, wenig um Popularität bekümmert, sah er sich fast vereinsamt; ja grade die Hoheit seines Charakters schien unbequem und reizte die Waffen hämischer Verläumdung. Es gehört zu den unerfreulichsten Zügen im politischen Leben Italiens, daß man keine größere Freude kennt, als die wirklich tüchtigen Männer, die über die Menge herausragen, unmöglich zu machen, herunterzureißen, zu „demoliren". Es ist unglaublich, was das neuere Italien in diesem Stück geleistet hat, von Cavour an, der sich aufrieb in den leidenschaftlichen Kämpfen mit der Linken, bis auf diesen Tag.

Jetzt war die Zeit Rattazzis gekommen, der in allen wichtigen Fragen vorsichtig zurückgehalten hatte, um in jedem Augenblick möglich zu sein, der durch die Geschmeidigkeit seines Wesens grade für solche zweideutige Situationen sich eignete, von denen man noch nicht wußte, was daraus werden sollte, der ungehindert durch System und Doctrinen nie um die schicklichen Mittel des Augenblicks verlegen war. Demgemäß war sein Auftreten im Parlament, seine Antrittsrede war in den allgemeinsten Ausdrücken gehalten, sein Ministerium hatte er fast aus lauter obscuren, bisher kaum genannten Männern zusammengesetzt. Er war entschlossen abzuwarten, bis die Kammer sich in irgendeiner Richtung aussprechen würde. Sein Finanzminister Ferrara arbeitete zwar einen neuen Plan über die Kirchengüterliquidation aus, als jedoch auch dieser auf allgemeinen Widerspruch stieß (hauptsächlich weil er gleichfalls die freie Zustimmung des Klerus voraussetzte), gab Rattazzi ohne Bedenken das Project und den Minister preis. Inzwischen wußte er aufs liebenswürdigste der Kammer zu begegnen, und sie erwies sich dankbar. So unbequem ihr Ricasoli gewesen war, so gerne ließ sie sich einen Minister gefallen, der ihr nicht imponirte. Zwischen der Linken und dem Ministerpräsidenten entwickelte sich von Tag zu Tag ein zärtlicheres Verhältniß.

An der Kammer also nun war es, die Initiative zu ergreifen. Sie hatte ein Project nach dem andern verworfen, einen Minister nach dem andern gestürzt, man konnte erwarten, daß sie endlich einmal einen positiven Beitrag zur Lösung der Kirchenfrage gebe. Schon die Wahl der Commission zeigte das Uebergewicht, das in dieser Frage die Linke erlangt hatte. Präsident der

Digitized by Google

Commiſſion war der turiner Advocat Ferraris, eines der Häupter der piemonteſiſchen Oppoſition. Er arbeitete ein Gegenproject aus, das, wie ſich bald zeigte, den Beifall der Kammer und folglich auch des Miniſteriums erwarb. Nicht die finanziellen Details ſind das eigentlich Unterſcheidende in den verſchiedenen Entwürfen, die auf einander gefolgt ſind. In dieſer Hinſicht beſteht die Hauptoperation ſtets in einem Vertrag mit irgendeinem Bankhaus, das dem Staat die Summen vorſtreckt, die durch den Verkauf der Kirchengüter flüſſig gemacht werden ſollen, und die Kunſt des Miniſters beſteht nur darin, möglichſt günſtige Modalitäten aufzufinden, und möglichſt wenig drückende Bedingungen, unter welchen die Finanzmächte ſich zu dieſem Geſchäft herbeilaſſen. Die prinzipielle Frage dagegen iſt die, wer der künftige Eigenthümer der bisher kirchlichen Güter, und wie demgemäß das Verhältniß der Staatsgewalt zu den Angelegenheiten des Cultus ſein ſoll. Ricaſoli hatte es verſucht, mit dem Grundſatz der Trennung Ernſt zu machen. Die Beziehungen beider Sphären ſollten gelöſt, die Kirche ſollte nach Aufhebung der todten Hand und nach Abgabe einer Art von Steuer an den Staat im Eigenthum ihres Vermögens bleiben. Indem man dem Episcopat die Dispoſition über das Kirchengut ließ, konnte man nicht nur hoffen, daß er willig die Hand zur Liquidation der Güter biete, was zugleich für den finanziellen Erfolg ein entſchiedener Gewinn war, ſondern man näherte ſich damit zugleich einem Zuſtand, den das Vorbild der freiſten Staaten empfahl. Allein der ricaſoliſche Entwurf ſcheiterte an der entſchiedenen Abneigung der öffentlichen Meinung, den Klerus zum Eigenthümer des Kirchenguts zu machen, an der Beſorgniß, dadurch ſeine Macht gegenüber dem Staat zu ſtärken, in letzter Inſtanz an der Beſorgniß vor den Folgen der Trennung beider Gewalten überhaupt. Ein zweites Syſtem, das gleichfalls auf dem Princip der Trennung beruhte und doch die angedeuteten Gefahren vermied, wurde angeregt, ohne ernſtlich verfolgt zu werden. Es beſtand darin, nicht den Episcopat, ſondern die Gemeinden und Provinzen, nicht den Klerus, ſondern die Laienwelt, die Gemeinſchaft der Gläubigen zum Eigenthümer der Güter zu machen. Ein Gedanke, der allerdings auf die letzte ideale Löſung zielt, aber den völligen Umſturz der Grundlagen des Katholicismus bedeutet und im jetzigen Stadium in der That undurchführbar war. Es blieb noch ein drittes Syſtem übrig, nämlich den Staat zum wirklichen Eigenthümer des Kirchenguts zu erklären, den Beſchluß vom Juni 1866 über die Aufhebung der religiöſen Körperſchaften rückſichtslos durchzuführen, die Bedürfniſſe des Cultus aus Staatsmitteln zu beſtreiten, ein Oberaufſichtsrecht des Staats im Sinn der joſefiniſchen Ideen auszuüben und überhaupt die Angelegenheiten der Kirche unter den dominirenden Geſichtspunkt des Staatsintereſſes zu ſtellen. Dies iſt der Charakter des von Ferraris verfaßten Entwurfs: er bedeutet die Rückkehr zum Princip der Feindſchaft zwiſchen Kirche und Staat.

Digitized by Google

Seit dem 5. Juli ist die Debatte über diesen Entwurf eröffnet, deren Ausgang im voraus gewiß war. Zwischen die allgemeine und die Specialdebatte wurde noch eine von Giuf. Ferrari, dem radicalen, excentrischen Philosophen gestellte Interpellation über die Sendung Tonellos und die Bischofsernennungen unter Ricasoli eingeschoben. Dadurch erhielt die ganze Verhandlung noch mehr den Charakter eines Processes gegen die Politik des vorigen Ministeriums. Es folgten sich Anklage, Vertheidigung und Verdict. Das Verdict fiel gegen Ricasoli und gegen die mit Cavour eingeleitete kirchliche Politik des Königreichs aus.

Die Gegner dieser Politik hatten leicht argumentiren: der Staat hatte ein Zugeständniß um das andere gemacht und stand jetzt so weit von Rom entfernt als je. Dies was das Thema. Das mehr oder minder geschmackvolle Ornament der Reden bildeten dann Excurse über alte und neue Geschichte, über Papstthum und Inquisition, über Campanella, Galilei und den Jesuitenorden. Mancini, der neapolitanische Jurist, brauchte nicht weniger als sieben Stunden, bis er alle seine Gelehrsamkeit an den Mann gebracht hatte. Seine und Giuseppe Ferraris Reden waren glänzend, aber voll Schwulst und parteiischer Uebertreibung. Es fehlte nicht an den leidenschaftlichen Scenen, von welchen Debatten von allgemeinem Interesse, zumal wenn Persönliches mit ins Spiel kommt, in Italien unzertrennlich sind. Mehr denn einmal entglitten dem Präsidenten Mari die Zügel der Versammlung. Ein dunkler Ehrenmann von der Linken warf sich in die Brust und beantragte, Ricasoli und seine Collegen in Anklagestand zu versetzen. Seltsam war, daß die Kammer erst gegen das todte Ministerium so muthig auftrat, während doch Ricasoli stets mit offenen Karten gespielt hatte und die Instructionen Tonellos kein Geheimniß geblieben waren, auch die neuernannten Bischöfe ihre Aemter längst ohne den mindesten Anstand angetreten hatten.

Nicht durch die Politik unbegrenzter Nachgiebigkeit, führten die Redner dieser Seite aus, wird man Rom näher kommen. Die Missionen Vegezzi und Tonello haben nur die Kurie in ihrer Hartnäckigkeit bestärkt. Die Verbindlichkeiten des Septembervertrags, der Verzicht auf die königlichen Prärogative, auf Eid, Placet und Exequatur, die Rückberufung der vertriebenen Bischöfe, die Neubesetzung der erledigten Bisthümer, vollends die Uebernahme eines Theils der päpstlichen Schuld, alle diese Maßregeln sind der Ausfluß einer Politik, welche den Staat gegenüber dem Klerus compromitirt, die Rechte und die Würde der Nation bloßstellt. Die ganze Kirchenpolitik seit sieben Jahren ist eine Kette von Irrthümern, die freie Kirche im freien Staat eine Illusion, eine überlebte Phrase. Cavour selbst konnte man von dem Tadel nicht ausschließen, neueste Veröffentlichungen hatten bewiesen, daß die Minister, welche Tonellos Instructionen schrieben, ganz genau an Cavours Ideen und bereits formulirte Vorschläge sich hielten. Nur dann, sagte Mancini, hätte dieses Programm einen

Sinn, wenn man wirklich damit das Ziel: Roma Capitale erreicht hätte. Und nicht blos die Linke war einig in ihren Anklagen gegen die bisherige Kirchenpolitik. Es zeigte sich, daß angesichts des unbeugsamen Widerstandes der Kurie auch ein Theil der Gemäßigten zu den antipapalen Doctrinen zurückkehrte, welche einst, zumal in den Rechtsschulen von Florenz und Neapel, gepflegt worden waren. Noch heute kennt die Jurisprudenz von Neapel keine ehrwürdigere Tradition, als den mannhaften Kampf, den sie einst, freilich unter andern Verhältnissen, in Vertheidigung der Kronrechte gegen die Anmaßungen Roms geführt, und nun sollten eben diese Kronrechte, an deren Behauptung so viel Scharfsinn und Ausdauer gesetzt worden war, preisgegeben werden ohne Gegenconcessionen von Seiten Roms? Und den Piemontesen lag noch näher eine andere Erinnerung. Sie gedachten der Zeit, da nach Novara dem erschöpften und gedemüthigten Königreiche zuerst am Kampf mit Rom wieder die Flügel wuchsen, da nach dem Mißlingen jeder Verständigung mit der Kurie der Staat auf seinem eignen Gebiete zu reformiren begann, unbekümmert um den Einspruch und die Excommunicationen Roms. Auch sie konnten sich auf Cavour berufen. Vom Staatsmann des Königreichs Italien appellirten sie an den Staatsmann des Königreichs Sardinien. Die Rückkehr zu der ruhmreichen Periode der siccardischen Gesetze schien jetzt, in ähnlicher Lage, der einzig mögliche Weg.

Diesen Anschauungen gegenüber hatte die Rechte den Grundsatz der Freiheit zu vertheidigen, die der Kirche so wenig zu verweigern sei, als der Staat sie auf seinem Gebiete sich beschränken lassen dürfe, den Grundsatz der Trennung beider Gebiete, ohne welche man in der römischen Frage nicht vom Fleck kommen könne. Unter den Rednern dieser Seite des Hauses ragten hervor A. Conti, der eklektische Philosoph von Pisa, und Giuseppe Massari, der Freund Giobertis und Herausgeber von dessen literarischem Nachlaß. Die Vertheidigung des vorigen Ministeriums insbesondere führten Berti, Borgatti und vor allen Cordova, der schlagfertig wie kein andrer jeden Augenblick in die Debatte einzugreifen bereit war und sich von neuem als das erste Rednertalent der Kammer erwies. Ricasoli selbst ergriff das Wort zu seiner Vertheidigung, kurz und einfach wie immer, doch ohne den stolzen Accent, der so oft die Gegner verletzte und herausforderte. Da unsre Zeitungen im Ganzen wenig Notiz von der Debatte genommen haben, mag es erlaubt sein, aus seiner Rede einige Stellen mitzutheilen.

„Was die Motive betrifft," sagte er, „die meine Politik geleitet haben, so will ich sie offen darlegen. Erlauben Sie, daß ich mich dabei nicht in die alte Geschichte und nicht in die des Mittelalters verliere, noch in die Räume einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, die ich nicht so glücklich bin zu besitzen. Es sei mir gestattet meine Gedanken in einer Formel auszudrücken, welche gleichsam die Synthese der Politik ist, die in der gegenwärtigen Frage das voraus-

Digitized by Google

gegangene Miniſterium und insbeſondere mich geleitet hat; denn wenn die Kammer je einen Tadel ausſprechen wollte, ſo bitte ich ihn nicht auf meine Collegen zu richten, obwohl es nicht Männer ſind, welche ſich der Verantwortlichkeit für ihre Handlungen entziehen, vielmehr ihn einzig auf mich zu beſchränken, der ich mich als Urheber und Leiter einzig verantwortlich fühle. Meine Abſicht war, die Löſung der römiſchen Frage durch eine klare Scheidung der politiſchen Frage von der religiöſen zu erleichtern und alle Mittel anzuwenden, daß ſie in keiner Weiſe und unter keinem Vorwande ihren Charakter als innere Frage verlöre und man ihr den Charakter einer internationalen Frage aufdrängen könne. Die römiſche Frage hat in meinen Augen eine zwiefache Seite. Ich ſehe in ihr Rechte der Bevölkerungen und der Nation auf dem Spiel, und ich ſehe in ihr wieder andere Intereſſen in Frage, die aus dem Umkreis unſrer Nation herausſchreiten, die katholiſchen Intereſſen. Wir haben mit allen Kräften ſo zu handeln verſucht, daß die Würde und Rechte der Bevölkerungen wie der Nation in keiner Weiſe beeinträchtigt werden konnten. Wir haben geglaubt, daß wenn wir uns der Kirche gegenüber aufmerkſam, gerecht, tolerant für die allgemeinen d. h. katholiſchen Intereſſen zeigten, wir damit jedes Motiv aus dem Wege räumen würden, um von der italieniſchen Regierung etwas zu verlangen, was nicht in Uebereinſtimmung mit den nationalen Intereſſen ſtände; wir glaubten mit einem Wort dadurch zu vermeiden, daß die italieniſche Regierung eines Tags zu Verhandlungen über die römiſche Frage am grünen Tiſch aufgefordert werden könnte. Die Regierung blickte auf die Nation, deren Intereſſen und Geſchicke in ihrer Hand lagen, und da ſie dieſelbe als eine weſentlich katholiſche anerkennen mußte, glaubte ſie deren religiöſe Gefühle achten zu müſſen, um das Recht zu beſitzen, nicht allein den neun und zwanzig Millionen italieniſcher Katholiken, ſondern der ganzen katholiſchen Welt zu ſagen, daß die religiöſen Intereſſen durch ihr Vorgehen in keiner Weiſe geſchädigt würden, daß dieſelben aber auch in keiner Weiſe ein Vorwand ſein könnten, der Würde und den Rechten der Nation zu nahe zu treten. Sie können mich verdammen, meine Herren, aber haben Sie Acht, ob nicht die Zukunft mir Recht geben wird. Ueber uns iſt noch ein höheres Tribunal, das der öffentlichen Meinung, und wenn auch dieſes verſagen ſollte, das Bewußtſein der erfüllten Pflicht."

Von dieſen Grundſätzen aus vertheidigte Ricaſoli ſein Verhalten gegenüber den Kirchenfürſten, denen er die Rückkehr erlaubte, die neuen Biſchofsernennungen, endlich den Vorſchlag, die Kronrechte (mit Ausnahme des Präſentationsrechts) als heute werthlos geworden aufzugeben. „Es war dies," fuhr er fort, „eine Politik der Verſöhnlichkeit, beruhend auf dem Grundſatz der Freiheit, der Gerechtigkeit, d. h. des gemeinen Rechts. Wir haben es für angezeigt gehalten, uns entgegenkommend, aber gerecht zu zeigen, ohne eines der Prärogative der Staatsgewalt preiszugeben, und auf dieſem Wege waren wir überzeugt, die

Digitized by Google

Lösung der römischen Frage vorzubereiten und zu erleichtern. Wenn einmal der Weg, mit Gewalt nach Rom zu gehen, ausgeschlossen ist, — und, m. H., wenn Sie die Möglichkeit haben, nach Rom mit Gewalt zu kommen und wohlverstanden, eines ruhigen Dortbleibens sich zu versichern, dann werde ich der Erste sein, der freudig zustimmt, aber die Kammer ist bis jetzt nicht dieser Meinung gewesen, — wenn also der Weg der Gewalt ausgeschlossen ist, so haben wir geglaubt, daß es moralische Mittel zur Lösung gebe, die je nach Umständen und Schicklichkeit zur Anwendung zu bringen seien. Indem wir die kirchliche Frage aus dem Weg räumten, schien es uns, daß mit der Zeit die Lösung der politischen und bürgerlichen Frage vereinfacht würde. Auf diesem Weg glaubten wir unsre Unabhängigkeit und die nationale Würde gegen jede Beeinträchtigung zu schützen, denn damit raubten wir denen, welche im Namen der katholischen Interessen sprachen, jeden Vorwand, sich in unser Haus einzumischen, wir konnten ihnen erwiedern: mischt euch nicht in diese Dinge, wir sind im Stand eure Interessen zu schützen wie die unsrigen."

Der Grundgedanke Ricasolis also war, durch Trennung der religiösen und der politischen Frage jede diplomatische Einmischung auszuschließen, derselbe Gedanke, der dem Septembervertrag zu Grunde lag, welcher die römische Frage zu einer inneren Angelegenheit Italiens gemacht hatte. Waren auf diesem Wege nicht rasche Resultate zu erreichen, so hatte doch niemand etwas darein zu reden als die Italiener Roms und die Italiener des Königreichs.

Im Uebrigen konnte Ricasoli auf die Actenstücke verweisen, welche über den Verlauf der tonelloschen Sendung kürzlich dem Parlament vorgelegt wurden. Liest man diese Actenstücke durch, so erstaunt man, über welche Armseligkeiten Monate lang zwischen Tonello und Antonelli herumgestritten wurde. Es handelte sich um die Besetzung der erledigten Bisthümer, um die Personen der zu Ernennenden, und nachdem man hierüber ins Reine gekommen war, um irgendeine Form der Mitwirkung des Staats bei der Installation. Hier lag die eigentliche Schwierigkeit. Tonello hatte die liberalsten Weisungen erhalten. Nach langen Verhandlungen verständigte er sich mit dem Cardinal dahin: die Rechtsfrage sollte unberührt und unangetastet bleiben; dagegen sollte bei den neuen Ernennungen in einem Schreiben des hl. Stuhls an Tonello als den Unterhändler des Königs von Italien gesagt sein, daß die Bischöfe nach vorausgegangener Verständigung zwischen beiden Theilen ernannt worden seien und daß demgemäß der Papst vertraue, daß die Bischöfe von der italienischen Regierung in den Besitz ihrer Temporalien eingesetzt würden; diese beiden Punkte sollten in jedem Ernennungsdecret erwähnt sein. Der Minister Borgatti nahm jedoch diese Uebereinkunft nicht an (Schreiben Borgattis an Tonello vom 2. Januar). Irgendeine schriftliche Aufzeichnung, welche ausdrücklich von den bisher gesetzlichen Formen Abstand nahm, schien ihm ein bedenklicher Vor-

Digitized by Google

gang, ein Eingriff in die Rechtsfrage. Die Verständigung sollte blos eine mündliche sein, und die italienische Regierung wollte sich verpflichten, die Bischöfe, über die man übereingekommen, einzusetzen, sobald sie dem Unterhändler Tonello ihre Ernennungsbulle präsentirt hätten. Damit war nun wieder Antonelli nicht einverstanden. Er schlug vor, er wolle sich mit der italienischen Regierung über die Formel der Ernennungsbulle verständigen, aber er weigerte sich, die Bulle, wie sie einmal erflossen und unterzeichnet sei, vorher irgendeiner andern Autorität zu präsentiren. Er gebe zu, daß die italienische Regierung nicht für verschiedene Provinzen eine verschiedene Praxis annehmen könne, aber dem Papst könne man nicht eine Handlungsweise zumuthen, durch die er für die Provinzen, die vormals ihm gehörten, eine andere Autorität anerkennen würde. So drohte also die Verhandlung wiederum an den annectirten Provinzen zu scheitern. Unter diesen Umständen entschloß sich die italienische Regierung zu erneuter Nachgiebigkeit. Minister Berti ging selbst nach Rom und brachte Tonello die Ermächtigung, mit dem Cardinal auf Grundlage jenes Vorschlags ein Abkommen zu treffen, wonach die päpstliche Bulle, durch welche die Bischöfe eingesetzt wurden, mit Zustimmung der italienischen Regierung formulirt werden sollte. Dies geschah und nach diesem Modus wurden dann nach vorheriger Verständigung zwischen beiden Theilen von etwa achtzig erledigten Bisthümern einundzwanzig besetzt. Der Regierung kam es darauf an zu zeigen, daß auch im Königreich Italien, auch in den vormals päpstlichen Provinzen das Papstthum ungehindert sei, seine rein geistlichen Functionen auszuüben. Durch die vertrauliche Verständigung über die Personenfrage und durch die Ausdehnung des gemeinen Rechts über den Klerus schienen ihr die drei Bollwerke des Staats, wie Ferrari das Exequatur, das Placet und die Präsentation nannte, ausreichend ersetzt zu sein. Und bezeichnenderweise hatte sie auf den Eid aus freien Stücken verzichtet; Antonelli hatte ausdrücklich erklärt, daß er mit Ausnahme der annectirten Provinzen gegen die Fortdauer dieser Praxis nichts einzuwenden hätte. Seltsam war, daß die Linke Ricasoli tadelte, weil er nicht mindestens die Anerkennung des Königreichs Italien durch den Papst als Gegenconcession verlangt habe. An den Papst dieses Verlangen zu stellen, hieß doch zugleich ihn selbst als legitimen Besitzer des jetzigen Kirchenstaats anerkennen, und in diesem Punkt sind die Anschauungen der Rechten so entschieden wie die der Linken.

Die Freunde Ricasolis beantragten, die Debatte über die Interpellation Ferraris mit einfachem Uebergang zur Tagesordnung abzuschließen. Die Linke wollte eine motivirte Tagesordnung, die einen Tadel gegen die ricasolische Politik enthielt. Jetzt war ein Moment des Triumphs für Rattazzi gekommen: er schützte Ricasoli gegen ein ausdrückliches Tadelsvotum, er konnte den Großmüthigen gegen den gestürzten Rivalen spielen. Er selbst, sagte er, hätte natürlich nicht so gehandelt wie Ricasoli, und gleich bei seinem Regierungsantritt

Digitized by Google

habe er in Rom zu wissen gethan, daß es mit den Bischofsernennungen ein Ende habe. Allein deswegen könne man doch nicht sagen, daß Ricasoli unloyal gehandelt habe. Nach der vorausgegangenen Debatte sei es jedoch der Regierung unmöglich, die einfache Tagesordnung anzunehmen, sie müsse auf einem Votum bestehen, das die Ideen der Kammer ausdrücke und der Regierung damit eine Directive gebe. Er empfahl zu diesem Zweck eine von Mancini vorgeschlagene Tagesordnung, weil sie keinen Tadel gegen Ricasoli enthalte. Wer einmal eine Charakteristik Rattazzis schreiben will, wird diese bezeichnende Scene nicht vergessen dürfen.

Der Antrag Mancinis enthielt allerdings keinen directen Tadel gegen Ricasoli, der Wortlaut war allgemein und nichtssagend, es war die Erwartung ausgedrückt, daß die Regierung die Rechte der Krone und die Würde der Nation unangetastet aufrecht halten werde. Aber gemeint war er gleichwohl als Tadelsvotum, und nach der vorangegangenen Debatte konnte er gar keinen andern Sinn haben. Das Resultat war vorauszusehen. Der Antrag auf einfache Tagesordnung fiel mit 231 gegen 116 Stimmen, der Antrag Mancinis wurde nach unerquicklicher Debatte darüber, ob er ein Tadelsvotum sei oder nicht, mit großer Mehrheit angenommen.

Damit ist die seitherige italienische Politik in der römischen Frage abgeschlossen, sie gehört nunmehr der Geschichte an. Der Grund der Wendung liegt allerdings im Starrsinn der Kurie und ist insofern verständlich genug; man war es müde, fortgesetzt Zugeständnisse zu machen, denen keine Gegenleistungen entsprachen, ein Extrem rief wie immer das andere hervor. Allein erst die Zukunft wird darüber entscheiden, ob die Volksvertretung Italiens recht gethan hat, einen großen politischen Gedanken aufzugeben, weil in sieben Jahren die Früchte noch nicht abzuschütteln sind. Den Italienern ist das Warten lang geworden, dies ist nicht zu verwundern; die Frage ist nur die, ob die Aera Rattazzi einst glücklichere Resultate aufzuweisen haben wird, als ihre Vorgängerinnen. Nur die Parteiverblendung kann behaupten, daß die abgelaufene Periode der Kirchenpolitik unfruchtbar gewesen sei. Sie hat allerdings nicht nach Rom geführt, und ihre Urheber haben jederzeit eingestanden, daß der Weg lang sein und Geduld erheischen werde. Allein abgesehen von einzelnen Reformen, wie der Einführung der Civilehe, abgesehen von der Aufhebung der religiösen Körperschaften, die jetzt die Linke für sich in Anspruch nehmen möchte, während sie zuerst vor drei Jahren vom Ministerium Minghetti in Gesetzesform vorgeschlagen worden ist, darf man wohl sagen, daß der einzige wesentliche Fortschritt, den die römische Frage gethan hat, nur durch diejenige Politik möglich wurde, die jetzt von der Kammer verurtheilt ist. Daß in Rom keine französischen Occupationstruppen mehr stehen, daß die weltliche Gewalt nur noch auf ihren eigenen Füßen steht, daß kein außeritalienischer Wille mehr in Italien gebietet, dies ist einzig derjenigen Politik zu verdanken,

Digitized by Google

die durch die Namen Cavour und Ricasoli bezeichnet ist. Der Septembervertrag aber war die Basis für jeden weiteren Fortschritt. Durch ihn ist eine Verhandlung zwischen Rom und Italien möglich geworden, und wenn die Missionen Vegezzi und Tonello dürftige Resultate gehabt haben, so ist doch ihre bloße Thatsache schon eine Bresche in das System des non possumus. Der Vertrag wegen der päpstlichen Schuld trägt freilich nur eine Last über von dem Kirchenstaat auf das Königreich, aber er enthält doch zugleich — ob eingestanden oder nicht — die Anerkennung des Verzichts auf Umbrien und die Marken. Und wenn man sich des Briefwechsels erinnert, den im December vorigen Jahres Ricasoli mit den in ihre Diöcesen zurückgekehrten Bischöfen führte, welche für „Freiheit wie in Amerika" schwärmten, so muß man gestehen, daß in der wahrhaft liberalen Politik Ricasolis Keime zu Reformen lagen, für welche freilich den Rothhemden kein Verständniß zuzumuthen ist.

Und nun tritt diese Wendung der italienischen Politik ein in einem Augenblick, da die Bewegung gegen Rom unverkennbar wieder lebhafter geworden ist; durch den Gang der Kammerdebatten kann diese nur verstärkt und angereizt werden. Aber unglücklicherweise ist nur eine Bewegung vom Königreich gegen Rom, keineswegs aber von Rom gegen das Königreich zu spüren, und dieser Zustand ist weit gefährlicher für die italienische Regierung, die nun einmal bestimmte Verpflichtungen übernommen hat, als für die päpstliche Regierung, die durch jene Verpflichtungen gedeckt ist. Alle zuverlässigen Berichte aus Rom stimmen darin überein, daß für eine römische Erhebung zu Gunsten der Annexion nicht die mindeste Aussicht vorhanden ist. Diese Stimmung datirt nicht erst von den letzten Festen, die dem römischen Volk gezeigt haben, wie trefflich seine Regierung für Spektakel und nützlichen Fremdenbesuch zu sorgen versteht. Sie datirt vielmehr, wie unbefangene Gewährsmänner versichern, von dem Abzug der Franzosen, der die wahre Meinung der Römer frei gemacht hat. So lange der Anblick der Straßen und Kasernen an die Fremdherrschaft erinnerte, fehlte es nicht an Stoff und Nahrung für eine Anschlußagitation, sobald aber jene Herausforderung beseitigt war, und Rom sich als italienische Stadt fühlte, zeigte sich alsbald, wie wenig jene Agitation bedeutete. Die verschiedenen Revolutionscomités fuhren fort sich unter sich zu zanken, Einfluß auf die Bevölkerung hatten sie nicht mehr. Als Ricasolis Privatsecretär, Celestino Bianchi, im Frühjahr nach Rom ging, um wieder einige Fühlung mit der Annexionspartei herzustellen, war er erstaunt und betroffen über den völligen Umschlag der öffentlichen Meinung. Angesichts der inneren Zustände des Königreichs ist die Ungeduld der Römer nüchterner Berechnung gewichen. Sie sind zufrieden, daß durch die Unification des Münzwesens und durch den immer lebhafteren Eisenbahnverkehr, der jetzt alle Reisenden von Florenz nach Neapel über den römischen Bahnhof führt, ein allmäliges Niederreißen der Schranken eingeleitet

Digitized by Google

schien, die Rom vom Königreich trennten. Auch diese Erwägungen, hätte man denken sollen, waren ein Motiv, im jetzigen Moment die Politik der „moralischen Mittel“ nicht aufzugeben. Der lächerliche Putsch von Terni hat gezeigt, welch geringen Sympathien die Garibaldiner im Römischen begegnen. Ob von der jetzt erfolgten Vereinigung der revolutionären Comités etwas zu hoffen ist, ob künftige Putsche größere Wirkung erzielen werden, muß die Zukunft lehren. So lange die Stimmung der Römer nicht eine ganz andere wird, ist die gegenwärtige Agitation, wie gesagt, weit mehr eine Verlegenheit für den Minister von Aspromonte, als für den Papst.

Eine Verlegenheit zugleich Frankreich gegenüber, das in dem jetzigen Umschlag der italienischen Politik eine Reaction gegen die Politik des Septembervertrags erblicken muß. Schon fehlt es nicht an Anzeichen eines Conflicts. Die Sendung des Generals Dumont, dieser Versuch einer erneuten Einmischung, ist zwar ohne Zweifel nur durch die erneute Agitation der garibaldinischen Elemente veranlaßt. Aber sie ist zugleich ein verständliches Warnungszeichen für die Regierung, welche die Grundsätze der Linken adoptirt hat, sie ist die sprechendste Illustration zu den Worten Ricasolis, der durch das Festhalten am cavourschen Programm eben jeder Wiederkehr fremder Intervention vorzubeugen gedachte. Es scheint, unglücklicher konnte die Stunde nicht gewählt werden, das Vermächtniß Cavours über Bord zu werfen. L.

Die russische Emigration in Oestreich und der Türkei.

Bei der Verschiedenheit der innerhalb des europäischen Rußland herrschenden Tendenzen und Bestrebungen und der großen Anzahl der dem russischen Scepter unterworfenen fremden Stämme ist begreiflich, daß es zu allen Zeiten eine ziemlich bedeutende Anzahl Unzufriedener gegeben hat, die außerhalb dieses Reichs eine Zufluchtsstätte suchten, um entweder auf Umwälzungspläne zu denken oder für die Wiederherstellung der Unabhängigkeit ihrer speciellen Heimath thätig zu sein. Seit den dreißiger Jahren giebt es kaum einen europäischen Staat, in welchem nicht flüchtige Polen aus Litthauen oder dem ehemaligen Königreich ihren Sitz genommen hätten, um in der Hoffnung auf eine Wendung zu Gunsten ihres Vaterlandes als Verbannte zu leben und im Stillen für die polnischen Interessen thätig zu sein. Neuerdings, d. h. seit den letzten zwanzig Jahren, besteht neben der polnischen bekanntlich auch eine russische revolutionäre Emigra-

Digitized by Google

tion, die zu Zeiten eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt und von London aus die öffentliche Meinung Rußlands dauernd beherrscht hat. Von der Thronbesteigung Alexanders des Zweiten bis zum Ausbruch des polnischen Aufstandes und dem durch diesen vermittelten Umschlag der öffentlichen Meinung zu Gunsten einer exclusiv-nationalen Richtung war Alexander Herzen, der londoner Flüchtling, so zu sagen der mächtigste Privatmann in Rußland gewesen. Sein in Hunderttausenden von Exemplaren über Berlin, Wien, Konstantinopel und Smyrna in das Zaarenreich eingeschmuggeltes Journal „Kolokol" (die Glocke) war eine Macht, mit der keine andere concurriren konnte und die einen schrankenlosen Einfluß auf alle Gebildeten ausübte; trotz des strengsten Verbots wurde dieses Blatt von jedermann, den Kaiser und die höchsten Würdenträger nicht ausgenommen, gelesen und gefürchtet. Durch zahlreiche Mitarbeiter aufs genauste über alle Erscheinungen des russischen Lebens unterrichtet, war Herzen im Stande, die intimsten Staatsgeheimnisse zu veröffentlichen und Vorgänge ans Licht zu ziehen, die selbst dem scharfen Auge der geheimen Polizei entgangen waren; ein von ihm ausgesprochenes Interdict genügte, um die angesehensten Männer um allen Credit zu bringen und manches Verbrechen, das in der Stille sein Wesen getrieben hatte oder wegen der hohen Stellung seiner Thäter todtgeschwiegen werden sollte, wurde durch die „Glocke" gerechter Bestrafung zugeführt. Das eminente Talent des Herausgebers hat nicht wenig zu der ungeheuren Verbreitung socialistischer Principien in Rußland beigetragen und wurde durch eine Reihe eifriger Genossen, wie Bakunin (den terroristischen Dictator Dresdens im Jahre 1849), Ogarew und die Brüder Kelsiew unterstützt; ziemlich gleichzeitig wirkten der Fürst Dolgoruki (La vérité sur la Russie), Iwan Golowin (La Russie sous Nicolas), Leonid Blümer u. a. in ähnlichem Sinn in Brüssel, Paris und Berlin und die Zahl der in England, Frankreich, Belgien und Deutschland während der letzten Jahre veröffentlichten russischen Publicationen war beinahe ebenso groß und zum Theil einflußreicher, als die Gesammtheit der in Petersburg und Moskau erscheinenden Journale und Flugschriften. So verschieden die russischen Emigrantenparteien unter einander waren und noch jetzt sind (es giebt unter ihnen socialistische, demokratische und aristokratische Gruppen) — in einer Beziehung sind sie eng mit einander verwandt: sie stehen ausnahmslos unter polnischem Einfluß. Die Parteinahme Herzens für den Aufstand von 1863 hat diesen und seine sämmtlichen Freunde um allen Einfluß, alle Bedeutung gebracht, die „Glocke" verlor den größten Theil ihrer Leser und ist endlich vollständig verstummt und die russische Regierung giebt sich kaum mehr die Mühe, die einst so gefürchteten Männer der russischen Emigration in London zu überwachen; ihr Bündniß mit den Polen hat sie so unpopulär gemacht, daß ihre Namen nicht mehr genannt, ihre Schriften nicht mehr gelesen werden. Wie wir in der Folge sehen werden, sind einzelne dieser Revolutionäre

Digitized by Google

bereits nach Rußland zurückgekehrt, um mit der Regierung Frieden zu machen und in der herrschenden Strömung aufzugehen. Im Grunde sind sie nie mehr gewesen als die russischen Vertreter der aus Angehörigen aller Länder zusammengesetzten londoner Revolutionspropaganda.

So bekannt das Geschick dieses heute vollständig bedeutungslos gewordenen Zweiges der russischen politischen Flüchtlingschaft geworden ist, so wenig weiß man von einem andern Theil der russischen Emigration, der numerisch sehr viel zahlreicher und im Grunde sehr viel interessanter ist, als die Genossenschaft der Herzen, Bakunin und Ogarew. Längs der Ostgrenze Oestreichs, vornehmlich in der Bukowina und in Siebenbürgen, sowie in den nördlichen Provinzen der Türkei leben seit Jahrzehnten Tausende russischer und kosakischer Flüchtlinge, die, ausnahmslos den untersten Classen angehörig, aus religiösen Gründen ihre Heimath aufgegeben haben — Glieder der zahllosen s. g. altgläubigen Secten, die in Rußland weitverbreitet sind. Das russische Schisma, die Gesammtheit der im 17. und 18. Jahrhundert von der griechisch-orthodoxen Kirche abgefallenen Gruppen, war bis in die neueste Zeit Verfolgungen und Bedrückungen der härtesten Art ausgesetzt; seit den Tagen der von dem Patriarchen Nikon vollzogenen russischen Kirchenreformation führt die herrschende Kirche einen erbitterten und bisher vergeblichen Kampf gegen nahezu ein Fünftheil aller Russen, die in zahlreiche Secten gespalten, die Bekenner des alten orientalischen Christenthums zu sein behaupten und sich als solche „Altgläubige" nennen.

Drei verschiedene Richtungen werden innerhalb dieses Schismas unterschieden, die sich unter einander befehden und nur in der Feindschaft und Abneigung gegen die Staatskirche einig sind: die hierarchischen, die popenlosen und die reformatorischen Secten. Die popenlosen Secten, die im nördlichen Rußland besonders verbreitet sind, repräsentiren die äußerste Linke des gesammten Schismas; ihrer Ansicht nach ist zufolge der Abwendung des Klerus von der reinen Lehre das apostolische Priesterthum aufgelöst und verloren gegangen und ein abnormer Zustand eingetreten, der u. a. die kirchliche Einsegnung der Ehen, ja den Abschluß derselben, sowie den Gebrauch der Sacramente unmöglich macht. Die extremsten unter den außerordentlich zahlreichen Secten dieser Gruppe halten die gesammte sittliche Weltordnung für suspendirt, erkennen keine kirchliche und keine weltliche Obrigkeit an und sehen in der Flucht vor der Welt das einzige Heil; es giebt unter ihnen sogar Gesellschaften, welche die Selbstverbrennung für das einzige Mittel der Rettung der Seele halten, die Entmannung fordern u. s. w. Sehr viel weniger verbreitet als diese „Popenlosen" (die besonders am weißen Meer und in Sibirien ihr Wesen treiben) sind die spiritualistisch-reformatorischen Secten, die wesentlich occidentalen Ursprungs, wahrscheinlich durch deutsche Mystiker gestiftet und von den eigentlichen Altgläubigen durch die spiritualistische Richtung ihrer Lehre, die den Boden des alten Byzantinismus

längst verlassen hat, verschieden sind; sie stehen den deutschen und englischen Mystikern entschieden näher als irgendwelchen russischen Religionsgesellschaften und haben einen mehr oder minder protestantischen Charakter.

Numerisch am stärksten, in Südrußland und bei den donischen Kosaken besonders weit verbreitet sind die hierarchischen Secten, d. h. diejenigen, welche einen besondern Klerus beibehalten haben und hauptsächlich in Bezug auf den Ritus und gewisse Ceremonien (Kreuzschlagen, Form der Hostie, Aussprache des Namens Jesu u. s. w.) von der orthodoxen Kirche abweichen. Vorwiegend Anhänger dieser Richtung sind es, welche wir in den östreichischen und türkischen Grenzprovinzen in bedeutender Anzahl antreffen und die sich bis in die neueste Zeit hinein durch Zuzüge aus Rußland vermehrt und rekrutirt haben.*) Während die in England, Frankreich und Deutschland lebenden russischen Emigranten ausnahmslos den höheren Classen angehören und demgemäß auf dem Boden der westeuropäischen Cultur stehen, häufig zu sehr Kosmopoliten sind, um noch für echte Russen gelten zu können, haben wir es hier mit einer streng nationalen Schichte der Bevölkerung zu thun, die eine specifische Eigenthümlichkeit des Altrussenthums repräsentirt und der in Rußland herrschenden Kirche hauptsächlich den Vorwurf macht, westlichen Einflüssen zugänglich gewesen zu sein und die Grundlagen der nationalen Bildung und des orientalischen Christenthums verlassen und verläugnet zu haben: haben doch die im westeuropäischen Sinne vorgenommenen Reformen Peters des Großen, namentlich die auf Unterordnung der Kirche unter den Staat abzielenden Maßregeln dieses Herrschers, die Zahl der Sectirer wesentlich vermehrt, die Abneigung derselben gegen die bestehende Ordnung so entschieden geschärft, daß diese die Hauptträger der nationalen Opposition gegen das fremde Wesen geworden sind.

Mit ängstlicher Treue halten diese nach Oestreich und in die Türkei ausgewanderten Russen und Kosaken an dem Brauch ihrer Väter und dem nationalen Herkommen fest, denn ihre religiösen und politischen Vorstellungen und Grundsätze sind untrennbar mit einander verwachsen und das Exil außerhalb des Bodens der geheiligten Russia ist — wie sie glauben — an und für sich eine Gefahr für die Seele. Die Mehrzahl dieser Familien lebt übrigens erst in der dritten und vierten Generation außerhalb des Vaterlandes; unter den Nachfolgern Peters des Großen, die in dem altgläubigen Schisma zugleich die volksthümliche Opposition gegen die Reform bekämpften, hatte die Verfolgung der Sectirer ihren Höhepunkt erreicht, zumal die pugatschewsche Rebellion und andere Bauern- und Kosakenaufstände des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich

*) Auch an der preußisch-russischen Grenze, in Ostpreußen lebt eine Colonie emigrirter russischer Sectirer; diese gehören indessen der popenlosen Gruppe an und sind wenig zahlreich.

Digitized by Google

von Altgläubigen ausgegangen waren und ebenso eine kirchliche wie eine politisch-reactionäre Tendenz gehabt hatten.

Wir haben oben bereits erwähnt, daß die polnische Emigration von jeher ihr Augenmerk auf die im Auslande lebenden politischen Flüchtlinge aus Rußland gewandt und diese in ihr Interesse zu ziehen gewußt hat. Kein geringer Theil der Hoffnungen jener Revolutionäre war auf die wachsende Unzufriedenheit der altgläubigen Secten (zunächst der in Rußland selbst lebenden) gerichtet gewesen und Kelsiew,*) einer der Freunde Herzens, hatte Jahre lang ein in kirchlich-nationem Jargon geschriebenes Journal zu dem speciellen Zweck der Aufhetzung der Altgläubigen gegen die Regierung herausgegeben. Dem unermüdlichen Agitationseifer polnischer Flüchtlinge war es vorbehalten, auch die in Oestreich und der Türkei lebenden russischen Sectirer in das Netz der revolutionären Propaganda zu ziehen und den Versuch zu machen, auch diese bisher wenig bemerkte und fast unbekannte Gruppe als Waffe gegen Rußland zu benutzen. Schon vor zwanzig Jahren verlautete etwas von weit aussehenden polnischen Umtrieben in der Türkei, die nichts weniger beabsichtigten, als die Verlegung des Schwerpunkts des gesammten Schismas in eines der außerhalb Rußlands belegenen slawischen Grenzländer und die Begründung einer panslawistischen Propaganda zu Gunsten der Wiederherstellung Polens. Ueber diese Agitation, die bisher von dem Schleier des Geheimnisses umgeben war, hat der in Moskau erscheinende russische Bote (Westnik) während des letzten Winters eine Reihe interessanter Enthüllungen veröffentlicht, die einen Einblick in das wunderbare Treiben der Bewohner des wenig bekannten südöstlichen Winkels von Europa ermöglichen; längere Zeit hindurch blieb der Autor dieser Publikationen, der offenbar in alle Mysterien der polnischen Emigration eingeweiht war, — unbekannt und erst neuerdings ist es (wie die Indépendance belge in voriger Woche berichtete) gelungen, denselben in einem russischen Flüchtling zu entdecken, der in seine Heimath zurückgekehrt, vom Revolutionär zum Anhänger des russischen Panslawismus geworden ist und die Verzeihung der Regierung erbeten hat.

Die Aufmerksamkeit der polnischen Patrioten richtete sich schon in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre auf die an den Grenzen Oestreichs und der Türkei angesiedelten russischen Sectirer, da diese, seit sie Unterthanen fremder Herrscher geworden, aller Pflichten gegen ihre ehemaligen Bedränger ledig zu sein glaubten und aus ihrer Hoffnung auf Umsturz der in Rußland bestehenden Ordnung und auf dereinstige Anerkennung und Herrschaft ihrer Religionsgemeinschaft kein Hehl

*) Dieser Kelsiew hat sich durch die Herausgabe einer außerordentlich umfangreichen Sammlung von Documenten zur Geschichte der Secten ein entschiedenes Verdienst um die russische Geschichte erworben.

Digitized by Google

machten. Um sich über die Zustände dieser Grenzbewohner genauer zu unterrichten, sandte Adam Czartorisky, das damals anerkannte Haupt der in Frankreich lebenden Polen, im Jahre 1831 einen Agenten Michael Czaykowski in die Dobrudscha; derselbe war speciell beauftragt, mit den in dieser lebenden Nekrassowkosaken, — den Abkömmlingen der unter Führung des Hetmans Nekrassow nach Beendigung des bulawinschen Aufstandes ausgewanderten Rebellen — Beziehungen anzuknüpfen. Czaykowski versuchte diese Kosaken mit der Aussicht auf eine allgemeine von Polen geleitete Erhebung aller türkischen Slawen gegen den Sultan zu ködern, wollte durch ihre Vermittelung mit den (gleichfalls altgläubigen) donischen und uralischen Kosaken Unterhandlungen anknüpfen und schwärmte mit echt slawischer Excentricität für die Herstellung einer panslawistischen Republik unter polnischer Aegide. Er trat zum Islam über, nahm türkische Kriegsdienste, hieß fortan Achmed-Bey und war in seiner Eigenschaft als höherer Offizier häufig im Stande, den Nekrassowkosaken Gefälligkeiten und Dienste zu erweisen; es gelang ihm wirklich, einen geheimen Bund zur Wiederherstellung der kosakischen Freiheit und des „alten Glaubens" zu stiften und einen entscheidenden Einfluß auf alle russischen Grenzbewohner zu erlangen. Bei dem Mangel geordneter Verhältnisse in den türkischen und östreichischen Grenzprovinzen und dem niedrigen Culturzustande der Bewohner dieser Länder wurde der unternehmende Pole eine allgemein bekannte Persönlichkeit, ohne daß die resp. Regierungen auch nur eine Ahnung von den Plänen hatten, mit welchen derselbe sich trug.

Die Chimäre einer altgläubigen Kosakenrepublik, welche immer nur als letztes Ziel im Hintergrunde der Pläne Czaykowskis gestanden hatte, machte während der ersten Hälfte der vierziger Jahre Unternehmungen praktischerer Art Platz. Schon seit Jahren trugen die den hierarchischen Secten angehörigen Sectirer sich mit dem Wunsch nach Herstellung einer festgeordneten und einheitlich gegliederten Geistlichkeit, an deren Spitze ein Patriarch stehen sollte, um in gleicher Weise über die Gläubigen in aller Herren Länder zu gebieten. Mit der Erfüllung dieses Wunsches hatte es aber seine eigenthümlichen Schwierigkeiten; nach Anschauung der orientalischen Christen kann nur ein Geweihter und zwar nur ein Bischof die Priesterweihe durch Handauflegung ertheilen, da die Gabe dieser magischen Weihe sich direct von den Aposteln auf ihre Nachfolger, die Bischöfe übertragen hat. Weil sich nur einzelne höhere Geistliche bei der im 17. Jahrhundert geschehenen russischen Kirchenspaltung den Sectirern angeschlossen hatten und diese sämmlich umgekommen waren, ehe es ihnen möglich gewesen, in gehöriger Anzahl Nachfolger zu weihen, litten die hierarchischen Secten von jeher an Geistlichen Mangel. Da auch die in der griechisch-orthodoxen Kirche ertheilte Priesterweihe ihrer Anschauung nach eine giltige ist, sobald sie von einem Bischof ertheilt worden, waren die Sectirer darauf angewiesen, einzelne Popen zu sich herüber zu ziehen; selbstverständlich gelang ihnen das nur mit

dem Auswurf der russischen Geistlichkeit und die altgläubigen Popen gelten bei ihren eigenen Glaubensgenossen noch heute als nichtsnutzige Subjecte, die indessen nicht entbehrt werden können, weil sie im Besitz der Weihe sind, die durch nichts Anderes ersetzt werden kann und allein zu sacramentalen Handlungen befähigt. Einen Bischof zum Austritt aus der herrschenden Kirche und zum Eintritt in ihre Secte zu bewegen, war den Altgläubigen trotz der eifrigsten Bemühungen noch niemals gelungen und doch waren alle ihre Wünsche seit lange auf einen solchen gerichtet: war erst ein zur Ertheilung der Weihe befähigter Prälat da, so brauchten sie sich nicht mehr um die Conversion verkommener Popen zu bemühen, denn dieser Bischof konnte ihnen Geistliche aller Grade und in beliebiger Anzahl weihen und dadurch aller Noth für immer ein Ende machen. Ein solcher Bischof wurde den Nekrassowkosaken im Jahre 1845 durch Czaykowski in Aussicht gestellt und alsbald verbreitete sich die Kunde von dem großen Heil, das den Auserwählten zu Theil werden sollte, durch die altgläubigen Gemeinden nicht nur Oestreichs und der Türkei, sondern auch Rußlands. Der Mittelpunkt aller außerrussischen Sectirer war von jeher das in der Bukowina belegene Kloster Bjelokrinitza gewesen; zwei erprobte Mönche dieses hochangesehenen Heiligthums, Paulus und Olympius, wurden sogleich nach Konstantinopel gesandt, um mit Czaykowski in Verhandlung zu treten. Da man die Aufmerksamkeit der in Konstantinopel zahlreich vertretenen orthodoxen griechischen Geistlichkeit und der russischen Agenten zu fürchten allen Grund hatte, wurde die gesammte Angelegenheit im tiefsten Geheimniß betrieben. Michael Gontscharow, der Führer der Nekrassowkosaken und Shukowski, ein Specialagent Czaykowskis für die Verhandlungen mit den Altgläubigen, waren die wichtigsten Mitwisser und Theilnehmer der gesammten Action. Verkleidet trafen die beiden Mönche in der türkischen Hauptstadt ein; Czaykowski nahm sie in sein Haus auf und schlug ihnen sogleich den früheren Metropoliten von Bosnien, Ambrosius vor, der seines Amtes entsetzt und aus der griechisch-orthodoxen Kirche ausgetreten war und sich bereit gefunden hatte, die ihm zugedachte Würde eines Oberhirten aller altgläubigen Gemeinden der hierarchischen Richtung zu übernehmen. Die beiden Mönche von Bjelokrinitza zeigten sich anfangs bedenklich, indem sie die Vorurtheile ihrer Glaubensgenossen und eigene Gewissensbedenken geltend machten: ein orientalischer Bischof, wo möglich einer aus dem heiligen Lande, der der „alten Lehre" von jeher treu geblieben und nicht erst convertirt worden, wäre ihnen am liebsten gewesen. Um das Mögliche zu versuchen, unternahmen Paulus und Olympius eine Reise in den Orient; von Czaykowski mit Geldmitteln versehen durchschweiften sie Palästina, Aegypten, und Syrien, um nach einem Bischof der „alten" Kirche zu fahnden. Selbstverständlich war dieses Bemühen ein vergebliches, da die altgläubigen Häresien niemals Vorgänger im Orient gehabt hatten und als die beiden Mönche nach

Digitized by Google

Konstantinopel zurückkehrten, zögerten sie nicht länger, ihre Zustimmung zu der von Czaykowski getroffenen Wahl zu geben. Am 16. April 1846 wurde ein förmlicher Vertrag mit dem inzwischen völlig übergetretenen Ambrosius geschlossen, als Kosaken verkleidet pilgerten die drei Männer in ihr Kloster und unter allgemeinem Jubel wurde der neue Erzbischof in sein Amt eingeführt.

Die Sache konnte in der That von der höchsten Wichtigkeit werden. Gelang es, Ambrosius bei allen, auch den in Rußland lebenden Sectirern der hierarchischen Observanz Anerkennung zu schaffen, so war der Schwerpunkt einer im russischen Reich Millionen von Anhängern zählenden fanatischen Gemeinschaft thatsächlich in eine abgelegene östreichische Provinz verlegt und außerrussischen Einflüssen anheimgegeben. Bei der in der Türkei und im Grunde auch in den östreichischen Grenzländern herrschenden Anarchie, und dem großen Einfluß der in der Türkei lebenden Polen, war es keineswegs unwahrscheinlich, daß das Erzbisthum von Bjelokrinitza zum Mittelpunkt einer gefährlichen Agitation gegen die russische Regierung gemacht wurde, zumal die Nekrassowkosaken beständig geheime Verbindungen mit ihren Brüdern am Don und an der Wolga unterhielten.

Auf die Geschichte des bjelokrinitzschen Erzbisthums werden wir das nächste Mal genauer eingehen. Von besonderem Interesse ist es, das Verhältniß der östreichischen, damals noch von Metternich geleiteten Politik zu diesen Umtrieben näher zu betrachen und auf die Mittel und Wege einzugehen, mittelst welcher die Altgläubigen der Bukowina die Zustimmung des wiener Cabinets zu ihrem Unternehmen erlangten. Wenn diese Episode östreichisch-russischer Wechselwirkungen auch nie eine besondere Bedeutung erlangt hat, so hat sie doch sicher dazu getrieben, den Antagonismus zwischen den Regierungen der beiden Kaiserstaaten zu schüren.

Politische Rundschau.

(Die Kriegswahrscheinlichkeit und die innere Lage.)

✕ Leipzig, Anfang August.

Das Gefühl des Unbehagens, das seit Erledigung der luxemburger Angelegenheit in der deutschen Luft liegt, allenthalben durch die Erwartung neuer

Digitized by Google

Verwicklungen mit Frankreich, in Preußen noch durch die Händel der liberalen Parteien, in den annectirten Ländern durch die verschiedenen Octroyirungsmaßregeln, in den Bundesstaaten durch die neuen Steuerumlegungen, jenseit des Main durch die völlige Rathlosigkeit bezüglich der nächsten Zukunft genährt wird — es scheint während der Wochen, welche die ruhigsten des Jahres zu sein pflegen, seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Während rings peinlichste Windstille herrscht, sind die Augen unverwandt auf die Wetterfahne gerichtet; jedermann ist daran gelegen, die Anzeichen des nächsten Sturms möglichst zeitig gewahr zu werden. Der kleinste Windstoß, der von Kopenhagen oder von Paris herüberweht, wird für den directen Vorboten des großen Wetters gehalten, das man für unausbleiblich hält. Erwartet doch jede Fraction von äußern Ereignissen die Gelegenheit zur Entfaltung ihres Banners, das regungslos am Fahnenstock herunter hängt und nicht einmal durch die Luftströmungen in Bewegung gesetzt wird, welche zuweilen das Sturmfähnchen auf dem Dache knarren machen. Die Ueberzeugung, daß ein Krieg mit Frankreich vor der Thüre stehe, ist so allgemein verbreitet, bildet einen so integrirenden Theil jedes Parteiprogramms, daß es erklärlich ist, wenn ferner stehende Beobachter der deutschen Zustände bereits von der Kriegslust unsres Volks fabeln. Und in der That scheint es, als ob eine auswärtige Verwicklung nothwendig sei, das stockende Leben wieder in Fluß zu bringen und die Situation abzuklären. „Ihr glaubt einen Großstaat begründet zu haben, und doch fahrt ihr bei jedem Lärm zusammen, seid ihr in eurer auswärtigen Action vorsichtiger und behutsamer denn zu den Zeiten, da ihr noch keine große Rolle spieltet?" rief ein süddeutsches Blatt neulich Preußen zu und ein relatives Recht kann diesem höhnischen Wort kaum abgesprochen werden. Der ungeheure Eindruck, den neuerdings die französische Depesche in der nordschleswigschen Angelegenheit gemacht hat, die Wichtigkeit, welche man der bevorstehenden Kaiserzusammenkunft in Salzburg zumißt — sie zeugen, ebensowohl von dem Mißtrauen, das man gegen die imposante Macht hegt, auf welche Deutschland sich thatsächlich stützen kann, wie von der Begierde nach einem raschen Ausweg aus den innern Schwierigkeiten, in denen wir stecken.

Täuschen nicht alle Vorzeichen, so wird uns die mühsame Arbeit der friedlichen Bewältigung der Hindernisse, welche der letzte Sommer übrig gelassen, wenigstens für die nächste Zukunft nicht erspart bleiben, liegt die Kriegsgefahr entfernter, als man glaubt. Es ist vielleicht nicht unrichtig, was ein französischer Beobachter der Revue des deux mondes vor einigen Tagen aus Deutschland schrieb, daß die Deutschen, seit sie im eignen Hause vollauf zu thun haben, fremde und besonders französische Zustände nicht mehr so richtig beurtheilen, wie in früherer Zeit, und daß sie sich die Stimmung Frankreichs kriegerischer denken, als sie thatsächlich ist. Jener Reisende macht darauf aufmerksam, daß man in Bezug auf die Kammerreden der französischen Opposition den Unterschied übersehe,

Digitized by Google

der zwischen den Angriffen zu machen sei, die wirklich Preußen gelten und denen, welche Preußen nur treffen, weil die Politik dieses Staats von der französischen Regierung gebilligt und wenigstens der Opposition gegenüber in Schutz genommen worden; er deutet ferner an, daß diese Verwechselung um so natürlicher sei, als die wahre Meinung der französischen Nation nicht durchzudringen vermöge und das Ausland eigentlich immer nur das kaiserliche Frankreich sehe. Daß die innern Zustände unsres westlichen Nachbarstaates einen dauernden Frieden nicht wahrscheinlich machen, daß die Verlegenheiten des zweiten Kaiserreichs diesem die Versuchung nahe legen, die Unzufriedenheiten der Nationen nach außen abzuleiten, soll darum keineswegs geläugnet werden. Weil ein französisch-deutscher Krieg Preußen aber noch größere Dienste leisten würde als dem dritten Napoleon, und weil Frankreich das weiß, werden die kriegerischen Entschließungen des pariser Cabinets immer wieder hinausgeschoben. So groß auch die Zahl der innern Feinde Preußens sein mag, von der Zahl derer, die auf den Umsturz des napoleonischen Throns rechnen, wird sie sicherlich übertroffen und die Partei, welche aus dem Bruch des Friedens Capital gegen die Regierung zu schlagen den Versuch machen würde, ist in Frankreich sehr viel größer, als in Deutschland. Es ist nicht ohne Interesse, den erwähnten Correspondenten der forcadeschen Revue über diesen Punkt, d. h. über die Kriegsstimmung, auf welche Preußen rechnen kann, urtheilen zu hören. „Auch die Deutschen," schreibt er unter dem frischen Eindruck der empfangenen Reiseeindrücke, „haben ihre Monroë-Doctrin; wer diese verletzen wollte — und das würde nicht nur durch die Occupation deutscher Landestheile, sondern durch jede äußere Einmischung in ihre innern Angelegenheiten geschehen —, der kann sicher sein, sie insgesammt gegen sich zu vereinigen. . . . . Seit dem Krimkriege sind die Deutschen fest davon überzeugt, daß der Kaiser Napoleon nur auf die Gelegenheit warte, um mit ihnen Krieg anzufangen und die Schwäche, welche die französische Regierung im Jahre 1866 bewies, hat sie in dieser Ueberzeugung nicht irre gemacht, weil man wohl wußte, daß die kaiserliche Regierung damals nicht kampfbereit gewesen sei. . . . . Man glaubt noch gegenwärtig, daß nicht nur der Kaiser kriegerisch gesinnt sei, sondern daß er zugleich durch die kriegerischen Leidenschaften seines Volks gedrängt werde und darum meint man, daß, wenn der Krieg einmal unvermeidlich sei, es am besten sei, ihn nicht länger hinauszuschieben . . . . . Einen Krieg provociren wollen die Deutschen nicht, aber sie sind durchaus nicht gewillt, demselben aus dem Wege zu gehen. Sie beklagen diesen Krieg, aber sie willigen in ihn, wie in ein nothwendiges Uebel, und ist er einmal begonnen, so werden sie ihn, um möglichst bald ans Ende zu kommen, mit Leidenschaft führen." Diese Aussprüche sagen nichts Neues, sie beweisen aber, daß man unsre Situation jenseit des Rhein ebenso genau kennt, wie diesseit desselben, und daß man sich über die zu Gunsten Preußens sprechenden Chancen keine Illusionen macht. Weil man sehr genau weiß, daß eine französische Kriegserklärung alle Beschwerden der der deutschen Vormacht verbündeten und annectirten Länder zum Schweigen bringen und den Eintritt des Südens in den norddeutschen Bund beschleunigen würde, schiebt man es möglichst hinaus, dem gefürchteten Gegner diesen Dienst zu erweisen und gleichzeitig die eigne Existenz auf die Karte zu setzen. Während Preußen sicher darauf rechnen kann, die gefährlichsten seiner innern Feinde durch eine auswärtige Gefahr zum Schweigen gebracht zu sehen, würde die französische Regierung durch eine solche die Thiers und Jules Favre, die mexikanischen Staatsgläubiger und die unversöhnten Republikaner und Legitimisten nicht los; so großartig sich auch der Nationalstolz und die Hingebung des französischen Volks zu Zeiten der Gefahr stets bewiesen haben — der Unterschied zwischen

einem Kriege, in welchem es sich blos um die Dynastie handelte und einem solchen, der die Existenz des gesammten Staats aufs Spiel setzt, würde sich dennoch und zwar zu Gunsten Deutschlands geltend machen. Der gegenwärtige Zustand, der Preußen zu steten Rücksichten auf Frankreich zwingt, ist dem französischen Kaiser sehr viel vortheilhafter als dem Grafen Bismarck; verwandelt die Kriegsgefahr sich in eine Kriegsrealität, so würde genau das umgekehrte Verhältniß eintreten.

Unter so bewandten Umständen wird die ultima ratio wohl noch eine Zeit lang andern Auskunftsmitteln zur Fristung der napoleonischen Herrschaft Platz lassen müssen; noch sind die in Deutschland streitenden Gegensätze nicht genugsam zugespitzt, als daß sie auch im Kriegsfall unversöhnt bleiben sollten und das wird Frankreich abzuwarten versuchen, ehe es wirklich zum Schwert greift. Die vielgefürchtete salzburger Zusammenkunft wird die Krisis schwerlich beschleunigen. „Oestreich gegenwärtig schon in einen europäischen Krieg zu unsern Gunsten hineinziehen," bemerkte ein französisches dem Kaiserstaat freundlich gesinntes Blatt neulich, „hieße uns einen sehr schwachen Alliirten geben und diesen selbst tödten. Oestreichs Aufgabe kann allein darin bestehen, seine Wunden zu heilen. Zieht man von den östreichischen Staatseinnahmen die Ausgaben für Erhaltung der Armee und Flotte und die Renten für die Staatsschuld ab, so bleiben 25 Millionen Gulden übrig —, mit Berechnung des Coursverlustes also kaum 40 Millionen Francs — und damit sollen Hof, Justiz und Administration bestritten werden! Diese Summe bleibt hinter der jährlichen Einnahme Belgiens, ja selbst der Stadt Paris zurück." Die Mehrzahl der wiener Blätter — und zwar der liberalen — redet eine ähnliche Sprache und wollte Herr v. Beust sich wirklich auf kriegerische Unternehmungen einlassen, so würde er die Partei, auf welche er sich stützt, binnen kurzem zu seiner entschiedensten Gegnerin haben. Hat das pariser Cabinet vor der salzburger Conferenz ein friedliches Einlenken für rathsam gehalten und dadurch zu erkennen gegeben, daß es sich seiner isolirten Lage wohl bewußt ist, so wird es aus einem Zusammentreffen mit dem mindest kriegsbereiten und mindest kriegslustigen unter seinen möglichen Alliirten schwerlich neue Kriegslust schöpfen.

Es ist aber gradezu ein Mißbrauch der Sprache, wennn man diejenigen, welche die Perpetuirung des gegenwärtigen Zustandes und das Hinausschieben der französischen Kriegsabsichten für wahrscheinlich halten, Optimisten nennt. Nicht der Frieden ist der Güter höchstes, sondern die Friedenssicherheit; ein Frieden, der von der Hand in den Mund lebt und an den Chancen des künftigen Kriegs zehrt, ist sicherlich schlimmer als der Krieg selbst und legt uns die Erinnerung an den alten Spruch nah, „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende". Je länger die unsichere Situation, in der wir stecken, dauert, desto größer werden die Anforderungen, welche an den künftigen Krieg zu stellen sind, desto mehr bleibt für diesen zu thun übrig, namentlich auf dem Gebiet der inneren Politik. So allgemein auch der Glaube an die Unvermeidlichkeit einer französischen Verwickelung ist, die Wenigsten richten ihr Handeln so ein, daß sie derselben mit gutem Gewissen entgegengehen könnten. Die Gegner Preußens wissen alle miteinander, daß die Störung des Friedens den inneren Hader zum Schweigen bringen würde, daß sie, die heute das Mögliche thun, um die Lage der Regierung zu erschweren, im Kriegsfall einlenken müßten; so fest sie auch an den Krieg glauben, sie sind weit davon entfernt, was einmal unvermeidlich ist, bei Zeiten zu thun und sich dadurch das spätere Einlenken zu ersparen. Mit den vorhandenen Factoren zu rechnen hat der deutsche Radicalismus niemals verstanden und der Particularismus noch weniger — die Anhänger beider Parteien thun vielmehr so, als ob sie jeden Augenblick im Stande wären,

Digitized by Google

die preußische Spitze durch eine andere zu ersetzen; hört man sie reden, so sollte man glauben, die Mißgriffe der preußischen Regierung in Kurhessen oder Nassau machten Preußen sogleich entbehrlich, entwaffneten Frankreichs Kriegslust, füllten die östreichischen Kassen und erhöhten die Fähigkeit der Cabinete von München oder Stuttgart zur Führung Deutschlands. Und unter den Vielen, welche den Sturmlauf gegen die norddeutsche Bundesverfassung für die heiligste Pflicht des Volksfreundes und Patrioten halten, haben es doch nur Wenige so weit gebracht, den Umsturz derselben selbst um den Preis einer französischen Einmischung in die deutschen Dinge oder einer Erneuerung der Rheinbundwirthschaft zu wünschen! Die Erkenntniß, daß wir nur die Wahl zwischen dieser und der Unterordnung unter Preußen haben, wird den Massen erst aufgehen, wenn der Krieg da ist und wir können darum nur wünschen, daß jener Franzose, den wir oben behaupten hörten, in Deutschland sei man nicht gewillt, der Erhaltung des Friedens irgendwelche Opfer zu bringen, — daß dieser Recht behalte. Frankreich hat ein Interesse daran, den Krieg hinauszuschieben, Deutschland keines, alle Opfer, welche der Abwendung desselben gebracht werden, geschehen auf Kosten unserer Chancen für einen glücklichen Ausgang und in Wahrheit hätte man im jetzigen Augenblick in Paris mehr Grund, Noten und Depeschen des berliner Cabinets zu fürchten, als in Deutschland bei jedem französischen Fühler zusammenzufahren.

Trotz dem, daß der Zusammentritt des Reichstags vor der Thür steht, hat man in den letzten Wochen mehr vom Kriege als von den Wahlen gehört. Wollte man darum glauben, diese Wahlen würden sich unter dem Eindruck der Kriegsgefahr vollziehen, so würde man das Maß der politischen Bildung in Deutschland überschätzen. Während unablässig von Krieg und Kriegsgefahr geredet wird, rüstet man zu den Wahlen wie am Eingang eines ewigen Friedens d. h. ohne jede Rücksicht darauf, daß die nächste Legislaturperiode wahrscheinlicherweise zugleich die nächste Kriegsperiode sein wird. Weil der Krieg noch nicht da ist, halten unsere Gegner es noch nicht für nöthig, die Eventualitäten desselben bei ihren Wahlagitationen in Betracht zu ziehen. Sie wissen ebenso genau wie wir, daß ein Zusammenstoß mit dem westlichen Nachbarn auf die Dauer der nächsten drei Jahre kaum vermeidlich ist, daß ein Krieg sich nicht mit Grundrechten und Verfassungsparagraphen führen läßt, daß es bei einem solchen darauf ankommen wird, einen festgeschlossenen Staatsverband zu besitzen, und dennoch halten sie es für ihre nächste Pflicht, nicht diesem, sondern der Erweiterung der Volksfreiheit Garantien zu schaffen, nicht für die nächsten, sondern für die entfernteren Bedürfnisse zu sorgen. Sie heißen die „Consequenten", weil sie nicht nach den Consequenzen ihres Handelns fragen, die „Entschiedenen", weil sie nicht wissen, auf welche Entscheidung es eigentlich ankommt und weil sich von ihrer Politik nur so lange leben läßt, als es nicht zur Entscheidung kommt; tritt diese ein, so werden, wie vor einem Jahr, alle diejenigen bei Seite geschoben werden, welche nicht verstehen wollen, daß an die innere Einrichtung eines Hauses erst gedacht werden kann, wenn dieses Haus fertig und gesichert dasteht. Die Particularisten arbeiten auf Zustände hin, die Frankreich zum Kriege ermuthigen sollen und doch wäre der erste Kriegstag der letzte ihrer Existenz.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Mysteries
Of
Love
And
Eloquence

Die internationale Convention zu Genf.

Die auf dem genfer Congresse vom 22. August geschlossene und am 22. Juni 1865 ratificirte Convention der meisten Staaten Europas und der nordamerikanischen Union gehört ihrer Idee nach zu den größten Fortschritten der Humanität im jetzigen Jahrhundert. Sie gewährt „zur Milderung des Looses der Verwundeten" die Neutralität der verwundeten Gefangenen und der Feldsanitätsanstalten mit ihrem gesammten Verpflegungspersonal, und bietet hierdurch eine breite Basis für die Wirksamkeit der Hilfsvereine zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger. Ohne diese Convention würde die Privatbeihilfe im Kriege ein Stückwerk bleiben, und könnten weder die amtliche Hilfeleistung noch die private Mitwirkung bei derselben dem erhabenen Zwecke entsprechen, den sie sich vorgesetzt haben.

Der vorjährige Krieg würde die Segnungen dieser Convention schon haben wahrnehmen lassen, wenn Oestreich derselben früher beigetreten wäre. Erst nach Beendigung der Feindseligkeiten, am 21. Juli, schloß die östreichische Regierung, von der Nothwendigkeit überzeugt und von der öffentlichen Meinung gedrängt, sich dem Vorgange der übrigen Staaten an. Die gefangenen Verwundeten, 411 Offiziere und 13,935 Mann, hatten indessen unter dieser Säumniß kaum zu leiden; sie wurden mit aller Rücksichtsnahme in den preußischen Lazarethen als Hilfsbedürftige mit derselben Sorgfalt gepflegt, welche den preußischen Verwundeten gewidmet wurde. Die gefangenen östreichischen Aerzte wurden nach dem Erlaß vom 11. Juli nicht als Kriegsgefangene betrachtet, weil den östreichischen Befehlshabern schon unter dem 26. Juni durch den als Parlamentär nach Josephstadt abgeschickten Obristlieutenant von Ziemiczki eröffnet worden war, daß die preußischen Commandirenden auf Befehl Sr. Majestät des Königs angewiesen seien, in Erwartung der Gegenseitigkeit alle durch den genfer Vertrag vorgeschriebenen Humanitätsrücksichten auch gegen die östreichischen Sani-

Digitized by

tätsanstalten und Beamten in Anwendung zu bringen. Den östreichischen Militärärzten ist diese Notification gewiß ebensowenig als den Commandirenden des kaiserlichen Heeres bekannt geworden; denn sonst würden jene bei den Verwundeten auf den Verbandplätzen geblieben sein und diese das Anerbieten, die gefangenen Verwundeten ihnen übergeben zu wollen, angenommen haben. Erst nach dem Beitritt zur Convention übernahm der Professor Dr. von Dumreicher im Auftrage seiner Regierung gegen Ende August die in 17 preußischen Feldlazarethen Böhmens zurückgebliebenen Verwundeten zur Behandlung durch östreichische Aerzte.

Wenn somit die Convention in diesem Kriege noch nicht zur Anwendung und Prüfung, die segensreiche Wirkung derselben noch nicht zum vollen Ausdruck gebracht werden konnte; so haben doch die in demselben gemachten Erfahrungen und eine unbefangene Beurtheilung der Fassung jener Conventionsartikel zu der Ueberzeugung geführt, daß durch dieselbe den Anforderungen der Humanität nicht in dem Umfange entsprochen und der Zweck nicht in dem Grade erreicht werden kann, als nothwendig und zulässig ist, wenn die Kräfte und Mittel, welche zu Gebote gestellt werden, volle Verwendung finden sollen.

Es haben sich über die Mängel dieses menschenfreundlichen Bundes bereits wiederholt bemerkenswerthe Stimmen vernehmen lassen. Dr. von Haurowitz,*) Generalinspector des Sanitätswesens der kaiserlich russischen Marine, hält die Ausführung der Convention nicht nur für höchst schwierig, sondern unter gewissen Umständen für ganz unmöglich. Ihm scheint die gesammte Convention trotz ihres edlen Charakters wenig mehr als eine doctrinäre Illusion zu sein, der man sich zwar in der besten Absicht hingegeben haben, die aber um so hemmender wirken könne, als man sich leicht dem Glauben hingeben könne, durch dieselbe bereits genügende Mittel zur Abhilfe des menschlichen Elends auf dem Schlachtfelde gefunden zu haben. — Es ist ferner vom Professor von Dumreicher **) und von Dr. Samuel***) den Artikeln der genfer Uebereinkunft mit Recht ein Mangel an Präcision des Ausdrucks zum Vorwurf gemacht und hervorgehoben worden, daß dieselben eine verschiedene Deutung zulassen. — Der Verfasser möchte für die Hauptursache dieser Mängel die Unklarheit der Redactionscommission über die im Kriege und nach Schlachten vorkommenden Zustände und der Bedürfnisse halten, welche die Concessionen zur Erreichung des edlen Zweckes zur Voraussetzung genommen haben. Es bestand die Berathungscommission der 26 Bevollmächtigten zu Genf aus 10 Aerzten, 8 Gesandten, 3 Offizieren, 2 Militärbeamten, 1 Geistlichen und 2 Privaten, und die Redactionscommission für den

*) Das Militärsanitätswesen in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Stuttgart, 1866. S. 4 ff.

) Zur Lazarethfrage. Erwiderung von Professor von Dumreicher an Professor von Langenbeck. Wien, 1867; S. 48. — *) Preußische Jahrbücher; 1867, April; S. 408. —

Digitized by Google

vorzulegenden Entwurf aus fünf Laien und einem Professor der Militärchirurgie aus England.*) Es war bei dieser Commission somit der militärärztliche Stand nur durch einen Theoretiker und der militärische gar nicht vertreten. Bei der Berathung vermochte der durch seine drei Mitglieder vertretene Militärstand nichts in die Wagschale zu legen, die zehn Aerzte aber scheinen, wenn ihnen Kriegserfahrung wirklich zur Seite stand, dieselbe entweder nicht geltend gemacht zu haben, oder überstimmt worden zu sein. Die Zusammensetzung der Commission war demgemäß keine günstige, den Zweck fördernde. Die Fassung der Artikel würde den Zuständen und Bedürfnissen mehr entsprochen haben, wenn die Redactions- und Berathungscommission prävalirend aus kriegserfahrenen höheren Offizieren und Militärärzten bestanden hätte, welche mit den Verhältnissen der Feldlazarethe und dem Zustande der Verwundeten während und nach der Schlacht genau bekannt waren.

Die Mängel, welche den Artikeln der Convention zum Vorwurf gemacht werden und der vollständigen Erreichung ihres Zweckes hindernd in den Weg treten können, sind folgende:

1. Die Bestimmungen sichern zunächst nicht die erforderliche Sorge für die Verwundeten in ihrer Noth. Der erste**) und zweite Artikel***) gewähren dem gesammten zum Sanitätedienste in den Ambulancen und Feldspitälern bestimmten Personale durch die Anerkennung seiner Neutralität allerdings nicht nur die persönliche Freiheit, sondern der dritte Artikel†), selbst nach der Besitznahme durch den Feind, die freie Selbstbestimmung in Betreff der Fortsetzung des Krankendienstes. Es wird ohne alle Bedingung den betreffenden Personen gestattet, zu den Corps sich zurückziehen zu können, denen sie angehören, es wird ihnen solchen Falls selbst die Begleitung zu den feindlichen Vorposten von Seiten des Heeres gesichert, welches Besitz ergriffen hat. Durch diese beliebige Rückkehr der Militärärzte und des übrigen Verpflegungspersonals können aber

*) Der Genfer Congreß und seine Ergebnisse. Darmstadt, 1865; S. 13 und 16.

**) Art. I. Les ambulances et les hôpitaux militaires seront reconnus neutres et comme tels protégés et respectés par les belligérants, aussi longtemps qu'il s'y trouvera des malades ou des blessés. — La neutralité cesserait, si les ambulances et les hôpitaux étaient gardés par une force militaire.

***) Art. II. Le personel des hôpitaux et des ambulances, comprenant l'intendance, les services de santé, d'administration, de transport de blessés, ainsi que les aumôniers, participera au bénéfice de la neutralité lorsqu'il fonctionnera et tant qu'il restera de blessés à relever ou à secourir.

†) Art. III. Les personnes désignées dans l'article précédent pourront, même après l'occupation par l'ennemi, continuer à remplir leurs fonctions dans l'hôpital ou l'ambulance, qu'elles deservent, ou se retirer pour rejoindre le corps, auquel elles appartiennent. — Dans ces circonstances, lorsque ces cesseront leurs fonctions, elles seront remises aux avant-postes ennemis, par les soins de l'armée occupante.

Digitized by Google

nach einem Gefecht und nach einer Schlacht die größten Calamitäten für die Verwundeten herbeigeführt werden; denn es steht nicht zu bezweifeln, daß die Sanitätsbeamten häufig, nachdem sie gegen ihren Willen in die Hände des Siegers gefallen oder freiwillig bei der Ausübung des Sanitätsdienstes während der Schlacht auf dem nunmehr vom Feinde occupirten Terrain verharrt sind, von ihrem Rechte sobald als möglich und ohne ihre Aufgabe ganz zu lösen Gebrauch machen und ihre Entlassung fordern werden, um zu ihren Corps zurückkehren zu können. Es fällt aber die Sorge für die Verwundeten stets dem das Schlachtfeld behauptenden Sieger zu und diese Sorge, soll sie sich auf den Feind erstrecken, wird um das Doppelte und selbst Dreifache vermehrt. Um diese Aufgabe im Sinne der Convention befriedigend zu lösen, reichen die Kräfte des Siegers dann nicht hin. Die abgemessenen Etats der Aerzte und Feldlazarethe waren bisher immer die Ursache des Jammers und Elendes nach einer Schlacht, die eben durch die Convention gemildert und möglichst beseitigt werden sollen. Will man diesen Zweck wirklich erreichen und die Convention nicht eine leere Phrase sein lassen, so muß dem Sieger gestattet sein, auch über das in seiner Macht befindliche Personal und Material der feindlichen Sanitätsanstalten so lange verfügen zu können, bis von ihm, nach der Beseitigung des Nothstandes, die weitere Sorge für die Verwundeten allein übernommen werden kann. — Demgemäß müssen nach jedem Kampfe alle Aerzte und das gesammte Personal der besiegten Partei, welches zum Dienste in den Ambulancen und Feldspitälern gehört, — mögen dieselben während der Action in Thätigkeit gewesen sein oder nicht, — zur ferneren Hilfeleistung bei den Verwundeten während der Occupation des Terrains durch den Sieger so lange bleiben und wirksam sein, als für nöthig gefunden wird, d. h. bis von Seiten des Siegers für das Unterkommen und die weitere Pflege der Verwundeten entweder durch Zurückgabe derselben an den Feind, wenn die Verhältnisse es erlauben, oder durch Ueberführung in die eigenen Heilanstalten gesorgt ist. Dies gilt sowohl von den Verwundeten auf den Verbandplätzen, wo die Ambulancen thätig sind, wie von denen in stabilen Feldlazarethen, welche im Rücken der Armeen errichtet und vom Sieger occupirt worden sind. —

Die Aerzte und das übrige Verpflegungspersonal müssen somit vorübergehend in das Sanitätscorps des Siegers aufgenommen und diesem gleichgestellt werden. Es hat die Militärbehörde, unter deren Schutz die Aerzte u. s. w. nunmehr stehen, für die Sicherung ihrer Existenz gegen spätere Liquidation der Kosten ebenso zu sorgen, wie für die gefangenen Verwundeten und Kranken. Was an Mitteln zur Verpflegung fehlt, muß auch für diese mit derselben Sorgfalt herbeigeschafft werden, welche denen des Siegers gewidmet wird, mag dies durch Requisition, Lieferung aus Depots des Siegers oder durch Spenden der Hilfsvereine geschehen. Zu letzterem Zweck muß auch den Delegirten der Vereine.

Digitized by Google

und den Begleitern von Transporten aus Feindesland, unter dem Schutze des rothen Kreuzes auf weißem Grunde, der Zutritt zu den Feldspitälern in das vom Sieger occupirte Terrain gestattet, die Hilfsleistung der Vereine somit eine gemeinschaftliche und gegenseitige werden, die keine Feinde, sondern nur Hilfsbedürftige kennt.

Gerathen Militärärzte in Gefangenschaft, so müssen auch sie vorübergehend und so lange das Bedürfniß es fordert, zum Dienst bei den Verwundeten ihres Heeres herangezogen werden. Dies kann besonders nothwendig werden, wenn beim Vorhandensein einer großen Menge von Verwundeten des Gegners Feldspitalärzte in genügender Zahl nicht zur Verfügung stehen. Da ihre Abwesenheit von der Armee mehr als die der Hospitalärzte vermißt wird, so sind sie bei eintretender Entbehrlichkeit vorzugsweise dem Gegner bald wieder zuzuführen, damit dem Mangel an Aerzten, an welchem alle Armeen leiden, für die folgenden Gefechte und Schlachten vorgebeugt sei.

Was die Heranziehung der Aerzte des Feindes zum Dienste bei den Verwundeten des Siegers betrifft, so muß von dem Gesichtspunkte aus, daß der Verwundete und Erkrankte aufhört Feind zu sein, und daß jeder Arzt verpflichtet ist, in der Noth jedem Menschen Hilfe zu leisten, sowie in Berücksichtigung dessen, daß die dauernde Behandlung der meisten Verwundeten den Aerzten der siegenden Armee zufällt, — unbedingt auf derselben bestanden werden. Je schneller der Nothstand beseitigt und der Sieger in den Stand gesetzt wird, die fernere Sorge für die Verwundeten allein übernehmen zu können, desto früher können die Aerzte des Feindes entlassen werden und zu ihren Corps zurückkehren. — Einen Zeitpunkt für die Mitwirkung der Aerzte festzustellen, dürfte seine Schwierigkeiten haben; wir meinen indessen, daß innerhalb acht bis zehn Tagen das Nothwendigste durch der vereinten Kräfte Streben für die Beseitigung des Nothstandes geschehen könnte. — Nur unter diesen Bedingungen kann die Convention eine Wahrheit werden. —

2. Beschränkt wird die Absicht der Convention durch den zweiten Passus des ersten Artikels, zufolge dessen die Neutralität einer Ambulance oder eines Feldlazareths nicht anerkannt wird, wenn dieselben durch militärische Macht besetzt sind. — In Feindesland ist auf Märschen und bei Etablirung eines Lazareths ein militärischer Schutz aber fast immer nothwendig. Daß dieser militärische Schutz die Ursache davon werden soll, daß die Rettungs- und Feldheilanstalten in ihrer freien Wirksamkeit beschränkt und ihrer Bestimmung, als geheiligte Stätten der Humanität gemeinsam zu dienen, entzogen werden, kann völkerrechtlich nicht gebilligt werden. Geräth ein im Marsche begriffenes oder ein in einer Stadt errichtetes Spital in die Hände des Feindes, so mag das Schutzcommando gefangen werden, das Spital aber muß nunmehr unter den Schutz der das Terrain occupirenden Macht gestellt werden, mag es Verwundete verpflegen oder

Digitized by Google

nicht; ferner darf weder das Sanitäts- und Verpflegungsperſonal als in Gefangenſchaft gerathen, noch das Material als Beute angeſehen werden.

3. Eine dem Zwecke der Convention widerſprechende Beſtimmung in den Artikeln I und IV*) iſt es ferner, daß die Neutralität aufhören ſoll, wenn ſich keine Kranken oder Verwundete mehr in der Ambulance oder in einem Feldſpital befinden, und daß dann das Material des letzteren dem Kriegsrecht verfällt und als Beute eingezogen wird. Man erkennt ſomit zwar an, daß das Material, welches eine Ambulance zu ihrer Wirkſamkeit auf dem Schlachtfelde mit ſich führt, derſelben nothwendig iſt, man legt aber Beſchlag auf das, welches den Aerzten der Feldſpitäler zur Aufnahme und Behandlung der Verwundeten erforderlich iſt, nachdem dieſen in jener die erſte Hilfe geleiſtet wurde. Die Aerzte der Feldſpitäler ſollen, wenn ſie keine Verwundeten und Kranke mehr zu behandeln haben, ohne das Lazarethmaterial zu ihren Corps zurückkehren und nur ihr Eigenthum mitnehmen. — Es iſt bei dieſer Beſtimmung durch den Congreß nicht bedacht worden, daß durch ſie der betroffenen Partei ein empfindlicher, nicht leicht wieder zu erſetzender Verluſt zugefügt wird, indem ſie dieſelben der Mittel beraubt, durch welche die ihr zurückgeſendeten Aerzte fernerhin ihrem Berufe nachkommen können. Wie das Verpflegungsperſonal muß auch das Material ſein und im Beſitz der ſtreitenden Parteien bleiben.

4. Im Artikel V**) wird wohl zu viel verſprochen, wenn, wie es wörtlich heißt, die Landesbewohner, welche den Verwundeten Hilfe bringen, verſchont und keiner Beſchränkung ihrer Freiheit unterworfen werden ſollen, und ferner feſtgeſtellt wird, daß jeder Verwundete, der in einem Hauſe aufgenommen und verpflegt wird, demſelben als Schutzwache dienen, und daß der Bewohner, welcher Verwundete bei ſich beherbergt, frei von Einquartierung und ſelbſt von einem Theile etwaiger Kriegscontributionen bleiben ſoll. Der Zweck dieſer Verordnung, in ſo weit ſie den Verwundeten zu Gute kommt, iſt allerdings anzuerkennen und auch für die Zukunft aufrecht zu erhalten, die verſprochene Begünſtigung der Bewohner dürfte aber wohl nur zum Theil und nur ſehr beſchränkt zur Ausführung

---

*) Art. IV. Le matériel des hôpitaux militaires demeurant soumis aux lois de la guerre, les personnes attachées à ces hôpitaux ne pourront en se retirant emporter que les objets, qui sont leur propriété particulière. Dans les mêmes circonstances au contraire l'ambulance conservera son matériel.

**) Art. V. Les habitants du pays, qui porteront secours aux blessés, seront respectés, et demeureront libres. Les généraux de puissances belligérants auront pour mission de prévenir les habitants de l'appel fait à leur humanité, et de la neutralité, qui en sera la conséquence. — Tout blessé recuilli et soigné dans une maison, y servira de sauvegarde. L'habitant qui aura recuilli chez lui des blessés, sera dispensé du logement des troupes, ainsi que d'une partie des contributions de guerre, qui seraient imposées.

Digitized by Google

kommen, und im gegenseitigen Interesse weder von den Civilbehörden, noch von den Truppencommandeuren in dem bezeichneten Umfange zugestanden werden können. —

5. Die Bestimmung im Artikel VI.*), daß Verwundete und Kranke, welcher Nation sie auch angehören, in Hospitäler u. s. w. aufgenommen und verpflegt werden sollen, ist schon in dem vorhergehenden Artikel einbegriffen und der eigentliche Zweck der Convention, welche dieser von allen civilisirten Völkern immer geübten Menschenpflicht nur weitere Grenzen dadurch steckt, daß die Verwundeten in Zukunft nicht mehr als Gefangene betrachtet, sondern an die feindlichen Vorposten unmittelbar übergeben werden sollen, wenn die Umstände es gestatten und beide Theile einverstanden sind. — Diese Erlaubniß, deren Benutzung auch im Interesse des Siegers liegt, dürfte wohl nur von den Leichtverwundeten, welche zu gehen im Stande sind, benutzt werden können; denn es dürfte für die Schwerverwundeten in der Regel an Transportmitteln fehlen, da der sich zurückziehende Feind auch die Eisenbahn unwegsam zu machen pflegt. Auch die Rückkehr der in Spitälern hergestellten, aber nicht mehr dienstfähigen und der wieder zum Dienste tauglich gewordenen Verwundeten gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht wieder dienen zu wollen (ein Versprechen, welches in einem länger dauernden Kriege nicht gehalten werden dürfte) möchte während der Fortdauer der Operationen auf Schwierigkeiten stoßen. — Die Erklärung einer unbedingten Neutralität der Krankentransporte und des sie leitenden Personals darf als eine Consequenz des Zweckes der Convention bei einer neuen Feststellung ihrer Artikel ebensowenig als die Bestimmung der Neutralität für Transporte der Hilfsvereine fehlen.

Wie nach Feldschlachten, so müßte auch während der Dauer von Belagerungen die Neutralität des Verpflegungpersonals und der Kranken der Belagerten anerkannt werden, wovon in der Convention keine Rede ist. — Bei langer Dauer einer Belagerung bleibt die Entwickelung ansteckender Krankheiten unter den Truppen und Bewohnern nicht aus. Die zunehmende Zahl der Verwundeten und Kranken und der sich steigernde Mangel an Lebensbedürfnissen und Gegenständen zur Krankenpflege führen Noth und Elend bis zu einem herzzer-

*) Art. VI. Les militaires blessés ou malades seront recuillies et soignés, à quelque nation qu'ils appartiennent. — Les commandants en chef auront la faculté de remettre immédiatement aux avant-postes ennemis, les militaires ennemis blessés pendant le combat, lorsque les circonstances le permettront et du consentement des deux partis seront renvoyés dans leur pays ceux qui, après guerison, seront reconnus incapables de servir. — Les autres pourront être egalement renvoyés, à la condition de ne pas reprendre les armes pendant la durée de la guerre. — Les evacuations, avec le personnel qui les dirige, seront couvertes par une neutralité absolue.

Digitized by Google

reißenden Grade herbei, denen Tausende als Opfer fallen, wie namentlich die Belagerungen von Mainz und Torgau bewiesen haben! — Um der Wiederkehr solcher Calamitäten für die Folge vorzubeugen, müßte den Belagerten, sowohl den Truppen als den Bewohnern, gestattet werden, transportfähige Kranke und Verwundete, deren Heilung resp. bis zum Wiedereintritt der Dienstfähigkeit zweifelhaft ist oder sich in die Länge zieht, von Zeit zu Zeit evacuiren und nach Militärlazarethen oder Civilspitälern in offenen Städten zerstreuen zu dürfen, in denen sie unter dem Schutze der Neutralität der Behandlung unterworfen werden könnten und der nachtheiligen Rückwirkung entzogen würden, die bei ihrem Verbleiben in der Festung auf die Gesunden nicht ausbleibt.

Die erhabene Idee, welche der Convention zum Grunde liegt, hat in den Herzen aller Menschen einen zu mächtigen Anklang gefunden, das Bedürfniß ihrer Ausführung bei allen civilisirten Völkern zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß ihre Verwirklichung je wieder aufgegeben werden könnte, so groß auch die Schwierigkeiten sind. Das Liebeswerk darf aber kein Stückwerk bleiben. Es müssen alle Feldlazarethe mit ihrem Personal unbehelligte Stätten der Humanität werden, auf welchen gemeinschaftlich von beiden kriegführenden Parteien allen Opfern des Krieges Beistand und Hilfe ohne irgendeine Störung und Beschränkung so lange gewährt wird, als die Noth es erheischt. Zur Erreichung dieses Zieles wird eine Revision und veränderte Fassung der Conventionsartikel durch sachverständige Männer auf einem abermals anzuordnenden Congresse nothwendig sein. Für die Hilfsvereine erwächst die Aufgabe, auf einer internationalen Conferenz durch eine Vorberathung auf den gleichen Zweck hinzuwirken, damit sie in künftigen Kriegen eine sichere Basis für ihre Wirksamkeit finden.

Dr. A. L. Richter.

Guizots Memoiren (Band 8.).

Guizot, mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. T. VIII. Paris, Michel Lévy frères. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867.

1.

Auswärtige Politik.

Mit dem vorliegenden achten Bande bringt Guizot seine Memoiren zum Abschluß. Der Sturz der Julimonarchie, mit der er untrennbar verwachsen war, entfernte ihn für immer von der politischen Schaubühne, auf der er eine

Digitized by Google

ſo hervorragende Rolle geſpielt hatte. Die Sache, für die er gekämpft hatte, war in dem Grade ſeine eigene Sache geworden, daß für ihn ſo wenig, wie für ein Mitglied der Familie Orleans, die Möglichkeit vorhanden war, in der neuen Ordnung der Dinge einen politiſchen Wirkungskreis zu ſuchen. Es war aber nicht nur die Perſonenfrage, die ihn von jeder Betheiligung an der Regierung des Kaiſers ausſchloß, ſo wenig wie das Band, welches ihn mit Ludwig Philipp verknüpft hatte, ein nur perſönliches geweſen war. Was zwiſchen Guizot und dem kaiſerlichen Frankreich eine unüberſteigliche Scheidewand zog, war vielmehr der principielle Gegenſatz, in dem der energiſche Vertreter des parlamentariſchen Syſtems zu dem Imperialismus ſtand. Die politiſche Freiheit iſt mit dem Cäſarismus unvereinbar. Warum aber, könnte man fragen, hat Guizot nicht, wie z. B. Thiers, den allerdings enge umgrenzten Raum, den auch Napoleon der politiſchen Debatte hat gewähren müſſen, benutzt, um das Syſtem, mit dem er ſich nicht verſöhnen kann, zu bekämpfen? Wer ſeine politiſche Thätigkeit vom Jahre 1830 an verfolgt und zugleich die fortlaufenden Commentare derſelben, die er in ſeinen Reden und Schriften niedergelegt hat, zu Rathe zieht, der wird ſich dieſe Frage leicht beantworten können. Guizot ſah das parlamentariſche Regime für das der Entwickelung der politiſchen Freiheit die ſicherſten Bürgſchaften bietende Staatsprincip an; aber in noch höherem Grade, als er dieſem Regime ergeben iſt, fürchtet er die Revolution. Für ihn wird ſich daher die Frage ſo ſtellen: Iſt im gegenwärtigen Augenblick ein Kampf für die Wiederherſtellung des parlamentariſchen Syſtems möglich, ohne die Exiſtenz des Kaiſerthums ſelbſt zu gefährden? Verneint er dieſe Frage, ſo muß er ſeine politiſche Thätigkeit als abgeſchloſſen anſehen. Denn er wird den gewaltſamen Sturz des Kaiſerthums für ein größeres Unglück halten, als die Fortdauer eines Zuſtandes, der mit ſeinen Grundſätzen allerdings im ſchroffſten Widerſpruche ſteht. Es bleiben ihm nur die Reſignation und die Hoffnung auf den endlichen Sieg der Freiheit. Auf welchen Umwegen dieſe Hoffnung ſich verwirklichen wird, das iſt ein Geheimniß, deſſen Schleier er nicht zu lüften wagt. Daß ſie ſich aber verwirklichen wird, daran hält er feſt mit der zähen Energie, die ſeinen Glauben an eine ſittliche Weltordnung charakteriſirt.

Unter den Werken ſeiner Muße nehmen ſeine Memoiren jedenfalls eine hervorragende Stelle ein. Wo er, wie in der Broſchüre über Italien und das Papſtthum, die Entwickelung der Gegenwart kritiſirt, vermag er es nicht, ſich über den Standpunkt zu erheben, den er als praktiſcher Staatsmann einſt den Keimen dieſer Entwickelung gegenüber eingenommen hat. Die Anſchauungen der altfranzöſiſchen Schule, die auch von der napoleoniſchen Staatskunſt in höherem Grade getheilt werden, als es meiſt angenommen wird, ſind durchaus die ſeinigen. Er denkt über die nationalen Beſtrebungen der Nachbarvölker nicht anders als Thiers, nur daß er von der cyniſchen Mißachtung fremder Berech-

Digitized by Google

tigung und der maßlosen ebensowohl individuellen wie nationalen Eitelkeit dieses gepriesenen, aber weit überschätzten Staatsmannes sich frei hält. — In den Zeiten der Julimonarchie hatte dieser gegenwärtig unhaltbar gewordene Standpunkt eine gewisse Berechtigung. Deutschland kam noch nicht in Betracht; die Bestrebungen der schweizer Radicalen durfte man hoffen, durch einen gemeinsamen Druck der Großmächte zu einer Bewahrung der durch die wiener Verträge errichteten Bundesverfassung zu zwingen; in Italien dagegen fiel Frankreich die complicirtere Aufgabe zu, den überwiegenden Einfluß Oestreichs, der sich auf die conservativen und reactionären Tendenzen der italienischen Cabinete stützte, zu brechen, und andererseits, die liberale Patriotenpartei soweit zu beherrschen, daß man alle auf den Einheitsstaat gerichtete Bestrebungen im Keime ersticken konnte. Denn die Einheitsidee widersprach nicht nur der traditionellen französischen Politik, die in jeder Zusammenfassung der italienischen Nationalkraft eine Verminderung der französischen Macht sah; jeder entschiedene Schritt in dieser Richtung würde ein gewaltsames Einschreiten Oestreichs provocirt haben, jede bewaffnete Einmischung Oestreichs hätte aber Frankreich vor die Alternative eines Rückzuges oder eines Krieges gestellt. Beide Eventualitäten mußten Guizot gleich bedenklich erscheinen. Die Preisgebung Mittelitaliens und insbesondere des Papstes Pius des Neunten an Oestreich wäre, und mit Recht, in ganz Frankreich als eine unverzeihliche Schädigung der Nationalehre empfunden worden, ein Krieg gegen Oestreich (ganz abgesehen von den friedlichen Neigungen Ludwig Philipps und seines Ministere) hätte Frankreich zum Verbündeten der revolutionären Propaganda gemacht. Vor dieser Bundesgenossenschaft aber hatte der König einen unüberwindlichen Abscheu. Die französische Demokratie hatte in den ersten Jahren sich bemüht, seine Regierung auf diese Bahnen zu drängen; ihre Bemühungen hatten nur zur Folge gehabt, seine Annäherung an die Cabinete zu erleichtern und zu beschleunigen. Was er in den Jahren seiner größten Popularität nicht gewagt hatt, das mußte ihm zu einer Zeit, wo er in der Demokratie seine erbittertsten Feinde sah, gradezu als ein politischer Selbstmord, als eine moralische Unmöglichkeit erscheinen. Die zwischen den beiden Extremen einzuhaltende mittlere Linie ergab sich somit ganz von selbst: es kam darauf an, durch Begünstigungen der gemäßigt liberalen Partei eine Reform der schreiendsten Mißbräuche herbeizuführen, und auf diese Weise zugleich der östreichischen Herrschsucht und dem Radicalismus der unitarisch gestimmten Demokratie Schach zu bieten. Der Hebel für diese Politik war selbstverständlich in Rom anzusetzen, wo die Regierung immer einen starken Widerwillen gegen den ausschließlichen Einfluß Oestreichs empfand, und wo es demgemäß neben einer östreichischen auch eine französische Partei unter den Cardinälen gab. Einen vorzüglichen Vertreter der von ihm beabsichtigten Vermittelungspolitik hatte Guizot in Rossi gefunden, der wie wenig andere die

Digitized by Google

Praktiken des geistlichen Regiments kannte und es verstand, sich mit außerordentlicher Gewandtheit nicht nur mit dem Vatican und den hohen Würdenträgern der Kirche auf guten Fuß zu stellen, sondern auch in den niedern, von der Diplomatie meist unbeachtet gelassenen und doch nach Oben einen entscheidenden Einfluß ausübenden Sphären der geistlichen und Beamtenhierarchie für das französische Interesse Propaganda zu machen. Welches Aufwandes von activer Zähigkeit es bedurfte, um von der passiven Zähigkeit Gregors des Sechszehnten, in dem die starre, unnachgiebige vis inertiae des Priesterregiments, das System des non possumus sich verkörpert hatte, in der Jesuitenfrage die von der französischen Regierung geforderten Zugeständnisse zu erhalten, ist im siebenten Bande der Memoiren erzählt worden. Inzwischen hatte die dumpfe Erregung der Geister, die in Italien herrschte, zu aufständischen Versuchen in der Romagna geführt, als der Tod Gregors der italienischen Bewegung einen unerwarteten Aufschwung gab.

Mit der Wahl Pius des Neunten begann die ungeheure Bewegung, die nicht nur die inneren Verhältnisse der einzelnen Staaten umformen, sondern auch der Karte Europas eine neue Gestalt geben sollte. Wenn man sich den tiefen Eindruck, den die ersten reformatorischen Maßregeln des neuen Papstes überall hervorbrachten, ins Gedächtniß zurückruft, wenn man sich die jugendliche Begeisterung vergegenwärtigt, mit der die römische Bevölkerung ihr Oberhaupt umdrängte, und ihm hoffnungsvoll ihr „Muth, heiliger Vater, Muth!“ zurief, wenn man der Tage gedenkt, wo die Augen nicht blos des katholischen Europa mit namenloser Spannung auf die alte Hauptstadt der Welt gerichtet waren, in der, wie man glaubte, die Saaten einer neuen, schönen und freien Zukunft gestreut wurden, und wenn man dann diesen Frühlingsrausch, der uns fast zum Mythus geworden ist, mit der Gegenwart vergleicht, wenn man von dem edlen, poetisch verklärten Bilde des päpstlichen Befreiers die Blicke auf den schwachen Greis wirft, der gegenwärtig mit der ganzen zähen Widerstandskraft der Hierarchie erfüllt, den hoffnungslosen Kampf für die letzten Überreste des patrimonium Petri kämpft gegen eben die Elemente, die in schwärmerischer Verehrung ihn einst auf den Schild erhoben als Führer in dem Kreuzzuge für die Befreiung Italiens und aller unterdrückten Völker; — so wird man vergebens nach einem vermittelnden Gliede suchen, welches diese schroffen Gegensätze mit einander verknüpft. Und in der That fehlt die Vermittelung. Ein Abgrund, wie Guizot treffend es ausdrückt, liegt zwischen den beiden Perioden in der tragischen Regierungsgeschichte Pius des Neunten.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß Pius der Neunte auf den päpstlichen Stuhl den ernstlichen Willen mitbrachte, die schlimmen Mißbräuche und Entartungen des geistlichen Regiments zu mildern und, so weit dies möglich war, zu beseitigen. Aber schon in den ersten Anfängen seiner Regierung bedurfte

Digitized by Google

es des wohlwollenden Drängens der französischen Regierung, um den gutgemeinten Bestrebungen des Papstes eine bestimmte Gestalt zu geben. Die Ziele, die die französische Regierung im Auge hatte, waren nichts weniger als ausschweifend; sie beschränkte sich im Grunde darauf, den Papst zur Einführung einer vernünftigen Verwaltung zu bewegen. Vor allem kam es darauf an, dem Laienelement den Zutritt zu den höchsten Verwaltungsstellen zu verschaffen und den ausschließlich geistlichen Charakter der Regierung zu beseitigen. Denn die alten Klagen über die geistliche Verwaltung waren ebenso allgemein wie gerecht. Wie war es möglich, daß ein römischer Cardinal, ein Pfeiler der hart bedrängten ecclesia militans, den in seinen Augen untergeordneten Interessen der bürgerlichen Wohlfahrt die Aufmerksamkeit und Theilnahme widmen konnte, auf welche die Unterthanen des Papstes Anspruch zu haben glaubten? Während selbst die despotischeste weltliche Regierung Sorge tragen wird, wenigstens den materiellen Wohlstand ihrer Unterthanen zu fördern, fragte die klerikale Partei nur nach dem, was der Kirche und ihren Gliedern frommte. In ihren Augen war der Kirchenstaat ja nur die Residenz des Papstes, sein Reich war die Welt. So lange man im Stande war, die gesammte katholische Christenheit tributpflichtig zu erhalten, hatte man nicht nöthig, zur Steigerung des Wohlstandes und der Leistungsfähigkeit der Römer und Romagnolen bei der modernen Staatskunst in die Lehre zu gehen, hatte man nicht nöthig, Eisenbahnen zu bauen, von denen man fürchtete, daß sie das Gift der Aufklärung in die versteckteſten Thäler der Apenninen tragen könnten. Man konnte das metternichsche Stabilitätsprincip unbedingt und unverfälscht anwenden, ohne selbst auf dem Boden der materiellen Interessen dem Fortschritt auch nur die kleinste Concession zu machen.

Die Bedenklichkeiten, die der Papst zu überwinden hatte, ehe er sich auch nur zu einer theilweisen Säcularisirung der Regierung entschloß, das unentschlossene Schwanken, das allen reformatorischen Maßregeln voranging, die Halbheit und Unsicherheit in der Ausführung derselben, wenn man durch Rossis Drängen und die Gewalt der Umstände endlich genöthigt wurde einen Schritt vorwärts zu thun, sie hätten Guizot, wenn er nicht unter dem Eindruck eines, übrigens von aller Welt getheilten hoffnungsreichen Vorurtheils gestanden hätte, überzeugen müssen, daß Pius beim besten Willen doch nur im Stande war, die Erwartungen zu *spannen*, nicht aber sie zu befriedigen, daß es ihm zu dem Beruf des Reformators sowohl an moralischer Kraft und Unabhängigkeit des Urtheils, wie an materieller Macht gebrach. Die Evvivas wiederholten sich, aber die Ungeduld stieg; „das Land wartete aber mit einer entschlossenen Ungeduld", heißt es in einem Berichte Rossis, der sich über die Gefahren der Lage durchaus keine Illusionen macht. Die Hoffnungen wurden schwächer, die Ansprüche größer. Die Versuche, eine Reformpartei zu bilden, scheiterten ebenso an

Digitized by Google

der Schwäche der gemäßigten Elemente, wie der Regierung, die es weder mit der Bewegungspartei noch mit der Reaction verderben mochte, und die in der ungewohnten Thätigkeit des Reformirens eine unglaubliche Unbehilflichkeit zeigte. Die vielgerühmte Klugheit des Prieſterregiments verſagte gänzlich, ſo wie es galt, auch nur einen Schritt aus dem gewohnten Kreiſe herauszuthun. Es offenbarte ſich unwiderſprechlich, daß die ganze Regierungskunſt der Kurie nichts als Routine war, und daß wo dieſe aufhörte, die bodenloſeſte Unfähigkeit und Unwiſſenheit begann. Um ſo geſchickter wußten die Volksführer zu operiren; dem ſcharfblickenden Roſſi entgebt es nicht, daß in der Ordnung, die bei feierlichen Gelegenheiten unter dem Volke herrſcht, ſich ſehr bald eine förmliche Organiſation bemerkbar macht. Das Ziel dieſer thätigen und gewandten Demagogie, die auch den führerloſen gemäßigten Liberalismus ihrer Leitung zu unterwerfen wußte, ging über alle Reformideen des Papſtes hinaus. Sie ſammelten um ſich den Kern der ſchnell über alle Staaten Italiens ſich verbreitenden nationalen Einheitspartei, die ſich wohl den Papſt als Führer oder vielmehr Bannerträger hätte gefallen laſſen, im Uebrigen aber zugleich revolutionär nach Innen, kriegeriſch geſinnt nach Außen war. Wie hätte aber Pius, deſſen Schwäche von Tage zu Tage mehr hervortrat, auch nur die nominelle Leitung einer Partei übernehmen können, die kein anderes Ziel als den Sturz der Dynaſtie und die Vertreibung der Oeſtreicher verfolgte und die denn auch bald zu der Ueberzeugung kam, daß das Schwert Italiens einem kräftigeren Arme als dem des milden Kirchenfürſten anzuvertrauen ſei. Man kann nicht behaupten, daß Guizot durch dieſe ſeinen Wünſchen ſo ſehr widerſprechende und ſeine Politik zur Nichtigkeit verurtheilende Wendung der Dinge überraſcht worden wäre; die Möglichkeit dieſes Umſchwungs hatte er von Anfang an ins Auge gefaßt und in Roſſis intereſſanten Berichten iſt der Hoffnung immer eine ſehr ſtarke Doſis Beſorgniß beigemiſcht. Aber Guizot, wie in noch höherem Grade Ludwig Philipp überſchätzte die Wirkung einer mit Vorliebe und unleugbarer Geſchicklichkeit geleiteten Vermittelungspolitik in einer Zeit, in welcher faſt in ganz Europa der öffentliche Geiſt einen entſchieden radicalen Charakter angenommen hatte. Wenn Metternich ſich in einem intereſſanten Schreiben an den öſtreichiſchen Geſandten in Paris, den Grafen Apponyi, über Guizots vermittelnde Reformpolitik beſchwert, ſo hatte er nicht Unrecht mit der Behauptung, daß die Politik des juste milieu nicht geeignet ſei, eine im erſten Stadium ihrer Entwickelung befindliche Revolution zu lenken. Er vergaß dabei nur, daß ſein frivoles Unterdrückungsſyſtem am meiſten dazu beigetragen hatte, den Geiſt der Reform in einen Geiſt der Revolution umzuwandeln. Und dabei fehlte es ihm doch, trotz ſeiner ſcharfen Kritik der franzöſiſchen Vermittelungspolitik, an dem Muthe, energiſch gegen die Anfänge der Revolution aufzutreten; er that genug, um zu reizen, aber viel zu wenig, um dem Gegner zu imponiren und

Digitized by

ihn zu entmuthigen. Er war der ſtille Verbündete Mazzinis, mit dem er in der Oppoſition gegen Guizots Reformpolitik völlig übereinſtimmte.

Die Reformpolitik hatte indeſſen in allen Staaten Italiens große Fortſchritte gemacht, ohne jedoch dem nationalen Einheitstriebe volle Befriedigung zu verſchaffen. Oeſtreich rüſtete, und bereitete ſich, ohne ſeine zuwartende Haltung zunächſt aufzugeben, auf die Ereigniſſe vor, die die nächſte Zukunft bringen mußte. Frankreich bot dem Papſte ſeine bewaffnete Hilfe an gegen jeden Angriff, möge er von außen oder von innen kommen. Wer war der auswärtige Feind, den man fürchtete? Hatte Guizot blos die italieniſchen Unitarier im Auge, oder war er entſchloſſen, vorkommenden Falls mit Hilfe dieſer Partei auch einer öſtreichiſchen Intervention die Spitze zu bieten? Der Ausbruch der Februarrevolution hat es Ludwig Philipp erſpart, ſelbſt die Conſequenzen ſeiner italieniſchen Politik zu ziehen.

Auch in den durch die Jeſuitenfrage hervorgerufenen ſchweizer Wirren ſuchte Guizot eine vermittelnde Politik durchzuführen, die indeſſen von einer ſtarken Sympathie für den Sonderbund nicht frei war. Nicht als ob er die Berufung der Jeſuiten in die Urcantone gebilligt hätte; dieſer Schritt ſchien ihm vielmehr ſchon wegen ſeines provocirenden Charakters als beklagenswerth. Dieſe Urſache des Haders hätte er am liebſten durch eine Abberufung der Jeſuiten von Seiten des Papſtes beſeitigt geſehen. Das Princip, für welches er eintrat, war vielmehr das der Cantonalſouverainetät, die ſich durch die Centraliſationsbeſtrebungen der Radicalen bedroht ſah und als deren Repräſentant der Sonderbund der katholiſchen Cantone anzuſehen war. Offenbar handelte Guizot hier durchaus im Sinne der alt-franzöſiſchen Traditionen, keineswegs aber der öffentlichen Meinung, die in Frankreich, wie überall, aufs lebhafteſte für die Bundesregierung und gegen die reactionären Tendenzen der Urcantone Partei nahm. Die feſtländiſchen Cabinete ſchloſſen ſich im Allgemeinen der franzöſiſchen Auffaſſung an, gingen indeſſen inſofern einen Schritt weiter, als ſie auch einer materiellen Einmiſchung nicht abgeneigt waren. Dies gilt beſonders von Metternich, der offenbar den ſehnlichen Wunſch hatte, auf wohlfeile Weiſe wieder einmal die Führung einer antirevolutionären Liga zu übernehmen. Aber ſo dringend, wie er durch einen Eclat ſeine abgeſtandene Reſtaurationspolitik zu ſtärken und zu erquicken wünſchte, ebenſo eifrig war Guizot darauf bedacht, die Schwierigkeiten auf diplomatiſchem Wege zu ebnen, nicht blos aus Rückſicht auf die Stimmung in Frankreich, ſondern auch, um ſich nicht von England zu trennen, deſſen Regierung, beſonders ſeit Palmerſton wieder ans Ruder gekommen war, offenbar größere Sympathien für die ſchweizer Liberalen als für den Sonderbund empfand, und ſich doch auch vor einer diplomatiſchen Iſolirung ſcheute. Palmerſton wußte ſich durch eine zwar ſehr geſchickte, aber zweideutige Verſchleppungspolitik, über die ſehr intereſſante Aufſchlüſſe gegeben werden, aus dieſem Dilemma zu

Digitized by Google

zieben. Nach langem Hin- und Herverhandeln einigten ſich die fünf Mächte endlich über eine durch Palmerſtons Bemühungen ſehr abgeſchwächte identiſche Note, die aber erſt nach der Entſcheidung in Bern anlangte. Der engliſche Geſandte Peel hatte in Palmerſtons Auftrag unter der Hand den General Dufour zum raſchen Vorgehen gegen den Sonderbund ermuntert. Der ſchnelle Ausgang des Kampfes zerſtörte alle Berechnungen der Diplomatie: die Niederlage der franzöſiſchen Politik, die in dieſer Frage die Leitung übernommen hatte, war vollſtändig. Guizot geſteht offen ſeinen Fehler ein, der hauptſächlich dadurch hervorgerufen war, daß er durch die Berichte des franzöſiſchen Geſandten Boislecomte verleitet, die Widerſtandskraft des Sonderbundes zu hoch angeſchlagen, die Macht der Bundesregierung unterſchätzt hatte. Wie konnte Guizot die Ausführung einer Politik, die unbedingt erfolglos bleiben mußte, wenn es nicht gelang, das Vertrauen des Bundesraths zu gewinnen, einem Geſandten anvertrauen, der ein erklärter Anhänger des Sonderbundes war, den ſeine katholiſchen Sympathien hinderten, ſich ſtreng innerhalb der Grenzen ſeiner Inſtructionen zu halten, und der zu einer Beurtheilung der Sachlage völlig unfähig war?

Mit großer Ausführlichkeit behandelt Guizot die vielbeſprochene Angelegenheit der ſpaniſchen Heirathen. Der Erfolg Ludwig Philipps war groß: aber es war ſein letzter Erfolg, ein unfruchtbarer Triumph. Wenige Monate nachdem er die Infantin als Herzogin von Montpenſier in den Tuilerien empfangen hatte, waren die Hoffnungen und Entwürfe des Hauſes Orleans unter den Trümmern des Julithrones begraben, war der König ein Flüchtling.

2.

Innere Politik.

Guizot leitet den vorliegenden Band ſeines Werks mit einer Entwicklung ſeiner Anſichten über das parlamentariſche Regime ein. Die politiſche Freiheit, oder, wie er ſich mit einer bezeichnenden Wendung gern ausdrückt, die freie Regierungsform (le gouvernement libre), iſt das Ziel und Bedürfniß der modernen Staatsgeſellſchaften. Das weſentliche Merkmal einer freien Staatsform iſt aber die Verantwortlichkeit der Regierungsgewalt, oder was auf daſſelbe hinausläuft, die wirkſame Controle aller Regierungsacte durch das Volk. Jede Staatsform, die die Verantwortlichkeit der Behörden ſichert und ihre Acte einer verfaſſungsmäßigen Controle unterwirft, bietet eine Gewähr für die politiſche Freiheit. Unter den Staatsformen, welche dieſen Zweck erfüllen, betrachtet Guizot als die den Verhältniſſen der europäiſchen Geſellſchaft am meiſten entſprechende die parlamentariſche Regierung, wie ſie in der conſtitutionellen Monarchie verwirklicht iſt. Die Grundbedingung für das Gedeihen des conſtitutionellen Syſtems iſt ihm aber die Bildung ſtarker Parteien. Denn eine freie Regierung

Digitized by Google

würde jeder Kraft entbehren, wenn nicht auch die Mitwirkung der von ihr abhängigen Organe eine freie und freiwillige wäre. Die Organe der Gewalt sollen nicht blos gehorsam sein, sie sollen mit voller Ueberzeugung, ja mit Leidenschaft die Principien der Regierung vertreten. Casimir Perier sagte einmal: ich brauche nicht Agenten, sondern Mitschuldige, d. h. Beamte, die die Sache der Regierung als ihre eigne ansehen, und daher auch bereit sind, ihren Theil an der Verantwortung zu übernehmen, die auf der Regierung lastet. Die Politik, welche die Regierung verfolgt, muß ihre Wurzeln haben in der Ueberzeugung einer Partei, die stark und kräftig genug organisirt ist, um der Regierung die Mitwirkung der Volksvertretung zu sichern. Es bedarf also vor allem der Einheit im Innern des Cabinets und der Uebereinstimmung desselben mit seinen vorzüglichsten Organen, der Organisation einer in den Principienfragen einigen, beharrlichen und consequenten Majorität, und des harmonischen Zusammenwirkens der Krone und der Kammern durch Vermittlung und unter Verantwortlichkeit der Minister. Nur diese dreifache Uebereinstimmung kann einer Regierung, die jeden ihrer Schritte vor dem Forum der Oeffentlichkeit zu vertheidigen hat, die zur Erfüllung ihres Berufs nöthige Kraft und Autorität verleihen.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß Guizots constitutionelle Doctrinen durchaus correct sind; und auch die Anerkennung kann ihm nicht versagt werden, daß er diesen Doctrinen gemäß gehandelt, daß er das parlamentarische Regime kräftig und unter steter Harmonie der concurrirenden Gewalten gehandhabt hat. Er beherrschte, mochte auch Soult bis zum Jahre 1847 den Titel des Conseilpräsidenten führen, das Ministerium; er besaß das Vertrauen des Königs, der, mochte ihm auch das selbständige und in sich fertige Wesen des Ministers zuweilen unangenehm berühren, doch zu sehr von der Nothwendigkeit seiner Politik überzeugt war, um ihr Hindernisse in den Weg zu legen; und endlich er verstand es, die Harmonie zwischen Krone und Kammer aufrecht zu erhalten; die Majorität war und blieb ihm aufrichtig ergeben; sie gewann durch die Neuwahlen des Jahres 1846 sogar einen beträchtlichen Zuwachs; auch die innere Consolidirung der Partei machte erhebliche Fortschritte; Guizots imponirende Energie bewirkte, daß die Neigung, der Regierung gelegentlich eine Lection zu ertheilen, mehr und mehr außer Uebung kam. An der Spitze ihrer 225 Satisfaits konnte die Regierung mit dem Gefühle großer Sicherheit den parlamentarischen Kämpfen entgegensehen; sie mochte sich dem Vertrauen hingeben, allen Anforderungen des constitutionellen Systems in strengster Weise Genüge leisten, und doch dabei der Opposition jedes Zugeständniß versagen zu können.

So lange der Parteikampf sich auf parlamentarischem Boden bewegte, hatte Guizot daher alle Aussicht, auf lange Zeit hin die Grundsätze seiner Politik zur Geltung zu bringen. Die Gefahr eines unparlamentarischen Eingriffs in den Gang der Angelegenheiten schien aber überwunden. Der revolutionäre

Digitized by Google

Geist, der sich während des ersten Jahrzehnts der Julimonarchie in wiederholten Aufständen Luft gemacht hatte, dessen gewaltsame Zuckungen Frankreich als einen rastlos arbeitenden Vulkan erscheinen ließen, dieser stürmisch erregte Geist schien sich selbst verzehrt zu haben. Ludwig Philipp galt bei den europäischen Cabineten für den Bändiger der Revolution. Man verzieh ihm eine Usurpation, die er zur Wiederherstellung geordneter Zustände benutzt hatte.

Auch in Frankreich war der Glaube an das Erlöschen des revolutionären Geistes, wenn nicht allgemein, doch weit verbreitet. Der Herzog von Broglie räth Guizot im Jahre 1844, einige Schwankungen der Majorität durch seinen Rücktritt zu bestrafen, sowohl um selbst seine Kräfte wieder zu sammeln, und der Gefahr der Abnutzung zu entgehen, als auch um seinerseits der conservativen Partei eine Lection zu ertheilen. Die augenblickliche Situation hinderte Guizot, diesen Rath, dessen Motive er wohl zu würdigen weiß, zu befolgen, und das Resultat der Neuwahlen überhob ihn der Nothwendigkeit, ein so drastisches Disciplinarmittel gegen die Phalanx seiner Getreuen zur Anwendung zu bringen. Das Charakteristische an diesem kleinen Meinungsaustausch der beiden nahe befreundeten Staatsmänner ist, daß beide wohl eine Gefahr ahnen, aber doch weit entfernt sind, die Quelle derselben zu erkennen. Den parlamentarischen Anforderungen war Guizots Autorität vollkommen gewachsen: die kleinen Schwankungen, die in der Majorität sich zuweilen zeigten, waren durchaus bedeutungslos gewesen; die Partei blieb ihm treu bis zu dem Augenblicke seines Sturzes. Den stürmischen Angriffen der leidenschaftlich erregten Opposition gegenüber hielt sie unerschütterlich Stand; aber die ausschließliche Aufmerksamkeit auf die parlamentarischen Kämpfe hinderte sie, wie Guizot selbst, zu bemerken, daß die Gegner, die ihm von der Tribüne ihre Kriegserklärungen entgegenschleuderten, nur die theils bewußten, theils unfreiwilligen Wortführer einer noch im Stillen sich organisirenden Macht waren, die sich nicht die Reform der Verfassung, sondern den Umsturz der Monarchie zum Ziele gesetzt hatte. Die revolutionären Erfahrungen, welche die Staatsmänner der Julimonarchie gemacht, hatten ihre Voraussicht nicht geschärft; ja sie trugen vielleicht dazu bei, sie in falsche Sicherheit über die Gefahren der Zukunft einzuwiegen. Die ältere Linie war des Thrones beraubt worden, weil sie in dem Kampfe gegen die gesetzmäßige Vertretung des Landes bis zu einem Attentat gegen den Bestand der Verfassung vorgegangen war: das Julikönigthum hatte seine Kraft in der Vertheidigung der Verfassung gegen zahllose Emeuten erprobt, und Ludwig Philipps ganze Denk- und Sinnesweise gab die sicherste Bürgschaft dafür, daß er unter keinen Umständen sich mit den constituirten Gewalten in Widerspruch setzen würde. Eine Situation wie die, aus welcher die Julirevolution hervorgegangen war, konnte nicht eintreten. Was hatte man also zu befürchten?

Aber grade die scheinbare Stärke der Situation, die das Urtheil der

Digitized by Google

herrſchenden Claſſe verblendete, barg die ſchwerſten Gefahren der Zukunft in ſich. Die Beſtrebungen der Oppoſition gingen darauf aus, die Grundlagen der Majorität zu erſchüttern: ſie forderte Wahl- und Parlamentsreform, d. h. Erweiterung des Wahlrechts und Verminderung des Beamtenelementes in den Kammern. Letztere Forderung war ſchon vor 1840 wiederholt aufgetaucht, während die Frage der Wahlreform, nachdem der Wählercenſus 1831 von 300 auf 200 Francs herabgeſetzt war, längere Zeit ruhte, um erſt nach 1840 in den Vordergrund des politiſchen Intereſſes zu treten. Der ausgeſprochene Zweck der beabſichtigten Maßregel war, das Parteiverhältniß in den Kammern umzugeſtalten. Es war daher ſehr erklärlich, daß, nachdem die Wahlen von 1846 wiederum den Beweis geliefert hatten, wie feſt begründet die Sympathien der beſtehenden Wählerſchaften für die Regierungspolitik waren, der Eifer der Oppoſition einen geſteigerten Aufſchwung nahm; aber ebenſo erklärlich war es, daß die Majorität ſich um ſo eifriger einer Verfaſſungsänderung widerſetzte, die nothwendig eine Auflöſung der eben erſt gewählten Kammer zur Folge haben mußte. Denn daß unter dem Regime eines neuen Wahlgeſetzes die Exiſtenz einer nach einem beſeitigten Geſetze gewählten Kammer eine Anomalie geweſen wäre, iſt einleuchtend. So mußten ſich denn die Parteigegenſätze zu einem höchſt gefährlichen Conflict zuſpitzen. Die Majorität befeſtigte ſich immer mehr in dem Dogma des abſoluten Widerſtandes, ſo tief, daß ſelbſt Guizot ein Einlenken ſeinen Parteigenoſſen gegenüber kaum hätte wagen können; und in der Oppoſition reifte der Entſchluß, die Kammer unter den Druck einer populären Agitation zu ſtellen, und ihr die beharrlich verſagten Reformen *abzuzwingen*.

In England, in dem Lande der conſtitutionellen Praxis, iſt, wenn es ſich um die Durchführung einer bedeutſamen legislativen Maßregel handelte, eine kräftige Maſſenagitation angewendet worden, ohne daß dadurch die Sicherheit des Staates gefährdet worden ware. In Frankreich, dem Lande der revolutionären Sprunge, hatte die Bewegung der Maſſen doch eine ganz andere Bedeutung. Die Legitimiſten und Republikaner hatten ihre auf Umſturz der beſtehenden Dynaſtie gerichteten Pläne keineswegs aufgegeben. Die Zahl ihrer Vertreter in der Kammer war nicht bedeutend, da ihr Anhang in den beſtehenden Wählerſchaften nur ſehr ſchwach war. Und auch in der Maſſe des Volks würden ſcharf ausgeſprochene republikaniſche Beſtrebungen wenig Anklang gefunden haben, ebenſowenig aber auch entſchiedene Verurtheilung, da die *Begeiſterung* für die Monarchie, oder gar für die Dynaſtie ſich nur auf ſehr enge Kreiſe beſchränkte. Die Maſſe war oppoſitionell, in der Stimmung, ſich an jedem Angriff gegen die Regierung zu betheiligen, unbekümmert um die verſteckten Ziele, welche die Führer verfolgen mochten.

Unter dieſen Umſtänden gereichte ein ſcheinbar ungünſtiges Verhältniß grade der extremſten Partei zum größten Vortheil. Das war die Ungleichartig-

keit der Elemente, aus denen die Opposition sich zusammensetzte. Die parlamentarischen Gegner Guizots waren zum größten Theil streng dynastisch gesinnt; sie würden im Besitze der Macht sich zu einigen Concessionen verstanden haben und nach außen hin, allerdings ohne jede Aussicht auf wirklichen Erfolg, etwas geräuschvoller aufgetreten sein, im Wesentlichen aber würde ihre Verwaltung sich von der ihres Gegners wenig unterschieden haben: der Grundfehler des französischen Systems, die übermäßige Centralisation der Staatsgewalt auf Kosten der communalen Selbständigkeit, galt manchen unter ihnen, namentlich Thiers, in noch höherem Grade wie Guizot für ein unantastbares Dogma; Tocqueville, der allein unter allen Franzosen einen tieferen Blick in das wahre Wesen der politischen Freiheit gethan hat, der allein unter allen Franzosen die Vorbedingungen des constitutionellen Systems zu ergründen bemüht gewesen ist, war zu wenig praktischer Staatsmann, um als selbständiges Parteihaupt auftreten zu können, würde auch, wenn er es versucht hätte, ein Feldherr ohne Heer geblieben sein. Diese dynastische Opposition hatte aus den schon oben angeführten Gründen, ohne jede Vorliebe für eine Demokratisirung des Wahlsystems, das allgemeine Oppositionsprogramm zu dem ihrigen gemacht. Der Ruf nach Wahlreform wurde das gemeinsame Feldgeschrei der oppositionellen Orleanisten, wie der Legitimisten und Republikaner; derjenigen, die durch eine Concession an die Demokratie sich auf die Ministerfauteuils schwingen wollten, wie derjenigen, die sei es auf verfassungsmäßigem, sei es auf gewaltsamem Wege, die Verfügung über die Verfassung den Gegnern derselben in die Hände liefern wollten.

Die Verbindung mit den monarchisch gesinnten Elementen gewährte den Republikanern den unschätzbaren Vortheil, daß sie ihre Ziele verstecken und dabei doch die Aufregung so hoch steigern konnten, daß sie sicher waren, im Augenblicke der Krisis für einen revolutionären Staatsstreich eine kampfesmuthige Armee, deren Organisation man ganz dem populären Instincte überlassen konnte, bereit zu finden. Einige Criminalfälle, die sich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zutrugen, lieferten den Agitatoren eine schneidige und mit großem Geschick benutzte Waffe in die Hand: besonders der grauenvolle praslinsche Fall und der Unterschleif des ehemaligen, Guizot durch Soult aufgedrungenen Ministers Teste, Fälle, die von der radicalen Presse als Symptome einer allgemein in den höheren Classen der Gesellschaft herrschenden Corruption dargestellt wurden. Ganz ungerechtfertigt war diese Auffassung nicht; aber es war ungerecht, für derartige Nichtswürdigkeiten Guizot oder Ludwig Philipp speciell verantwortlich zu machen. Es war ein reines Parteimanöver, die Corruption, die einen großen Theil der französischen Gesellschaft ergriffen hatte, der Julimonarchie zur Last zu legen, während es doch leicht ist, Beispiele derselben Corruption aus den Zeiten des ancien régime, der Conventsherrschaft,

Digitized by Google

des ersten und des zweiten Kaiserthums zusammenzustellen. Guizot charakterisirte in einer Kammerrede das Verhalten des Publikums in derartigen Fällen sehr richtig: „Wir glauben zu leicht an die Corruption und wir vergessen sie zu schnell .... Ich wünschte, daß wir etwas weniger beflissen wären, an das Uebel zu glauben, bevor wir es kennen, und etwas beharrlicher in der Verurtheilung desselben, wenn wir es kennen. Lassen Sie uns weniger argwöhnisch und dafür um so strenger sein." Gewiß ein treffendes Wort. Die Nachsicht der öffentlichen Meinung hatte das Uebel großgezogen; die edleren Gefühle, die es mißbilligten, bedurften der politischen Aufregung, um aus ihrem Schlummer geweckt zu werden. Die Reaction gegen die Schlaffheit des öffentlichen Urtheils trat nur da ein, wo sie ihrer Aufgabe mit Pathos und rhetorischem Schwunge sich entledigen konnte.

Während die dynastische Opposition sich an diesen Angriffen, um Guizots Stellung zu untergraben, aufs lebhafteste betheiligte, merkte sie nicht, daß die Leitung der öffentlichen Meinung, je erbitterter die Kämpfe in den Kammern wurden, um so mehr in die Hände der Republikaner überging, und daß sie selbst von den Streichen, die diese gegen die Verderbniß des Systems führten, ebenso getroffen wurden, als das Ministerium. Sie waren — wie auch nach der Auffassung Guizots, dessen Objectivität und Unparteilichkeit in der Beurtheilung seiner Gegner sich auch in der Schilderung der Schlußkatastrophe nicht einen Augenblick verläugnet — aufrichtig überzeugt von der Nothwendigkeit eines Ministerwechsels und einer Modification des herrschenden Regierungssystems. Sie hatten in dem langen Kampfe gegen Guizot sich daran gewöhnt, die Radicalen als Verbündete anzusehen, denen man wohl einige Concessionen machen müßte, die aber doch zu schwach wären, um daran denken zu können, die Früchte des Sieges mit ihnen zu theilen; man hatte auch, im Gefühle der eigenen Ueberlegenheit, keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um den Gegensatz der Principien, der die orleanistische von der republikanischen Opposition trennte, offen darzulegen. Von dem Augenblicke an, wo sie sich in Gemeinschaft mit den Radicalen entschlossen, durch die Bankette die Massen in Bewegung zu setzen, wurde die Scheidelinie zwischen den beiden Fractionen verwischt, oder vielmehr die Republikaner traten in die erste Linie, die Orleanisten mußten sich mit der Rolle der untergeordneten Verbündeten begnügen. Ganz richtig bemerkt Guizot, daß es sich jetzt nur um die Frage gehandelt habe, welche der beiden Oppositionen das Werkzeug der andern sein würde, daß aber, sobald die Frage so gestellt war, auch die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Als die Fractionen über das letzte verhängnißvolle Bankett von Chateau-Rouge einig geworden waren, fühlten sich die Republikaner ihres Sieges sicher. Garnier-Pagès, dessen treffende Schilderung der Situation Guizot anführt, spricht es offen aus. Nach der entscheidenden Zusammenkunft bei Odilon Barrot, so

Digitized by Google

erzählt er in seiner Geschichte der Revolution von 1848, äußerte Pagnerre, als die radicalen Mitglieder der Vereinigung in der Nähe des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Begriff waren sich zu trennen, sein Erstaunen über die Beistimmung, die ihre Vorschläge bei der monarchischen Opposition gefunden hatten: „Sehen diese Herren wohl, wohin sie das führen kann? Was mich betrifft, so bekenne ich, daß ich es nicht deutlich sehe, aber so viel ist gewiß, daß wir Radicalen keine Ursache haben darüber zu erschrecken.“ Garnier-Pagès erwiderte: „Sie sehen diesen Baum, wohlan, schneiden Sie in seine Rinde das heutige Datum ein; was wir beschlossen haben ist eine Revolution.“

Und so war es. Zu spät erkannte die dynastische Linke, daß sie im Angriffe, zu spät aber auch die conservative Partei, daß sie im Widerstande zu weit gegangen war. Morny, ein eifriger Conservativer, räth der drohenden Gefahr gegenüber zu Concessionen in der Reformfrage; Guizot theilte seine Besorgnisse, aber erklärt, daß es für ihn unmöglich sei, in diesem Augenblicke mit einer Maßregel aufzutreten, die zur Zersetzung der conservativen Partei führen müsse. Aber auch die monarchische Opposition erkannte den Abgrund, vor dem sie sich befand. Es kommt zwischen ihren Häuptern und den Mitgliedern der conservativen Partei zu einer Besprechung, aus der ein förmlicher Vertrag hervorgeht. In diesem Vertrage, dessen Wortlaut Guizot mittheilt, einigt man sich über ein Verfahren, nach welchem die Opposition in ihrem Widerstande gegen jeden Versuch, das Banket zu hindern, streng innerhalb der Grenzen der Gesetzlichkeit sich halten sollte. Man sollte sich versammeln, die Hinderung des Banketes durch die Polizei constatiren lassen und sodann auseinandergehen, und die Entscheidung über die zwischen Regierung und Opposition schwebende Rechtsfrage den Gerichten überlassen. Aber die Republikaner waren bereits zu weit engagirt, und sich ihrer Vortheile zu klar bewußt, um sich durch ein so künstliches Arrangement die Leitung der Dinge aus den Händen winden zu lassen.

Guizot war entschlossen, den unvermeidlich gewordenen Kampf durchzuführen. Aber im entscheidenden Augenblicke, als die Unruhen schon begonnen hatten, verließ den König der Muth. Zu schwach, den dringenden Bitten der Königin Widerstand entgegenzusetzen, ließ er Guizot fallen, und beauftragte Molin mit der Bildung eines neuen Cabinets. Der Unwille in den Reihen der Majorität war groß und gerecht. Selbst die Opposition verhehlte sich die Tragweite dieser Entscheidung nicht. „Ich habe den Fall des Cabinets gewünscht,“ sagte ein angesehenes Mitglied derselben zu Guizots Collegen Duchatel, „aber ich hätte Euch lieber noch zehn Jahre länger bleiben, als durch diese Pforte Euren Ausgang nehmen sehen.“ Es ist zweifelhaft, sowohl ob eine größere Beharrlichkeit den König gerettet, als auch ob Frankreich bei dem entgegengesetzten Ausfall der Krisis gewonnen haben würde; daß es aber ein unermeßlicher Fehler war,

Digitized by Google

in einem Augenblicke, wo es sich nur um Sieg oder Fall handelte, durch Entlassung des zuverlässigsten Führers die Vertheidigungskraft völlig zu desorganisiren, bedarf nicht erst des Beweises. Indem der König Guizot aufgab, gab er sich selbst auf.

Die Schlußkatastrophe hat die Elemente der monarchisch-constitutionellen Partei, soweit sie sich nicht der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen haben, wieder in einem Lager vereinigt. Es bleibt ihnen für jetzt wenig zu thun übrig, als den Parteihader zu beklagen, der den Untergang der Reformisten wie der Conservativen zur Folge gehabt hat. Sie haben beide gefehlt, die einen, indem sie aus Ungeduld mit den Feinden der constitutionellen Monarchie eine unnatürliche Verbindung eingegangen sind; die andern, indem sie den Zeitpunkt, wo sie stark genug waren, um den Vorwurf der Schwäche nicht zu fürchten, nicht benutzt haben, um diese Alliance durch eine weise Concession in ihrem Entstehen zu sprengen. Schwerlich werden die Parteien, deren Zwist die constitutionelle Freiheit vernichtet hat, berufen sein, sie wieder herzustellen. Und ob die jüngere Generation unter dem Drucke der Gegenwart ein Verständniß für die Bedingungen gewonnen hat, an die der Besitz der Freiheit geknüpft ist, — wir bezweifeln es. Unter der Herrschaft anspruchsvoller nationaler Eitelkeit vermag sich ein kräftiger Bürgersinn, in dem die Freiheit Wurzel schlagen könnte, nicht zu entwickeln. Z.

Der erste Erzbischof von Bjelokrinitz.

(Vergl. Nr. 33 der Grenzboten: „Die russischen Emigranten in Oestreich und der Türkei").

Das durch Czaykowski begründete altgläubige Erzbisthum von Bjelokrinitz, dem, wie wir wissen, Ambrosius, der aus der griech. orth. Kirche ausgeschlossene Exbischof der Bulgaren vorstand, entwickelte schon in den ersten Monaten seines Bestehens eine lebhafte Thätigkeit. Durch Vermittlung des neben Metternich mächtigsten Ministers in Oestreich, des Grafen Kolowrat und des den Altgläubigen besonders geneigten Erzherzogs Ludwig wußten Paulus und Olympius, die uns bekannten, als auswärtige Agenten besonders thätigen Mönche, ihrem neuen Oberhaupte zunächst die Anerkennung des wiener Cabinets zu verschaffen, dann

Digitized by Google

aber richtete ihre Sorge ſich auf Organiſation des Klerus in der Türkei, um namentlich die in der Dobrudſcha lebenden Nekraſſowkoſaken an ſich zu feſſeln. Nachdem ein Biſchof für die ſüdlich von der Donau lebenden Altgläubigen durch Ambroſius geweiht und dieſem untergeordnet worden war, ſandte man Agenten nach Rußland, um die dort lebenden Glaubensbrüder von dem Vorgefallenen zu unterrichten und zur Mitwirkung an dem großen Werke der Einigung aller hierarchiſchen Secten einzuladen. Der Archimandrit (Abt) von Bjelokrinitz, Geronty wurde, mit einem falſchen Paß verſehen, nach Moskau abgeſandt, um daſelbſt mit dem jährlich auf dem Rogoſchkirchhofe verſammelten Ausſchuß aller glaubensverwandten ruſſiſchen Secten zu unterhandeln. Um das Mißtrauen der in Rußland lebenden Sectirer nicht zu reizen, verſchwieg Geronty ſorgfältig, daß ein polniſcher Renegat und ehemaliger Katholik die Hand im Spiele habe; er begnügte ſich damit, die Nachricht von der Herſtellung eines Mittelpunktes für die altgläubige Welt und der Erneuerung des Klerus derſelben möglichſt effectvoll in die Welt zu ſenden und bat um Beiſteuer für die würdige Ausſtattung des neuen Erzbisthums. Es gelang ihm in der That, die moskauiſchen Häupter der Gemeinde für ſeinen Plan zu begeiſtern und eine ſehr bedeutende Summe zu ſammeln; da die reichſten Kaufleute Moskaus zu den Altgläubigen hierarchiſcher Obſervanz gehören und ſich insgeſammt durch ihre Opferwilligkeit für religiöſe Zwecke auszeichnen, fiel die Collecte wahrhaft glänzend aus und der Archimandrit konnte ſich im Mai 1847 mit den froheſten Hoffnungen auf den Heimweg begeben. So vorſichtig und geheimnißvoll er auch verfahren war, die Polizei hatte von dem Erſcheinen eines Emiſſärs aus Oeſtreich Witterung erhalten: Geronty wurde unerwarteterweiſe im Gouvernement Tula ergriffen und ſofort in ſtrengen Gewahrſam genommen. Seine Schätze wurden ihm abgenommen, zahlreiche Verhaftungen unter den Perſonen vollzogen, mit denen er auf dem Rogoſchkirchhof verkehrt hatte. Die Kunde von der Errichtung eines altgläubigen Metropolitanſitzes in der Bukowina war binnen kurzem dem Miniſterium der geheimen Polizei zu St. Petersburg bekannt; das Wichtigſte an der Sache, die Betheiligung Czaykowskis und der polniſchen Emigration ſcheint nicht entdeckt worden zu ſein, was um ſo erklärlicher iſt, als Geronty, wie wir wiſſen, von dieſer auch ſeinen moskauer Freunden gegenüber geſchwiegen hatte.

Die ruſſiſche Regierung wandte ſich im Herbſt 1847 mit einer energiſchen Note an das wiener Cabinet, beklagte ſich über die Duldung gegen die Sicherheit des Staats und der Kirche Rußlands gerichteter Umtriebe und verlangte Maßnahmen gegen das „ſectireriſche Unweſen“ und deſſen Organiſation. Ruſſiſchem Einfluß war es zuzuſchreiben, daß gleichzeitig der griechiſch-orthodoxe Patriarch von Konſtantinopel gegen den ſectireriſchen Aſtermetropoliten in Wien Klage erhob und deſſen Abſetzung forderte. Bei der Abhängigkeit

Metternichs von Kaiser Nikolaus ließ sich erwarten, daß diesem Verlangen, so mangelhaft es mit dem Rechtsgrunde desselben auch beschaffen sein mochte, entsprochen werden würde; es fehlte indessen auch den Altgläubigen nicht an Freunden und Gönnern in den höheren Regierungskreisen und da das Erzbisthum von Bjelokrinitz, so unbequem es auch Rußland sein mochte, dem östreichischen Kaiserstaat sicher keinen Schaden that, so beschränkte man sich zunächst darauf, Ambrosius nach Wien zu berufen und von ihm Aufklärungen zu verlangen. Der Erzbischof oder Metropolit (wie er jetzt vielfach genannt wurde) war ein alter, unbedeutender Mann, den die Führer der altgläubigen Gemeinden als willenloses Werkzeug ihrer Pläne gebrauchten; dieselben hielten es deshalb gerathen, ihm bei seiner Abreise nach Wien in der Person des bereits wiederholt genannten Olympius einen Berather mitzugeben. In den letzten Tagen des December 1847 trafen beide Männer in der östreichischen Hauptstadt ein. Das alte System stand damals in voller Blüthe, Trägheit und Indolenz herrschten auf allen Gebieten der Verwaltung und des öffentlichen Lebens; zunächst vergingen mehre Wochen, ohne daß Ambrosius auch nur mitgetheilt wurde, was man eigentlich von ihm verlange. Durch ihre wohlunterrichteten petersburger Agenten waren die Altgläubigen längst davon unterrichtet, was vorgefallen; Ambrosius erbat sich eine Audienz bei dem Erzherzog Ludwig, der für einen besonders warmen Gönner der Gemeinde galt, bei dem Oberstkämmerer Grafen Zinzheti u. s. w. und alles schien auf dem besten Wege zu sein, als eine neue russische Note in der Hofburg eintraf, die dringend Abhilfe der Beschwerden des petersburger Cabinets verlangte. Jetzt griff Metternich, der bis dahin an der gesammten Angelegenheit wenig Antheil genommen hatte, in seiner rücksichtslosen, willkürlichen Art ein: er ließ das Kloster von Bjelokrinitz schließen und notificirte dem petersburger Cabinet, Ambrosius sei von seinem Metropolitansitz für immer entfernt und durch Verbannung unschädlich gemacht worden. Diesem Verfahren war keinerlei Untersuchung und Feststellung des Thatbestandes vorhergegangen, die „höheren Rücksichten", von denen der Haus-, Erz- und Staatskanzler sich sein Leben lang hatte leiten lassen, waren allein maßgebend gewesen. — Trotz dieser Strenge, die den Altgläubigen Anfangs große Furcht eingeflößt hatte, sah das Ganze einem Schlage ins Wasser ziemlich ähnlich; Ambrosius und sein Berather blieben nach wie vor in Wien, leiteten von hier aus die Geschäfte ihrer Glaubensgemeinschaft und erhielten in gewohnter Weise mit Czaykowski, ihrem spiritus rector, und den „Brüdern" in Rußland lebhafte Beziehungen aufrecht.

Unterdessen brach die Märzrevolution aus, Metternich mußte fliehen, im Handumdrehen waren die äußere wie die innere Lage des Kaiserstaats verändert. Das Manifest über die Errichtung einer liberalen Constitution, Verheißung der Religionsfreiheit u. s. w. war in aller Leute Mund und flößte auch den Alt-

Digitized by Google

gläubigen, die sich sonst um Politik wenig kümmerten und in ihrer Unbildung kaum verstehen mochten, worum es sich eigentlich handele, neue Hoffnungen ein: sahen sie die Welt doch ausschließlich von dem Standpunkt ihrer religiösen Interessen an, glaubten sie doch, daß ihre Gemeinschaft das eigentliche Salz der Welt sei. Da ihr gnädiger Gönner aus früherer Zeit, der Graf Kolowrat, an die Spitze der neuen Regierung getreten war und ein neuer Geist das gesammte östreichische Staatswesen durchdrungen zu haben schien, glaubten sie die Aufhebung der Anordnungen Metternichs mit leichter Mühe bewirken zu können. Im Namen sämmtlicher Altgläubigen überreichte Olympius dem Grafen Kolowrat am 26. März 1848, also inmitten der Hochfluth der revolutionären Bewegung eine in deutscher und russischer Sprache abgefaßte Bittschrift, die wir wegen der Eigenthümlichkeiten ihrer Fassung ausführlich mittheilen:

„In der vollsten Ueberzeugung, daß jeder die allgemein gepriesene Milde und Hochherzigkeit Eurer Excellenz in Anspruch Nehmende, gnädigst erhört, Trost und Hilfe findet, wage auch ich unterthänigst meine gehorsame Bitte um so mehr mit kindlichem Zutrauen zu Euer Excellenz Füßen zu breiten, da mir schon einmal, als Deputirten des bjelokriniter Klosters und der sämmtlichen Altgläuber- (sic) Gemeinden in der Bukowina, die süßen Früchte der väterlichen Fürsorge und Gnade Eurer Excellenz zu verkosten das höchste Glück zu Theil wurde.

Zufolge des vom unsterblichen Kaiser Joseph dem Zweiten den sämmtlichen Altgläubergemeinden im Jahre 1783 ertheilten Privilegiums hinsichtlich der Freiheit der Religion und der Geistlichkeit haben Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser Ferdinand der Erste durch die gnädigste und kräftigste Fürsprache Eurer Excellenz bewogen, laut allerhöchster Entschließung vom 18. September 1844 den benannten Gemeinden die Einführung eines ausländischen Oberhirten allergnädigst zu bewilligen geruht, welche Gemeinden durch ihre Deputirten im Jahre 1846 auch wirklich den hochwürdigen Metropoliten Ambrosius aus Konstantinopel hereinführten, den auch Seine Majestät nach der in diplomatischem Wege gepflogenen Ueberzeugung von dessen reinen und untadelhaften Sitten und unbescholtenen Aufführung laut allerhöchster Entschließung vom 5. März 1847 nicht nur in seiner früheren Würde zu bestätigen, sondern in das k. k. Unterthansvaterland (sic) aufzunehmen geruhten, worüber er auch bei dem k. k. bukowiner Kreisamte den Unterthanseid den 5. August 1847 mit der größten Freude ablegte.

Mittelst einer Vorladung des galizischen Landesgouverneurs Herrn Grafen v. Stadion wurde derselbe nach Lemberg berufen, von welchem er die Weisung bekam, sich sogleich nach Wien zu verfügen und obgleich er zu dieser Reise nicht vorbereitet war, so reiste er dennoch weiter und langte schon am 27. December vorigen Jahres herein, ohne zu wissen, was man von ihm verlangte.

Doch es verstrich ein ganzer Monat, ohne daß man ihm die Ursache seiner Berufung entdeckte, weswegen er sich auch genöthigt sah, bei Sr. k. Hoheit dem Erzherzog Ludwig eine Audienz zu ersuchen, was auch geschah. Aber bei allem dem erfuhr er wegen seiner Berufung kein Wort, vielmehr wurde er von Sr. k. Hoheit befragt, was er von Sr. Majestät dem Kaiser wünsche — auf welche Frage er auch nicht anders zu antworten wußte, als daß er von Herrn Grafen v. Stadion hierher beordert wurde, um hier von Sr. Majestät die gnädigste Ankündigung seiner Berufung und der weiteren kaiserlichen Befehle zu erfahren. Nach wenigen Tagen und zwar am 30. Januar 1848 wurde ihm von dem Obersten Hofkanzler Herrn Grafen von Inzeghi eine Zuschrift zugestellt, durch welche der hochwürdigste Metropolit Ambrosius von den ungerechten und unbegründeten Beschwerden des russischen Hofes und des Patriarchen von Konstantinopel, welche blos aus Haß gegen unsere, früher in ganz Rußland herrschende Religion entstanden sind, in Kenntniß gesetzt und aufgefordert wurde, sich über die ihm vorgeworfenen neun Punkte binnen acht Tagen zu rechtfertigen. Se. Hochwürden versäumte nicht, gewissenhaft und der Wahrheit gemäß seine schriftliche Rechtfertigung selbst persönlich dem Herrn Grafen von Inzeghi am 7. Februar 1848 mit der Bitte um gnädige Fürsprache zu überreichen. Man versprach ihm solche und man erklärte ihm, daß dieses als eine diplomatische Sache einzig und allein vom Fürsten Metternich abhänge. Allein leider wurde auf seine Rechtfertigung gar keine Rücksicht genommen und ohne eines Vergehens überführt zu werden, demselben der allerhöchste Bescheid ertheilt, daß seine Rückkehr in das bjelokrinitzer Kloster und fernere Werksamkeit (sic) für die Altgläuber in der Bukowina nicht stattfinden könne.

Diese unerwartete Nachricht stürzte das ganze Klosterconvent und die sämmtlichen Altgläubigergemeinden in der Bukowina in die größte Verlegenheit und verursachte in den Gemüthern Aller die schrecklichste Verwirrung, welche sich auch sogleich in das Kloster sammelten und sich einstimmig und freiwillig erklärten, sie wollten keine Zeit und Unkosten scheuen und mehre Deputirten, aus dem Kloster und Gemeinden gewählt, sogleich nach Wien zu Sr. Majestät abschicken, um sich über die Ursache dieses unglücklichen Ausspruchs zu erkundigen. Doch um die unglücklichen Folgen, welche vielleicht durch Unvorsichtigkeit der Gemeinden entstehen könnten, zu vermeiden, stellten sich ihnen die vernünftigeren Klostermönche entgegen und es gelang ihnen, die Gemeinden durch reife Vorstellungen und Warnungen, die nur aus kindlicher Liebe und fester Treue gegen den allergnädigsten Monarchen gemacht wurden, von dem festen Entschlusse abzuhalten, bis sie aus Wien die letzte Entschließung Seiner Majestät erhalten.

Weil nun mir das ehrwürdige Klosterconvent diese Sache zur heiligsten Pflicht machte und anbefohlen hat, alle zur Rückkehr des hochw. Metropoliten Ambrosius nöthigen Schritte zu machen, so werfe ich mich zu den Füßen Euer

Digitized by Google

Excellenz und flehe um die gnädigste Bewilligung, den hochw. Metropoliten in das bjelokrinitzer Kloster zur Beruhigung des Volks zurückkehren zu lassen. — Um so mehr hoffen wir die gnädigste Vermittlung Ew. Exc. zu erflehen, indem in diesen segensreichen Tagen allen unter dem glorreichen östreichischen Scepter vereinigten Staaten und Völkern durch die Erhörung ihrer Wünsche die größte aller Wohlthaten erwiesen wurde, die Altgläubergemeinden auch nicht minder treu an das glorreiche Kaiserhaus, nicht minder anhänglich und unterthänig sind, daher sie auch der angesuchten Wohlthat würdig zu sein sich fühlen. Geruhen Ew. Exc. daher diese inständigste Bitte zu genehmigen u. s. w."

Bei aller Schwerfälligkeit und Plumpheit der Ausdrucks ist dieses Actenstück nicht ohne ein gewisses Geschick abgefaßt: daß der Metropolit oder Erzbischof von Bjelokrinitz die geistliche Oberherrschaft über alle, auch die außeröstreichischen Altgläubigen seiner Secte beanspruche, daß Anhänger derselben auch im übrigen Galizien und in Siebenbürgen lebten, wird ebenso ignorirt, wie daß derselbe nach Rußland hin Verbindungen angeknüpft hatte. Es ist ausschließlich von den „Altgläubern" der Bukowina die Rede und der Bittsteller läßt durchblicken, daß die Treue und Anhänglichkeit derselben grade in der bewegten Zeit einer allgemeinen Umgestaltung der Verhältnisse nicht gleichgiltig sei, zumal sie durch bloße Concessionen an ihre religiösen Bedürfnisse dauernd erkauft werden könne. In diesem Sinne scheint Kolowrat wenigstens anfangs das Gesuch, das Olympius im Auftrage seiner Klosterbrüder überreichte, aufgefaßt zu haben; er verhieß dem Bittsteller eine günstige Entscheidung und auch als diese nicht ertheilt, sondern — aus Rücksicht auf Rußland, — Metternichs Verfügung aufrecht erhalten wurde, blieb Ambrosius unbehelligt und ohne in der Freiheit seiner Amtsführung beschränkt worden zu sein, in Wien. Olympius aber gab sich nicht zufrieden; angesteckt von dem allgemeinen Vertrauen auf die siegreiche Kraft der Revolution begab er sich im Mai nach Prag, um an dem Slawencongreß Theil zu nehmen und diesem die Beschwerden seiner Brüder vorzulegen. Das Erscheinen des seltsam gekleideten Mönchs, der sein ganzes Leben im Dienste einer Sache verbracht hatte, von der die Wenigsten etwas wußten, der fast alle Länder Europas und einen Theil des Orients durchwandert hatte, um nach einem gesalbten Vertreter des „alten" Glaubens zu suchen, der seiner Vorstellung nach einst die Welt beherrscht hatte — verfehlte nicht in dem Slawencongreß einen gewissen Eindruck zu machen; außer ihm war nur noch ein Russe, Michail Bakunin, der Vertreter des wesentlich von occidentalen Anschauungen ausgehenden, religions- und traditionslosen Jungrussenthums, in der Versammlung anwesend, vielleicht das einzige Glied des Congresses, welches die ganze Tragweite des Gesuchs kannte, welches Olympius mit tönender Stimme vortrug, nicht ohne seine Rede mit bittern Ausfällen gegen die Monarchen von Rußland und Oestreich zu würzen. Die phantastische Gesellschaft der Vertreter des slawischen Zukunfts-

Digitized by Google

bundes wurde indessen schon wenige Tage später durch Windischgrätzs Kanonen in alle Winde zersprengt: Olympius, der nicht abgeneigt gewesen wäre, die vor zwei Jahrhunderten zu Moskau verloren gegangene Herrschaft des „alten" Glaubens auf den prager Barrikaden wieder zu erobern — was kümmerten ihn die politischen Tendenzen, um welche es sich in diesem Kampfe handelte? — wurde rechtzeitig gewahr, daß der östreichische Feldmarschall die Uebermacht auf seiner Seite habe und floh aus Prag, ohne die altgläubige Kirche allzuempfindlich compromittirt zu haben. In Wien fand er seinen inzwischen mit neuen Instructionen aus der Bukowina eingetroffenen Klosterbruder, den uns bereits bekannten Paulus vor. Man hatte beschlossen, an den constituirenden Reichstag zu gehen und dessen Mitwirkung für die Aufrechterhaltung des gefährdeten altgläubigen Metropolitansitzes in Anspruch zu nehmen. Unterdessen war aber ein neuer Schlag gegen denselben geführt worden: wahrscheinlich auf Verlangen des russischen Gesandten wurde über Ambrosius die Verbannung nach Zilly, ein kleines in Steyermark belegenes Städtchen verhängt, und diesem im Juni eine bezügliche Eröffnung gemacht. Da die Altgläubigen sich, wie wir wissen, verschiedener einflußreicher Gönner in der höhern Bureaukratie erfreuten, die Unruhe der noch immer wild bewegten Zeit es mit sich brachte, daß die östreichische Regierung wenig nach dem Metropoliten von Bjelokrinitz, den sie nicht zu fürchten hatte und den sie nur Rußland zu Gefallen verfolgte — fragte, so blieb Ambrosius trotz des gegen ihn gefällten Urtheils noch Monate lang in Wien und in unausgesetztem Verkehr mit seinen Getreuen. Paulus und Olympius aber, die vielfach mit slawischen Demokraten verkehrt zu haben scheinen, rechneten zuversichtlich auf den Sieg der Revolution und erwarteten von dieser die Herstellung ihrer altgläubigen und altrussischen Herrlichkeit. Ihre Verbindungen mit Moskau blieben die früheren und es liegt uns als Zeugniß von denselben ein höchst merkwürdiger Brief vor, in welchem Paulus einem moskauer Freunde die Geschichte der östreichischen Revolution und ihres Einflusses auf die bjelokrinitzer Angelegenheit von seinem Standpunkte aus berichtet: Metternich, die Wurzel des den Gerechten angethanen Uebels sei vom Herrn geschlagen, zur Flucht getrieben, ja selbst mit dem Tode bedroht worden, der Czaar (Kaiser Ferdinand) aber sei, grade als er die Gläubigen vertreiben wollen, gezwungen worden, „constitutionelle Regeln" zu unterschreiben, die allen k. k. Unterthanen die Freiheit ihres Glaubens sicherten; wenn erst die große Deputation (der Reichstag) zusammengetreten sei, so lasse sich mit Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang hoffen. Es sei zwar eine böse Zeit, der Heiligen wenige, der Herr aber werde seine Heerde zu schützen wissen u. s. w. — Die eigenthümliche Beschränktheit der altgläubigen Anschauungen, welche nach der übrigen Welt und ihrer Culturentwicklung nichts fragt, sondern die Weltgeschichte ausschließlich nach ihrer Einwirkung auf das Loos der Secte beurtheilt, tritt an einzelnen Stellen dieses

Digitized by Google

Schriftstücks in höchst origineller Weise hervor: Paulus warnt seinen moskauer Freund vor dem Beariff, ja vor dem Wort „Constitution", — es sei um dieselbe ein böses, seelenverderbendes Ding und nur, weil die Gemeinde der Gerechten von ihr Vortheil ziehen könne, sei sie zu dulden. Die Starrheit, mit welcher diese Vertreter einer wesentlich auf dogmatischen Irrthümern und Mißverständnissen fußenden Secte (der gegenüber die griech. orth. Kirche ohne Zweifel den Fortschritt repräsentirt) ihre Sache unbekümmert um die übrige Welt verfechten, hat bei all der Beschränktheit und Unbildung, welche die Voraussetzungen dieser Anschauung sind, etwas Großartiges!

Die Zunahme der revolutionären Wirren, die Sicherheit und Freiheit, deren Ambrosius sich trotz des Verbannungsdecrets noch immer in Wien erfreute, erhöhten den Muth der beiden Mönche. Im Juli schrieb Olympius nach Bjelokrinitz, man möge nur die „Maschine" wieder arbeiten und „Fabrikanten, Gesellen und Arbeiter" (Bischöfe, Priester und Mönche) ans Werk gehen lassen; um sicher zu gehen, bedienten die Altgläubigen sich nämlich der List, im kaufmännischen Styl zu schreiben und ihre kirchlichen Angelegenheiten unter geschäftlichen Bezeichnungen, als „Fabrik", „Arbeiter" u. s. w. in den Briefen, welche von und nach Wien gingen, zu verhüllen. Ermuthigt durch die zunehmende Rath- und Hilflosigkeit der Regierung kehrten die aus dem Kloster von Bjelokrinitz vertriebenen Mönche und Priester wirklich zurück, erbrachen die versiegelten Thore ihres Heiligthums und begannen ungescheut ihren Gottesdienst zu celebriren. Die lemberger Statthalterschaft, die eben damals alle Hände voll zu thun hatte, um mit den rebellischen Polen fertig zu werden, hielt es nicht für nöthig, dieser Eigenmächtigkeiten wegen gegen die übrigens durchaus loyalen „Altgläuber" vorzugehen; der Gouverneur war instruirt, mit denselben möglichst glimpflich zu verfahren und blieb hinter seiner Instruction nicht zurück. Da die russische Regierung eine strengere Beaufsichtigung der Russen in der Bukowina verlangt hatte, wurden von Zeit zu Zeit Beamte nach Bjelokrinitz gesandt, um eine Revision der dortigen Verhältnisse vorzunehmen. Da diese Beamten meist Polen waren und als solche keinen Grund hatten gegen die Flüchtlinge vor russischer Intoleranz irgend mißgünstig gestimmt zu sein, ließen sie sich regelmäßig, bevor sie an Ort und Stelle eintrafen, anmelden und die Altgläubigen brachten dann ihre geheime Correspondenz u. s. w. bei Seite; natürlicherweise wurde dann nach Wien berichtet, man habe zu Bjelokrinitz alles in tiefstem Frieden gefunden und sich davon überzeugt, daß die russischen Beschwerden über revolutionäre Umtriebe und geheime Correspondenzen nach Moskau, durchaus unbegründet seien.

Im Juli 1848 wurde, um Rußland zufrieden zu stellen, Ambrosius endlich nach Zilly abgefertigt; Paulus und Olympius aber kehrten nach Bjelokrinitz zurück. Sie blieben nach wie vor mit Zilly und Moskau in Verbindung, gaben

Digitized by Google

Ambrosius in der Person Onufrys, eines von jenem geweihten Bischofs, einen Vicar und setzten das angefangene Werk der Organisation einer altgläubigen Hierarchie eifrig fort. Binnen weniger Monate wurden den in Rußland lebenden Brüdern drei neugeweihte Bischöfe und ein Erzbischof heimlich zugesandt. Die russische Regierung hatte nichts weiter erreicht, als den Haß der Altgläubigen gegen sich zu schüren, zahlreiche ihrer eigenen Unterthanen von sich abwendig zu machen und die Mönche von Bjelokrinitz in der Ueberzeugung zu bestärken, daß ihre besten Freunde in Konstantinopel, ihre gefährlichsten Feinde in Petersburg zu finden seien. Die wiederholt in Moskau und Petersburg angestellten Untersuchungen blieben, Dank der Verschlagenheit und der unwiderstehlichen Kraft der Silberrubel, welche die Altgläubigen zu ihrer Verfügung hatten, erfolglos; da die Regierung mit besonderer Strenge verfahren zu müssen glaubte, nahm die Zahl der nach Oestreich und in die Türkei flüchtenden Russen in der Zeit zwischen dem ungarischen Feldzuge und dem orientalischen Kriege beträchtlich zu, wurden die Bande zwischen der Hierarchie von Bjelokrinitz und dem in dem Vorstande des moskauer Rogoschkirchhof repräsentirten russischen Theil der Secte immer enger. Die Betrachtung der nächsten Folgen dieses Verhältnisses und des Einflusses, den dasselbe auf den Krimkrieg und die späteren Ereignisse ausübte, behalten wir der nächsten Nummer dieser Zeitschrift vor.

Die Geschichte Englands von R. Pauli (1830—41).

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Bd. XIII. Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. B. 2. (Leipzig, bei S. Hirzel, 1867), 607 S. in gr. 8.

Nach mehrjähriger Pause ist der zweite Band des pauli'schen Buchs über England erschienen; derselbe umfaßt die Periode des eilfjährigen Whigregiments, das bald nach der Thronbesteigung Wilhelms des Vierten die Erbschaft der Jahrzehnte langen Herrschaft der Tories, des Zeitalters der Pitt, Castlereagh, Canning und Wellington übernahm und durch eine Reihe tief einschneidender Reformen eine Umgestaltung der britischen Verhältnisse herbeiführte, die noch heute nicht verwunden ist und in der Geschichte des Parlamentarismus eine ungeheure Rolle spielt. Leider bricht der Verfasser inmitten seiner Darstellung ab; er führte uns durch die Geschichte der großen grey'schen Parlamentsreform,

Digitized by Google

des Armengesetzes, der irischen Wirren und der Umgestaltung der englischen Städteordnung bis an die Schwelle des peel-cobdenschen Kampfs für Aufhebung der Korngesetze, um uns hier zu verlassen und einem dritten Bande die Darstellung der neuesten Zeit vorzubehalten. Es ist das um so lebhafter zu bedauern, als wir mitten in einer interessanten Epoche und ohne daß die Summe derselben gezogen worden, stehen bleiben, das Versprechen des Verfassers, „späterhin" das begonnene Werk fortzusetzen aber zu allgemein gehalten ist, um bestimmte Aussichten für den Termin seiner Erfüllung zu bieten. Und grade über dieses whigistische Reformzeitalter hätten wir das letzte, abschließende Wort des Verfassers, der demselben ein langjähriges Studium gewidmet hat, schon jetzt gern gehört; handelt es sich doch bei dem Einlenken Altenglands in die Bahnen der modernen Demokratie zugleich um die Beantwortung der Frage, in wie weit die Grundsätze dieser mit dem Parlamentarismus und dem Selfgovernment überhaupt vereinbar sind. Mit dem Augenblick, in welchem die britische Volksvertretung auf eine breitere Basis gestellt wird und der aristokratische Unterbau dieses großartigen Gemeinwesens einstürzt, machen sich nämlich schon die Einwirkungen eines „centralisirenden Beamtenthums", das in alle Gebiete des Staatslebens eingreift, auch in England geltend und wird selbst von Freunden der Reform eingestanden, die Tüchtigkeit der Vertretung sei in constantem Abnehmen begriffen, die Fortbildung neuer parlamentarischer Führer ins Stocken gerathen. Die Frage nach dem Verhältniß der demokratischen Idee zu dem parlamentarischen System, die seitdem an beinahe sämmtliche Staaten des europäischen Continents herangetreten ist, tritt uns somit bereits hier in aller Schärfe entgegen und die Antwort, welche die englische Geschichte der letzten zwanzig Jahre auf dieselbe gegeben, spricht — wenigstens scheinbar so deutlich zu Gunsten des alten aristokratischen Systems, daß es von höchstem Interesse gewesen wäre, aus dem Munde des englischen Specialhistorikers zu hören, in wieweit die Degeneration des Parlamentarismus auf Rechnung lokaler, in der allgemeinen Structur des Inselreiches begründeter Verhältnisse kommt, was auf Rechnung der specifischen Schattenseiten des Demokratismus zu setzen ist. Bevor diese Antwort uns durch den verheißenen dritten Band des paulischen Buchs ertheilt, die Geschichte der Reform in ein Ganzes gebracht und einheitlich verarbeitet worden ist, wird ein abschließendes Urtheil über dieses Werk kaum möglich sein.

Die Erwartungen des Lesers an diesen dereinstigen dritten Band werden aber um so höher gespannt, als der vorliegende zweite Theil bereits verschiedene Vorzüge vor dem ersten aufzuweisen hat. Vor allem ist zu constatiren, daß das Quellenmaterial, aus welchem der Autor schöpfte, für die dreißiger Jahre ungleich reicher ist, als für den vorhergehenden Abschnitt. Neben dem Hansard, der nach wie vor für die Geschichte der Parlamentsverhandlungen

Digitized by Google

maßgebend ist, Roebucks history of the Whig Ministery, Knights popular history of England, Molesworth, history of the Reform-Bill u. a. haben dem Verfasser zahlreiche Publicationen aus den Hinterlassenschaften der betheiligten Staatsmänner vorgelegen, welche erst in neuester Zeit an die Oeffentlichkeit getreten sind, neben denen übrigens auch Guizots Memoiren erwähnt zu werden verdienen. Endlich hat die preußische Regierung Pauli die Möglichkeit geboten, die Berichte Bülows, des damaligen preußischen Gesandten in London, zu benutzen und die Beobachtungen dieses scharfblickenden Diplomaten sind, namentlich wo es sich um die Beurtheilung der maßgebenden Persönlichkeiten und der auswärtigen Verhältnisse handelt, von entschiedenem Werth. Die Charaktere des Königs, Greys, Peels, Durhams, Broughams treten sehr viel schärfer und deutlicher hervor, als die ihrer im ersten Bande geschilderten Vorgänger und die Darstellung gewinnt beträchtlich an Leben und Durchsichtigkeit. Von den zwölf Capiteln, in welche das Ganze zerfällt (die 8 ersten haben es mit der Regierung Wilhelms des Vierten, die 4 letzten mit der Victorias zu thun) ist reichlich ein Viertheil der Reformbill und den dreijährigen Kämpfen um dieses Gesetz gewidmet; grade diesen Theil des Werks möchten wir als den bedeutendsten und anziehendsten bezeichnen. Der Eingang schildert nach einer kurzen, sehr ansprechenden Charakteristik des neuen Königs, die Situation seit Eintreffen der Nachrichten von der Julirevolution, ihren Einfluß auf den Rücktritt des Torycabinets und den Gang der Reformangelegenheit. Mit einer auf genaues Studium der zeitgenössischen Literatur und Publicistik gegründeten Lebendigkeit und Anschaulichkeit schildert der Autor die mächtige Bewegung, welche das gesammte englische Volk ergriff, als dieses in Paris nach blos dreitägigem Straßenkampf das Werk zusammenstürzen sah, an welchem die Tories durch ein Menschenalter gearbeitet hatten, das so lange der Stolz und die Entschuldigung dieser Partei für die Anhäufung der Staatsschuld und die Verwahrlosung der heimischen Angelegenheiten gewesen war. Im Handumdrehen ist das Verhältniß des Inselreichs zum Continent verändert, französische Einflüsse machen sich nach einem halben Jahrhundert zum ersten Male wieder auf britischer Erde geltend, und die allgemeine Verbrüderung des europäischen Liberalismus an den Stufen des neugeschaffenen Thrones des Bürgerkönigthums, entscheidet zugleich das Geschick des Cabinets von St. James.

Mit dem Sturze des Ministeriums Wellington gewinnen aber bereits die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der englichen Art und Weise, Politik zu treiben, die Oberhand; es verfliegt die fieberische Aufregung, welche sich an die pariser „große Woche" geknüpft hatte, die ernüchterten Massen schaaren sich alsbald um ein bestimmt formulirtes Programm und dieses fordert vor allem Erweiterung des Wahlrechtes.

Der Darstellung des Kampfs um diese von der Pairie consequent ver-

Digitized by Google

weigerte, erſt durch das vereinte Bemühen des Hofs und des Volks erzwungene Conceſſion muß vor allem nachgerühmt werden, daß ſie mit großer Sachlichkeit und Unparteilichkeit gearbeitet iſt und daß ſie das Object des Streits der Parteien ſcharf und klar präciſirt. Der principielle Unterſchied zwiſchen einer Erweiterung der beſtehenden Einrichtungen unter Anlehnung an das hiſtoriſch erprobte alte Syſtem und der Anwendung abſtracter, aus den Menſchenrechten und dem modernen Staatsbegriff hergeholter Principien wird mit Recht an die Spitze der Betrachtung geſtellt und damit die Grenzlinie zwiſchen dem Antheil gezogen, welchen die Whigs an der Parlamentsreform hatten und dem der in ihren Dienſt gezogenen weitergehenden Radicalen. Die Ausführungen über den materiellen Inhalt der complicirten grey-ruſſelſchen Bill enthalten dann zugleich die Kritik derſelben: während bereitwillig eingeräumt wird, daß dieſe Bill an Inconſequenzen und inneren Widerſprüchen aller Art reich war, wird — wie uns ſcheint, mit Recht — der Nachdruck auf ihre praktiſche Wirkung, auf die Richtigkeit des Verhältniſſes gelegt, in welchem das Reformgeſetz zu dem thatſächlich vorhandenen Volksbedürfniß ſtand. Mit überzeugender Klarheit wird die Unmöglichkeit eines Verharrens bei der alten Ordnung nachgewieſen, die ſich mit den gegebenen Zuſtänden und den realen Machtverhältniſſen längſt nicht mehr deckte — zugleich aber nachdrücklich und ernſthaft auch die Bedenklichkeit dieſes entſcheidenden Schritts und die relative Berechtigung derer anerkannt, die ſich wie z. B. Robert Peel vor dem Bruch mit einer erprobten Vergangenheit dennoch ſcheuten. Zu den glänzendſten Abſchnitten des geſammten Werks gehört die kurze, markige Schilderung der Debatte des Oberhauſes über die zweite Bill und angeſichts der heute in England ſelbſt anerkannten Degeneration der britiſchen Pairie werden wir mit Ehrfurcht vor den markigen Geſtalten erfüllt, die ſich zwiſchen dem 5. und 8. October 1831 von ihren Sitzen erhoben, „um mit ritterlichem Muth die hervorragende Stellung zu vertheidigen, die ſie bis dahin eingenommen und den Beweis zu führen, daß der Widerſtand gegen die Forderungen der Zeit nicht von einer an ihrem hiſtoriſchen Herkommen abſterbenden Kaſte geleiſtet werde, ſondern von einer Körperſchaft, die ſich des Beſitzes ehrenvoll benutzter politiſcher Macht, erblicher patriotiſcher Tugenden und einer Fülle hoher Gaben mit Recht rühmen konnte“. — Es iſt dieſem Theil der pauliſchen Arbeit weſentlich zu Gute gekommen, daß es dem Autor möglich war in einem Zuge fortzuſchreiben, ausſchließlich einen großen Gegenſtand zu behandeln und ſeine Darſtellung von allen die Einheitlichkeit der Wirkung ſtörenden Einſchaltungen und Excurſen über andere Materien frei zu halten, da dieſe vor der Entſcheidung über die Reform thatſächlich in den Hintergrund traten. Dieſer Vorzug macht ſich ganz beſonders geltend, wenn man die drei oder vier erſten Capitel mit den folgenden vergleicht. Weil es ſich in dieſen um eine große Anzahl der mannigfachſten, oft heterogenſten Dinge handelt,

Digitized by Google

Discussionen über die auswärtige Lage, die Zustände Irlands, die Mißstände der Communalverwaltung und das Loos der arbeitenden Classen mit einander parallel laufen, wird die Aufmerksamkeit des Lesers getheilt und verwirrt, verliert dieser die Möglichkeit eines fortlaufenden Verständnisses der einzelnen Entwickelungsphasen und des eigenen selbständigen Urtheils über dieselben. Bis gegen das letzte Drittheil seines Buchs versucht der Autor nach Kräften, die verschiedenen Materien auseinanderzuhalten und seine eigene Stellung zu den einzelnen Fragen zu bezeichnen. Die Geschichte der Diplomatie Palmerstons und die Reform des Armengesetzes lassen sich noch deutlich übersehen und in dankenswerther Weise wird der Leser auf die typische Bedeutung dieser letzteren, (der Armenbill von 1834) hingewiesen, welche zum ersten Mal ein absolutistisches, büreaukratisch geordnetes Institut schuf, mittelst welches die centralisirende Staatsgewalt das Selfgovernment der Gemeinden und den Einfluß der Aristokratie bedrohte oder doch zu bedrohen schien, — freilich weil kein anderes Auskunftsmittel mehr vorhanden war. Mit dieser nach heißen Kämpfen durchgesetzten Maßregel tritt aber schon der kritische Augenblick für die ferneren Geschicke des Whigministeriums ein, das (die kurze Tory-Episode von 1835 abgerechnet) zwar noch sechs Jahre lang im Amt bleibt, aber allmälig abstirbt und den vereinigten Angriffen torystischer und radicaler Gegner nur noch mühsam Stand hält. Dieser letzte Abschnitt, sowie das frühere, Irland behandelnde Capitel lassen sich nicht immer klar übersehen; der Faden wird immer wieder durch Episoden abgerissen und das Urtheil des Verfassers erscheint inmitten des Tumults sich häufender äußerer und innerer Schwierigkeiten für die Whigs, die noch durch den andrängenden Chartismus gesteigert werden, an Klarheit und Festigkeit zu verlieren; selbst die Gestalten der einzelnen Parteiführer zeichnen sich nicht mehr mit der früheren Schärfe und Deutlichkeit ab. Sehr entsprechend sind dagegen die der Thronbesteigung und der Vermählung der jungen Königin gewidmeten Abschnitte behandelt, welche den Gang der Ereignisse bereits in die neueste Zeit hinüberleiten. Den Schluß bildet dann der Sturz des Cabinets Melbourne-Russel (Grey und Althorp, die Führer des Reformministeriums waren bereits früher, 1834 und 1835 zurückgetreten) und eine Schilderung der Situation, welche Sir Robert Peel vorfand, als er den Kampf gegen die Korngesetze aufnahm. Die Geschichte der Agitation für dieses schon seit den Tagen Huskissons von den Radicalen in Aussicht genommene Ziel ist nur flüchtig berührt und soll wahrscheinlich im dritten Bande einer eingehenderen retrospectiven Besprechung unterzogen werden.

Von den einzelnen Werken, aus welchen die „Staatengeschichte der neuesten Zeit" zusammengesetzt ist, hat das paulische, wie uns scheint, die größten Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Ganz abgesehen von der Eigenart und Sprödigkeit des Stoffs, ist die Aufgabe des Verfassers eine entschieden undank-

barere und complicirtere gewesen als z. B. die der Bearbeiter der Geschichte Italiens, Oestreichs oder der Türkei, da es sich in der neueren englischen Geschichte eigentlich gar nicht um „Ereignisse", sondern fast ausschließlich um einzelne Resultate eines mühsam vorrückenden inneren Processes handelt, die sich nicht klar übersehen, nicht endgiltig beurtheilen lassen, weil er noch bei keinem entscheidenden Punkt angelangt ist. Das Detail dieser Entwickelung ist häufig trocken und unverdaulich und doch kann es nicht übergangen werden seit Gneists berühmtes Werk über die Verfassung und Verwaltung Englands die Ansprüche der deutschen Lesewelt an jedes Buch über die Zustände des Inselstaats erhöht, das deutsche Interesse auf zahlreiche Gebiete britischen Lebens gerichtet hat, von denen uns bisher jede genauere Kunde gefehlt hatte. Bei der ungeheuren Bedeutung endlich, welche England für die Geschichte des Parlamentarismus hat, ist jede Beurtheilung der neueren Entwickelung dieses Staats zugleich ein Urtheil über das gesammte parlamentarische System und als solches einer schärferen und aufmerksameren Controle ausgesetzt, als alles, was über einen andern europäischen Staat — vielleicht Preußen allein ausgenommen, gesagt werden könnte. Von diesem Gesichtspunkt aus verdient der vorliegende zweite Band des pauliſchen Buchs die Aufmerksamkeit der Lesewelt in ganz besonderem Maß, denn grade diesem Schwerpunkt seiner Aufgabe ist er, wie uns scheint, gerecht geworden.

Die stuttgarter Versammlung am 3. und 4. August.

Aus Schwaben, 10. August.

Als im Herbst vorigen Jahres die Friedensverträge abgeschlossen waren, deren Wortlaut den Süden vom Norden trennte, lag es nahe, daß die Männer der nationalen Partei in den vier süddeutschen Staaten zusammentraten, um sich über die Aufgaben zu verständigen, die ihnen durch die neue Lage gestellt waren. Am 14. Oct. v. J. fand zu diesem Zweck in Stuttgart eine Versammlung von Abgeordneten aus Bayern, Württemberg, Baden und Hessen statt. Die Sache wurde damals sehr vertraulich behandelt, man vermied alles, was wie die Organisirung einer süddeutschen nationalen Partei aussah, selbst das Resultat der Besprechungen wurde nicht der Oeffentlichkeit anvertraut. Man hatte nämlich Ursache in jenem Stadium alles zu vermeiden, was entfernt wie die Einleitung zu einem Südbund aussah, und unter diesem Gesichtspunkt erschien beinahe selbst ein Bund zur Verhinderung des Bundes nicht unbedenklich, wie ja noch

Digitized by

später die stuttgarter Conferenzen, die unter den Auspicien des Fürsten Hohenlohe gehalten wurden, einiges Mißtrauen heraufbeschworen.

Solche Bedenken sind nun freilich seitdem überflüssig geworden. Der Südbund ist keine gefährliche Idee mehr, und weder die Denkschrift der Häupter der süddeutschen Volkspartei, noch die Intriguen der französischen Diplomatie, welche beide noch nicht aufgehört haben, einen wenig schmeichelhaften, übrigens unbegründeten Rest von Vertrauen auf den bayrischen Ministerpräsidenten zu hegen, werden im Stande sein, jene Idee auf die Beine zu bringen. Allein wenn auch diese Anschläge gefährlicher wären, als sie es sind, so wäre es nur natürlich, wenn auch die nationale Partei im Süden gemeinsam zur Abwehr sich rüstete. In jedem Fall kann ihr gemeinschaftliches Vorgehen heute keiner Mißdeutung mehr ausgesetzt sein, auch der boshafteste Gegner vermag daraus kein Capital für den Südbund zu schlagen.

Es war im jetzigen Augenblick aller Grund vorhanden, jene Versammlung zu wiederholen, und zwar auf einer breitern Basis zu wiederholen. Die norddeutsche Bundesverfassung ist in Kraft getreten, durch sie und durch die Verträge vom August v. J. über die Schutz- und Trutzbündnisse und vom Juni d. J. über die Wiederherstellung des Zollvereins ist das Verhältniß des Südens zum Norden zu einem vorläufigen Abschluß gekommen, es ist damit die Grundlage der weitern Arbeit gegeben, und es sind zugleich sehr erkennbar die Anhaltpunkte, die Handhaben gegeben, dieses Verhältniß einer noch weiteren Entwicklung entgegenzuführen. Mit lebhafter Befriedigung konnte man auf den Gang der Dinge seit Jahresfrist zurückblicken, und indem man jetzt auch das Protokoll der vorjährigen Versammlung veröffentlichte, lag darin zugleich eine Rechtfertigung der damals ausgesprochenen Grundsätze. Die meisten der Forderungen, die damals als unerläßlich bezeichnet waren, sind erfüllt, und zwar zum Theil von widerstrebenden Regierungen erfüllt. Der Abschluß eines Allianzverhältnisses mit der Uebertragung des Oberbefehls an Preußen war schon zu jener Zeit vollendete Thatsache und ist seitdem aus dem diplomatischen Dunkel ans Tageslicht getreten. Die Umänderung der Heereseinrichtungen im Anschluß an das preußische System ist überall in Arbeit, wenn auch freilich nicht überall in demselben vorgerückten Stadium. Die Wiederherstellung des Zollvereins unter Abschaffung des liberum veto und mit parlamentarischer Theilnahme des Südens an der Gesetzgebung ist seitdem gleichfalls Thatsache geworden. So war ein Rückblick auf die damalige Versammlung zugleich die beste Vorbedeutung für die Beschlüsse, welche jetzt der neuen Lage gegenüber und in Verfolgung desselben Weges die stuttgarter Versammlung am 3. und 4. August d. J. faßte.

Diese Beschlüsse sind aus den Zeitungen bekannt. Sie enthalten im Grunde nichts Neues. Es handelte sich nur um die Anwendung der bekannten Grundsätze auf die gegebene Lage. Sowohl über das Ziel selbst als über die Wege

Digitized by Google

zu demſelben gab es keine erhebliche Meinungsverſchiedenheit. Dennoch boten die zweitägigen Verhandlungen durch den Austauſch der ſeither gemachten Erfahrungen, durch die Berichte über die Stimmung in den einzelnenen Ländern und durch die Motivirung, welche die einzelnen Sätze erhielten, ein lebhaftes Intereſſe dar.

Vor allem ſchien es geboten, der Erklärung einen Proteſt gegen jede Art von fremder Einmiſchung in unſre nationalen Angelegenheiten vorauszuſchicken. Dazu forderte ſchon die Thatſache auf, daß die franzöſiſche Diplomatie bis in die neueſte Zeit an den ſüddeutſchen Höfen gegen alle Anſchlußbeſtrebungen zu arbeiten verſucht. Man hat es von dieſer Seite weder an Drohungen, noch an Lockungen fehlen laſſen. Man hat auf die bedrohlichen Folgen einer Verletzung des prager Friedens hingewieſen, hat den Südbund in geneigte Erinnerung gebracht, hat einen Zollverein der ſüddeutſchen Staaten, eventuell mit der Schweiz, angeregt, um ſo Süddeutſchland definitiv vom Norden zu trennen. Dieſe Verſuche ſcheinen noch nicht zur Ruhe gekommen zu ſein, und ihnen parallel läuft das freilich noch ungefährlichere Treiben der particulariſtiſchen Parteien im Inlande, die ſtets a tempo und genau mit denſelben Schlagworten operiren, die ihnen durch die franzöſiſche Diplomatie an die Hand gegeben ſind.

Ein Proteſt gegen fremde Einmiſchung richtet ſich ebenſo an das franzöſiſche Volk als an die franzöſiſche Regierung. Er iſt berechnet, ein Gewicht in die Wagſchale des Friedens zu legen. So lange man jenſeit des Rheins in dem Wahn befangen iſt, es handle ſich bei der Einigung Deutſchlands um einen Eroberungszug Preußens, um eine Vergewaltigung des Südens, ſo lange wird auch immer das Gelüſte ſich erneuern, ſich der unterdrückten Völkerſchaften anzunehmen. Ein Vorwand wenigſtens der Einmiſchungsverſuche wird hinfällig, wenn das Volk im Süden ſelbſt aus freien Stücken kraft ſeiner Selbſtbeſtimmung die Wiedervereinigung mit dem Norden verlangt und die Protection durch das Ausland ſich verbittet. Es kann in Frankreich nicht ohne Eindruck bleiben, wenn man ſich überzeugen muß, daß die verſuchte Einmiſchung nicht ein Werk der Befreiung, ſondern eine muthwillige Herausforderung, ein Werk der Unterdrückung freien Volkswillens wäre, und es heißt die Partei des Friedens in Frankreich ſtärken, ſofern ſie nämlich wirklich den Frieden will, wenn man ſie über dieſen Punkt nicht im Zweifel läßt. Jedenfalls iſt dies eine wirkſamere Unterſtützung, als wenn man auch diesſeits des Rheins müßige Unterſchriften für ſentimentale Friedensprogramme ſammelt.

Auch die Beſtimmungen des prager Friedens kamen in dieſem Zuſammenhange zur Sprache. Namentlich von Seite der Heſſen, denen man in der darmſtädtiſchen Kammer auf das Verlangen des Eintritts in den Norddund das Gorgohaupt jenes Friedens vorgehalten hat. In ſchlagenden Ausführungen wurde gezeigt, daß die Errichtung eines Südbunds nur eine facultative Beſtimmung

Digitized by Google

war, die an ihrer innern Unmöglichkeit gescheitert ist, und daß mit der Beseitigung des Südbundes auch alle Folgerungen hinfällig sind, die man daraus gegen die Verschmelzung des Südens mit dem Norden ableiten könnte. Da der Südbund nicht zu Stande gekommen ist, liegt eigentlich gar keine andere positive Bestimmung mehr vor, als die über die herzustellende „nationale Verbindung" zwischen dem Süden und dem Norden, und diese Bestimmung ist noch einer reichen Entwicklung fähig, so lange nicht von Seite Oestreichs ein förmlicher Protest, gestützt auf eine einseitige Auslegung des Vertrags vorliegt, ein Protest, der unmittelbar zum Krieg führen müßte.

In dieser Richtung liegen nun eben die Schutz- und Trutzbündnisse und die Wiederherstellung des Zollvereins: beides wurde als der Anfang einer nationalen Gemeinschaft begrüßt und insbesondere ausgesprochen, daß die mit den Militärverträgen verbundenen Anstrengungen unerläßlich seien zur Sicherung der Unversehrtheit Freiheit und Ehre des Vaterlandes. Allein sie sind auch nur ein Anfang, und indem die Bevölkerung sich den unvermeidlichen Lasten der erhöhten Militär- und Steuerpflicht unterzieht, verlangt sie zugleich an den Rechten, welche die norddeutsche Bundesverfassung gewährt, ihren vollen Antheil zu erhalten.

Hier lag nun eigentlich der Kern der Verhandlung. Man konnte sich nicht verbergen, daß die auferlegten Opfer im Augenblick die Stimmung beherrschen und die öffentliche Theilnahme am Einigungswerk erschweren. Die große Masse vergißt, daß die Opfer in keinem Falle erspart blieben, und daß für sie grade in der vollzogenen Vereinigung mit dem norddeutschen Bund ein Ersatz liegt durch den Genuß der norddeutschen Verfassung. Und in diesem Widerstreben der Bevölkerung haben wieder die Regierungen einen Rückhalt für ihren Widerspruch gegen den Eintritt in den norddeutschen Bund. Am günstigsten liegen die Dinge in Baden, wo Hof und Regierung einig mit der nationalen Partei gehen und wo nur eine größere Rührigkeit von Seiten der Volkskreise zu wünschen wäre. In Hessen hat sich in erfreulichster Weise gezeigt, daß die Kammer, obwohl die Wahlen gegen die nationale Partei ausgefallen sind, dennoch durch die Logik der Thatsachen mit überwiegender Mehrheit zu einem Votum im Sinne des Anschlusses gedrängt wurde. Am meisten Widerstand ist noch in Württemberg zu überwinden, wo die Regierung zwar ihren übernommenen Verbindlichkeiten nachkommt, aber um so entschiedener jede weitere Forderung, die auf den Eintritt in den Bund gerichtet wäre, zurückweist, und wo andrerseits die Schlagwörter und Agitationsmittel der Volkspartei allein noch ein dankbares wenn auch täglich sich verengendes Feld finden. Aber auch von Seite der Bayern wurde gewarnt, aus der Zusammensetzung der dortigen Kammer einen allzugünstigen Rückschluß auf die Stimmung der großen Massen zu machen, welche der Regierung des Fürsten Hohenlohe, abgesehen von den

Digitized by Google

Hemmnissen, die diese in der Umgebung des Hofes findet, jedenfalls nur ein behutsames Vorgehen gestattet.

Diese Schwierigkeiten also konnte man sich nicht verhehlen. Aber mit Recht wurde gesagt, daß die Lage nun doch eine ganz andere werde, wenn einmal die angesonnenen Opfer eine vollendete Thatsache geworden sind. Die bisherigen Verträge sind nicht eigentlich Abschlagszahlungen auf die Einheit, sondern sie legen Lasten auf, ohne die entsprechenden Vortheile zu sichern. Nicht durch die nationale Partei ist die jetzige Lage geschaffen, deren Programm vielmehr die Ausdehnung der Bundesverfassung auch auf Süddeutschland ist, sondern durch die Regierungen, welche dem Anschluß an den Norden sich entgegenstemmen, während sie gleichzeitig dem Volke erhebliche Lasten auferlegen. Sind diese aber einmal unwiderrufliche Thatsache geworden, so wird das Volk sich der Einsicht nicht verschließen, daß nur der volle Antheil an den Rechten, welche die Bundesverfassung gewährt, mit den erhöhten Anforderungen an die Steuer- und Wehrkraft auszusöhnen im Stande sind. Die Eröffnung eines gemeinsamen parlamentarischen Lebens, zunächst für die Zollangelegenheiten, ist der gegebene Weg, die gemeinschaftliche Gesetzgebung allmälig auch auf weitere Gebiete auszudehnen. Wie dies im Einzelnen zu erreichen sei, darüber enthielt man sich detaillirter Vorschläge. Aber man nannte als dringlichste Gegenstände die gemeinschaftliche Ordnung eines deutschen Bürgerniederlassungs- und Gewerberechts und verwies im Uebrigen auf den Artikel 4 der Verfassung, der bekanntlich den Umfang der Competenz der Bundesgesetzgebung bezeichnet.

Schon daraus ergiebt sich, welche Stellung wir hier im Süden zur Bundesverfassung einnehmen. Wir sind nicht in der glücklichen Lage, unter dem Dache derselben geborgen mußige Kritik an ihr zu üben. Sie ist uns mit all ihren Unvollkommenheiten das einzige Mittel Nord- und Süddeutschland zu vereinigen, ein anderes Mittel muß von den Gegnern erst noch erfunden werden. Wir haben deswegen auch weder Zeit noch Lust, sie bis in ihre kleinsten Winkelchen mit Spaheraugen zu durchsuchen, um auf Lücken und Mängel zu fahnden, die dann triumphirend hervorgezogen und unter das Vergrößerungsglas gelegt vor In- und Ausland ausgestellt werden; wir haben um so weniger Lust dazu, als dieses Geschäft von den norddeutschen Brüdern mit ebenso großer Gründlichkeit als Freudigkeit bereits besorgt ist. Uns ist die ohne Zweifel weniger dankbare aber vielleicht nicht minder ersprießliche Aufgabe geworden, der süddeutschen Bevölkerung zu zeigen, welchen ungeheuren Fortschritt in der deutschen Entwickelung eine Verfassung bezeichnet, welche die deutschen Staaten nach außen zu einer politischen und militärischen, im Innern zu einer wirthschaftlichen Einheit zusammenfaßt, die für alle gemeinsamen Fragen eine parlamentarische Gesetzgebung begründet, die mit einem Wort den organischen Willen der Nation darstellt und als Correctiv für alle Schaden das allgemeine Stimmrecht besitzt. Auch wir sind nicht blind gegen die Lücken und Mängel dieser Verfassung, aber der Hauptmangel ist uns vorläufig der, daß sie nicht auch die süddeutschen Gebiete umfaßt. Ist sie theoretisch nicht eben ein Muster, wird sie an Vollständigkeit und Freisinnigkeit von manchen auf dem Papier existirenden Verfassungen übertroffen, so scheint uns immerhin eine wenn auch minder vollkommene Verfassung den Vorzug zu verdienen, die eben nicht blos auf dem Papier existirt. Wir im Süden haben unsere Erfahrungen mit liberalen Verfassungen gemacht, und wir sollten meinen, auch das preußische Abgeordnetenhaus hat seine Erfahrungen mit der preußischen Verfassung gemacht, die im Grund nur ein einziges Mal zur Wahrheit wurde, nämlich damals, als das Abgeordnetenhaus der Regierung die Indemnität bewilligte. Auch der Süden steht nicht im Rufe, gleichgiltig gegen die Interessen der Freiheit zu sein und

Digitized by Google

die nationale Partei wird alle Gelegenheit haben, in den innern Angelegenheiten der süddeutschen Staaten ihren Freisinn zu bewahren. Aber wir erinnern uns auch des Wortes von Paul Pfizer, dem hochgeschätzten Patrioten, dessen Andenken frisch vor die Stuttgarter Versammlung trat, daß es „schnöde Selbstsucht und Verleugnung ist, die Nationalität der Freiheit, den Zweck dem Mittel aufzuopfern", und „Freiheit zu begehren auf den Trümmern der Nationalität." Der Dienst für die Freiheit ist eine ununterbrochene Arbeit und sie kann nur gefördert werden durch die Mittel, welche die Bundesverfassung an die Hand giebt. Die Freiheit zu erobern, sagte der wackere Abgeordnete aus dem Allgäu, welcher den Vorsitz führte, ist einem tapferen Volk jederzeit möglich, nicht aber das Vaterland, wenn es einmal verloren ist.

Die Stuttgarter Versammlung hat glücklicherweise weder Beruf noch Veranlassung gehabt, sich über den Streit der Fortschrittspartei und der Nationalliberalen in Preußen auszusprechen, aber die Resolutionen sprechen deutlich für sich selbst. Möglich, daß man die Achseln zuckt über die sonderbaren Schwärmer, die von „Rechten" reden, welche die Bundesverfassung gewährt, welche die Schmach freiwilliger Knechtschaft auf sich laden und den Eintritt in den freiheitsmörderischen Bund begehren. Wir unsererseits gestehen, daß uns eine Partei unverständlich ist, welche für die Wahlen die Parole ausgiebt, nur für solche Männer zu stimmen, die „im Sturm nicht wanken", d. h., welche die Grundlage verläugnen, auf der sie für das nationale Werk zu wirken berufen sind. Ein weit empfindlicheres Hinderniß als in den Mängeln der Verfassung erkannte die Versammlung in den Mißgriffen der preußischen Regierung, wie sie theils in der Behandlung der einverleibten Länder, theils in den kleinlichen Verfolgungen gegen Männer wie Twesten und Lasker zu Tag getreten sind. Das sind die Hindernisse, welche die preußische Regierung sich selbst in den Weg wirft, und durch welche sie sich die Erreichung ihrer Ziele dem In- wie dem Auslande gegenüber erschwert. Hoffentlich ist das jetzige Einlenken den annectirten Provinzen gegenüber aus richtiger Selbsterkenntniß hervorgegangen und bedeutet mehr, als ein bloßes Wahlmanöver. Es ist Zeit, daß Preußen den Beweis liefere, daß es nicht blos mit den Waffen zu erobern, sondern das Gewonnene dauernd einzufügen verstehe. Es ist Zeit, daß der Glaube an die staatsbildende Kraft der preußischen Monarchie, daß das erschütterte Vertrauen in die Integrität der preußischen Gerichte wieder hergestellt werde. Davon nicht zum Mindesten wird es abhangen, ob die nationale Partei im Bunde mit ihrem in Stuttgart vereinbarten Programm siegen oder unterliegen wird, ob es der Meinungsausdruck einer Minderheit bleiben, oder die Bevölkerungen für sich gewinnen und der leitende Gedanke für die künftigen Parlamentswahlen sein wird.

Wie diese Wahlen dereinst ausfallen werden, läßt sich noch in keiner Weise voraussagen. Vorläufig giebt noch Anderes im Vordergrund. Die süddeutschen Kammern haben die Bündniß- und die Zollvereinsverträge zu genehmigen, haben die Kriegsverfassungen und die Steuererhöhungen zu berathen. Sie werden sich dabei die Gelegenheit zu retrospectiven Studien nicht entgehen lassen, manche Thräne wird der Vergangenheit nachgeweint werden, mancher Seufzer für die Zukunft aufsteigen. Sind aber die verzeihlichen Thränen ausgeweint, so muß es sich zeigen, ob sie aus den Ereignissen des vorigen Jahres etwas gelernt haben, wie die Regierungen zu zeigen haben, wie es mit ihrer Einsicht beschaffen ist.

*.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 35.

Ausgegeben am 23. August 1867.

Inhalt:

Denkwürdigkeiten Massimo d'Azeglios . . . . . Seite 321
Ueber Briefsteller im Mittelalter 333
Die russischen Altgläubigen und der orientalische Krieg 340
Die Mißvergnügten in Hannover 348
Neue Bücher und Kartenwerke 357

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Denkwürdigkeiten Massimo d'Azeglios.

I miei ricordi. Di Massimo d'Azeglio. II. Vol. Firenze 1867.

Es stünde gut um Italien, wenn die Uebel, an denen es heute krankt, ebenso leicht beseitigt wären, als sie eingesehen und offen anerkannt sind. Die Knechtschaft und Zerrissenheit, in der sich das Land bis vor wenigen Jahren befand, hat tiefere Spuren dem Charakter des Volks aufgedrückt, als daß sie in der kurzen Zeit der politischen Wiedergeburt hätten verwischt werden können. Diese selbst hat theils durch das feurige Temperament der Südländer, die durch ihre Regierungen zu Haß und Leidenschaften erzogen waren, theils durch wunderbar begünstigende äußere Umstände einen so raschen Verlauf genommen, daß die moralische und politische Bildung unmöglich gleichen Schritt mit ihr halten konnte. Haß und Leidenschaft sind wohl die geeigneten Triebfedern, um überlebte Regierungen über den Haufen zu werfen, aber sie genügen noch nicht, um neue dauerhafte Zustände an deren Stelle zu setzen, zumal wenn diese, wie hier der Fall ist, durch die fast unbeschränkte Souveränetät des Volks ins Leben gerufen und erhalten werden sollen. Dies machte sich weniger fühlbar, so lange die erste Begeisterung währte und die Autorität eines Cavour eine kaum empfundene Dictatur ausübte. Als aber nach dem Hingang dieses Staatsmannes die Nation wirklich zur Ausübung ihrer Souveränetät berufen wurde, zeigte es sich, daß die Zeiten einer despotischen Vielherrschaft wohl eine treffliche Schule für die Conspiration, nicht aber für Selbstregierung und Parlamentarismus gewesen waren. Man preist es gemeinhin als ein erstaunliches Glück, daß Italien, wie man zu sagen pflegt, mit der Einheit zugleich die Freiheit sich errang. Sofern aber unter Freiheit die tadellos fertige constitutionelle Form verstanden wird, darf man nach den Erfahrungen der letzten Jahre dieses Glück wohl ein zweifelhaftes nennen. Bei jeder Ministerkrisis schien das ganze Staatsgebäude zu erzittern, der ganze Erwerb wieder in Frage zu stehen. Die

Digitized by

politiſche Entwicklung hat doch einen verhängnißvollen, wenn auch unvermeidlichen Verlauf genommen. Der Conſtitutionalismus iſt gleichſam die letzte Blüthe des ſtaatlichen Lebens: um ſie hervorzutreiben, bedarf es lebendig entwickelter Kräfte, die in der Tiefe des Volkslebens arbeiten. Umgekehrt iſt er in Italien das Erſte geweſen, womit das politiſche Daſein begonnen hat und die Grundlagen, auf denen er ſich aufbauen ſoll, ſind nun nachträglich erſt zu legen. Die finanziellen und ökonomiſchen Nothſtände der Gegenwart ſind nur das Symptom, daß jene Kräfte erſt noch zu wecken ſind. Um die Freiheit zu erwerben, genügte die feurige Erregung des Moments; um ſie zu bewahren, bedarf es der langſam reifenden politiſchen Tugenden der Ausdauer und Selbſtbeſchränkung. Die Verfaſſung iſt da, aber es fehlen die Bürger. Bewunderungswürdig war die Selbſtverläugnung der kleinen patriotiſchen Kreiſe, und nichts iſt vielleicht der Hingabe der Männer zu vergleichen, die ſeit 1815 für ihr Vaterland gelitten haben. Aber nun, da ſie das Ziel ihrer opfervollen Arbeit erreicht haben, werden ſie inne, daß das Werk erſt recht zu beginnen hat: daß Italien fertig iſt, daß aber nun erſt die Italiener zu ſchaffen ſind.

Wozu dieſe lange Einleitung? Wozu? Um ſogleich in den Geiſt und die letzte Abſicht des Buchs einzuführen, das in der Ueberſchrift genannt iſt. Die Wahrheit, daß die Zukunft der italieniſchen Nation in der Weckung ihrer moraliſchen Kräfte liegt, iſt nicht neu, man kann ſie aus italieniſchem Munde täglich vernehmen. Nirgends aber iſt ſie ſo eindringlich und zugleich ſo liebenswürdig vorgetragen worden, wie in den Lebenserinnerungen, die Maſſimo d'Azeglio gegen das Ende ſeiner bewegten Laufbahn, in der ehrenvollen Zurückgezogenheit eines Veterans in Kunſt, Literatur und Politik, aufzuzeichnen begann, und die bei ſeinem Tode, im Frühjahr 1866, ſo weit vorgerückt waren, daß die Tochter des Verſtorbenen, die Frau Marcheſa Ricci zwei Bände der Oeffentlichkeit übergeben konnte. Es iſt das ſchönſte Vermächtniß, das der vielverkannte Patriot, eine der glänzendſten Geſtalten der italieniſchen Wiedergeburt, ſeinem Volk hinterlaſſen konnte, und mit Recht darf die treffliche Herausgeberin ſagen, daß der eigenthümlichen Art von Geiſt und Gemüth ihres Vaters keine literariſche Gattung ſo völlig entſprach wie eben dieſe.

Leider gehen dieſe Denkwürdigkeiten, während deren Aufzeichnung der Einſiedler von Cannero am Langenſee von der tödtlichen Krankheit überraſcht wurde, nicht über ſeine Jugendgeſchichte hinaus; ſie brechen grade da ab, wo Azeglio in das politiſche Leben zu treten begann. Aber auch ſo ſind ſie in Italien als eine der bedeutendſten Publicationen, die ſeit Jahren erſchienen, aufgenommen worden. Iſt die Ausbeute an thatſächlich Neuem, an politiſchem Material nicht ſehr erheblich, ſo iſt die Geſinnung, welche dieſe Rückerinnerungen erfüllt, dafür im höchſten Grade erfriſchend, und der behagliche Wechſel von Ernſt und Scherz läßt das Intereſſe niemals erlahmen. Sie zeigen uns nicht den berühmten

Digitized by Google

Staatsmann, sondern den unberühmten Jüngling, aber sie geben uns eben damit die Vorgeschichte und Lebensgrundlage dessen, der dann später so bedeutend in die Geschicke seines Volks eingreifen sollte. Sie zeigen ihn uns zugleich inmitten der Verhältnisse, welche der Zeit der politischen Regeneration vorausgingen, und das Bild ist um so vollständiger, je häufiger die Scene wechselt, die der Reihe nach fast alle großen Mittelpunkte des italienischen Lebens berührt.

Eine durch und durch gesunde Natur thut sich vor uns auf, die in mannigfaltigen Schicksalen sich läutert und reift. Lange Jahre wie steuerlos hintreibend, in Verirrungen aller Art verstrickt, bricht doch in ihr immer wieder das bessere Element durch, und eine sichere innere Stimme ruft stets zu höheren Zielen. Obwohl aus vornehmem Hause, ist er doch frühzeitig auf sich selbst gestellt, er ist recht eigentlich seines Glückes Schmied, durch Arbeit erwirbt er sich bescheidenen Lebensunterhalt und in der Arbeit stählt sich sein Charakter. Man ist zuweilen versucht an Alfieri zu denken, der nach einer nichtigen durchtobten Jugend gleichfalls zu ernster Beschäftigung sich sammelte und das Werk der Selbsterziehung, das er von seiner Nation forderte, mit eiserner Strenge an sich selbst vollzog. Und doch giebt es zugleich keine größeren Gegensätze. Dort eine unruhig leidenschaftliche, überreizte, gewaltsame Persönlichkeit, bei der alles, auch die Strenge gegen sich selbst, im Uebermaß erscheint; hier eine vorzugsweise heiter angelegte glückliche Natur, die auch nach längeren Irrwegen immer wieder sich selbst findet. Auch Azeglio übte sich geflissentlich in der Tugend der Selbstbeherrschung, aber er hätte sich doch schwerlich, wie Alfieri, durch einen Diener an den Stuhl festbinden lassen, um an der Arbeit auszuharren; er durfte vertrauend dem Genius sich überlassen, der zur rechten Zeit ihn die rechten Wege wies. Nicht ohne Fleiß und Arbeit, aber doch mehr noch durch die Gesundheit seiner Anlage hebt ihn die Führung seines Lebens höher und höher. Aus dem jugendlichen Dilettanten wird ein Meister der historischen Landschaft, aus dem gelegentlichen Versemacher ein Schöpfer bewunderter Romane, aus dem politischen Touristen ein Staatsmann, der in schwierigster Zeit, nach dem Urtheil aller, der einzige ist, der das gefährdete Staatsschiff zu retten vermag. Es klebt ihm zeitlebens etwas Dilettantisches an, er braucht der Anregungen von außen, um zu wissen, welche Kräfte in ihm schlummern und der Gelegenheit warten. Aber wo dann die Gelegenheit ruft, ist er auch auf seinem Platze, und es gelingen ihm Erfolge, die ihn als Künstler, als Dichter, als politischen Schriftsteller, als Staatsmann den Ersten seiner Zeit- und Volksgenossen an die Seite stellen.

Diese seltene Vielseitigkeit ist der besondere Reiz, der die Persönlichkeit Azeglios umgiebt. Er ist im Stande heut die Palette mit der Feder, morgen die Feder mit dem Schwert, und das Schwert mit dem Portefeuille zu vertau-

Digitized by Google

schen, und immer ist er wie in seinem Element. Dem äußeren Schein ein abgesagter Feind, giebt er sich niemals anders als er ist. Obwohl aus altpiemontesischem Adel und anfänglich in die Armee eingereiht, hat er doch die meiste Zeit seines Lebens wie ein Bürgerlicher zugebracht, nicht ohne den romantischen Reiz, aber auch nicht ohne die Entbehrungen, die ein unstetes Künstlerleben mit sich bringt. Er ist unter seinen Kunstgenossen oder unter dem Landvolk der römischen Campagna ganz ebenso zu Hause, wie im diplomatischen Salon und im Rath des Königs. Die Gesinnung des Edelmanns nie verläugnend, hat er doch den Baron völlig abgestreift, zum Entsetzen der näselnden Damen der turiner Aristokratie, und seine Umgebung weiß es nicht anders, als daß er der gute Massimo ist. Diese Unbefangenheit und Wahrhaftigkeit ist der eigentliche Grundzug seines Wesens. So schilderten und schätzten ihn seine Freunde, die von ihm rühmten, er habe nie eine Unwahrheit gesagt, und so erscheint er auch in diesen Denkwürdigkeiten, die der Greis aus seinen Lehr- und Wanderjahren aufgezeichnet hat.

Obwohl erst spät begonnen, zeugen sie noch von einer merkwürdigen Frische der Erinnerung. Die frühesten Jugendeindrücke, das elterliche Haus, die befreundeten Personen, und dann die spätern Jahre mit den wechselnden Umgebungen, mit Beschäftigungen und Streichen aller Art, dies alles lebt in frischen Farben wieder auf, und an der lebendigen Zeichnung von Oertlichkeiten, wie von Persönlichkeiten, erkennt man das geschärfte Auge und den geübten Griffel des Künstlers. Mit dem gelassenen Humor, der dem Ende eines reichen Lebens so wohl ansteht, läßt er die Gestalten der Jugendzeit langsam Revue passiren. Da kommt es wohl vor, daß das eine oder andere Abenteuer behaglicher und umständlicher erzählt ist, als seine Bedeutung rechtfertigt; zuweilen spürt man etwas von der Redseligkeit des Alters, es kommen Abschweifungen vor, allgemeine Betrachtungen, die mehr in die Breite gehen als in die Tiefe. Aber durchgängig erfreut doch die Liebenswürdigkeit des Humors, die Gesundheit der Lebensauffassung, die Verständigkeit des Urtheils, die den Nagel auf den Kopf trifft und alles mit seinem wahren Namen nennt. In religiösen und politischen Dingen hält das Urtheil stets eine goldene Mittelstraße ein, es wird vom gesunden Menschenverstande dictirt, aber nach rechts und links wird nichts geschont. Pfaffen und Republikaner können sich bedanken. Wie des Großvaters Wahlspruch mit großen Lettern als Zimmerinschrift prangte: „Ich pfeife darein", so ist es auch des Enkels Art nicht, ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Freimuth und Geradheit der Sprache war immer das Auszeichnende von Azeglios Feder. So schrieb er seine politischen Broschüren, die keine Rücksicht auf Popularität kannten, so seine Staatsschriften, wie das berühmte Manifest von Moncalieri, das nach Novara das Land zum Schutz der bedrohten Ver-

Digitized by Google

faſſung aufrief. Und ſo ſchrieb er dieſe Erinnerungen, „wie aus der andern Welt“, bei denen ihm nichts mehr am Herzen lag, als ſeinem Volk an Exempeln zu zeigen, was Charakter ſei. Immer wieder kommt er darauf zurück auf dies Eine, was Italien Noth thue, nämlich Selbſtbeherrſchung, Feſtigkeit, moraliſche Kraft zu erwerben. „Die gefährlichſten Feinde Italiens,“ ſagt er gleich im Eingange des Buches, „ſind nicht die Oeſtreicher, ſondern die Italiener. Und warum? weil ſie ein neues Italien machen und zugleich die alten Italiener von vorher bleiben wollten mit den Nichtsnutzigkeiten und moraliſchen Erbärmlichkeiten, welche ihr Erbtheil von Alters her waren; weil ſie darauf denken Italien zu reformiren und niemand bemerkt, daß man zu dieſem Zweck vor allem ſich ſelbſt reformiren müſſe; weil Italien, wie alle Völker, nicht eine Nation werden kann, geordnet, wohlverwaltet, ſtark gegen außen, wie gegen die innern Factionen, frei und auf eigenen Füßen ſtehend, ſo lange nicht Groß und Klein, ein jeder in ſeiner Sphäre, ſeine Schuldigkeit thut und ſie mindeſtens ſo thut, wie es in ſeinen Kräften ſteht. Aber um die eigene Schuldigkeit zu thun, die meiſtens beſchwerlich, gemein und unanſehnlich iſt, braucht es Willensſtärke und die Ueberzeugung, daß man die Pflicht erfüllen muß, nicht weil ſie nützt oder vergnügt, ſondern weil ſie Pflicht iſt, und dieſe Willensſtärke, dieſe Ueberzeugung iſt jenes koſtbare Gut, das mit einem Wort Charakter heißt, und darum iſt, um es kurz zu ſagen, das Erſte, was Italien noth thut, das, daß hohe und ſtarke Charaktere ſich bilden. Aber nur allzuſehr geht es mit jedem Tage in dieſer Beziehung abwärts: Italien iſt gemacht, aber die Italiener wollen ſich nicht machen.“ Aehnliche Stellen, zuweilen die Wahrheit doch etwas grämlich ausſprechend und mit Verbitterung gegen die Zuſtände der letzten Jahre, mit denen ſich Azeglio immer weniger befreunden konnte, ließen ſich eine Menge anführen. Es mag an der einen genügen. Dazwiſchen aber dann wieder köſtliche Einfälle eines geſunden Humors, draſtiſche Bilder, wie jenes von der Freiheit: „Das Geſchenk der Freiheit gleicht dem Geſchenk eines ſchönen, ſtarken, launigen Pferdes; vielen erweckt es raſendes Verlangen zu reiten, vielen andern dagegen erhöht es die Luſt zu Fuß zu gehen.“ Ein Bild, das ſich den bekannten hippologiſchen Gleichniſſen des norddeutſchen Reichstags keck an die Seite ſtellen darf.

Die Jugendeindrücke gehen in die Zeit der Revolutionskriege zurück. Der Vater, ein ehrenfeſter Soldat, dem der Sohn ſchon in dem Charakter des alten Niccolò de'Lapi ein Denkmal geſetzt, gerieth in Kriegsgefangenſchaft und galt längere Zeit für todt. Nach der Vereinigung Piemonts mit Frankreich ſiedelte er, um den Eid nicht leiſten zu müſſen, mit ſeiner Familie nach Florenz über, was damals für einen Piemonteſen nicht viel weniger bedeutete als Verbannung.

Noch exiſtirte kein Bewußtſein italieniſcher Nationalität: eben in dieſen

Digitized by Google

Tagen war es, daß ein piemonteſiſcher Dichter es zuerſt weckte. Die Geſellſchaft in Piemont hatte ihren eigenen, von dem der übrigen Halbinſel völlig verſchiedenen Charakter. Sprache, Sitten, Denkungsart waren ebenſo viele trennende Schranken. Während ganz Italien damals vom franzöſiſchen Skepticismus angefreſſen war, ſtand Piemont mit wenigen Ausnahmen unerſchüttert im alten Volksglauben. Allgemein herrſchte ein tief religiöſer Sinn, und der Vater blieb zeitlebens wie ſeiner Dynaſtie, ſo den Principien eines ſtrengen Katholicismus treu, für den er im Alter von 24 Jahren durch die Predigt eines Kloſterbruders gewonnen war. Auch dies gehörte zu den altväteriſchen Traditionen, daß nirgend eine ſo ſchroffe Scheidung der Stände war wie hier. Der Adel fühlte ſich in ſeiner privilegirten Stellung, bei aller äußern Höflichkeit hatte er etwas Zurückſtoßendes; jedem ſtand an der Stirn geſchrieben: ich bin ich, du zählſt nichts! Dagegen zeichnete er ſich durch ſeine Thätigkeit und Energie aus, zu einer Zeit, da das übrige Italien die Originale zu Goldonis Florinden und Roſauren lieferte. An beſtändige Kriegsarbeit gewöhnt hatte ihn die Treue gegen eine ernſte und gefahrvolle Pflicht überhaupt tüchtiger gemacht. Trotz ſeiner Privilegien herrſchte im Adel ein ſo kriegeriſcher Geiſt, daß auch als gemeiner Soldat zu dienen nicht für verächtlich galt. Vielmehr trat auch der Adlige durch die allgemeine Pforte in die militäriſche Hierarchie ein, und man erlebte dort nie das Schauſpiel, daß ein Kind, welches noch von der Wärterin geführt wurde, die Auszeichnung eines Majors oder Oberſten trug. Nur dies hatte der Adlige voraus, daß er, einmal eingetreten, ſehr raſch auf der privilegirten Leiter emporſtieg. Dabei war der piemonteſiſche Adel im Ganzen wenig begütert, und im übrigen Italien rümpfte man die Naſe über die armen Signori am oberen Po. Auch dies war zum Theil die Folge der häufigen Kriege. Denn ſo oft ein Krieg geführt wurde war das Erſte, daß die Adligen — und der König ging mit dem Beiſpiel voran — eine Ausmuſterung von allem Werthvollen im Hauſe vornahmen, um die Koſten für denſelben aufzubringen. Dieſe Selbſtbeſteuerung war allgemein hergebracht, und der Staat half ihr auf ſeine Weiſe nach. Noch heute exiſtiren Münzen von 8, 4 und 1 Sous, die damals den Cours von 20, 10 und 5 Sous hatten und als ſolche durch das Gepräge bezeichnet waren; nicht eigentlich falſches Geld, denn jedermann nahm es willig und ohne Bedenken an. Solche Opferfähigkeit war das beſonders Auszeichnende im Charakter der Piemonteſen. Nicht eine höhere Intelligenz ſtellte ſie über die andern Italiener, aber ſie waren willenskräftiger, feſteren Charakters, und dieſe Eigenſchaft, bemerkt Azeglio, befähigte ſie dazu, ſeiner Zeit die Einigung Italiens in die Hand zu nehmen, wie dieſe ſelbe Eigenſchaft es war, welche ſie zum Dank dafür bei allen Italienern verhaßt gemacht hat.

Damals in Florenz hielt das Häuflein der piemonteſiſchen Emigration mit einen ſtrengen religiöſen und legitimiſtiſchen Grundſätzen eng zuſammen. Nicht

Digitized by Google

ganz paßte zu ihnen ein anderer berühmter Verbannter aus Piemont, Vittorio Alfieri, der jedoch gleichfalls viel mit dem azeglioſchen Hauſe verkehrte. Die bekannten religiöſen Anſichten Alfieris machten dem wackern General und den andern Freunden, zumal den Frauen, ſchweres Bekümmerniß. Einmal wurde die ganze Emigration in freudige Aufregung verſetzt, als die junge Marcheſa Clementina di Priè aus der Kirche nach Hauſe kam und den Schleier abnehmend ihrer Mutter erzählte: „rathe einmal mit wem ich dieſen Morgen das Abendmahl genommen habe? Mit dem Grafen Alfieri, der neben mir kniete.“ Es mochte dies wohl eine Täuſchung des frommen Fräuleins geweſen ſein. Der erklärte Voltairianer ſtand in ſolchem Rufe, daß, als in ſeiner letzten Krankheit ein Pater gerufen wurde, dieſer in ſeiner Verlegenheit erſt zum Biſchof eilte und um Verhaltungsmaßregeln bat; bis er dann im Zimmer des kranken Dichters anlangte, war dieſer verſchieden.*) Azeglio dem Vater war es ein großer Schmerz, daß er ihm nicht in den letzten Tagen noch hatte die „Dienſte einer chriſtlichen Freundſchaft“ erweiſen können.

In dieſem Punkte alſo war eine Verſtändigung unter den beiden ſchroffen Charakteren nicht möglich; um ſo mehr harmonirten ſie in ihrem Haſſe gegen die franzöſiſche Revolution und Alfieri ſchätzte es hoch, daß der alte Azeglio eine ſo unbeugſame Feſtigkeit bewieſen hatte. Aber auch an literariſchen Berührungspunkten fehlte es nicht. Alfieri las den Eltern ſeine Myrrha und ſeine Alceſte vor und der Vater verwandte ſelbſt ſeine unfreiwillige Muße zu literariſchen, ſogar zu poetiſchen Arbeiten.

Unſer Azeglio war zur Zeit der Ueberſiedlung nach Florenz erſt vier Jahre alt. Doch iſt ihm die hohe blaſſe Geſtalt Alfieris, mit den hellen Augen, der gerunzelten Stirn und dem röthlichen, zurückgeworfenen Haar wohl in der Erinnerung geblieben. Beſonders erinnerte er ſich einer Scene im Atelier des Malers Fabre, wo er zu einer heiligen Familie als Bambino ſitzen mußte, und Alfieri, ganz in Schwarz gekleidet ihm befahl: Nun, Mammolino, halt' dich ruhig, ein Befehl, der von dem erſchrockenen Knaben pünktlichſt beobachtet wurde. Auch der Salon der Gräfin Albany und dieſe ſelbſt mit ihrer ſtattlichen Figur, ſtets in Weiß à la Marie Antoinette gekleidet, blieb ihm in gutem Gedächtniß. Jeden Sonntag Morgen wurde er zu ihr gebracht, und ſagte ihr vor, was er die Woche über gelernt, und ſpäter war jeden Samstag, wo ein auserleſener Kreis Fremder und Einheimiſcher bei der Wittwe des letzten Prätendenten ſich verſammelte, auch eine Geſellſchaft von Kindern geladen, wo die kleinen Azeglio, die Balbo, die Ricaſoli, die Antinovi u. a. ſich einfanden und mit Gefrornem regalirt wurden.

---

*) Man vergleiche damit die Erzählung bei Reumont, „Die Gräfin von Albany“. I. Band. S. 369.

Digitized by Google

Das berühmte Verhältniß Alfieris zur Gräfin betreffend, wobei Fabre der Dritte im Bunde war, erzählt Azeglio folgendes Detail. „Alfieri ging jeden Abend um 9 Uhr aus, um eine Dame mit französischem Namen, der mir entfallen ist, zu besuchen. War dies eine Rivalin der Gräfin? War es die Ursache oder die Beschönigung für deren Beziehungen zu Fabre? Wer weiß es! Wenn er dann Abends nach Hause kam, wehe, wenn die Diener das Thor verschlossen und den Schlüssel herumdrehten, so lange er es noch hören konnte. Ich bin schon Sklave genug, rief er dann, und will nicht noch hören, wie ich Gefangener eingeschlossen werde."

Später mußten auf Napoleons Geheiß die Ausgewanderten zurückkehren, und wenn dem Vater die Leistung des Eids schwer wurde, so war den Kindern das bequemere Leben im elterlichen Haus um so erwünschter. Gelernt wurde wenig, weder bei dem Hauspriester, einem Jesuiten, noch später an der Universität. Dagegen hielt der strenge Vater viel auf Leibesübungen und auf Kräftigung des Willens, auch führte er die Söhne in die italienische Literatur ein. Nach der Restauration wurde der Vater als außerordentlicher Gesandter nach Rom geschickt und der sechzehnjährige Massimo begleitete ihn als eine Art Attaché mit militärischem Rang. Nun begann ein bewegtes Leben inmitten der anregenden römischen Gesellschaft. Geschäfte gab es wenig, um so mehr Soiréen und Bälle. Es erwachte die Neigung zu den schönen Künsten, zur Musik und vor allem zu der Malerei, und damit knüpften sich freilich Verbindungen an, die den piemontesischen Baron in ein ziemlich lockeres Leben führten. Dies wurde nicht besser, als er nach Piemont zurückkehrte und in die Armee eintrat. Ohnedies gewährte ihm das Garnisonleben von Anfang an keine Befriedigung. Die Ungerechtigkeiten und Albernheiten, welche die Restauration hier mehr als irgendwo in ihrem Gefolge hatte — es werden erbauliche Einzelnheiten mitgetheilt — trieben ihn zum Haß gegen das herrschende System, gegen den Adel, gegen sich selbst. Aus Oppositionsgeist suchte er den Umgang mit gemeinem Volk, und es bedurfte einer nicht gewöhnlichen Energie, um sich, wie er es that, nun doch mit einem Mal aufzuraffen zu einem thätigen, arbeitvollen, mit Entsagung verbundenen Leben. Sein guter Genius in dieser Zeit war der Professor Bidone, der an alle guten Elemente seiner Natur appellirte und zugleich seinen Ehrgeiz zu stacheln verstand. Jetzt geht er nach Rom zurück, entschlossen irgendetwas zu leisten; er versucht sich in Gedichten, er fängt an die Malerei systematisch zu betreiben, und im Jahr 1820 steht sein Entschluß fest, die Kunst als Lebensberuf zu wählen. In Turin machte dieser Entschluß nicht geringes Aufsehen. Die adligen Damen, die Höflinge und Generale steckten bedenklich die Köpfe zusammen, daß ein Cavalier von 20 Jahren im Stande sei das Regiment Piemont Reale zu verlassen, in die gemeine Gesellschaft von Malern und Sängern sich zu begeben und Gemälde auf den Ver-

Digitized by Google

kauf zu verfertigen. Er that es auch wirklich zum Theil um die Aristokratie zu ärgern; und dann hatte er sich sagen müssen, daß ihm bei seinen ausgesprochenen Neigungen und Antipathien eine Staatscarrière unter diesen Umständen unmöglich sei, daß es ihm unmöglich sei einem Despotismus zu dienen, dessen Vertreter vier Kämmerlinge, vier alte Hofdamen und ein Ameisenhaufe von Mönchen, Nonnen, Priestern und Jesuiten waren. Er that den Schritt im vollen Bewußtsein dadurch zu brechen mit den Vorurtheilen seines Standes. Der Vater gab die Einwilligung, aber zugleich die Erklärung, nur mit einem höchst mäßigen Zuschuß den Sohn zu unterstützen. Dieser hatte nun sein Brod mit seiner Kunst zu verdienen. Das Gefühl, daß er am Ende noch zu anderem berufen sei, als Landschaften zu malen, scheint ihn gleichwohl nicht verlassen zu haben. Eine launige Composition, die er in Wasserfarben skizzirte, stellte ihn dar, wie er als Künstler in Hemdärmeln gegenüber dem Stammschloß Azeglio sitzt und eine Studie daraus macht; gleichzeitig erscheinen die Schatten seiner Ahnen und wandeln an ihm mit so verachtungsvoller Geberde vorüber, daß er ganz verlegen sich zu entschuldigen und um Verzeihung zu bitten scheint.

Das folgende Jahrzehnt war nun ganz der Kunst gewidmet und meist in Rom und Umgegend zugebracht, im Winter in der Stadt, im Sommer in der Campagna, bald hier bald dort. Dieser Abschnitt ist besonders reich an köstlichen Schilderungen. Die Erinnerung an das damals Erlebte trat dem Alten in seiner Zurückgezogenheit besonders lebhaft wieder vor die Seele. Bald führt er ein Landschaftsbild aus, bald originelle Charakterköpfe, wozu er nur hineinzugreifen braucht unter die Umgebung, in der er damals lebte. Bald beschreibt er, wie er sich in einem einsamen halbverfallenen Haus einsiedlerisch einrichtet, bald wie ihm beim Malen in einer Kapelle drei Banditen Handlangerdienste thun, die sich in dieses Asyl geflüchtet. Von wirklichem Werth sind namentlich die Sittenschilderungen, und es wird nicht leicht ein Spaß, eine Anekdote erzählt, die nicht ein bezeichnendes Licht auf jene eigenthümlichen Culturzustände würfe. Der römische Adel, das römische Bürgerthum, das römische Landvolk, — er war bei allen gleich sehr zu Hause, die einzelnen Bilder sind sprechender als ganze Abhandlungen, und wer einen so tiefen Blick in die durch und durch faulen Zustände des Kirchenstaats that, der hatte nachher ein Recht, über die römische Frage zu schreiben.

Es waren und sind zum Theil noch die halbbarbarischen Sitten und Gebräuche des Mittelalters. So erinnert es auch stark an barbarische Zeiten, was Azeglio, in eine spätere Zeit vorgreifend, vom Tod des Papstes Gregor des Sechszehnten erzählt. Wann ein Papst dem Ende nahe und keine Möglichkeit mehr ist, daß er ins Leben zurückkehrt, so sind alle Bande, die bisher seine intimsten Diener an ihn geknüpft hatten, gelöst. Schonungslos entfesseln sich die gemeinen Interessen. Es gilt keine Zeit zu verlieren. Es handelt sich um Stunden,

Digitized by Google

vielleicht um weniger. Es gilt sie noch zu benutzen. So ist denn in diesen Augenblicken ein jeder beschäftigt, das was sein ist, und auch was nicht sein ist, zusammenzuraffen und auf die Seite zu bringen. Bedenkliche Papiere, Kostbarkeiten, Geld, Kleider — es ist ein allgemeines „Rette sich wer kann" und oft geschieht es, daß der arme Alte einsam und verlassen stirbt. So geschah es Gregor dem Sechszehnten. Ein armer Arbeiter im Garten des Belvedere, anhänglich an den Papst, der auf seinen Spaziergängen öfters mit ihm gesprochen und ihm zuweilen einen halben Scudo geschenkt hatte, erfuhr, daß der Papst im Sterben liege. Sofort nimmt er sich vor, ihn noch einmal zu sehen. Er findet die geheime Treppe geöffnet, steigt hinauf und kommt an ein Cabinet. Er klopft an, niemand hört es. Zögernd geht er weiter. Er findet ein andere Thüre und tritt in ein Zimmer. Wieder niemand! Er öffnet eine dritte Thüre und befindet sich im Zimmer des Papstes. Auf dem Kopfpfühl sieht er einen ganzen Berg von Kissen aufgeschichtet. Der Papst selbst, vielleicht um sich in einem Erstickungsanfall zu helfen, hatte sich ganz auf die Seite gewälzt und den Kopf über den Rand des Betts herausgebeugt. Der arme Gärtner tritt herzu, um ihm zu helfen und legt ihn wieder ordentlich im Bett zurecht. Dann spricht er ihn an, betastet ihn und — findet ihn kalt! Jetzt wirft er sich auf die Kniee, bricht in Thränen aus und betet ein De profundis für den todten Papst. Mittlerweile kommt einer der Diener, der ohne Zweifel eben sein Zeug in Sicherheit gebracht hatte. Er ist verdutzt, schilt den Arbeiter aus, droht ihm, wenn er jemals ein Wort sage, und jagt ihn fort. Aber der Gärtner sprach doch.

Bis gegen das Ende der zwanziger Jahre blieb Azeglio in Rom, er verließ es hauptsächlich um einer glücklosen Liebe willen, die ihn Jahre lang gequält hatte. Zunächst kehrte er nach Turin zurück, jetzt als Maler bereits ein gefeierter Name. Allein die Luft in Turin war einem Mann von so ausgesprochenem Freiheitsgefühl auf die Länge unerträglich. Man hatte hier zwar nicht über Herrschaft der Fremden zu klagen wie in Neapel, Modena, Parma, Florenz, und die Ueberlieferung milderte manches Herbe, aber es herrschte unter Karl Felix doch ein vollendeter Despotismus, noch unerträglicher gemacht durch das Ueberwuchern des klerikalen Elements. Wer, bemerkt Azeglio, in seinem Herzen unzerstörbare Elemente der Freiheit besaß, und zwar einer noch so gemäßigten, beschränkten, geordneten Freiheit, wer sich nicht damit begnügen konnte, zu essen, zu trinken und zu schlafen, ohne je das Auge von der gemeinen Heerstraße abzuwenden, für den war es eine bleierne Atmosphäre, eine Luft zum Ersticken. Uebrigens empfand er eben jetzt wieder ein lebhaftes Gefühl der Unbefriedigung. Der Vater starb und er begann über Plan und Zweck seines Lebens ernstlich nachzudenken. Er war zweiunddreißig Jahre alt, und was hatte er gethan? Er hatte geliebt und gemalt. Noch dreißig oder vierzig Jahre vielleicht, fragte er sich, und wieder nichts als Lieben und Malen? Es war

Digitized by Google

ihm als müßte er entſcheidende Beſchlüſſe faſſen. Sein ernſterer Freund und Vetter Ceſare Balbo trat ihm damals beſonders nahe. Wieder gingen ihm poetiſche Pläne durch den Kopf. In dieſer Stimmung beſchloß er nach Mailand überzuſiedeln.

Und wirklich begann für ihn in Mailand eine Vita nuova. Es war zunächſt das Intereſſe ſeiner Kunſt, das ihn dahin führte. In Turin waren die Künſte geduldet, wie die Juden im Ghetto. In Mailand dagegen wirkten verſchiedene Umſtände zuſammen, ein künſtleriſches Leben von Bedeutung hervorzubringen. Es gehörte zur Mode neuere Bilder anzuſchaffen. Die reichen Herren legten ſich Galerien an, ſelbſt die minder Reichen legten ſich Erſparniſſe auf, um ein Bild von dieſem oder jenem Künſtler zu beſitzen, und allgemein bekannt war ein Schuhmacher, der den beſten Künſtlern Schuhe und Stiefel machte, und anſtatt der Bezahlung Skizzen, Bilder, Statuetten, Modelle von ihnen nahm. Die mailänder Kunſt hatte damals namhafte Vertreter, und unter dieſer Anregung begann nun die fruchtbarſte Zeit für Azeglios künſtleriſches Schaffen. Sein Ruhm war jetzt feſtbegründet, trotz der Leichtigkeit ſeines Talents konnte er kaum den Aufträgen genügen; jedes Jahr erſchien er auf der Ausſtellung der Brera mit einer Reihe neuer Bilder, theils Landſchaften, zu denen er die Skizzen auf ſeinen Künſtlerfahrten durch Italien geſammelt, theils hiſtoriſchen Darſtellungen, meiſt mittelalterlicher Stoffe. Die „romantiſche" Landſchaft, die nicht mehr, wie bis dahin ausſchließlich, mit Hirten und Vieh, ſondern mit Schlachten, mit Rittern und Edelfräulein bevölkert war, führte er zuerſt in Italien ein.

Indeſſen hatte er bei der Ueberſiedlung nach Mailand nicht allein die Kunſt im Auge, für die er hier ungleich größere Anregung fand. Er empfand das Bedürfniß, ein regelmäßigeres, ſtabileres Leben zu führen, er kaufte ein Haus, er heirathete, gründete eine Familie, und es ſchien, als hätte er nun hier ſeine dauernde Niederlaſſung gefunden. Als Schwiegerſohn Manzonis trat er zugleich in die literariſchen Kreiſe Mailands ein; insbeſondere mit Tommaſo Groſſi war er eng befreundet. Leider ſind jedoch die Mittheilungen, die Azeglio aus dem literariſchen Leben, das ſich damals in Mailand um Manzoni als Mittelpunkt gebildet hatte, nicht ſo ausführlich, als man wünſchen möchte. Hoffentlich werden die von dem Haupt der Romantiker ſelbſt zu erwartenden Denkwürdigkeiten dieſe Lücke ausfüllen.

Schon in Turin hatte Azeglio ſelbſt angefangen einen Roman zu ſchreiben. Der Gegenſtand war eine patriotiſche Epiſode aus den Kriegen im Anfang des 16. Jahrhunderts, die Herausforderung von Barletta, die damals auch ſeinen Pinſel beſchäftigte. Jetzt wurde der Roman, deſſen Held Ettore Fieramosca, unter dem Rath der Freunde vollendet und 1833 herausgegeben. Er, wie der andere Roman, der im Jahre 1841 erſchien, Niccolò de' Lapi oder die Belage-

rung von Florenz, zeigen die manzoniſche Schule. Doch ſind ſie friſcher, kecker gedacht; kriegeriſcher, wo Manzoni mehr die Reſignation predigt. Directer gehen ſie auf das Ziel los, mittelſt einer nationalen Literatur für die Wiedergeburt der Nation zu wirken und der Gegenwart die Erinnerung an nationale Großthaten der Vergangenheit, wieder näher zu bringen.

Demungeachtet waren mit der Cenſur keine großen Schwierigkeiten zu überwinden, und die Beſuche bei den Cenſoren, denen der Autor herzklopfend entgegengeſehen hatte, verliefen aufs beſte. Azeglio hielt ſich von politiſchen Umtrieben fern, er hatte ſich der Polizei durch nichts verdächtig gemacht, und dann herrſchte damals in Mailand überhaupt mehr Freiheit als irgendwo in Italien. So oft er wieder auf kurze Zeit nach Turin kam, war es ihm aufs neue fühlbar, daß er unter dieſer Pedanterie, dieſen Kaſtenvorurtheilen, dieſer Jeſuitenwirthſchaft, dieſem gänzlichen Mangel an jeder Aeußerung von Leben und Energie unmöglich zu exiſtiren vermochte, und daß dies alles auch durch die Freude, die alten Freunde und Verwandten wiederzuſehen, nicht aufgewogen werden konnte. Die öſtreichiſchen Behörden in Mailand hatten, darauf bedacht, ſich ſelbſt in der reichen und fröhlichen Stadt ein warmes Neſt zu bereiten, vortrefflich verſtanden, die wiener Befehle — außer natürlich in ernſten Dingen — abzuſchwächen und zu mildern, ſie ließen den Mailändern die weiteſte Freiheit zu räſonniren, nicht blos über die Ereigniſſe der Scala, die freilich im Vordergrund ſtanden, ſondern auch über die Politik. Man durfte nur nicht zu laut ſchreien, aber mit einiger Vorſicht konnte man alles ſagen. Im Café Martini ſprach man ungeſcheut über die Regierung, über die Polizei u. ſ. w., nur daß man den Ton dämpfte, wenn etwa die Herren Bolza und Galimberti im Lokal erſchienen. Auch hatte die öſtreichiſche Regierung nicht umhin gekonnt ſich theilweiſe italieniſcher Beamten zu bedienen, und wenn einzelne von dieſen durch ihren Eifer ſich einen traurigen Ruf erwarben, ſo gab es viele andere, die, keineswegs pflichtvergeſſen, doch den Mailändern lieber Freundliches als Unangenehmes erweiſen wollten und von den Banden der Freundſchaft und Verwandtſchaft ſich nicht völlig zu löſen wußten. Es herrſchte in den Jahren 1840 bis 1845 in Mailand ein Regiment, gegen das alle kleinen Regierungen Italiens abſcheulich zu nennen waren.

Mit vollen Zügen ſchlürfte Azeglio die Freude an ſeinen erſten literariſchen Erfolgen ein. Von überall her kam warme Zuſtimmung. Es war ihm eine Luſt zu wiſſen, daß in Florenz, in Bologna, in Venedig, in Turin und wohin ſie kamen, ſeine Romane gefielen. Und wenn er ſich jetzt einen Namen machte, ſo ſagte er ſich, die Autorität, die er ſich durch dieſelben erworben, werde ihm vielleicht über kurz oder lang in wichtigeren Angelegenheiten zu gut kommen.

Es war im Jahr 1845, als ihn die politiſchen Dinge in eine ganz neue Carrière warfen.

Digitized by Google

Ueber Briefſteller im Mittelalter.

(Mit beſonderer Rückſicht auf das baumgartenberger Formelbuch. Herausgegeben von Herrmann Baerwald. Wien, 1866. Bildet den 25. Band der von der hiſtoriſchen Commiſſion der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften herausgegebenen „Oeſtreichiſchen Geſchichtsquellen", Fontes Rerum Austriacarum.)

Honos alit artes — der Kunſt, die ihre Jünger ehrt und nährt, ſtrömt die Menge der regen und gewandten Geiſter zu, welche nicht durch eine großartige Einſeitigkeit ihrer Anlagen auf ein beſtimmtes Feld angewieſen ſind; ſie wird alſo vor den andern ſchnell zu einer gewiſſen Blüthe und Vollendung gelangen. Im Mittelalter aber gewährte wohl keine Kunſt reichern Gewinn als die ars dictandi, die Kunſt Urkunden und Briefe zu ſchreiben.

Natürlich, denn die verwickelten Verhältniſſe der ſich in immer kleinere Theile zerſetzenden Lehnsmonarchie und die mannigfachen Beziehungen der Staaten unter einander — ſelbſt Papſt und Sultan wechſelten Briefe — erforderten eine große Menge Urkunden und Briefe über oft ſehr ſchwierige Angelegenheiten, während doch nur wenige zu ſchreiben verſtanden. Nicht als ob es jenen Jahrhunderten an geiſtiger Begabung gefehlt hätte, aber der Geiſt des Menſchen muß auf einem Gebiete erſt heimiſch werden, ehe er ſeine Kräfte auf demſelben anwenden kann, er muß ſie hier erſt gebrauchen lernen. Beneiden dürfte unſer „gebildetes" Geſchlecht jene Männer um die geiſtige Gewandtheit und ſittliche Stärke, mit der ſie oft unter den verwickeltſten Verhältniſſen den Blick klar und das Herz frei behalten — aber ihren Gedanken ſchriftlichen Ausdruck zu leihen, das einzelne Wort ſorgfältig zu wählen und niederzuſchreiben, während der Geiſt doch auch den Gedanken im Ganzen feſthält und fortbildet — das war ihnen fremd. Ihre Hand mußte am Schwert ruhen, in Wind und Wetter mußten ſie den tauſend Pflichten genügen, die ihrer warteten.

Wenn wir Italien ausnehmen, wo ſich Nachfolger der alten römiſchen Grammatiker erhielten, ſo genoſſen nur die Geiſtlichen und vorzugsweiſe die Mönche eine Schulung des Geiſtes, die ſie zum ſchriftlichen Ausdruck geſchickt machte. Jeder Fürſt hatte deshalb ſeinen „Pfaffen", der ihn ſogar auf Reiſen begleitete, und wer ſonſt darum benöthigt war, wandte ſich an einen der ſchreibfertigen Kleriker, (die alſo zugleich die Stelle unſerer Notare ausfüllten) und jener Briefſchreiber, die in Italien noch heute für die zahlreiche des Schreibens unkundige Menge Liebes- und andere Briefe aufſetzen.

Die ars dictandi war das ſicherſte Mittel dem jungen Geiſtlichen, mochte er auch aus niederem Stande ſein, eine einflußreiche Stellung im Rathe der

Digitized by Google

geiſtlichen und weltlichen Fürſten zu verſchaffen, ihn gar ſelbſt in die Reihe der erſtern zu erheben; in ihr etwas Bedeutendes zu leiſten, wetteiferten deshalb die hochbegabteſten Geiſter. Dieſe allein konnten jedoch dem maſſenhaften Bedürfniß nicht genügen, zahlreiche Hände mußten in den Stand geſetzt werden, die Feder zu führen, und weil eine freiere formale Bildung nicht ſo allgemein mitgetheilt werden konnte, ſo wandte man in den Schulen die vorzüglichſten Anſtrengungen unmittelbar auf die Uebung im Briefſchreiben, legte man große Sammlungen von Briefen und Urkunden an, nach deren Muſter ſelbſt der weniger Geübte ein Schreiben abfaſſen mochte.

Wie in allen Zweigen gelehrter Beſchäftigung, ſo knüpfen auch dieſe Briefſteller an das Alterthum an. Schon Caſſiodor ſtellte in den „Variae" die Briefe zuſammen, welche er (circa 520) als Kanzler der oſtgothiſchen Könige geſchrieben hatte; und zwar in der ausgeſprochenen Abſicht, daß ſich junge Staatsmänner an ihnen bilden, ihre Schreiben nach dieſen Muſtern ſtiliſiren möchten: ſeine ſchwülſtige Sprache hat denn auch noch ſpät nachgewirkt. Aus der merowingiſchen Zeit (500—750) haben wir dann Sammlungen von Formeln für die Ausfertigung der verſchiedenſten juriſtiſchen Actenſtücke; aus den Tagen Karls des Großen ſtammen die Briefe Alcuins, die ſich einer weiten Verbreitung erfreuten und endlich entſtand nach verſchiedenen Vorläufern noch im neunten Jahrhundert das Formelbuch des Biſchofs Salomo von Conſtanz,*) welches Urkunden und Briefe in reicher Auswahl nach einem beſtimmten Plane ordnet und durch gelegentliche Winke dem angehenden Notar auch eine gewiſſe theoretiſche Anleitung zur Benutzung der vorliegenden Muſter gewährt.

Die Urkundenformeln ſind hier wahrſcheinlich ſämmtlich freie Hervorbringungen des Sammlers; unter den Briefen dagegen iſt kein einziger, den man für erdichtet zu halten gezwungen wäre.

Doch die Kunſt machte weitere Fortſchritte, namentlich ſeit der erbitterte Streit zwiſchen Kaiſer und Papſt im elften Jahrhundert die lebhafteſten literariſchen Kämpfe hervorgerufen hatte; bis dann im Verlauf des zwölften u. dreizehnten Jahrhunderts der Stil in Künſteleien ausartete, der Inhalt unter dem Geklingel geſuchter Redensarten unterging. Man begnügte ſich nicht, die Briefe bedeutender Stiliſten zu ſammeln, man bildete eine förmliche Theorie der Kunſt aus, die man methodiſch lehrte und für welche man in erdichteten Briefen Muſter ſchuf. Verſchiedene Gründe haben hierzu zuſammengewirkt.

Nicht jedem, der eine Sammlung zu ſeinem oder anderer Gebrauch anlegte, waren wirkliche Briefe, die ſeinem Geſchmack entſprachen, in hinreichender Menge zur Hand; und man wünſchte doch eine ſyſtematiſch vollſtändige Sammlung,

*) ed. Ernſt Dümmler. Leipzig, 1857.

Digitized by Google

in der weder kaiserliche und päpstliche, noch auch bürgerliche Schreiben fehlten, für alle Begegnisse des täglichen Lebens.

Da war bald hier, bald da eine Lücke und der Gedanke lag nahe, den Mangel eines echten Briefes durch frei erdichtete zu ersetzen. Dazu drängte das Selbstgefühl der auf ihre Fertigkeit stolzen Meister, sich in eignen Productionen zu ergehen, Kaiser und Päpste, Fürsten und Bischöfe mit ihren Worten reden zu lassen. Bald finden wir daher ganze Briefwechsel, welche ein durch die Ereignisse des Tages an die Hand gegebenes Thema — den Streit Lothars gegen die staufischen Brüder, die Belagerung Gaetas durch Friedrich den Zweiten —, behandeln oder einen ganz frei gewählten Gegenstand, wie den Briefwechsel zwischen Seele und Körper.

Die Schüler mußten ähnliche Themata bearbeiten, der Lehrer corrigirte sie. Daneben fuhr man fort Sammlungen echter Briefe anzulegen oder echte mit erdichteten zu verbinden.

Mancher Codex ist aus Excerpten älterer Sammlungen, aus Originalurkunden und Originalbriefen in der Weise erwachsen, daß die Schriften der verschiedensten Hände, das verschiedenste Material — Pergament, Papier — ohne Ordnung und Plan zum nächsten praktischen Gebrauch zusammengehäuft wurden; andere Sammlungen dagegen sind mit der größten Sorgfalt gemacht. Hatte schon im neunten Jahrhundert das constanzer Formelbuch gewisse theoretische Hinweise zwischen die Musterformeln eingestreut, so schicken die Meister des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eine ausgebildete Theorie des Briefstils voraus, nebst einer Anzahl zierlicher Briefeingänge, künstlicher Wendungen, und schöner Sinnsprüche zum bequemen Gebrauch der Schreibenden und fügen auch eine Zusammenstellung der wichtigsten Rechtsregeln bei. Der Brief durfte damals gewisser Zierrathen, eines geistreichen Anstrichs nicht entbehren und das Formelbuch sollte alles enthalten, was der angehende Notar brauchte; zugleich aber sollte dieser nicht nur nach der Schablone der Muster die im gegebenen Falle nöthige Urkunde nachbilden, er sollte auch eine allgemeine Belehrung über sein Fach empfangen.

In ähnlicher Form als ein Nöth- und Hilfsbuch für Notare und Geschäftsleute wurden die Briefsteller noch im siebzehnten Jahrhundert gebraucht und gelehrte Herren waren stolz darauf, einen solchen verfaßt zu haben; in lateinischen Versen, die er seinem 1663 erschienenen Briefsteller beigab*), ließ sich deshalb der kaiserliche Notar Alhard Moller preisen.

Aber die Kenntniß dieser Verhältnisse hat für uns nicht blos einen literarhistorischen Werth, diese Formelsammlungen haben uns vielmehr eine Reihe der

*) Riehl, Culturstudien. S. 24.

Digitized by Google

wichtigsten Urkunden und Briefe bewahrt, welche aller Wahrscheinlichkeit nach verloren gegangen wären, wenn nicht das Bedürfniß der Zeit nach Musterbriefen sie vervielfältigt und vor den mannigfaltigen Gefahren der Zerstörung geschützt hätte. Ich erwähnte schon die unschätzbaren Briefe des Cassiodor, welche uns über die Zustände der auf den Trümmern des römischen Imperium gegründeten Staaten Aufschluß geben, von denen sonst nur eine äußerst dürftige Kunde zu uns kommt; ähnlich ist es mit den Briefen, welche Udalrich von Bamberg im Jahre 1125 sammelte und mit zahllosen andern, von Kaisern und Päpsten, von Fürsten und Bischöfen, von Geistlichen und Laien aller Art.

Man bewahrte sie ihrer Form wegen, uns fesselt ihr Inhalt, der uns in das Thun und Treiben der verschiedensten Stände einführt, die Gedanken einflußreicher Personen bei folgenschweren Entschließungen offenbart.

Aber dabei ist eine große Gefahr. Viele echte Briefe sind nur verstümmelt aufgenommen, meist sind alle oder doch einige Namen der in Rede stehenden Personen und Orte weggelassen oder nur durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet, gleich als fürchtete man, ein gedankenloser Schreiber könne die Namen des Musterbriefes eintragen, statt der in seinem Falle erforderlichen.

Da hören wir also von Schicksalen, und wissen nicht, wen sie trafen; wir lesen Worte, und wissen nicht, wer sie spricht. Der Brief bleibt ein todter Schatz, bis wir das Zauberwort finden, ihn zu heben. — Andere Briefe zeigen gar falsche Namen.

Ein sächsischer Sammler nahm einen italienischen Brief auf, localisirte ihn aber in seiner Heimath d. h. er datirte ihn aus Meißen statt aus Cremona, schrieb Rudolf, wo Alberich stand. Daher finden wir wohl ein und denselben Brief in den verschiedenen Sammelungen an verschiedene Personen, nach verschiedenen Orten gerichtet; und dürfen ihn deshalb doch nicht für erdichtet erklären; er ist nur in mehren Gegenden localisirt. Solche Briefe gleichen neckischen Kobolden, wenn jene ein todter Schatz waren, und sie begegnen uns häufig genug, um zur Vorsicht zu mahnen.

Doch die größte Gefahr bereiten die rein erdichteten Briefe, welche oft mit großer Gewandtheit den Verhältnissen und den Personen angepaßt sind, deren Namen sie tragen. So hat sich selbst der scharfe Kritiker Jaffé verleiten lassen, in seiner Geschichte Lothars von Sachsen eine Reihe von Briefen zu benutzen, welche der Kaiser Lothar (1125—37) und der Papst Innocenz der Zweite unter einander und mit Fürsten und Städten gewechselt haben sollen. Und doch sind sie alle erdichtet, sind sie alle Erzeugnisse eines Meisters der ars dictandi, der bei guter Kenntniß und geschickter Benutzung der Ereignisse des Jahres 1132, eine Reihe der verschiedensten Personen und Körperschaften über die Verhältnisse jener Tage Briefe wechseln läßt.

Digitized by Google

Wattenbach*) hat dies unwiderleglich nachgewiesen, indem er zeigte, daß diese Briefe, die angeblich von so verschiedenen Personen herrühren, in demselben Stil geschrieben und also aus einer Feder geflossen sind. Denselben Dienst hat Jaffé der Wissenschaft geleistet in Betreff dreier Briefe, aus denen der ultramontane, aber als Forscher auf dem Gebiete mittelalterlicher Geschichte rühmlichst bekannte Ficker den bedeutsamen Schluß gezogen hatte: in dem Streite Friedrich Barbarossas mit dem Papste habe ein Parteigänger des Kaisers den abscheulichen Plan gehabt, die deutsche Kirche von Rom loszureißen und ein deutsches Papstthum Trier zu gründen. Ficker hat sich ohne Noth erzürnt, diese Briefe sind nur eine unschuldige Stilübung.

Wir sehen, dergleichen Briefe sind oft mit einer solchen Kenntniß der Verhältnisse abgefaßt, daß auch dem Kundigen kaum ein Zweifel aufsteigt, so lange er den einzelnen Brief für sich allein betrachtet; vertieft man sich aber in die ganze Sammlung, vergleicht man die Anschauungsweise, den Stil, den Wortvorrath der angeblich von hundert verschiedenen Personen verfaßten Schreiben — so gewinnt man die Mittel zur Kritik, wenn auch die Vergleichung mit anerkannt echten Urkunden jener Zeit und den Zeugnissen der Geschichtschreiber keinen Anhalt dazu gewährte. Solch' kritische Behandlung hat nun kürzlich Hermann Baerwald dem baumgartenberger Formelbuch angedeihen lassen, das eine große Zahl der interessantesten Briefe aus der Zeit Friedrichs des Zweiten, des Interregnum und namentlich Rudolfs von Habsburg enthält. Im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts schrieb ein Mönch in dem Cisterzienserkloster Baumgartenberg bei Linz dies Buch, das in sechs Abschnitte zerfällt.

In dem ersten behandelt er die fünf Theile des Briefes**) (salutatio, exordium, narratio, petitio, conclusio) und zwar mit besonderer Sorgfalt die salutatio, die Art, wie man den Empfänger des Briefes begrüßt.

Schreibt jemand an einen Standesgenossen, so muß der Name des Absenders dem des Angeredeten nachstehn, schreibt ein Vornehmer an einen Geringern, so geht jedoch der des Vornehmern voran. Dem Papste bezeigen alle, selbst der Kaiser nur ihre Ehrfurcht, niemand darf ihn begrüßen, während er jeden begrüßt, an den er schreibt.

Ehemals setzten die römischen Senatoren ihre Namen denen aller Fürsten voraus, mit Ausnahme des Papstes, des Kaisers und der Kaiserin — jetzt aber ist Rom aus der Herrin eine Dienerin worden und die römischen Großen gelten nicht mehr als andere.

In dieser Weise folgen die Formen des Grußes, deren man sich bedient, je

*) Iter Austriacum, 1853. Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen.

**) Die Briefsteller des 17. Jahrhunderts zerlegten den Brief sogar in 12 Theile, s. Riehl, Culturstudien. S. 25.

nach der Stellung des Absenders und Empfängers des Briefes, je nach dem Gewerbe und den Interessen, die sie haben. Der Bauer wünscht seinen Genossen reiche Ernte, der Kaufmann guten Gewinn, den guten Sohn begrüßt der Vater anders als den schlechten, der Sohn hofft, daß den Eltern zu Theil werde, was Joseph dem Vater Jakob Gutes that, die harten Eltern erinnert er, ihr Herz der Kindesliebe nicht zu verschließen u. s. w. die Briefe von Eheleuten, Freunden u. a.

Der zweite und dritte Theil sind juristischen Inhalts, jener lehrt die Abfassung von Urkunden, dieser handelt von der Morgengabe, den Testamenten und ähnlichen Materien, vorzüglich aber von den Privilegien einzelner Personen und Körperschaften. Es ist natürlich, daß der Mönch länger bei ihnen verweilt, da die Rechtsverhältnisse des Mittelalters nicht sowohl durch eine allgemeine Gesetzgebung als durch solche Privilegien geändert und fortgebildet wurden.

Der vierte Abschnitt enthält dann zahlreiche Briefanfänge, der fünfte Sprichwörter — sie bilden die Schatzkammer, aus der die Schreiber jenen Schmuck entnahmen, dessen der Brief nicht entbehren durfte und der Mönch bemerkt auch dazu, daß die Sprichwörter dem Briefe zur Zierde gereichen, wie die Perlen dem Ringe. Wir freilich würden diese erborgten Zierrathen gern entbehren; sie erschweren uns nur das Verständniß.

Der sechste Theil endlich bietet die Mustersammlung von Briefen, die unser Interesse in so hohem Grade in Anspruch nimmt.

„Ich will nur gestehen," sagt Baerwald S. 9., „daß ich im Beginn meiner Untersuchung an jede einzelne Formel mit der Voraussetzung hinangetreten bin, sie sei fingirt. Bald aber stieß ich auf Formeln, welche, indem sie mit authentischen Urkunden bei Raynaldus, Mathäus Parisiensis, Rymer u. a. bis auf die weggelassenen Namen und Daten übereinstimmten, eben diesen Urkunden entnommen sein mußten. Das veranlaßte mich, den gedruckten Urkundenschätzen des dreizehnten Jahrhunderts näher zu treten und die Ausbeute war so erheblich, daß ich mich nunmehr zu der entgegengesetzten Voraussetzung berechtigt glaube, als habe ich es hier durchweg mit historischen Actenstücken zu thun, deren specielle Beziehungen sich noch ermitteln lassen müßten. Ich habe also auch diejenigen Formeln, die sich auf authentische Urkunden nicht zurückführen ließen, einzeln einer genauen Prüfung unterworfen und durch Benutzung einzelner in denselben erhaltenen Andeutungen, durch Vergleichung ihres Inhalts mit anderweitig glaubwürdig überlieferten historischen Thatsachen, so gut ich vermochte, die verdunkelten historischen Beziehungen aufzuhellen, zuweilen auch die beseitigten Namen und Daten nachzuweisen und so aus den Formeln die Briefe und Urkunden herzustellen versucht."

Diese Bemühungen Baerwalds erforderten freilich einen hartnäckigen Fleiß; konnten aber mit Erfolg gekrönt werden, weil der Mönch aus den Briefen

Digitized by Google

meiſt nur einige Namen oder Zuſätze fortließ, ſie aber nicht weiter umarbeitete; er giebt uns alſo nicht ſowohl allgemeine, der beſondern Beziehungen entkleidete Formeln, als Briefe ohne Adreſſe und Unterſchrift.

Zum Schluß möchte ich grade die Leſer dieſes Blattes daran erinnern, daß die Beſchäftigung mit derartigen Formelbüchern auf eine oft ſehr unterhaltende Weiſe in das Leben des Mittelalters einführt. — Sie reden uns von Dingen, von denen die eigentlich hiſtoriſchen Quellen nichts wiſſen, die ganze Zeit tritt uns menſchlich näher. Freilich iſt die Sprache dieſer Briefe des dreizehnten Jahrhunderts eine ſo gekünſtelte, ſo überladen mit Aſſonanzen, Sentenzen und ſtehenden Wendungen aller Art, daß uns die feineren Züge des Charakters der Schreibenden meiſtens gar nicht aus ihnen entgegentreten. Geht aber dadurch auch der eigenthümliche Reiz verloren, den wir bei manchem Briefwechſel unſerer Tage empfinden, das Werden und Wachſen der Neigungen und Entſchlüſſe großer Männer zu belauſchen, in die geheimſten Falten ihres Herzens zu ſehen, ſo berühren dieſe Briefe doch alle möglichen Lebensverhältniſſe und oft in ſo einſchneidender Weiſe, daß wir ſie aus ſolch einer Urkunde beſſer kennen lernen als aus langen Beſchreibungen.

Wie lebendig tritt uns nicht z. B. der Verfall der alten Kaiſermacht entgegen, wenn der Papſt die Stadt Köln ermahnt, eine Burg, die dem Reich zugehöre und von den Bürgern widerrechtlich beſetzt ſei, dem Kaiſer auszuliefern, damit dieſer nicht gezwungen werde, ſeiner Forderung in andrer Weiſe Nachdruck zu verleihen, oder wenn der Kaiſer einen Richter weniger durch ſein feſtes Wort als durch Ermahnungen und Verſprechungen zu einem gerechten Urtheil zu bewegen ſucht.

Und nun gar die Briefe der Päpſte aus dem Kampf gegen Friedrich den Zweiten, ſie predigen die alte Lehre, daß auch bedeutende Menſchen im Eifer für eine große Sache gar leicht ſich ſelbſt, die Vertreter der Sache und ihre eigenen Wünſche mit der Sache ſelbſt verwechſeln; ſie glauben ihre Pflicht zu thun und ſehen nicht, wie ſchwer ſie ſich vergehen.

Einer ſolchen Benutzung hat Baerwald dieſe Sammlung zugänglich gemacht und wer von dem Vorurtheil abläßt, daß die Beſchäftigung mit Briefen des dreizehnten Jahrhunderts dem Fachgelehrten überlaſſen bleiben müßte, wird ihm gewiß dankbar ſein.

Aus den mittlern und untern Schichten der Geſellſchaft bietet das baumgartenberger Formelbuch freilich wenig Briefe. An dieſen ſind andere Sammlungen reicher, aber wie gern weilen wir auch bei den Schriften der Fürſten in jener gewaltig bewegten Zeit, und ganz fehlt auch der gemüthliche Scherz nicht, wie denn z. B. Baerwald aus derſelben Handſchrift 25 Muſterbriefe über die Art und Weiſe mittheilt, in welcher ein armer Kleriker, der in Paris ſtudirt, einen reichen Archidiakon um Unterſtützung erſuchen könne. Das Bedürfniß mußte groß ſein, da die Briefſteller eine ſolche Auswahl bieten.

Digitized by Google

Ob einer der in solchen Sammlungen bewahrten Briefe echt sei, muß der Forscher untersuchen, der ihn benutzen will — zur Unterhaltung und zur Einführung in das Leben und Treiben der Zeit sind die erdichteten Briefe oft ebenso geeignet als die echten.

G. Kaufmann.

Die russischen Altgläubigen und der orientalische Krieg.

(Vrgl. Nr. 33 der Grenzboten „Die russische Emigration in Oestreich und der Türkei" und Nr. 34: „Der erste Erzbischof von Bjelokrinitz".)

In den Jahren, welche dem orientalischen Kriege vorhergingen, waren die in der Bukowina lebenden Altgläubigen der hierarchischen Observanz eifrig bemüht gewesen, die Reorganisation ihres Klerus zu vervollständigen und demselben eine streng hierarchische Einheit zu geben. Trotzdem daß die östreichische Regierung zur Vorbeugung künftiger Conflicte mit Rußland die Begründung eines altgläubigen Metropolitansitzes zu Bjelokrinitz nur unter der Bedingung gestattet hatte, daß alle Beziehungen zu den in Rußland und der Türkei lebenden Sectirern abgebrochen, russischen Flüchtlingen in Zukunft keine Zufluchtsstätte in der Bukowina geöffnet würde, machte Bjelokrinitz mehr und mehr Miene, zum Rom der altgläubigen Welt des Ostens zu werden. In Moskau und Tula wie in den nördlichen Provinzen der Türkei lebten altgläubige Bischöfe und Erzbischöfe, die von Kyrill, dem zum Nachfolger des Ambrosius gewählten zweiten Metropoliten, geweiht worden waren und diesen, wenigstens insgeheim, als ihr Oberhaupt ansahen; selbstverständlich erkannte die russische Regierung diese sectirerischen Prälaten, die dem Staate gegenüber für gewöhnliche Kaufleute oder Industrielle galten, auch von ihren kirchlichen verschiedene weltliche Namen führten, nicht an. Aber grade darum genossen sie bei ihren Glaubensgenossen hohes Ansehen und weitgreifenden Einfluß. Anders war es in der Türkei, wo diese Geistlichen, Dank dem Einfluß Czaykowskis (Sadik-Paschas) offen begünstigt wurden und nur mit dem Mißtrauen der Gläubigen, namentlich der Nekrassowkosaken zu kämpfen hatten. Nach Ansicht der russischen Sectirer ist nämlich die Führung von Kirchenbüchern eine Todsünde (die Altgläubigen stützen sich auf jene Erzählung des Alten Testaments, nach welcher David vom

Digitized by Google

Herrn geſchlagen wurde, als er ſein Volk zählen wollte) und auf Wunſch der Obrigkeit ſollten dieſelben von den neucreirten Biſchöfen eingerichtet werden. Die Unterſtützung der türkiſchen Regierung brachte es aber bald dahin, daß der von Bjelokrinitz aus geleitete Klerus allenthalben anerkannt wurde.

So ſtanden die Dinge, als der orientaliſche Krieg auszubrechen drohte und jetzt bot die polniſche Emigration alle ihr zu Gebote ſtehenden Kräfte auf, um der Sache Rußlands durch den über die Altgläubigen gewonnenen Einfluß möglichſten Schaden zu thun. Der weitgehende Plan, einen allgemeinen Sectirer-aufſtand unter den in Südrußland lebenden Koſaken herbeizuführen, zeigte ſich zwar bald unausführbar, da das Koſakenthum in der Bekämpfung des Islam ſeine hiſtoriſche Aufgabe ſah, aber Czaykowski hatte doch nicht ganz vergeblich gearbeitet. Zufolge des lebhaften Zuſammenhangs, in welchem die altgläubigen, in Rußland lebenden Gemeinden und Geiſtlichen zu ihren Brüdern in der Bukowina und der Türkei ſtanden, wurde es Czaykowski möglich, einerſeits regelmäßige Kunde aus den ruſſiſchen Hauptſtädten zu erhalten, andererſeits auf die Stimmung der ruſſiſchen altgläubigen Kreiſe Einfluß zu gewinnen. Eifriger denn je wurden die Nachrichten von hüben und drüben ausgetauſcht. Zu Ismail, einer unfern der Grenze belegenen Stadt der ruſſiſchen Provinz Beſſarabien wurde im Hauſe des altgläubigen Kaufmanns Beläjew ein förmliches Bureau zum Austauſch geheimer Briefe organiſirt. Sendboten aus Moskau und Tula deponirten hier Nachrichten über die ruſſiſchen Kriegsrüſtungen, die Stimmung der Bevölkerung und die Maßregeln der Regierung, die ſofort durch die Vermittelung Gontſcharows, des Hetmans der Nekraſſowkoſaken, nach Konſtantinopel befördert wurden; andererſeits wurden von Ismail aus Gerüchte über die bevorſtehende unwiderſtehliche Invaſion der Alliirten, deren freundliche Geſinnung gegen die von der ruſſiſchen Regierung verfolgten Sectirer u. ſ. w. in das Innere Rußlands colportirt, die immerhin eine gewiſſe Wirkung auf die ungebildeten Maſſen*) ausübten, welche mit Spannung den kommenden Dingen entgegenſahen und die ungeheure Aufregung, die ſich des geſammten ruſſiſchen Volks beim Ausbruch des Krieges bemächtigt hatte, ſchürten. Als die Ruſſen die Donau überſchritten, die beiden rumäniſchen Fürſtenthümer beſetzten und nach Siliſtria vorrückten, hatte ſich ein großer Theil der altgläubigen Bewohner jener Gegenden in das Innere der Türkei geflüchtet, wo ſie mit Zuvorkommenheit aufgenommen wurden; Czaykowski war es ſogar gelungen, eine von Gontſcharow geführte freiwillige Koſakenlegion zu bilden, die der türkiſchen Armee durch ihre Ortskenntniß und die Tapferkeit der Legionäre wichtige Dienſte leiſtete. Die Stimmung unter den Altgläubigen war aber doch eine getheilte; das Er-

*) Trotz ihrer ungeheuren Verbreitung beſtehen die altgläubigen Secten ausſchließlich aus Perſonen der unteren Stände, Bauern und gänzlich ungebildeten Handwerkern und Kaufleuten.

Digitized by

ſcheinen einer ſtammverwandten Armee auf türkiſcher Erde verfehlte nicht, ein gewiſſes Aufſehen zu machen, alte Erinnerungen an die gemeinſamen Kämpfe der Vorfahren gegen den Halbmond tauchten wieder auf und das nationale Bewußtſein eines Theils der ruſſiſch-türkiſchen Sectirer gerieth in Conflict mit ihrem religiöſen Gewiſſen.

Der tiefgewurzelte Glaube des ruſſiſchen Volks an die providentielle Beſtimmung Rußlands, Byzanz wieder zu gewinnen und an den Ufern des Bosporus die alte byzantiniſche Herrlichkeit des griechiſch-orientaliſchen Kaiſerthums neu aufzurichten, machte auch in den Herzen der Enkel ſeit Jahrzehnten aus dem Vaterlande vertriebener religiöſer Fanatiker ſein Recht geltend. Rußland war zu lange das Centrum der panſlawiſtiſchen Idee geweſen, als daß es den gewandten Polen möglich geweſen wäre, dieſelbe im Verlauf einiger Jahre durch Schürung des religiöſen Fanatismus völlig zu erſticken. Selbſt zwei altgläubige Biſchöfe, welche ſonſt mit Czaykowski und dem Metropoliten von Bjelokrinitz in engſter Verbindung geſtanden hatten, wurden ſchwankend; ſie wieſen die wiederholten Aufforderungen der türkiſchen Regierung, nach Konſtantinopel zu fliehen, unter allen möglichen Vorwänden zurück und ſuchten mit dem Befehlshaber des vorgeſchobenſten ruſſiſchen Corps, General Uſchakow, Verbindungen anzuknüpfen. Mit einem Unverſtande, wie er nur bei unzurechnungsfähigen Vertretern des alten Syſtems möglich war, entfremdete der ruſſiſche Feldherr ſich aber bald aller Herzen, machte er die ruſſiſchen Emigranten wiederum zu blinden Werkzeugen ihres Fanatismus und des polniſchen Einfluſſes: die beiden altgläubigen Biſchöfe, welche ſich dem General Uſchakow vorgeſtellt hatten, wurden „auf höheren Befehl“ von einem ruſſiſchen Commando überfallen, als Gefangene nach Rußland geſchickt und in ein orthodoxes „Strafkloſter“ geſperrt. Der Schrecken und die Wuth, welche die Nachricht von dieſer unklugen Maßregel in der geſammten altgläubigen Welt, von Konſtantinopel bis nach Moskau hin verbreitete, war ungeheuer. Die geſammte altgläubige Bevölkerung der nördlicheu Türkei wurde auf das äußerſte gegen Rußland aufgebracht, kein Mittel, der ruſſiſchen Armee Schaden zuzufügen, blieb unbenutzt, ſchaarenweis flüchteten dieſelben Leute, die wenige Tage zuvor nicht abgeneigt geweſen wären, den ihnen ſtammverwandten Eindringlingen als Kundſchafter und Führer die beſten Dienſte zu leiſten, die man ohne Mühe hätte zu Sendboten einer Propaganda unter den ſlawiſchen Stämmen der Türkei machen können, — nach Konſtantinopel, wo viele von ihnen Kriegsdienſte nahmen, alle durch Czaykowskis Vermittelung die freundlichſte Aufnahme und Unterſtützung fanden. Binnen kurzem war man auch in Bjelokrinitz von dem Vorgefallenen unterrichtet und die Umtriebe in Rußland ſelbſt, welche wegen der allgemeinen patriotiſchen Begeiſterung der Nation zeitweilig ins Stocken gerathen waren, gewannen an Umfang und Intenſität. Die ruſſiſche Regierung hatte ſich durch die Fortführung der beiden unſchädlichen

Digitized by Google

Geiſtlichen im eigenen Lande zahlloſe Feinde gemacht und der von Bjelokrinitz aus gepredigten Lehre, für die Altgläubigen ſei nur von außerruſſiſchen Staaten Linderung ihres harten Looſes zu erwarten, entſchiedenen Vorſchub geleiſtet. Emiſſäre, welche die Unzufriedenheit der Altgläubigen Rußlands ſchürten, übertriebene Gerüchte von der Unwiderſtehlichkeit des Feindes verbreiteten und dafür ſorgten, daß das geheime Bureau zu Ismaïl regelmäßig mit Nachrichten über die innere Lage und die Bewegungen der Armee verſehen wurde, wußten trotz der ſtrengen Ueberwachung der Grenzen unter den verſchiedenſten Verkleidungen bis nach Moskau und Petersburg zu gelangen. Bei dem engen, für fremde Augen unſichtbaren Bande, welches alle Sectirer verbindet, konnten dieſe Sendlinge ſicher ſein, in jeder Stadt Genoſſen zu finden, die ſie freundlich aufnahmen und mit allem Nöthigen verſahen. Die Organiſation der Secten iſt eine uralte, ſie beruht auf der blinden Unterordnung der Maſſen unter ihre Führer und die gleiche Gefahr, welche über allen ſchwebt, verbindet alle zu einem Bunde, deſſen Zweige vom weißen Meer bis an das ſchwarze reichen. Es gelang den Emiſſären in der That, mit den beiden gefangenen Biſchöfen in Verbindung zu treten und dieſelben wiederholt zu ſprechen. Da eine gewaltſame Befreiung unmöglich ſchien, wollte man wenigſtens Rache nehmen an dem Urheber all' der Leiden, unter denen die Gerechten ſchmachteten. Mit falſchen Päſſen verſehen erſchienen zu Ismail im Hauſe Beläjews zwei verkleidete Nekraſſowkoſaken, die erklärten, ſie ſeien von Sadik-Paſcha (Czaykowski) beauftragt, nach Petersburg zu wandern, um den ruſſiſchen Czaren zu ermorden. Die Erbitterung hatte einen ſo hohen Grad erreicht, daß ſich niemand unter den ruſſiſchen oder außerruſſiſchen Mitwiſſern dem Plane widerſetzte; die beiden verwegenen Männer ſetzten ihre Reiſe fort, und da ſie nur bei Glaubensgenoſſen ihren Aufenthalt nahmen, ihre letzten Zwecke allen irgend Unzuverläſſigen verſchwiegen und mit guten Empfehlungen verſehen waren, kamen ſie wirklich nach Petersburg. Was ſie hier getrieben, ob ſie ihre Abſichten aufgegeben oder nur verſchoben, iſt aus den uns vorliegenden Quellen nicht zu erſehen.

Im Februar 1855 ſtarb Nikolaus und noch bevor das Jahr zu Ende ging, hatten die Verhandlungen über Abſchluß eines Friedens begonnen. Da zunächſt nichts weiter für ſie zu thun war, wandten die Führer der Altgläubigen alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel an, um die Rücklieferung der beiden gefangen genommenen Biſchöfe und des Geldes zu erlangen, welches im Jahre 1847 ihrem Sendboten, dem Archimandriten Geronty zu Tula abgenommen worden war. Nachdem alle Bemühungen der Pforte an der Weigerung Rußlands, die Gefangenen herauszugeben, geſcheitert waren, wurde zu Bjelokrinitz beſchloſſen, eine förmliche Klage über die ruſſiſche Regierung bei den Großmächten Europas, namentlich bei Napoleon dem Dritten und dem — Papſt zu erheben. Man dachte ſogar daran, ein Collectivgeſuch aller, auch der in Rußland lebenden Altgläu-

Digitized by Google

bigen der pariser Conferenz zu unterbreiten und diese zu ersuchen, die Secte unter den Schutz des europäischen Areopags zu stellen. In Moskau aber, wo man sich nach Aufhören der Feindseligkeiten in der Krim von der Nothwendigkeit stummer Unterwürfigkeit unter die herrschende Macht und vollständigen Verzichts auf auswärtige Hilfe überzeugt hatte, — in Moskau wurde dieser Plan von der Aeltestenversammlung seiner Gefährlichkeit wegen verworfen und der dringende Wunsch ausgesprochen, man möchte auf die unter der Gewalt des gefährlichsten Feindes stehenden Brüder Rücksicht nehmen und alles unterlassen, wodurch diese compromittirt und neuen Verfolgungen ausgesetzt werden könnten. Die Nekrassowkosaken ließen es sich indessen nicht nehmen, wenigstens ihrerseits einen letzten verzweifelten Schritt zu thun; sie sandten einen mit polnischen Empfehlungen versehenen Bevollmächtigten nach Paris, um die Vermittelung des Franzosenkaisers zu Gunsten ihrer gefangen gehaltenen Seelenhirten anzurufen. Dieser Bevollmächtigte, Ossip Gontscharow, ein Bruder des Hetmans, wurde wirklich in den Tuilerien empfangen, selbstverständlich ohne ein wirkliches Resultat zu erzielen.

Unterdessen war ein unerwartetes, den Bestand des altgläubigen Metropolitansitzes gefährdendes Ereigniß zu Bjelokrinitz selbst eingetreten: die östreichische Regierung hatte davon Kunde erhalten, daß die obrigkeitlich untersagten Beziehungen des Metropoliten zu im Auslande lebenden Glaubensbrüdern nach wie vor im Schwange gewesen seien und zur Vermeidung diplomatischer Unannehmlichkeiten eine Lokaluntersuchung angeordnet, die der in der gesammten Bukowina gefürchtete Actuar Stöcker mit rücksichtsloser Strenge und unter den verletzendsten Formen führte. Die letzte Freistatt, welche der unglücklichen überall verfolgten Genossenschaft offen gestanden, schien sich zu verschließen; in die Türkei durfte der altgläubige Metropolitansitz aus Rücksicht gegen die russischen Brüder nicht verlegt werden, denn diese hatten erklärt, das sei nicht zu wagen, werde die Vorurtheile der Massen verletzen und die petersburger Regierung zum Aeußersten aufbringen. Mit französischen Empfehlungen ausgerüstet, knüpfte jetzt einer der Bischöfe mit Cusa, dem neuerwählten Hospodaren der Donaufürstenthümer an, in denen bereits ein von Kyrill geweihter altgläubiger Prälat residirte; obgleich hier vollständige Religionsfreiheit herrschte, war aus Rücksicht gegen die mächtigen Nachbarn eine förmliche Verlegung des Mittelpunktes der altgläubigen Welt in die Moldau-Walachei doch nicht zu wagen. — Die Strenge, mit welcher anfangs in Bjelokrinitz verfahren worden war, ließ unterdessen nach und die Gemüther beruhigten sich wieder; dafür waren in der moskauer Gemeinde gefährliche Spaltungen ausgebrochen, indem die tolerantere Haltung, welche die russische Regierung schon bald nach der Thronbesteigung Alexanders des Zweiten zu beobachten begonnen, eine große Partei in ihrer Abneigung gegen die Unterordnung unter einen „ausländischen"

Digitized by Google

Oberhirten und in der Absicht bestärkte, alle Verbindungen mit diesem um den Preis einer Aussöhnung mit der Regierung abzubrechen. Pafnuty, ein geborener Russe, der in Bjelokrinitz hoch angesehen war und zu den Häuptern der Secte gehörte, reiste nach Moskau, um diese inneren Händel beizulegen. Da er es nach den letzten Vorgängen in der Bukowina für unmöglich hielt, die dortige Stellung zu behaupten und von Bjelokrinitz aus dauernd die Centralleitung einer Gemeinschaft zu führen, deren Schwerpunkt doch in Rußland war, schien er nicht abgeneigt, mit dem Gouvernement des jungen Kaisers, dessen Liberalismus allenthalben gepriesen wurde, in Verhandlung zu treten. Die moskauer Gemeinde hatte die Summe von 250,000 Rubel Silber (einer Million Franken) zusammengebracht und hoffte mit Hilfe dieser die Unterstützung der maßgebenden Personen erkaufen und die förmliche Anerkennung der altgläubigen Hierarchie durchsetzen zu können; aber die Deputation, welche unter Pafnutys Führung in die Residenz gesandt wurde, kehrte unverrichteter Sache zurück — es schien sich nirgend ein rettender Ausweg zu bieten.

Die Periode, in welche diese letzten Ereignisse fallen, war die der Allmacht des herzenschen Einflusses in Rußland; sein Name war in aller Leute Mund, selbst der gemeine Mann, der sich sonst wenig um Presse und Literatur kümmerte, hatte etwas von dem mächtigen Manne in London gehört, dessen streng verbotenes Journal vom Kaiser und den höchsten Würdenträgern gelesen wurde, dem nichts verborgen blieb, der nichts fürchtete, der schon manchen Mächtigen gestürzt hatte und nur einem Gedanken, dem der Freiheit des russischen Volks lebte. Herzens in der That sehr bedeutender Einfluß wurde von der Volksmeinung in das Fabelhafte übertrieben und die große Masse glaubte allen Ernstes, wer unter den Schutz dieses Mannes gestellt sei, der sei geborgen und gegen alle Willkür gesichert; war es doch vorgekommen, daß ganze Provinzen in geheimen Adressen um seinen Schutz oder seine Unterstützung ihrer, der Regierung unterbreiteten Gesuche gebeten hatten! In ihrer Noth und Bedrängniß beschlossen die Altgläubigen bei diesem Beschützer aller Bedrängten und Verfolgten ihre Zuflucht zu suchen. Da sie wußten, daß Herzen der Besitzer einer (von polnischen Setzern bedienten) „freien" russischen Druckerei sei, und sie selbst an Büchern religiösen Inhalts empfindlichen Mangel litten,*) beabsichtigten sie zunächst, den londoner Agitator darum anzugehen, den Druck ihrer Katechismen und Andachtsbücher zu übernehmen. Dieser Gedanke erweiterte sich allmälig zu dem Plan, den in Oestreich gefährdeten altgläubigen Metropolitansitz nach London, auf den Boden des freien England zu verlegen, hier Kirchen und

*) Russische Schriften religiösen Inhalts dürfen in Rußland nur mit Genehmigung des Synods, der höchsten orthodoxen Kirchenbehörde, gedruckt werden. Bei der Abneigung der Sectirer gegen den Klerus der herrschenden Kirche war diesen aber der Gedanke eines beim Synod einzuholenden Imprimatur ein ketzerischer Gräuel.

Digitized by Google

Schulen anzulegen, und dieſe unter den Schutz Alexander Herzens zu ſtellen. Von London aus ſollte der „wahre Glaube“ die Herrſchaft, die ihm von Rechts wegen gebührte, übernehmen und mit Hilfe des einflußreichen Beherrſchers der ruſſiſchen öffentlichen Meinung eine radicale Umgeſtaltung der beſtehenden Verhältniſſe herbeiführen.

Im November 1861 reiſte der bereits erwähnte Pafnuty im Auftrage der moskauer Aelteſtenverſammlung nach London ab, wo er wirklich mit der ruſſiſchen Emigration in Verbindung trat. Den Mittelsmann zwiſchen dem in excentriſchen religiöſen Vorſtellungen befangenen Mönch, der das Altruſſenthum in ſeiner ſchroffſten Geſtalt repräſentirte und dem atheiſtiſchen Vertreter des im Grunde kosmopolitiſch-revolutionären Jungruſſenthums machte ein als Hiſtoriker der altgläubigen Secten und ihrer Leidensgeſchichte bekannter Schriftſteller, Kelſſiew. Herzen, der ſchon lange darauf gerechnet hatte, die durch die große Anzahl ihrer Anhänger wichtige Secte in den Dienſt der Revolution zu ziehen, nahm den merkwürdigen Fremdling höchſt zuvorkommend bei ſich auf und beobachtete alle denkbaren Rückſichten auf die religiöſen Vorurtheile dieſes wunderlichen Heiligen, in deſſen Gegenwart z. B. nicht geraucht werden durfte (die Altgläubigen halten das Tabakrauchen für Sünde). Auch Bakunin, der dreizehn Jahre früher neben Olympius, dem uns bekannten Freunde Pafnutys, auf den Barrikaden von Prag gefochten hatte, nahm an den Conferenzen theil. So gering auch die weltliche Bildung des ausſchließlich in den Vorſtellungen und Intereſſen ſeiner Secte lebenden Mönchs war, dieſer merkte bald, daß der Geiſt, dem die londoner Emigranten huldigten, von dem, der ſeine Religionsgeſellſchaft beherrſchte, zu verſchieden war, um ein auch nur zeitweiliges Zuſammengehen möglich zu machen. Insbeſondere der freche Cynismus Bakunins, der aus ſeiner Verachtung aller Religion nur mühſam ein Hehl machte und in Pafnutys Gegenwart liturgiſche Geſänge wie Opernchanſons trillerte, verletzte den aſcetiſchen Mönch aufs empfindlichſte; aber auch zu Herzen, deſſen Schriften er zu ſtudiren begonnen hatte, konnte dieſer kein Vertrauen faſſen. Er ließ zwar einige der mitgebrachten Manuſcripte in der „freien“ Druckerei ſeines neuen Bekannten drucken, reiſte aber bald wieder ab, ohne ein beſtimmtes Uebereinkommen getroffen zu haben. Wiederum in Moskau angelangt, erklärte er den „Brüdern“, daß eine Gemeinſchaft der Gerechten mit den frivolen, materialiſtiſch geſinnten londoner Weltkindern nicht möglich ſei und daß die gleiche Abneigung beider gegen die Intoleranz der Regierung noch keine genügende Baſis für die Cooperation biete. Alle Verſuche, die Herzen ſpäter anſtellte, um mit Pafnuty und deſſen Freunden wieder anzuknüpfen, blieben reſultatlos; vergebens wurde zu London ein eigenes Organ zur Unterſtützung der altgläubigen Intereſſen gegründet, vergebens ſetzte ſich Kelſſiew, der heimlich nach Moskau kam, den größten Gefahren aus, um ein Bündniß gegen den gemeinſamen Gegner zu

Digitized by Google

Stande zu bringen, — die einfachen Mönche und Kaufleute, mit denen er verhandelte, beriefen sich auf ihr religiöses Gewissen und setzten seinen Anerbietungen ein starres non possumus entgegen. Gleichzeitig mit Kelsſiew verweilte ein gewisser Paulus in Moskau, das Haupt einer in Preußen lebenden altgläubigen Gemeinde, deren Vorfahren sich im 18. Jahrhundert in der Nähe von Gumbinnen niedergelassen hatten und durch ihr starres Festhalten an den Gebräuchen der Väter bekannt waren. Dieser Paulus, der im Geruch der Heiligkeit stand und weit und breit bei allen Sectirern bekannt war, unterhandelte eben in Petersburg über die Rückkehr seiner Genossen nach Rußland; trotz aller Versuche Kelsſiews, ihn für die Unterstützung seiner Pläne zu gewinnen, war dieser es, der ganz besonders vor der Gemeinschaft mit den Gottlosen warnte und gegen jede Betheiligung der Gemeinden an politischen Umtrieben eiferte. „Zu leiden ist seit zwei Jahrhunderten unser Loos," sagte er, „— sehen wir zu, daß wir die Seelen retten und versündigen wir uns nicht an dem Gesalbten, den der Herr in das Regiment eingesetzt hat." — Kelsſiew kehrte unverrichteter Sache nach London zurück, die Altgläubigen aber begannen aufs Neue ihr Auge auf Bjelokrinitz zu richten. Der Umschwung, der sich seit dem italienischen Kriege im östreichischen Staatsleben vollzogen, schien auch der Sache des Metropolitansitzes ihrer Secte zu Gute zu kommen, zumal die Beziehungen russischer Unterthanen zu demselben nicht mehr auf die früheren Schwierigkeiten stießen und die russische Regierung die Verbindung zwischen Moskau und Bjelokrinitz längere Zeit hindurch ignorirte. Ermuthigt durch die zunehmende Connivenz des Gouvernements, erließ der auf dem Rogoschkirchhof versammelte Aeltestenausschuß im Herbst 1862 an den Metropoliten Kyrill die Aufforderung, nach Rußland zu kommen, die örtlichen Gemeinden näher kennen zu lernen, und die letzten Schwierigkeiten, die seiner allgemeinen und bedingungslosen Anerkennung im Wege standen, persönlich zu ebnen. Kyrill nahm diese Einladung an und kam in den ersten Tagen des Jahres 1863, am Vorabend des polnischen Aufstandes, nach Rußland.

Von der plötzlichen und seltsamen Veränderung der Verhältnisse, welche sich während der russischen Reise des altgläubigen Papst vollzog, soll in Kürze das nächste Mal berichtet werden; berühren müssen wir hier noch, daß das Scheitern der oben erwähnten Verhandlungen mit der londoner Emigration für den plötzlichen Umschlag der öffentlichen Meinung in Rußland von großer Bedeutung wurde; nachdem die revolutionäre herzensche Partei die einzige Gelegenheit zur Anknüpfung von Verbindungen mit einem wichtigen Bruchtheil des eigentlichen Volks verabsäumt oder doch nicht gehörig benutzt hatte, brachte sie sich durch ihre Parteinahme für die Sache Polens um allen Einfluß auf die höheren Classen und damit war die Gefahr einer russischen Revolution, die man im Jahre 1862 auch in Petersburg für unvermeidlich hielt, für längere Zeit beseitigt.

Digitized by Google

Die Mißvergnügten in Hannover.

(Von einem Hannoveraner.)

Wir Deutsche sind doch sonderbare Leute; seit 50 Jahren haben wir für deutsche Einheit, für deutsche Machtstellung dem Auslande gegenüber geschwärmt, haben geträumt von Wiedererwachung des deutschen Kaiserthums, geseufzt über die unerträgliche Kleinstaaterei und uns begeistert für eine Neugeburt des großen Vaterlandes. Und nun, wo wir endlich einen mächtigen Schritt vorwärts gethan haben zu dem langersehnten Ziele, wo wir geachtet und gefürchtet vor ganz Europa dastehen, wo wir einen mächtigen einheitlichen Staat über Nacht haben aufwachsen sehen, wo wir doppelt stolz uns Deutsche nennen können, da sehnen wir uns zurück nach den Fleischtöpfen Aegyptens, da seufzen wir wieder über den Verlust der kleinstaatlichen Gemüthlichkeit. Wahrlich, nichts zeigt deutlicher den entnervenden und lähmenden Einfluß der Kleinstaaterei, als die kleinliche Gesinnung, die jetzt so vielfach in wunderlichster Weise zu Tage tritt in den neuen Landestheilen Preußens, die gar kein Verständniß hat für den gewaltigen Aufschwung des nationalen Lebens, wie er sich bekundet in Preußens Machtentwicklung.

Wohl hat der intelligente Kern der Bevölkerung die neueste Phase der deutschen Geschichte freudig begrüßt und die Aufgabe begriffen, die jetzt jedem Einzelnen in seinem Kreise geworden ist und die darin besteht mit fortzubauen an dem großen nationalen Bauwerk, zu dem Preußens genialer Staatsmann den Eckstein gelegt; wer sich aber in weiteren Kreisen unseres Vaterlandes umgesehen hat, dem kann nicht zweifelhaft sein, daß particularistische Beschränktheit, böswillige Schadenfreude an jeder Verlegenheit der neuen Regierung, Mangel an Einsicht in die Nothwendigkeit gewisser Opfer, endlich Speculation auf gewisse Eventualitäten, deren Eintritt das Elend des gesammten Vaterlandes nach sich zöge, noch immer ihr Spiel treiben und daß eigensinnige Verblendung noch manches Auge gefangen hält, das wohl im Stande wäre, klar zu sehen.

Derer, die mit vollem festen Entschluß die Todten ihre Todten begraben lassen, die mit der Vergangenheit abgeschlossen haben und mit ganzer Kraft der neuen Aufgabe sich widmen, bei denen das deutsche Bewußtsein den hannoverschen ꝛc. Patriotismus überwiegt, die sich voll als Preußen fühlen und ihren Stolz darein setzen, als Preußen an dem großen Werk des preußischen Staats: der Neugründung Deutschlands mit arbeiten zu können, deren giebt es leider noch immer weniger, als man glauben sollte. Der offenen und versteck-

Digitized by Google

ten Gegner der neuen Zustände aber sind noch mehr als zu viel. Wir gehören zwar nicht zu denen, welche darum bereits Gefahren fürchten, wir glauben nicht an irgend nennenswerthe Betheiligung bei einer welfischen Legion im Bündniß mit dem Landesfeinde, wir glauben noch weniger an Aufstände in Hannover für den Fall eines Krieges und haben die feste Zuversicht, daß die neue Regierung an dem einsichtigen und patriotischen Theile der Bevölkerung eine viel zu feste Stütze hat, um nicht die mißgestimmten Elemente auch ohne alle militärische Hilfe im Zaume halten zu können: aber wir wissen auch, daß Befangenheit und Kurzsichtigkeit des politischen Urtheils einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung daran verhindern, ihre Kräfte dem Wohl des Ganzen, wie der heimischen Provinz zu widmen und zur Ebnung der Schwierigkeiten, die mit jedem Uebergangsstadium verbunden sind, an ihrem Theile beizutragen, wir wissen, daß manche brauchbare Kräfte sich in unfruchtbarem Groll über das Nothwendige verzehren.

Schauen wir uns diese ungefährlichen Mißvergnügten etwas näher an!

Abgesehen von den starr doctrinären Demokraten, die an ihrer selbstgemachten Schablone festhalten, ob auch die Welt darüber untergeht, giebt es in Hannover hauptsächlich drei Classen von Unzufriedenen.

Einmal die entschiedenen Legitimisten, die die Person des Fürsten von dem Staat und dem Lande nicht zu trennen vermögen, für die es noch fortwährend ein selbständiges Königreich Hannover giebt, die von Hietzing ihre Befehle erhalten, und die mit äußerster Schroffheit jede Beziehung zu der neuen Regierung ablehnen und diese für eine verabscheuungswürdige Usurpation erklären. Solcher sonderbarer Schwärmer giebt es gottlob nicht viele; es gehören dazu ein Theil des Adels, wenige vereinzelte Geistliche und einige frühere Offiziere. Vor solchen Leuten, die einen wenn auch falschen Standpunkt mit einer an Starrsinn grenzenden Consequenz festhalten, kann man wenigstens Achtung haben, zumal wenn sie, was allerdings nur Ausnahme, persönliche Opfer für Festhaltung ihres Princips zu bringen im Stande sind. Diese Gesinnung, meist mit religiöser Schwärmerei und Intoleranz verbunden, macht sich namentlich auch bei den Frauen vielfach geltend und wird oft zur Caricatur. Nun, die kleine Zahl dieser Schwärmer wird nie gefährlich werden; dafür sorgt schon der Geist des neunzehnten Jahrhunderts.

Die zweite, namentlich in der Stadt Hannover stark vertretene Classe der Mißvergnügten bilden die eigentlichen Particularisten vom reinen Wasser; die nicht so sehr für die Dynastie, als für das Land Hannover schwärmen, die für nichts in der Welt Sinn haben, als für ihr Vaterländchen und ihre Vaterstadt, die gegen Preußen einen tief gewurzelten Haß haben, die beim Anblick der deutschen oder gar preußischen Farbe Krämpfe bekommen, die Hannover recht eigentlich für das Reich der Mitte ansehen, die es für unpatriotisch halten, Berlin

Digitized by Google

für größer als Hannover zu erklären, die mit unendlichem Selbſtgefühl von dem glorreichen Siege bei Langenſalza reden und die Preußen ein gleich ſchmähliches Ende, wie das des großen Napoleon war, prophezeien. Es ſind das die Leute, die mit Oſtentation weiß-gelbe Taſchentücher tragen, die preußiſchen Soldaten mit dem Rufe „Kukuk“ verhöhnen und ſtolz darauf ſind, „nur Hannoveraner“ zu ſein. Erwiederte uns doch kürzlich einer dieſer Leute, ein ſonſt ganz vernünftiger und durchaus gebildeter Mann, als wir ſeine Anſichten mit Hinweis auf die großartigen Reſultate für ganz Deutſchland zu berichtigen verſuchten, mit unbeſchreiblicher Miene glücklichen Selbſtbewußtſeins: „Ich bin gottlob als Hannoveraner ſo erzogen, daß ich kein Deutſchland kenne.“ Dieſe beſondre Species von Patrioten dürfte wohl kaum im übrigen Deutſchland aufzufinden ſein; in Hannover gedieh ſie in einer nicht unbedeutenden Anzahl von Exemplaren, ſie wird aber nun wohl bald auf den Ausſterbeetat kommen, da ſie in der neuen friſchen Luft des Großſtaats ſchwerlich weiter wuchern kann. Es war ſchon früher oft komiſch, das Entſetzen dieſer Menſchen zu beobachten, wenn irgendwie das Wort „deutſch“ genannt wurde, wenn namentlich eines unſerer deutſchen Vaterlandslieder in ihrer Gegenwart geſungen wurde. „Was iſt des Deutſchen Vaterland“ war das ſicherſte Mittel, ſie aus jeder Geſellſchaft zu vertreiben. Dieſer förmliche Haß gegen das Deutſchthum iſt eine ſo wunderlich krankhafte Erſcheinung, daß ſie eines beſondern pſychologiſchen Studiums werth wäre. Dieſer jetzt natürlich auf Preußen mit übertragene Haß führt oft zu den komiſcheſten Scenen. Ein abgeſehen von dieſer ſeltſamen Krankheit höchſt achtungswerther und liebenswürdiger Herr unſerer Bekanntſchaft war kürzlich mit einer Geſellſchaft anderer Preußen d. h. früheren Hannoveranern in einem holländiſchen Grenzorte von der dort ziemlich preußenfeindlichen Gaſſenjugend mit dem höhnenden Ruf „Kukuk“ begrüßt und brach, als er nachher dies Erlebniß erzählte, in den aus tiefſter Seele kommenden Stoßſeufzer aus: „Oh, hätte ich doch nur Prügel bekommen, wie würde mich jeder Schlag beglückt haben, den ich „als Preuße“ gekriegt hätte!“ Nun, auch dieſer ſonderlichen Politiker ſind nicht viele, und ihre Anſchauungen ſind zu ungeſund, als daß von ihnen Gefahr für das Vaterland zu befürchten wäre.

Die dritte Claſſe der Mißvergnügten iſt es, die am zahlreichſten vertreten iſt, und mit der man am wenigſten Nachſicht haben kann. Es ſind die Leute der halben Maßregeln, die Lauen, die Leute des „Wenn und Aber“, die unerträglichen deutſchen Philiſter, die, jeder Thatkraft unfähig, deſto eifriger hinter dem Bierſchoppen Politik treiben, die bei Sänger- und Schützenfeſten für deutſche Einheit ſchwärmen konnten, nun aber, wo ſie aus ihrer lieben Gemüthlichkeit herausgeriſſen werden, wo ſie die mit jedem großen Ereigniß unvermeidlich verbundenen Unbequemlichkeiten des Uebergangs tragen ſollen, jedes Opfer zu ſchwer finden und immer ſeufzen „ſo haben wir es uns nicht gedacht“.

Es sind das die Leute, welche Herr v. Münchhausen in seiner bekannten Ansprache an König Wilhelm ganz richtig als „widerwillig unterjochte Unterthanen voll hoffnungsloser Ergebenheit" charakterisirte; nur daß er den kleinen Rechnungsfehler beging, sie auf zwei Millionen Köpfe anzuschlagen, statt sich mit der Wahrheit, d. h. mit wenigen Procenten dieser zwei Millionen zu begnügen. Aber diese Verbindung von innerer Widerwilligkeit und äußerer Ergebenheit, die man leider noch so häufig findet, ist einem gesunden Sinne grade am meisten zuwider, und diesen Leuten gebührt die derbste Strafpredigt.

Mit scheinheiliger Miene sitzen sie da und rühmen und preisen den Gewinn für Deutschland; hinter jeden Satz aber kommt das Bedauern über das Schicksal Hannovers. „Ja, für Deutschland im Ganzen," so hört man sie raisonniren „ist das alles ja ganz gut und schön und unsere Nachkommen werden ja wohl ganz gut dabei fahren, aber wir, die lebende Generation, haben doch zu viel dabei verloren. Es war ja bei uns in Hannover alles so gut; wir verlangten es ja nicht besser; wir wollten ja auch gern für Deutschland Opfer bringen, aber uns unsere Selbständigkeit zu nehmen, war doch nicht nöthig; die allgemeine Wehrpflicht hätten wir ja auch so einführen können; aber nun außerdem noch die hohen preußischen Steuern tragen zu sollen, das ist zu viel; und die vielen neuen Gesetze machen so viel böses Blut, und gute Preußen werden die Hannoveraner in fünfzig Jahren nicht; wir fügen uns ja und sehen ein, daß es jetzt nicht anders geht; aber auf dem Lande und sonst ist die Stimmung so schlecht; es wäre doch klüger gewesen, uns unsre Selbständigkeit zu lassen; jetzt ist Hannover für lange Zeit nur eine wunde Stelle für Preußen; es kann sich auf die Bevölkerung nicht verlassen; wenn wir auch einsehen, daß es unrecht und unnatürlich wäre, mit den Franzosen zu gehen, die große Menge thut das gleich aus Haß gegen Preußen, und wenn wir auch zugeben, daß eine Besiegung Preußens und Wiederherstellung des Königreichs Hannover das größte Unglück für Deutschland wäre, so denkt doch der gemeine Mann anders, und dann, ein Unglück ist und bleibt der Verlust unsrer Selbständigkeit doch immer, wenn auch jetzt, nachdem es einmal so gekommen ist, eine Niederlage Preußens ein noch größeres Unglück wäre."

Solche Reden kann man täglich hören, und die Leute bedenken nicht, welch' Unrecht sie damit begehen. Jeder will zwar selbst für einen guten Patrioten gelten und versichert stets, daß er einsichtig genug sei, um fest zur nationalen Sache zu stehen; aber „die Stimmung im Allgemeinen" wird stets als andersdenkend geschildert; sieht man sich aber ernstlich danach um, so ist das weiter nichts, als bewußte oder unbewußte Lust, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten und die entschiedenen Anhänger der neuen Zustände besorgt zu machen oder aber eine gewisse Sucht, dunkle unheimliche Dinge vorauszusagen, und so spricht Einer dem Andern nach, und schließlich glauben wirklich die Meisten an

Digitized by Google

eine bedenkliche Stimmung in der großen Menge, die thatsächlich nie vorhanden gewesen ist. Abgesehen vielleicht von der Stadt Hannover und der unmittelbaren Umgebung ist grade auf dem Lande und bei dem s. g. gemeinen Manne von einer feindlichen Stimmung gegen Preußen nichts zu finden; vielleicht ist eine gewisse Apathie ebenso verbreitet, wie positive Anhänglichkeit an Preußen und begeisterte deutsche Gesinnung; aber von dem Gegentheil ist auch nicht die Spur. Desto mehr ist es daher Unrecht, durch Reden, wie die obigen, ein Gespenst zu citiren, das schließlich, obwohl Gespenst, dennoch und weil es Gläubige findet, trotz seiner Nichtexistenz in mancher Richtung seinen schädlichen und lähmenden Einfluß übt. Es ist das aber eben die innere Widerwilligkeit, die bei äußerer Ergebenheit zu solch tadelnswerthem Verhalten und unbedachten Reden führt, und halten wir es daher für Pflicht, diesen Wölfen im Schafskleide entschieden entgegenzutreten, die, selber fast die einzigen Gegner der neuen Gestaltung der Dinge, die Rolle der freundlich besorgten Warner übernehmen und der Gesammtbevölkerung Ansichten und Pläne unterschieben wollen, die nur in ihrem eignen Hirn vorhanden sind.

Die Auffassung, daß Hannovers Streichung aus der Reihe der Staaten ein bedauerlicher Mißgriff der preußischen Regierung sei, daß es richtiger gewesen wäre, das Land als selbständiges Glied des norddeutschen Bundes, ähnlich wie Sachsen, fortbestehen zu lassen, theilen übrigens manche auch sonst ruhig denkende Patrioten; aber auch diesen müssen wir entgegentreten. Daß die völlige Verschmelzung mit Preußen im großen deutschen Interesse vorzuziehen sei, wird nirgends bezweifelt; aber im Interesse des Landes selbst wird vielfach der Verlust der Selbständigkeit bedauert und zur Begründung dafür hauptsächlich auf die zur Zeit noch in manchen Kreisen vorhandene Unzufriedenheit und auf die angebliche finanzielle Ueberbürdung des Landes infolge der Vereinigung mit Preußen hingewiesen.

Wir können diese Gründe als stichhaltig nicht anerkennen und wollen sie kurz widerlegen; nur eine Bemerkung noch. Auch wir bedauern lebhaft den Untergang des Königreichs Hannover; auch wir halten ihn für ein Unglück, sogar für ein Unglück in deutsch-nationalem Interesse; aber nur insofern, als nicht Hannover von vornherein den großen Kampf des vorigen Jahres an Preußens Seite mit gekämpft hat. Hätte die hannoversche Regierung in richtiger Auffassung der Verhältnisse sich mit Entschiedenheit gleich Oldenburg eng an Preußen angeschlossen, im Verein mit Preußen seine Armee zeitig gerüstet und sie unter preußisches Commando gestellt, und wäre dadurch der unerquickliche und zeitraubende Feldzug in Thüringen unnöthig gemacht worden, so hätte muthmaßlich Falkenstein am 27. Juni statt bei Langensalza in Frankfurt gestanden, und dann wäre, als die böhmischen Armeen vor Wien anlangten, die Mainarmee in München und Stuttgart eingerückt. Dann würde Louis Napoleons Vermittlung schwer-

Digitized by Google

lich angenommen, die Mainlinie vielmehr schon jetzt ein überwundener Standpunkt sein. Aber das sind eben fromme Wünsche geblieben, und daß sie das geblieben sind, daran trägt ein gutes Theil Schuld die frühere hannoversche Regierung, die in unseliger Verblendung den preußischen Waffen entgegentrat. Damit hat sie ihren Sturz selbst verschuldet, und seit Langensalza gab es keine andre Lösung mehr, als die jetzt eingetretene. Wäre die hannoversche Regierung wieder eingesetzt auf den verlorenen Thron, wir glauben sicher, die Unzufriedenheit und Mißstimmung im Lande wäre heute unendlich größer, als sie jetzt unter preußischer Herrschaft ist. Jede Restauration ist rachsüchtig, und die hannoversche Regierung würde sicherlich andern restaurirten Regierungen darin nichts nachgegeben haben; würden auch gegen etwaige directe Verfolgungen Compromittirter die Friedensbestimmungen geschützt haben, so würden doch kleinliche Maßregelungen und gehässige Zurücksetzungen und Anfeindungen, in der Art der bekannten pauliſchen Affaire in Tübingen, sicher in Masse vorgekommen sein. Sprachen doch im Sommer vorigen Jahres, als die Einverleibung in Preußen noch nicht entschieden war, die fanatischen Anhänger der Regierung es offen aus, daß eine Zeit der Vergeltung kommen solle, in welcher jeder, der nur im mindesten Sympathie für Preußen zeigte, seinen „Landesverrath" büßen solle! War es doch bekannt, daß förmliche schwarze Listen angelegt waren mit den Namen und den angeblichen Vergehen der Verräther! War man doch darüber nicht im mindesten in Zweifel, daß die Männer, die den Dank des ganzen Landes dadurch verdient, daß sie bei Eintritt der preußischen Occupation an die Spitze der einzelnen Ministerialdepartements getreten waren, den vollen Zorn König Georgs zu tragen haben würden, sobald er nur zurückkehre! Und zu diesen traurigen Aussichten von oben, trat im Falle der Restauration noch die Perspective auf die unvermeidlichen Kämpfe zwischen Regierung und Ständen. Wer Zeuge der maßlosen Erbitterung in allen Schichten des Volks war über das unverantwortliche Vorgehen der Regierung trotz aller Warnungen, die von den Ständen, wie von der Stadt Hannover noch in letzter Stunde vor das Ohr des Königs gebracht wurden; wer sich des Grimms erinnert, der jeden überkam bei dem Anblick der trostlosen Ausrüstung der Armee, wer sich vergegenwärtigt, wie entsetzlich klar die jammervolle Kriegsverwaltung, die für Millionen und aber Millionen auch nicht das Nothdürftigste zur rechten Zeit zur Welt hatte schaffen können, vor aller Augen lag, wer an das Irreführen der braven Truppen zwischen Göttingen und Langensalza denkt, wem dies blutige, einzig dem Phantom der militärischen Ehre dargebrachte Opfer noch vor der Seele steht, wie es damals mit schaurigem Entsetzen die Gemüther des Volks ergriff, der kann darüber nicht im Zweifel sein, daß das öffentliche Bewußtsein einer Sühne bedurfte, und daß keine Kammer es hätte unterlassen dürfen, die Restauration der alten Regierung mit einer Minister-

Digitized by Google

anklage, mindestens gegen den Kriegsminister, zu inauguriren. Und wie würden die Kammern sich überhaupt zu einer Regierung gestellt haben, die in eigensüchtigem undeutschen Streben so unsägliches Unheil über das Land gebracht hatte. Und kein Ministerwechsel hätte da geholfen, die Person des Königs war zu tief verflochten in die vom Volk verdammte Politik. Durch Abdankung des Königs aber formell den Kronprinzen zum König erheben, in der That aber zum willenlosen Werkzeug seines, dann noch unbeschränkter, seinen preußenfeindlichen Neigungen folgenden Vaters machen und damit neben Verfolgung der Preußenfreunde und Kampf gegen die Stände noch Intriguen und Ränke in den höchsten Kreisen herbeiführen, hätte den Zustand nur verschlimmert. Es war zu vieles faul im Staat Hannover, und zu furchtbar offen lagen die faulen Flecke vor Augen; mit eigner Kraft, nur im eignen Hause Heilung zu erringen, das wäre eine Aufgabe gewesen, die schwerlich überhaupt gelungen wäre, jedenfalls aber zunächst so bittre Kämpfe, so heftige Aufregung und so schroffe Parteiung hervorgerufen hätte, daß die in deren Gefolge unvermeidlich auftretende Mißstimmung und Unzufriedenheit unendlich viel größer gewesen sein und das Gemeinwohl viel tiefer geschädigt haben würde, als es jetzt mit der Abneigung gegen die neuen Zustände der Fall ist.

Unsrer unverbrüchlichen Ueberzeugung nach können wir deshalb grade in dieser Hinsicht uns auch nur glücklich preisen, mit der Einverleibung in Preußen einem trostlosen inneren Wirrsal entgangen zu sein.

Ganz genau ebenso steht es in finanzieller Beziehung, und ist es wunderbar, wie wenig sich die Meisten darüber klar sind. Da wird immer nur auf die neuen Steuern und deren höhern Betrag verwiesen und das Plus gegen früher als eine Belastung angesehen, die dem Lande erspart geblieben sein würde, wenn Hannover selbständig geblieben wäre; und doch ist nichts irrthümlicher als solche Anschauung. Hätte Hannover eine gleiche Behandlung wie Sachsen erfahren, der Steuerdruck würde noch ungleich härter auf dem Lande lasten, als bisher.

Es ist wahr, wir müssen mehr zahlen als früher, aber das ist einmal an sich billig, da Preußen bisher eine Menge Lasten factisch für uns mitgetragen hat und dann sind wir im Verhältniß zu den alten preußischen Provinzen jetzt noch keineswegs hoch belastet, indem der auf den Kopf der Bevölkerung fallende Betrag in der Provinz Hannover den Satz in mehren der alten Provinzen noch nicht erreicht; endlich aber, und das ist die Hauptsache, dürfen wir die Thatsache des verlorenen Feldzuges nicht einfach ignoriren, und müssen deshalb die Vergleichung dessen, was wir jetzt zahlen, nicht mit dem anstellen, was wir früher bezahlt haben, sondern mit dem, was wir gezahlt haben würden, wenn wir in dem Frieden eine gleiche Behandlung wie Sachsen erfahren hätten.

Zum Nutz und Frommen derer, die immer noch bedauern, daß König

Digitized by Google

Wilhelm den guten Rath des Herrn von Münchhausen nicht befolgt und das Königreich Hannover wieder hergestellt hat, und die durch die Einverleibung in Preußen ihren Geldbeutel ungebührlich belastet glauben, sei diese Berechnung hier aufgestellt.

Nach den officiell festgestellten Ermittlungen zahlt die Provinz Hannover infolge der Einführung des preußischen directen Steuersystems jetzt gegen früher mehr 628,000 Thlr.

Wie groß das Plus infolge der neuen Zeitungs-, Kalender-, Wechsel-, Erbschafts- und sonstiger Stempelsteuergesetzgebung ist, läßt sich nicht angeben. In der alten Monarchie belaufen sich diese Steuern laut des Budgets für das laufende Jahr auf 5,530,000 Thlr. Nehmen wir davon für Hannover rund den zehnten Theil, also 553,000 Thlr. und runden wir diese Summe selbst auf 600,000 Thlr. ab und bringen davon den Betrag der bisherigen hannoverschen Stempelsteuer (laut des letzten Budgets 250,000 Thlr.) in Abzug, so bleibt ein Mehr von 350,000 Thlr. oder mit dem Mehr aus den directen Steuern rund 1 Million. Factisch wird diese Summe noch nicht erreicht werden, aber wir wollen lieber reichlich rechnen, um den Gegnern keinen Anstoß zum Mäkeln zu bieten.

Sehen wir nun, was Hannover im Falle der Wiederherstellung der früheren Regierung gegen die Vorzeit hätte mehr aufbringen müssen.

Zunächst den Militärbeitrag; nach Art. 60 und 62 der Bundesverfassung soll die Friedenspräsenzstärke des Heeres auf ein Procent der Bevölkerung von 1867 normirt sein, und pro Kopf des Contingents sind an den König von Preußen 225 Thlr. zu zahlen. Die Bevölkerung von Hannover betrug nach der Zählung von 1864 1,923,492; pro 1867 wird sie bei Annahme der mäßigen Zunahme von einem halben Procent per Jahr auf rund 1,950,000 Köpfe angeschlagen werden können; die Friedenspräsenzstärke für Hannover würde sich sonach auf 19,500 Mann belaufen.

Diese Zahl mit 225 Thlr. multiplicirt, ergiebt 4,387,500 Thlr. Bisher verausgabte Hannover nach dem letzten Budget per 1865/66 für militärische Zwecke, einschließlich einiger extraordinärer Posten, insgesammt 2,710,200 Thlr. Ziehen wir dies von obiger Summe ab, so bleibt 1,677,300 Thlr. mehr gegen früher.

Bedenken wir nun ferner, daß Hannover im Kriege seine gesammte Armeeausrüstung verloren hatte, daß es beim Abschluß des preußisch-östreichischen Friedens keine Soldaten mehr im Felde hatte, daß das ganze Land von preußischen Truppen besetzt war, daß es durch sein Verhalten Preußen ganz besonders gereizt hatte, daß seine gesammten Kassen in preußischem Besitz waren, daß alles öffentliche Eigenthum, namentlich das so außerordentlich werthvolle Eisenbahnmaterial eine Beute des Siegers geworden war, daß also die Stellung Hannovers eine weitaus ungünstigere war, als die irgendeines der andern

Digitized by Google

gegen Preußen verbündeten Staaten, so wird man nicht bezweifeln können, daß unter der Voraussetzung der Rückgabe der erbeuteten Materialien eine Kriegskostenentschädigung von 12 Millionen noch verhältnißmäßig sehr niedrig gegriffen wäre. Die Verzinsung dieses Capitals mit 5 Procent würde jährlich noch 600,000 Thlr. erfordert haben; mit obiger Summe zusammen würde sich danach die Mehrausgabe schon auf 2,277,300 Thaler beziffern; oder auf über 1,200,000 Thaler mehr, als das Land jetzt infolge der Einverleibung neu aufzubringen hat.

Dazu aber würde Hannover selbstredend infolge der Bundesverfassung, nach welcher die sämmtlichen Einnahmen aus den Zöllen in die Bundeskasse fließen, einen erheblichen Nachtheil dadurch gehabt haben, daß das bisher in Rücksicht auf seine größere Consumtion aus den Zollvereinseinnahmen ihm gebührende sogenannte Präcipuum, welches laut Budget pro 1865/66 auf 1,255,993 Thlr. veranschlagt war, ihm nicht ferner zu Gute gekommen wäre, wodurch also ein auf andere Weise zu deckender Ausfall von weit über einer Million entstanden wäre.

Von allen weiteren geringfügigen Nachtheilen in finanzieller Hinsicht sehen wir hier ab; das aber wird angesichts der angeführten Zahlen uns niemand bestreiten können, daß Hannover, falls es als selbständiger Staat wieder hergestellt wäre, im günstigsten Falle auch dem gegenüber, was es jetzt gegen früher mehr aufzubringen hat, mindestens 2 bis 3 Millionen mehr jährlich hätte tragen müssen, und daß dabei von einer gedeihlichen inneren Entwickelung, namentlich von Verwendung irgend namhafter Summen für Zwecke der Landescultur, Wegbau ꝛc. nicht hätte die Rede sein können, liegt auf der Hand; der Wohlstand des Landes würde sich deshalb schwerlich gehoben haben und das blühende Land wäre einem Loose verfallen, das sich diejenigen sicher nicht klar machen, die noch immer die ungereimten Klagen über Schädigung der materiellen Landeswohlfahrt durch die Einverleibung in Preußen erschallen lassen.

Auch wir gehören nicht zu den unbedingten Verehrern jeder Maßregel der neuen Regierung; auch wir hätten die Justizgesetzgebung lieber bis zur Vereinbarung mit den Kammern verschoben gesehen; auch wir hätten es principiell für richtiger gehalten, die neuen Steuern erst vom 1. October an einzuführen, von wo an wir erst die vollen Rechte des preußischen Staatsbürgers erhalten; denn Rechte und Pflichten müssen sich decken; aber ein Anderes ist es, einzelne Maßnahmen der Regierung tadeln und sich auflehnen gegen die ganze neue Ordnung der Dinge. Wer sich voll und ohne Rückhalt auf den Boden der Thatsachen stellt und sich mit ganzem Herzen der neuen Staatsgemeinschaft hingiebt und nur ehrlich strebt, daran mit fortzubauen nach besten Kräften, dem wird niemand ein ernstes wohlgemeintes Tadelwort wider die Regierung verargen; aber mit innerer Feindschaft gegen Preußen hämisch und schadenfroh

immer wieder mit Entstellung der thatsächlichen Verhältnisse auf angebliche Bedrückung und Ueberlastung der Provinz hinweisen und so im Stillen schleichend eine Mißstimmung in der Bevölkerung hervorrufen, die niemandem nützt wohl aber das Gemeinwohl, wie das der Provinz zu schädigen vermag, das ist ein Unrecht, dem entschieden zu begegnen jeder, der das Vaterland im warmen Herzen trägt, so berechtigt, wie verpflichtet ist.

Möge jetzt, wo die Regierung auch ihrerseits beginnt, den Wünschen der Bevölkerung mehr Rechnung zu tragen, das Fortschreiten auf diesem Wege ihr nicht erschwert werden durch eine ihren ganzen Bestand anfechtende principielle Opposition, die nur undeutschen Zwecken in die Hände arbeitet, und mögen bald die letzten mit der Annexion Hannovers an sich Unzufriedenen zu besserer Einsicht und besserem deutschen Patriotismus sich bekehren! Quod Deus bene vertat!

Neue Bücher und Kartenwerke.

Briefe ohne Adresse von Arthur Görgey. (Leipzig bei F. A. Brockhaus) 48 S. in gr. 8°.

Es ist eine Ehrenpflicht der deutschen Presse, jede sich darbietende Gelegenheit zur Bekämpfung des Wahns zu benutzen, der jahrelang den Capitulator von Vilagos zum Verräther seines Vaterlandes stempelte und die Verantwortlichkeit für die Greuel, welche Haynau an den besiegten ungarischen Patrioten beging, auf den Mann häufte, der das Unglück hatte, im August 1849 an der Spitze einer verlorenen Sache zu stehen. Allerdings haben die Schriften Rüstows (Geschichte des ungarischen Insurrectionskrieges; Zürich 1860) und Springers (Geschichte Oestreichs, Bd. II., Leipzig, bei S. Hirzel) bei aller Schärfe ihres Urtheils über Görgeys persönlichen Charakter, in wirksamster Weise die Anklagen widerlegt, durch welche ein Theil der ungarischen Emigration sich auf Unkosten ihres ehemaligen Führers von allen Vorwürfen unbedachten Handelns zu befreien glaubte — immerhin blieb für Görgey noch viel zu thun übrig, um sich von aller Schuld zu reinigen und insbesondere nachzuweisen, daß die Uebergabe an die Russen (nicht die Oestreicher) eine gewisse patriotische Berechtigung hatte. Die vorliegenden Blätter, welche im Uebrigen für einen Nachtrag zu dem bekannten Memoirenwerke „Mein Leben und Wirken" (bei F. A. Brockhaus) gelten können, bieten durch den Nachweis, daß Görgey im vollständigen Einverständniß mit Kossuth handelte und daß die Vernichtung des Corps von Nagy-Sandór einzig diesem selbst zur Last zu legen ist, ein besonderes Interesse. Ihre Verbreitung ist darum im Interesse unbefangener Geschichtsforschung ebenso zu wünschen, wie in dem einer gerechten Beurtheilung des Mannes, der die Schroffheiten seines Charakters hart genug gebüßt hat, während seine Verdienste um die Sache Ungarns ohne Anerkennung geblieben sind.

Der deutsche Zollverein. Ein Handbuch für Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende, von Wilh. Ditmar. Zweite Auflage. Bd. I. (Leipzig bei F. A. Brockhaus). 256 S. in gr. 8°.

Der Titel dieses bereits bei seinem ersten Erscheinen mit Anerkennung aufgenommenen Werks genügt, um der neuen Auflage desselben eine Verbreitung zu sichern, wie sie dem Werth desselben entspricht. Der vorliegende erste Band umfaßt Geschichte und Organisation des Zollvereins von seiner Entstehung bis zur Gegenwart und zerfällt in fünf Theile, deren erster die Geschichte der Verträge zwischen den Vereinsstaaten und mit auswärtigen Mächten unter ge-

Digitized by Google

nauer, in präciser Kürze zusammengefaßter Darstellung des materiellen Inhalts jedes dieser Verträge, enthält; der zweite Theil umfaßt die Gesetzgebung des Vereins, den gegenwärtig geltenden Tarif, das Zollgesetz, die Zollordnung u. s. w., der dritte die Dienstvorschriften für die Beamten, der vierte die Ausführung der Bestimmungen des Vertrags über innere Angelegenheiten, der fünfte ist endlich „Zur Geschichte und Zukunft des Zollvereins" überschrieben und enthält ein durch seine Faßlichkeit und Kürze anziehendes Résumé der Entwickelung von 1814 bis zur Gegenwart und die Hoffnungen, welche sich für den deutschen Handel an die Errungenschaften des vorigen Jahres knüpfen. —

Der zweite Band soll, wie es am Schluß der Vorrede heißt, die Gesetze, Verordnungen und Verträge, sowie Dienstanweisungen und Entscheidungen der Behörde, soweit sie für den Gebrauch des ersten Bandes erforderlich sind, enthalten. — Bei dem bevorstehenden Zusammentritt des ersten deutschen Zollparlaments kann ein Buch, das ebenso dem Bedürfniß des praktischen Geschäftsmannes entspricht, wie dem des Politikers, auf eine dankbare Aufnahme rechnen. Zu erwähnen wäre noch, daß der Verfasser auf dem Standpunkt der modernen Wissenschaft steht und von diesem aus die Entwickelung des Zollvereins im freihändlerischen Sinne bevorwortet. Den Schluß des Buches macht ein Hinweis auf die Dienste aus, welche der Handel Deutschlands sich von der Stärkung der deutschen Kriegs- und Seemacht durch die neuesten Erwerbungen Preußens, namentlich die Annexion Schleswig-Holsteins, versprechen darf.

Statistische Tafel für alle Länder der Erde, von Dr. Otto Hübner, sechzehnte Auflage. (Preis 5 Sgr.) Frankfurt a. M., J. Boselli.

In Frankfurt a. M. (Boselli) ist soeben die sechzehnte Auflage von Dr. Otto Hübners statistischer Tafel aller Länder der Erde erschienen. Dieselbe enthält: Größe, Regierungsform, Staatsoberhaupt, Bevölkerung, Ausgaben, Schulden, Papiergeld und Banknotenumlauf, Stehendes Heer, Kriegs- und Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Zolleinnahmen, Haupterzeugnisse, Münze und deren Silberwerth, Gewicht, Ellenmaß, Hohlmaß für Wein und Getreide, Eisenbahnen, Telegraphen, Hauptstädte und die wichtigsten Orte (mit Einwohnerzahl) aller Länder der Erde. Die Veränderung der deutschen Machtverhältnisse, welche durch die Ereignisse des vorigen Jahres herbeigeführt worden, haben zu der neuen Auflage dieser beliebten Tabelle Veranlassung geboten. Daß das Versprechen des Verlegers, die neuesten statistischen Feststellungen zu benutzen, erfüllt ist, geht nicht nur aus der thatsächlichen Berücksichtigung der in Deutschland stattgehabten Veränderungen, sondern auch aus der Vergleichung der Notizen der neuen Auflage über die außerdeutschen Länder mit denen der früheren Ausgabe hervor. So sind untern anderem die Angaben über die Einwohnerzahl der einzelnen Ostseestädte des russischen Reichs bereits verändert, obgleich die bezüglichen Erhebungen erst in den letzten Wochen ausgeführt und bis jetzt nur durch die Lokalblätter veröffentlicht worden sind.

Der Albert-Nyanza, das große Becken des Nils und die Erforschung der Nilquellen, von Samuel Withe Baker, übersetzt von J. C. A. Martin. Zweiter Band. Jena, Hermann Costenoble. (303 S. in gr. 8.)

Der zweite Band des Werks, in welchem der berühmte Nachfolger der Entdecker der Nilquellen die Resultate seiner Reise niedergelegt hat, umfaßt die Schilderung des mühsamen Marsches von Obbo bis Gondokoro, dem nördlichsten Punkt der neuen, uns von dem britischen Forscher erschlossenen Welt; nach längerem Verweilen in Kisuna, der Hauptstadt König Kamrasis, kehrt der Reisende über Gondokoro, den Ausgangspunkt seiner am 26. März 1863 begonnenen, am 23. März 1865 beschlossenen Reise nach Chartum zurück. Die hohe wissenschaftliche Bedeutung der baker-

Digitized by Google

schen Reise und der durch dieselbe gewonnenen Resultate ist zu allgemein bekannt, als daß es nöthig sein könnte, sich über dieselbe zu verbreiten. Hervorzuheben ist dagegen, daß die Darstellung derselben durch ihre hohe Einfachheit und jene plastische Wahrheit, die den englischen Reisewerken eigenthümlich ist, neben dem geographisch-wissenschaftlichen auch ein persönliches Interesse für den muthigen Reisenden erweckt und das vorliegende Buch zu einer anziehenden Unterhaltungslectüre macht. Sehr dankenswerth ist es, daß dem bakerschen Werk nicht nur eine Reihe Illustrationen, sondern auch eine vorzügliche Specialkarte des Albert-Nyanza beigegeben ist, welche eine Uebersicht über das bis dahin unbekannte Land zwischen dem 3° südl. Breite und 5° nördl. Breite ermöglicht; die von Baker gemachte Tour ist auf derselben genau angegeben. Den Haupttheil dieses zweiten Bandes nimmt außer der genauen Beschreibung des Albert-Nyanza, (welche von mehren Ansichten begleitet ist), eine sehr detaillirte Schilderung des längeren Aufenthalts ein, den Baker am Hof des Königs Kamrasi zu Kisuna gemacht. Die Bereicherung, welche die geographische Literatur über Afrika durch dieses treffliche Werk erfährt, zählt zu den wichtigsten der neueren Zeit; keinen unbedeutenden Antheil an derselben nimmt die Verlagsbuchhandlung, welche durch Beigabe der meisterhaften Karte und der geschmackvollen sauberen Illustrationen für die Verbreitung dieses Buchs in weitere Kreise wesentlich beigetragen haben wird.

Baltische Monatsschrift (Bd. XV., Januar bis Juni 1867). Red. G. Berkholz in Riga.

Diese seit sieben Jahren in Riga erscheinende Monatsschrift, das wichtigste politische und wissenschaftliche Organ des deutschen Elements in Liv-, Est- und Kurland, verdient in doppelter Beziehung eine erhöhte Aufmerksamkeit der deutschen Presse und des deutschen Publikums. Einmal finden in ihr die Interessen der mit den Russificirungsgelüsten der russischen Demokratie kämpfenden deutsch-protestantischen Bevölkerung jenes wichtigen Küstenstrichs eine würdige und entschiedene Vertretung und zweitens ist diese Zeitschrift als zuverlässige Quelle über russische Zustände von Wichtigkeit. Während die meisten, russische Verhältnisse behandelnden Publicationen Deutschlands von vorgefaßten Meinungen ausgehen, entweder der liberalen Phrase huldigen und ohne Kenntniß der realen Verhältnisse für die Demokratisirung des großen Reichs schwärmen oder aber in blindem Haß gegen das östliche Barbarenthum declamiren, beleuchtet die Balt. Monatsschrift die neuesten Vorgänge russischen Lebens mit sachlicher Unbefangenheit und genauer Kenntniß der gegebenen Thatsachen. Aus dem reichen Inhalt der uns vorliegenden sechs Hefte des 15. Bandes sind bezüglich russischer Verhältnisse besonders hervorzuheben: drei Abhandlungen des als Kenner des Finanz- und Bankwesens bekannten Prof. Dr. Adolf Wagner (gegenwärtig in Dorpat) über die russische Papierwährung, welche eine sehr gründliche, historische wie kritische Beleuchtung der finanziellen Lage Rußlands enthalten, ferner ein Brief vom Lande, der die traurigen wirthschaftlichen Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft in gradezu ergreifender Weise schildert, übrigens einer zuverlässigen russischen Quelle (der nichts weniger als pessimistischen Moskauer Zeitung) entnommen ist, — endlich ein Beitrag zur neueren russischen Literaturgeschichte und eine Zusammenstellung der wichtigsten Vorgänge auf dem Gebiete der innern Politik Rußlands seit dem Januar 1867. Der letztgenannte Artikel bezeichnet die gegenwärtige Lage der um die Aufrechterhaltung ihrer deutschen Tradition kämpfenden Ostseeprovinzen als eine ernstlich bedrohte, bestätigt damit übrigens nur, was sich nach der Richtung, welche die russische Entwickelung seit 1863 genommen, längst erwarten ließ. Sehr charakteristisch zur Bezeichnung der gegenwärtigen Situation ist die im Märzheft der genannten Zeitschrift abgedruckte Darstellung einer causa celèbre aus der Praxis der russischen Geschwornengerichte, in welcher es sich um

Digitized by Google

die Freisprechung eines russischen Kanzleibeamten in St. Petersburg handelt, der seinen Chef, einen Kurländer, ohne allen Grund thätlich beleidigt hatte (der Protopopow Koskullsche Proceß). Verwandten Inhalts sind die „Scenen vor dem russischen Friedensrichter". Von bedeutendem kunstgeschichtlichen Interesse ist eine Abhandlung des dorpater Professors Dr. Schwabe: „Die Griechen und die griechische Kunst am Nordgestade des schwarzen Meeres". — Nicht minder bemerkenswerth sind die zahlreichen Beiträge, welche die Balt. Monatsschrift zur Kenntniß ihrer engeren Heimath, des Ostseelandes, bietet und die sich auf die verschiedensten Gebiete geistigen Lebens erstrecken: „Rußland und Johann Ernst Biron", „Fideicommißfolge und Erbpacht in Kurland", „Die Architektur in Riga", „Rigas Handel" u. s. w. — Möchte das Wiedererwachen des deutschen nationalen Bewußtseins auch der Theilnahme des deutschen Publikums für die Zustände des vorgeschobensten Postens germanischer Cultur im Osten zu Gute kommen! Bei der Lückenhaftigkeit und Parteilichkeit, welchen man bei deutschen Darstellungen baltischer Zustände immer noch begegnet, ist die Verbreitung der Baltischen Monatsschrift in deutschen Lesevereinen entschieden zu wünschen.

Wandkarte von Deutschland in seiner Neugestaltung, von Heinrich Kiepert. (Berlin, 1867.) Verlag von Dietrich Reimer.

Die Namen des Herausgebers und des Verlegers bieten dem Publikum von vorn herein die Garantie, daß es sich auch im vorliegenden Fall um eine solide, zuverlässige Arbeit handelt. Aus 8 Blättern zusammengesetzt, umfaßt die vorliegende Wandkarte (Maßstab im Reductionsverhältniß von $^1/_{750000}$) sämmtliche Länder des norddeutschen Bundes, die vier süddeutschen Staaten und die Kronländer Oestreichs. Vorzüglich zum Schul- und Comptoirgebrauch bestimmt, zeichnet diese Karte sich durch die Uebersichtlichkeit und Genauigkeit ihrer Ausführung aus. Der beträchtliche Umfang derselben ermöglicht die genaueste Bekanntschaft mit den einzelnen Theilen des Vaterlandes; sowohl Flüsse und Gebirge, wie Städte, Eisenbahnen, Straßen u. s. w. sind sorgfältig angegeben und die Größe und Deutlichkeit der Lettern, in welchen die Namen wiedergegeben sind, erleichtert die Orientirung außerordentlich; selbstverständlich sind die Länder des norddeutschen Bundes durch eine gemeinsame Farbe als engverbundene bezeichnet; die einzelnen Territorien haben außerdem ihre Specialfarbe. Bei der raschen Verbreitung, welche die früheren kiepertschen Kartenwerke verwandter Tendenz gefunden haben, scheint uns eine günstige Aufnahme auch der vorliegenden Arbeit zweifellos zu sein.

Generalkarte der russischen Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland. Herausgegeben von C. G. Rücker. Dritte umgearbeitete Auflage. (Reval 1867, Verlag von Franz Kluge.)

Bei der vollständigen Vergessenheit, welcher diese ehemaligen Marken des römisch-deutschen Reichs in dem Stammlande verfallen sind, an dessen Sprache, Cultur und Rechtsleben sie seit drei Jahrhunderten mit beispielloser Zähigkeit festgehalten, scheint es Pflicht, auf die neu erschienene, höchst sorgfältige Karte der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland, als auf ein Hilfsmittel zur Wiederentdeckung derselben, zu verweisen. Diese wenig bekannten Länder, welche die preußischen Jahrbücher neuerdings im Gegensatz zu Schleswig-Holstein sehr treffend als „Prügeljungen" des deutschen Liberalismus bezeichneten, sind als vorgeschobenster Posten deutscher Cultur wichtig genug, um wenigstens ihren Grenzen und ihrer geographischen Lage nach gekannt werden zu müssen.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 36.

Ausgegeben am 30. August 1867.

Inhalt:

Eine antike Dorfgeschichte von Otto Jahn . . . . . Seite 361
Massimo d'Azeglios politische Anfänge 377
Die russischen Sectirer und der polnische Aufstand 390
Politischer Monatsbericht 396

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Eine antike Dorfgeschichte.

Bei einer Ueberschau der weitschichtigen Ueberreste der antiken Literatur finden wir eine Gattung verhältnißmäßig sehr schwach vertreten, welche in der modernen Literatur einen sehr breiten Raum einnimmt, die eigentlichen Unterhaltungsschriften, namentlich Roman und Novelle. Was von antiken Romanen auf uns gekommen ist, gehört fast ausnahmslos ganz später Zeit an und ist allerdings nicht geeignet, uns eine entsprechende Vorstellung von dem zu geben, was auf diesem Gebiet geleistet worden ist, wenn auch in manchen Zügen die ältere Tradition noch gewahrt erscheint. Denn daß die Griechen, welche so gern erzählten und so gern dem Erzähler zuhörten, auch die erzählende Literatur nicht vernachlässigt haben, ist unbezweifelt, und von den Schiffermärchen der Odyssee an gab es immer Erzählungen, in denen die Berichterstatter Wahrheit und Dichtung nach Lust und Behagen zur Unterhaltung des Lesers mischten. Daß diese Elemente vielfach in die eigentlich historische und philosophische Literatur eindrangen und mancherlei ernsthaft gemeinten Tendenzen dienten, hat freilich seine bedenklichen Seiten und bereitet der forschenden Wissenschaft nicht selten erhebliche Schwierigkeiten, während sie an den rein erfundenen wirklichen Romanen ungestört vorübergehen kann. Denn diese ergehen sich, soweit man ihre Spuren verfolgen kann, namentlich nach zwei Richtungen in so extravaganter Weise, daß eine Täuschung wissenschaftlicher Leser nicht denkbar war. Sie suchten einestheils die Theilnahme ihrer Leser durch Begebenheiten von einer mit der neuesten Mysterienliteratur wetteifernden Abenteuerlichkeit zu fesseln, welche in immer fernere Gegenden verlegt werden mußten, um durch deren phantastische Beschreibung einen entsprechenden Hintergrund zu gewinnen, theils durch die freieste Behandlung der Liebesverhältnisse ihr Publikum zu gewinnen. Die Eröffnung des Orients durch Alexander steigerte nach beiden Richtungen die Leistungen dieser Schriftstellerei in einer Weise, welche uns von dem Geschmack des großen Publikums eigenthümliche Vorstellungen fassen läßt.

Digitized by Google

Eine Seite der Darstellung, welche dem modernen Roman und der Novelle einen wesentlichen Reiz verleiht, scheint bei den verwandten Erscheinungen der antiken Literatur ganz zurückgetreten zu sein. Es ist das Behagen an der realistischen Wiedergabe des täglichen Lebens in detaillirter Ausführung, sowohl was die allgemeinen Verhältnisse anlangt, welche die Grundlage der Begebenheiten bilden, als die durchgebildete Charakteristik der Personen in Sitten, Gewohnheiten und Sprache. An ausführlichen Beschreibungen fehlt es zwar den alten Romanen keineswegs, allein theils betreffen diese meistens außerwesentliches Beiwerk, theils sind sie viel mehr darauf angelegt, zierliche Phrasen zusammenzustellen, als ein im Detail anschauliches Bild der wirklichen Dinge zu geben. Man thut zwar Unrecht, wenn man der antiken Poesie und Kunst ein realistisches Element, das sich dem genreartigen nähert, ganz abspricht, das sich vielmehr von früher Zeit an, selbst mit der höchsten Idealität gepaart, stetig nachweisen läßt, aber es tritt nur beiläufig, als einzelne Würze des Vortrags auf. Auch die neue Komödie, wiewohl sie ganz auf dem Boden des täglichen Lebens und Verkehrs steht, erstrebt doch die Wahrheit ihrer Darstellung nicht vorzugsweise durch das Detail individuellster Kleinmalerei, sondern folgt dem allgemeinen Zuge der griechischen Kunst, charakteristische Typen auszuprägen.

Indessen begegnet uns eine originelle Erscheinung in der griechischen Literatur, bei welcher genremäßige Auffassung und Darstellung als der maßgebende Charakter hervortreten: dies sind die Mimen des Syrakusaners Sophron, der mit der Blüthe der alten Komödie ungefähr gleichzeitig war. Seine Mimen waren Charaktergemälde und brachten in knapper Form Situationen aus dem Familienleben und dem Geschäftsverkehr der arbeitenden Classen, mehr in dialogischer Form als in Erzählung zur Anschauung. Alle Mittel einer bis ins Einzelnste hineingehenden Charakteristrung waren hier meisterlich angewendet: die Anschauungen und Sitten der Stände und Geschlechter wie die Besonderheiten einzelner auffallender Individuen mit der schärfsten Naturbeobachtung gezeichnet; die Ausdrucksweise des gemeinen Mannes mit ihren Idiotismen und Incorrectheiten, sprichwörtlichen und bildlichen Redensarten, schlagenden und derben Witzen mit unmittelbarer Wahrheit wiedergegeben. Eigenthümlich war es, daß diese Scenen aus dem Volksleben in Prosa geschrieben und weder für dramatische Darstellung auf der Bühne noch für die Privatlectüre bestimmt waren, sondern für den Vortrag geschulter Erzähler mit kunstgemäß ausgebildeter Declamation und Mimik — einer Kunst, welche zwar nicht eigentlich zünftig geübt wurde, aber in sehr verschiedenen Abstufungen und in sehr verschiedenen Kreisen stets Beifall fand. Die drastische Wirkung und die eigentlich poetische Kraft derselben, welche das Alterthum übereinstimmend preist, können wir aus den dürftigen Ueberresten nicht mehr erkennen, ebensowenig ermessen, wie viel von ihrem eigenthümlichen Wesen in die späteren dramatischen Mimen, die Possen

Digitized by Google

der römiſchen Bühne, etwa übergegangen ſein möge. Einen Wiederſchein derſelben haben wir in einigen Idyllen Theokrits, welche zum Theil beſtimmten Mimen Sophrons nachgebildet, zum Theil unter ihrem Einfluß gedichtet ſind. Die alexandriniſche Poeſie mit ihrer Vorliebe für epiſche und elegiſche Gedichte mäßigen Umfangs, welche für den Mangel an dichteriſcher Conception durch ſaubere Ausführung des Details zu entſchädigen ſtrebte, war dadurch vielfältig auf genreartiges Ausmalen hingeführt. Allein die überwiegende Richtung auf Gelehrſamkeit, welche auch den Schmuck poetiſcher Darſtellung faſt ausſchließlich in einer aus entlegenen Winkeln geholten Mythologie und Phraſeologie ſuchte, lenkte den Blick meiſtens von der naiven, unmittelbaren Naturbeobachtung ab, welche das Verdienſt aller genreartigen Darſtellung begründet. Theokrit zeigt ſich nun zwar ſchon darin als Alexandriner, daß er die poetiſche Form wählt, welche allein ſchon die naturwüchſigen Mimen zähmte und zu eleganter Bildung ſchulte, aber er weiß nicht allein mit feinem Takt und Geſchmack den richtigen Ton zu treffen, die Kunſt, mit welcher er bei der Verpflanzung den belebenden Hauch der Natur hinüberleitet, beweiſt auch ſeine dichteriſche Empfänglichkeit.

Noch unmittelbarer, wenngleich nicht infolge beſtimmter Nachbildung, erhalten wir den Eindruck ſophroniſcher Darſtellung vielleicht in manchen Partien des geiſtreichen Romans des Petronius. Wiewohl ſcharfe Charakteriſtik in draſtiſcher Ausführung uns überall entgegentritt, ſo giebt doch der unter dem Titel: „Das Gaſtmahl des Trimalchio“ bekannte Abſchnitt uns ein ſo lebendiges, in allen Einzelnheiten mit ſolcher Liebe und ſo feiner Kunſt ausgeführtes Bild von der Unterhaltung des theils halbgebildeten, theils ungebildeten Publikums einer Provinzialſtadt, daß man ihm nichts Aehnliches in der antiken Literatur zur Seite ſtellen kann. Mit gleicher Detailcharakteriſtik ſind auch die anderen, mehr novellenartigen Erzählungen dieſes Romans nicht ausgeführt, ſo lebendig und draſtiſch ſie auch ſind. Noch weniger gilt dies von den Novellen des Apulejus, die theils materiell durch den Inhalt, theils durch eine beabſichtigte Kunſt der Stiliſtik, aber nicht durch einfache Naturwahrheit wirken ſollen.

Eine Erzählung bei einem antiken Schriftſteller, welche uns in ausführlicher Darſtellung ein Bild von den einfachen Verhältniſſen des Landlebens entwirft, ſoviel Handlung hineinbringt, daß die auftretenden Perſonen in Bewegung geſetzt werden, ohne doch das gemüthliche Intereſſe des Leſers ſoweit in Anſpruch zu nehmen, daß es von der eigentlichen Schilderung abgezogen würde, iſt daher eine ungewöhnliche Erſcheinung, die auch in einer Ueberſetzung wohl Theilnahme finden und zu Vergleichungen auffordern kann.

Der Verfaſſer derſelben iſt Dio, ſeiner Beredſamkeit wegen Chryſoſtomus (Goldmund) genannt. Er war gebürtig aus Pruſa am Olympus in Bithynien, von angeſehener Familie, ſorgfältig erzogen. Anfeindungen vertrieben ihn aus

seiner Vaterstadt, er war in Aegypten, als Vespasian auf den Thron berufen wurde, und kam mit diesem, der ihn schätzte, nach Rom. Auch der Gunst des Domitian erfreute er sich einige Zeit, doch brachte ihn sein vertrauter Verkehr mit einer dem Kaiser nahe stehenden Persönlichkeit — wahrscheinlich Flavius Sabinus, seinem Oheim — in einen Verdacht, dessen Gefahren er durch eine freiwillige Verbannung sich zu entziehen für gut fand. Eine Reihe von Jahren war er unstet auf weiten Reisen, die ihn unter Entbehrungen und Gefahren bis zu den Geten führten; dort stellte er eingehende Forschungen an, deren Resultate er in einem größeren historischen Werke mittheilte. Die Thronbesteigung seines Gönners Trajan brachte ihn wieder in Gunst, welche er zunächst zum Vortheil seiner Vaterstadt verwandte, wo er dessen ungeachtet einen ruhigen Aufenthalt nicht finden konnte. Er begab sich nach Rom und lebte hier als Redner und Lehrer angesehen, seines unabhängigen, ehrenwerthen Charakters wegen hoch geachtet; es ist nicht bekannt wie lange, und wann er starb. In jüngeren Jahren war Dio einer schmuckreichen, prunkenden Beredsamkeit zugethan und stand in einem Gegensatz zur Philosophie, den er in mehreren Schriften lebhaft aussprach. Seine Reisen, auf denen er Platos Phädon und Demosthenes Rede über die Gesandtschaft beständig bei sich führte, reiften durch mannigfache Lebenserfahrungen seine Ansichten uud läuterten seinen Geschmack. Ohne einem bestimmten philosophischen System zu huldigen machte er in seinen öffentlichen Vorträgen und in seinen Schriften, deren eine große Zahl war, vorzugsweise ethische Fragen zum Gegenstand seiner Behandlung. Vermißt man gleich Tiefe und Originalität der Auffassung, so spricht sich überall ein edler, maßvoller Sinn und warmes menschliches Gefühl aus; die Darstellung, welche durchweg von gründlicher Bildung und Belesenheit zeugt, läßt sich zwar gern geben, ist aber im Ganzen natürlich und einfach und noch frei von der gesuchten Zierlichkeit der eigentlichen Sophisten, welche die Stilistik als eine Mosaikarbeit aus attischen Wendungen und Wörtern ansahen.

Die Erzählung, welche sich als eine selbsterlebte ankündigt, dient als Einleitung zu einer allgemeinen ethischen Betrachtung und lautet etwa so:

Ich will euch erzählen was ich selbst gesehen, nicht von andern gehört habe.*) Macht doch nicht blos das Alter redselig, daß man keine Gelegenheit zum Erzählen vorübergehen läßt, sondern auch das Reisen — natürlich, beide lassen vieles erfahren, woran man sich gern erinnert. Ich will euch erzählen was für Leute ich getroffen habe und wie man leben kann, so zu sagen mitten in Hellas. Ich setzte von Chios nach der Sommerzeit mit Fischern in einem ganz kleinen Fahrzeug nach dem Festland über. Unterwegs befiel uns ein heftiger

*) Es ist unverkennbar, daß Dio wirklich genaue, auf Autopsie gegründete Ortskenntniß hatte.

Digitized by Google

Sturm, vor dem wir mit genauer Noth unter die Höhlungen von Euböa*) kamen, dort ließen sie das Schiff auf die Klippen unter den Abhängen auflaufen und stranden und gingen zu Purpurfischern, die auf einer Landzunge ihr Quartier hatten, wo sie für einige Zeit Arbeit zu finden hofften. So blieb ich denn allein, und da ich keinen Ort mich zu bergen wußte, ging ich aufs Gerathewohl am Strande fort, ob ich etwa vorüberfahrende oder vor Anker liegende Schiffe treffen könnte. Lange Zeit ging ich vorwärts ohne einen Menschen zu sehen, da stieß ich auf einen Hirsch, der eben vom Abhang herab auf den Strand gestürzt war und von den Wogen umspült noch lebte. Bald darauf glaubte ich auch von obenher Hundegebell undeutlich durch das Meeresgeräusch zu hören. Nachdem ich mich mühselig auf eine Höhe hinaufgearbeitet hatte, sah ich denn auch Hunde, die in Verwirrung durch einander liefen und dachte mir, daß das Thier von ihnen verfolgt den Abhang hinunter gesprungen sei, gleich hernach auch einen Mann, nach Ansehen und Tracht einen Jäger, mit vollem Bart und langen Locken am Hinterhaupt, die ihn gut kleideten, sowie Homer die Euböer vor Troja ziehen läßt — um sie zu verhöhnen, denke ich, daß sie nur halbgelockt, die übrigen Achäer aber hauptumlockt waren.**) Der Mann nun fragte mich, ob ich etwa einen Hirsch auf der Flucht gesehen habe, worauf ich ihm erwiderte, daß er schon im Meer liege, und ihn zu der Stelle brachte. Er zog ihn aus dem Wasser, enthäutete ihn mit seinem Waidmesser, wobei ich half so gut ich konnte, und schnitt die Hinterkeulen ab, die er nebst dem Fell mitnahm. Mich lud er ein mitzugehen und das Fleisch zu verzehren, seine Wohnung sei nicht weit entfernt. Morgen, sagte er, wenn du bei uns ausgeschlafen hast, kannst du ans Meer gehen, das jetzt doch nicht schiffbar ist. Du kannst dabei ganz unbesorgt sein, ich will nur wünschen, daß der Sturm in fünf Tagen nachläßt; das ist schwerlich der Fall, wenn die Höhen Euböas so von Wolken eingehüllt sind wie gegenwärtig. Darauf fragte er mich, woher ich komme und wie es weiter hergegangen sei, ob das Schiff nicht gescheitert sei. Es war ein ganz kleiner Fischerkahn, sagte ich, mit dem ich fuhr, weil ich Eile hatte, auch der ist beim Landen zerschellt. Das geht nicht anders, erwiderte er, sieh nur, wie rauh und wild die Meeresküste ist. Das sind die verrufenen Höhlungen von Euböa; ein Schiff, welches dahineingeräth, ist nicht zu erhalten, nur ganz selten retten sich einige von der Mannschaft, wenn sie nicht etwa so leicht fahren

*) Die Höhlungen von Euböa nannte man die geräumige Bucht an der Ostküste der Insel am Vorgebirge Kaphereus, an deren schroffer Küste sich das Meer selbst bei ruhigem Wetter in starker Strömung bricht und bei Sturm den Schiffen sicheren Untergang bringt.

**) Homer Ilias II, 535 ff.: dann die Euböa bewohnt
— mit rückwärts fliegendem Haupthaar.
„Hauptumlockt" ist das stehende Beiwort der Achäer.

Digitized by Google

wie ihr. Aber nun komm mit und sei nur unbesorgt. Erst kannst du dich von deinen Beschwerden erholen; morgen, wenn es möglich ist, wollen wir für dein Fortkommen sorgen, da wir nun einmal Bekanntschaft gemacht haben. Du scheinst mir ein Städter zu sein, kein Schiffer oder Landmann, und nach Deiner Magerkeit zu schließen, bist du leidend.

Ich ging herzlich gern mit, Nachstellungen fürchtete ich nicht, da ich nichts als ein schlechtes Kleid hatte. Das habe ich auf meinen langen Reisen oft und auch damals erfahren, daß Armuth geheiligt ist und sicherern Schutz verleiht als ein Heroldsstab;*) so ging ich denn getrost mit ihm. Bis zur Wohnung waren es etwa vierzig Stadien**) und unterwegs erzählte er mir im Gehen von seinen Verhältnissen und dem Leben, das er mit Frau und Kindern führte.

Wir sind unserer zwei, sagte er, die denselben Platz bewohnen, wir haben einer des anderen Schwester geheirathet und von ihnen Söhne und Töchter. Unseren Unterhalt haben wir hauptsächlich von der Jagd, doch bebauen wir auch ein kleines Stück Land; das Grundstück ist indessen nicht unser Eigenthum, weder väterliches Erbtheil noch erkauft. Denn unsere Väter waren Freie, aber so arm wie wir, Hirten, die um Lohn die Rinder eines reichen Mannes hier von der Insel hüteten, der große Heerden von Pferden, Rindern und Schafen und dies ganze Gebirge besaß. Als nach seinem Tode sein Besitzthum eingezogen wurde — es hieß, der Kaiser habe ihn seines Vermögens wegen tödten lassen —, wurden die Heerden gleich zum Verkauf fortgetrieben, mit ihnen auch unsere paar Rinder und den Lohn zahlte niemand aus. Da blieben wir denn aus Noth hier, wo wir unsere Kühe hüteten und wo wir uns ein paar Hütten eingerichtet hatten und einen kleinen Hof, der mit Pfählen umzäunt war, nicht eben fest, nur der Kälber wegen und auch nur für den Sommer. Denn im Winter weideten wir in der Ebene, wo es Futter die Menge gab und trieben im Sommer das Vieh in die Berge. Meistens nehmen wir an diesem Platz unsern Aufenthalt; er hat Abfluß, an beiden Seiten ist eine tiefe, schattige Schlucht, mitten durch geht ein Fluß, nicht reißend, sondern für Kühe und Kälber gut zu passiren, mit reichlichem klarem Wasser, weil die Quelle in der Nähe aufsprudelt, und den ganzen Sommer über zieht der Schlucht wegen ein frischer Wind durch. Die umliegenden waldigen Höhen steigen sanft an, sind gut bewässert und haben keine Stechfliegen noch andere Plagen für das Vieh. Unter hohen, einzeln stehenden Bäumen breiten sich viele prächtige Wiesen aus und bringen den ganzen Sommer die schönsten Kräuter in Fülle, daß man nicht weit herumzuziehen braucht. Deshalb zog man gewöhnlich mit den Heerden hieher,

*) Boten, Herolde, Gesandte waren durch den Heroldsstab, den sie führten, unter den Gottesfrieden gestellt.

**) Vierzig Stadien machen eine geographische Meile.

Digitized by Google

und damals blieben sie nothgedrungen in den Hütten, um Arbeit und Lohn zu suchen und ernährten sich von einem ganz kleinen Stück Land, das sie in der Nähe der Hürde bebauten und das des vielen Düngers wegen, den wir hatten, reichlichen Ertrag gab. Da sie Zeit hatten, so gaben sie sich auch mit der Jagd ab, allein und mit Hunden. Denn zwei von den Hunden, welche die Rinder trieben, hatten, als sie weit weg waren und ihre Hirten nicht sahen, die Heerde verlassen und waren an ihren gewohnten Ort zurückgekehrt. Die gingen nun anfangs mit wie auch sonst, und wenn sie Wölfe sahen, so verfolgten sie die eine Strecke weit, um Schweine oder Hirsche aber kümmerten sie sich nicht. Nachdem sie aber erst von ihrem Blut und Fleisch gekostet hatten, gewöhnten sie sich lieber Fleisch als Brod zu fressen und da sie, wenn es Jagdbeute gab, reichliche Kost hatten, sonst aber hungerten, so fingen sie auch an selbst auf das Wild zu passen, verfolgten was sich zeigte, lernten Witterung und Fährte und bildeten sich so im Alter noch aus Hirten- zu Jagdhunden aus. Als aber der Winter kam und sich gar keine Aussicht auf Arbeit zeigte, weder in der Stadt noch in einem Dorf, besserten sie die Hütten ordentlich aus, machten den Hofzaun dichter, und hielten sich so hin, indem sie nun das ganze Grundstück anbauten. Die Jagd ging auch im Winter viel besser von statten, denn im feuchten Boden drücken sich die Spuren deutlicher ab und der Schnee zeigt sie vollends so klar, daß man gar keine Mühe sie zu suchen hat, sondern gradeswegs auf das Wild zugeführt wird, auch Hasen und Rehe in ihrem Lager fangen kann. So blieb es denn seit der Zeit, sie verlangten gar nach keiner andern Lebensweise und jeder gab seine Tochter dem Sohn des andern zur Frau. Beide sind schon seit geraumer Zeit gestorben, in hohen Jahren, wie sie selbst angaben, aber noch kräftig, frisch und stattlich, meine Mutter lebt noch. Von uns beiden ist der eine, der jetzt im fünfzigsten Jahre steht, noch nie in die Stadt gekommen; ich nur zweimal, einmal als Kind mit meinem Vater, da wir noch die Heerde hatten. Später kam mal einer und verlangte Geld, in der Voraussetzung, daß wir etwas hätten und hieß mich mit ihm in die Stadt gehen. Wir hatten nun kein Geld und ich schwor ihm zu, daß wir keins hätten, sonst würden wir es ihm geben. Wir bewirtheten ihn aber so gut wir konnten und schenkten ihm zwei Hirschhäute, dann ging ich mit ihm in die Stadt, denn er behauptete, es müsse nothwendig einer von uns hinkommen und unsere Verhältnisse klar machen. Da sah ich nun, wie schon das erste Mal, viele große Häuser und eine starke Mauer mit hohen viereckigen Thürmen, und viele Schiffe, die im Hafen ruhig wie in einem See vor Anker lagen*). Die finden sich an der Stelle, wo du

*) Die Stadt, welche hier bezeichnet wird, ist das an einem geschützten Golf liegende Karystos, im Alterthum berühmt wegen seines Asbests und der Marmorbrüche.

Digitized by Google

ans Land kamst, nirgends, und deshalb gehen dort so viele Schiffe zu Grunde. Das alles sah ich und einen großen Menschenhaufen, der sich mit unsäglichem Lärmen und Schreien drängte, ich dachte, sie schlügen sich alle mit einander. Mein Begleiter brachte mich zu einigen Magistratspersonen und sagte lachend: Da ist der, zu dem ihr mich geschickt habt; er hat aber nichts als seinen Lockenkopf und ein festes Blockhaus. Die Magistratspersonen gingen dann ins Theater*) und ich ging mit ihnen dahin. Das Theater aber ist wie eine hohle Schlucht, aber nicht lang ausgestreckt, vielmehr halbrund, nicht von Natur, sondern aus Steinen aufgebaut. Aber du lachst mich wohl aus, daß ich dir das so genau beschreibe, da du das gewiß sehr gut kennst. Anfangs trieb das Volk da allerhand Sachen und bald riefen sie alle freundlich und ganz vergnügt, wenn sie mit einem zufrieden waren, dann wieder ganz zornig. Es war aber etwas Entsetzliches mit ihrem Zorn, und die Menschen, die sie so anbrüllten, kamen ganz außer sich, einige liefen herum und baten, andere warfen ihre Gewänder aus Angst weg. Und einmal wäre ich von ihrem Geschrei beinahe umgefallen, so brach es plötzlich aus wie ein Windstoß oder wie ein Donnerwetter. Andere Leute aber, die auftraten oder aus der Masse aufstanden, sprachen zu dem Volk, einige mit wenigen Worten, andere in langen Reden. Und einigen hörten sie lange zu, über andere ergrimmten sie, sowie sie nur anfingen und ließen sie gar nicht zu Worte kommen. Als sie sich endlich beruhigt hatten, wurde ich vorgeführt; da sagte einer:

Dies ist einer von denen, Mitbürger, welche seit vielen Jahren von Staatsländereien den Nutzen ziehen, und nicht allein er, sondern auch schon sein Vater. Sie weiden unsere Berge ab, treiben dort Ackerbau und Jagd, haben viele Gebäude aufgeführt und Weinberge angepflanzt und genießen alles mögliche Gute davon, haben aber das Land weder bezahlt noch vom Volk geschenkt erhalten — wofür sollte man es ihnen auch geschenkt haben? So haben sie euer Eigenthum im Besitz und bereichern sich davon, ohne je dem Staat irgendetwas geleistet, irgendeine Abgabe gezahlt zu haben, sondern von jeder Verpflichtung frei leben sie, wie Wohlthäter der Stadt**) ja, ich glaube, sie sind niemals hierher gekommen. — Da nickte ich ihm zu und das Volk lachte, als es das sah. Der Redner aber ärgerte sich über das Gelächter und schalt auf mich und fuhr fort: Wenn ihr das so in der Ordnung findet, so wird bald alles das Staatsvermögen plündern, einige die Stadtkasse, wie das denn schon manche thun, andere werden das Land auftheilen ohne euch zu fragen,

*) Das Theater war der gewöhnliche Raum für die Volksversammlungen.

**) Es war eine gewöhnliche Auszeichnung für solche, die sich um den Staat verdient machten und officiell als „Wohlthäter" genannt wurden, daß man ihnen Abgabenfreiheit (Atelie) bewilligte.

Digitized by Google

wenn ihr zugebt, daß ſolche Beſtien ohne Entſchädigung mehr als tauſend Plethra des beſten Ackerlandes*) in Beſitz nehmen, von denen jedem von euch drei attiſche Chönix Korn geliefert werden müßten**). Als ich das hörte, lachte ich ſo laut als ich konnte, das Volk aber lachte nicht wie vorher, ſondern lärmte und der Redner ergrimmte und ſagte mit einem wüthenden Blick auf mich: Seht ihr den Hohn und die Frechheit dieſes Lumpen, wie dreiſt er euch verlacht? Man ſollte ihn gleich abführen und ſeinen Genoſſen dazu. Denn ich höre, daß zwei die Häupter der Bande ſind, welche faſt alle Ländereien im Gebirge in Beſitz genommen hat. Ich glaube aber, daß ſie ſich auch an dem Strandgut der Schiffbrüchigen vergreifen, da ſie grade über dem kaphareiſchen Vorgebirge hauſen. Woher haben ſie denn ſo prachtvolle Aecker oder vielmehr ganze Dörfer, den Reichthum von Heerden, Zugvieh und Sklaven erworben? Ihr ſeht euch wohl ſeine ſchlechte Blouſe***) und das Fell an, das er umgehängt hat, um euch die Augen zu verblenden, als ob er ein Bettler und Habenichts ſei. Ich, wenn ich mir ihn ſo betrachte, fürchte mich beinahe vor ihm, mir iſt, als ſähe ich Nauplius vom Kaphareus herkommen†). Gewiß der ſtellt auch auf den Höhen Feuerſignale für die Schiffer aus, damit ſie an den Klippen ſcheitern. — Als er das ſagte und noch viel mehr der Art, ergrimmte das Volk und ich gerieth in Angſt und fürchtete, daß ſie mir etwas anthäten. Da trat aber ein anderer auf, ſeinen Worten und ſeiner Haltung nach ein billiger Mann, der bat zuerſt um Ruhe, und als alles ſtill war, ſagte er in ruhigem Ton: Die thun kein Unrecht, welche unbebautes Land bearbeiten und herrichten, ſondern verdienen im Gegentheil Lob; nicht denen, welche auf öffentlichem Grund bauen und pflanzen, ſoll man zürnen, ſondern denen, die ihn verderben. Denn jetzt liegen ja faſt zwei Drittheile unſerer Ländereien aus Mangel an Aufſicht und an Arbeitskräften brach. Ich ſelbſt habe viele Hufen Landes, wie ja wohl noch mancher andere, ſowohl in den Bergen als in der Ebene; wenn jemand die bebauen wollte, würde ich ſie ihm nicht allein umſonſt überlaſſen, ſondern gern auch noch Geld darauf zahlen. Denn offenbar würde ſich dadurch ihr Werth für mich erhöhen, auch iſt bewohntes und gut bebautes Land ein angenehmer Anblick, uncultivirtes aber nicht allein ein unnützer Beſitz für den Eigenthümer, ſondern ein Elend und beweiſt das Unglück ſeines Herrn. Ich meine daher,

*) Ein Plethron iſt eine Fläche von tauſend Quadratfuß.

**) Ein Chönix war das Maß, welches als ausreichend für die Tageskoſt eines Menſchen galt.

***) Der aufgeſchürzte Chiton ohne Aermel, der den rechten Arm und die rechte Bruſt ganz frei ließ zu ungehemmter Bewegung bei der Handarbeit (Exomis), war die gewöhnliche Tracht der Arbeiter.

†) Nauplius, der Vater des Palamedes, hatte um ſeinen im Lager vor Troja ungerecht getödteten Sohn zu rächen, am kaphareiſchen Felſen falſche Feuerſignale aufgeſtellt und dadurch die Flotte der heimkehrenden Griechen zum Scheitern gebracht.

Digitized by Google

man sollte lieber andere Bürger, so viel man nur kann, antreiben öffentliche Ländereien zum Anbau zu übernehmen, die, welche deren schon haben, immer noch mehr, die Armen soviel sie irgend im Stande sind, damit das Land in Ertrag komme, die Bürger aber, welche dazu Neigung haben, von zwei schlimmen Uebeln, Arbeitslosigkeit und Armuth, befreit würden. Auf zehn Jahre gebe man es ihnen umsonst, dann mögen sie nach vorgenommener Schätzung einen kleinen Theil von der Feldfrucht steuern, von den Heerden aber nichts. Wenn ein Fremder Land bebaut, mag er fünf Jahre ebenfalls frei von Abgaben bleiben, dann den doppelten Satz der Bürger steuern. Wenn ein Fremder zweihundert Hufen bebaut, soll er das Bürgerrecht erhalten, damit recht viele aufgemuntert werden. Denn jetzt liegt ja vor den Thoren alles verwildert und greulich anzusehen, wie in einer tiefen Wüstenei und nicht wie eine Vorstadt, und in der Stadt selbst wird an vielen Stellen gesäet und Vieh auf die Weide getrieben. Soll man sich nun nicht über die Redner wundern, welche die auf dem kaphareischen Vorgebirge an den Enden Euböas fleißig Arbeitenden verläumden, und die, welche das Gymnasium zum Acker und den Markt zur Viehweide machen, ungestört wirthschaften lassen? Ihr seht ja doch selbst, wie das Gymnasium in ein Saatfeld verwandelt ist, daß Hercules*) und die anderen Statuen, von Göttern und Heroen unter dem Korn versteckt werden, und wie Tag für Tag die Schafe dieses Redners frühmorgens auf den Markt getrieben werden und vor dem Rathhaus weiden, so daß die Fremden, welche hierher kommen, unsere Stadt verspotten und beklagen. — Als sie das hörten, erzürnten sie sich wieder gegen jenen und lärmten. — Und bei solchem Thun, fuhr er fort, will er arme Bürger vor Gericht stellen, offenbar, damit künftig niemand mehr den Acker baue, sondern die vor der Stadt Seeräuberei, die in der Stadt Beutelschneiderei treiben. Ich bin vielmehr der Meinung, daß man diese Leute bei dem läßt, was sie betrieben haben, ihnen fürs künftige eine mäßige Steuer auferlegt und wegen der früheren Abgaben in Gelegenheit sieht, weil sie das Land, das sie bebauen, ohne Cultur und Ertragsfähigkeit überkommen haben. Wollen sie aber einen Preis für das Grundstück erlegen, so soll man es ihnen billiger lassen als anderen.

Nachdem er so gesprochen, trat wieder der zu Anfang geredet hatte, gegen ihn auf und so zankten sie lange mit einander. Endlich hießen sie auch mich vorbringen, was ich wollte. Ja, was soll ich denn reden? sagte ich. Gegen das, was hier gesprochen ist, erwiederte einer von denen, die da saßen. Nun so erkläre ich denn, sagte ich, daß gar nichts von alle dem wahr ist, was der da gesagt hat. Ich meinte zu träumen, als der Mensch von Aeckern und Dörfern und

*) Hercules ward als Vorsteher der gymnastischen Uebungen verehrt, daher pflegte seine Statue in keinem Gymnasium zu fehlen.

Digitized by Google

dergleichen faſelte. Wir haben weder Dörfer, noch Pferde, noch Eſel, noch Rinder. Hätten wir doch nur ſoviel Güter, als er uns andichtete, damit wir euch mittheilen könnten und ſelbſt reiche Leute wären! Uns genügt freilich auch das, was wir jetzt haben, und begehrt ihr davon, ſo nehmt euch nur; wollt ihr alles, ſo werden wir uns ſchon wieder was erwerben. Auf dieſe Worte erklärten ſie ſich zufrieden und der Magiſtrat fragte mich, wie viel wir denn dem Volke geben könnten. Vier ganz ſchöne Hirſchfelle, erwiederte ich. Da lachten viele von ihnen, der Magiſtrat aber ſchalt auf mich. Ja, ſagte ich, die Bärenfelle ſind ſteif und die Bocksfelle ſinds nicht werth, einige ſchon alt, andere zu klein, wollt ihr ſie aber auch, ſo nehmt ſie nur. Da ſchalt er wieder und ſagte, ich ſei ein wahrer Ackerknecht. Was? ſagte ich, ſprichſt du nun auch von Aeckern? hörſt du nicht, daß wir keine Aecker haben? Nun fragte er mich, ob wir jeder ein attiſches Talent*) geben wollten. Wir wägen unſer Fleiſch nicht, entgegnete ich, aber was da iſt, wollen wir euch geben; einiges wenige liegt im Salz, das andere hängt im Rauch, nicht ſchlechter als jenes, Schweine und Hirſchſchinken und anderes vortreffliches Fleiſch. Da lärmten ſie und ſagten, ich belöge ſie; der aber fragte mich, ob wir auch Feldfrüchte hätten. Ich antwortete der Wahrheit gemäß: Zwei Scheffel Weizen und vier Scheffel Gerſte und ebenſo viel Hirſe und ein halb Maß Bohnen, denn die ſind heuer nicht gerathen. Weizen und Gerſte mögt ihr nehmen, laßt uns nur die Hirſe, habt ihr aber Hirſe nöthig, ſo nehmt auch die. — Macht ihr denn auch Wein? fragte ein anderer. Allerdings, antwortete ich, wenn jemand zu uns kommt, wollen wir ihm davon geben, nur mag er ſelbſt einen Schlauch mitbringen, denn wir haben keinen. — Wie viel Weinſtöcke habt ihr denn? — Zwei, ſagte ich, ſtehen vor den Thüren, im Hofe zwanzig und ebenſoviel jenſeits des Fluſſes, die wir erſt kürzlich gepflanzt haben; es ſind edle Sorten, die große Trauben tragen, wenn die Vorübergehenden ſie ſchonen. Damit ihr aber nicht mühſelig nach allem zu fragen braucht, will ich alles aufzählen, was unſer iſt, acht Ziegen, eine geſtutzte Kuh, ein ſehr ſchönes Kalb von ihr, vier Sicheln, vier Hacken, drei Lanzen und jeder von uns hat ein Jagdmeſſer. Von dem irdenen Geſchirr iſt nichts zu ſagen; dann haben wir auch Frauen und Kinder von ihnen. Wir wohnen aber in zwei guten Hütten und haben noch eine dritte, worin unſer Bischen Korn iſt und die Häute. Ja wohl, ſagte der Redner, und wo ihr auch euer Geld eingrabt. Dann geh hin und grabe es aus, du Narr, ſagte ich, wer gräbt denn wohl Geld ein, das wächſt ja nicht. Da lachten alle, um ihn zu verhöhnen, denke ich. Das iſt nun unſer Beſitzthum, wollt ihr alles haben, ſo werden wir es euch gern überlaſſen, ihr braucht

*) Das griechiſche Wort Talent bezeichnet ein Gewicht (reichlich 52 Pfund) und eine imaginäre Münze (1570 Thaler), daher das Mißverſtändniß.

Digitized by Google

es nicht mit Gewalt zu nehmen, wie von Schlechten oder von Fremden, denn wir sind ja alle Bürger dieser Stadt, wie ich von meinem Vater gehört habe. Der ist einmal hierher gekommen, als grade eine Geldspende vertheilt wurde und hat mit den Bürgern davon seinen Theil bekommen. Wir erziehen ja auch unsere Kinder zu Mitbürgern für euch, und wenn es noth thut, wollen wir euch zu Hilfe kommen gegen Seeräuber und Feinde. Jetzt ist freilich Friede, aber wenn mal Kriegszeiten kommen, dann werdet ihr wünschen, daß viele Krieger euch zuziehen wie wir. Denkt nur nicht, daß dann der Redner da für euch kämpfen wird anders als mit Schimpfreden, wie die Weiber. Von dem Fleisch und den Fellen des Wildes, das wir erlegen, wollen wir euch einen Theil geben, schickt nur jemand, der es abholt. Verlangt ihr, daß wir die Hütten niederreißen, wenn sie Schaden thun, wollen wir sie abbrechen; nur gebt uns dann eine Wohnung hier in der Stadt, denn wie sollten wir sonst den Winter überdauern? Ihr habt so viele Häuser innerhalb der Stadtmauer in denen niemand wohnt, eins davon wird für uns ausreichen. Wenn wir aber nicht hier leben und euch den engen Raum, wo so Viele zusammenwohnen, nicht noch mehr verengen, so sind wir darum doch nicht werth, vertrieben zu werden. Was der sich aber unterstand von dem Strandgut zu sagen, so etwas Ruchloses und Schändliches — beinahe hätte ich vergessen, von dem zu sprechen, was ich zuerst hätte sagen sollen — das glaubt doch niemand von euch? Es wäre ja gottlos und zudem ist es ja gar nicht möglich, von dort auch nur das Geringste zu nehmen. Von dem Holz sieht man ja nichts mehr als die Asche, so winzig klein wird es angespült und die Küste ist ja ganz unzugänglich. Die Körbe, das Einzige, was ich einmal angetrieben gefunden habe, auch die habe ich an die heilige Eiche angeheftet, die dort am Strande steht.*) Da sei Zeus für, daß wir je so einen Vortheil aus dem Unglück anderer Menschen zögen! Im Gegentheil habe ich mich oft der Schiffbrüchigen, die dort hinkamen, erbarmt, sie in meiner Hütte aufgenommen, ihnen zu essen und zu trinken gegeben, ihnen fortgeholfen und sie in bewohnte Gegenden gebracht. Aber wer wird mir das jetzt unter euch bezeugen? Auch habe ich das nicht um Zeugniß oder Dank gethan, da ich ja nicht einmal wußte, wer sie waren. Möchte nur niemand von euch je in solche Noth gerathen.

Als ich das gesagt hatte, stand einer mitten aus dem Volk auf und ich dachte schon: da kommt wieder einer, der Lügen gegen dich vorbringen wird, aber der sagte: Mitbürger, schon lange glaubte ich den Mann da zu erkennen, aber ich traute mir selbst nicht. Nun, da ich ihn ganz bestimmt erkenne, wäre es schlecht, oder vielmehr ruchlos, wenn ich hier nicht aussagte, was ich weiß

*) An gewisse Bäume, wie an die Wände der Heiligthümer heftete man Gegenstände aller Art als Weihgeschenke für die Götter an.

Digitized by Google

und ihm nicht mit Worten die großen Wohlthaten, die er mir mit der That erwieſen hat, vergelten wollte. Ich bin, wie ihr wißt, Bürger, ſo gut wie der da — und damit wies er auf ſeinen Nebenmann, der auch aufſtand — und wir fuhren, es iſt jetzt das dritte Jahr, in dem Schiffe des Sokles zur See. Als das Schiff am kaphareiſchen Vorgebirge geſcheitert war, wurden unſer von ſehr vielen nur ganz wenige gerettet. Einige, die noch etwas Geld im Beutel hatten nahmen Purpurfiſcher auf, wir, die wir ganz nackt an den Strand geworfen wurden, ſchlugen einen Fußpfad ein, in der Hoffnung, bei Hirten ein Unterkommen zu finden, da wir vor Hunger und Durſt umkommen wollten. Mit aller Noth kamen wir auch zu ein paar Hütten und ſtellten uns hin und riefen. Da kam der Mann da heraus und führte uns hinein, machte dann ein Feuer an, nicht gleich ein großes, ſondern allmälig, und den einen rieb er, den andern ſeine Frau mit Fett ein, denn Oel hatten ſie nicht; darauf begoſſen ſie uns mit warmem Waſſer, bis ſie uns ganz wieder erwärmt hatten. Dann mußten wir uns lagern und ſie deckten uns zu mit dem was ſie hatten und ſetzten uns Weizenbrod vor, während ſie Hirſebrei aßen, ſchenkten uns Wein ein, während ſie Waſſer tranken und brieten und kochten für uns Wildpret im Ueberfluß. Am folgenden Tage wollten wir fortgehen, aber ſie hielten uns drei Tage und gaben uns dann das Geleit bis in die Ebene und ſchenkten uns noch beim Abſchied Fleiſch und jedem ein ſehr ſchönes Fell. Da er ſah, daß ich von dem ausgeſtandenen Ungemach mich noch ſehr unwohl befand, ließ er mich das Kleid anziehen, welches ſeine Tochter ausziehen mußte,*) die ſich dann einen andern alten Lumpen umthat; das gab ich ihm wieder, als wir ins Dorf kamen. So hat uns damals nächſt den Göttern dieſer Mann das Leben gerettet.

Das hörte das Volk nun mit Vergnügen an und man rief mir Beifall zu. Mir war auch alles wieder ins Gedächtniß gekommen, ich ſagte: Willkommen Sotades! ging auf ihn zu und küßte ihn wie den andern. Darüber lachte das Volk ſehr und ich merkte, daß man in der Stadt einander nicht küßt. Nun trat der Mann wieder auf, der ſchon vorher ſo billig geſprochen hatte und ſagte: Mitbürger, ich ſchlage vor, daß wir dieſen Mann ins Stadthaus zu Gaſte laden.**) Wenn er im Kriege einen Bürger beſchützt und gerettet hätte, würden ihm große Belohnungen zu Theil; ſoll er, der zwei Bürger erhalten hat, vielleicht auch mehrere, die jetzt nur nicht zugegen ſind, ohne Anerkennung bleiben?

---

*) Der einfache doriſche Chiton beſtand aus zwei Stücken Zeug, welche auf den Schultern durch Spangen zuſammengehalten und um den Leib gegürtet wurden. Es konnte daher mit einiger Accommodation von Männern und Frauen daſſelbe Kleidungsſtück getragen werden.

**) Im Prytaneion wurden auf öffentliche Koſten die Magiſtratsperſonen, Geſandte geſpeiſt und gleiche Ehre wurde auch verdienten Mitbürgern oder Fremden für einzelne Fälle oder auf Lebenszeit erwieſen.

Digitized by Google

Für das Kleid, welches er seiner Tochter vom Leibe zog, um es dem nothleidenden Bürger zu geben, soll die Stadt ihm Unterkleid und Mantel schenken, damit es auch anderen zur Aufmunterung diene, pflichtgetreu und hilfreich zu sein. Ferner trage ich darauf an, zu beschließen, daß ihnen und ihren Kindern das Grundstück zum Nießbrauch überlassen werde, ohne Belästigung von irgendeiner Seite, und daß ihnen noch 100 Minen zur Ausrüstung gegeben werden, das Geld erbiete ich selbst mich für die Stadt zu zahlen.*) Das wurde mit Beifall aufgenommen und alles geschah so, wie er es vorgeschlagen hatte. Die Kleider und das Geld wurden gleich ins Theater gebracht. Ich wollte es nicht annehmen, und als es hieß, in meinem Felle könnte ich nicht mitspeisen, erklärte ich: Dann bleibe ich heute ohne Mittagsbrod. Aber sie zogen mir das Kleid an und thaten mir den Mantel um, und als ich mein Thierfell darüber werfen wollte, gaben sie das nicht zu. Das Geld nahm ich nun auf keine Weise, und lehnte das mit einem Schwur ab. Wenn ihr einen sucht, sagte ich, der es annehmen wird, so gebt es nur dem Redner, damit er es eingräbt, denn darauf versteht er sich ja offenbar. — Seitdem hat uns denn auch niemand beunruhigt.

Während er mir dies erzählte, waren wir so ziemlich an die Hütten herangekommen. Da sagte ich lachend: Eins hast du aber doch vor den Bürgern verheimlicht, und zwar dein schönstes Besitzthum. Was wäre das? fragte er. Diesen schönen Garten mit Gemüse und Bäumen. Das war damals noch nicht, erwiederte er, den haben wir erst später angelegt. Wir gingen nun hinein und ließen es uns den Rest des Tages wohl sein, wir beide auf einem hohen Lager von Laub und Fellen gelagert, die Frau saß neben dem Mann.**) Eine erwachsene Tochter bediente uns und schenkte uns süßen rothen Wein zu trinken ein; die Söhne bereiteten das Fleisch und aßen selbst, nachdem sie uns vorgelegt hatten. Ich mußte die Menschen glücklich preisen, ja sie schienen mir glücklicher zu leben als wen ich sonst kannte. Und doch kannte ich Hauswesen und Mahlzeiten Reicher, nicht blos von Privatleuten, sondern von Satrapen und Kaisern, die mir immer unglücklich vorgekommen sind, aber nie mehr als damals, wo ich sah, wie diese Menschen in ihrer Armuth und Freiheit auch vom Essen und Trinken mehr Genuß haben als jene. Als wir so ziemlich fertig waren, da kam auch der andere und hinter ihm drein sein Sohn, ein hübscher Bursche, der einen Hasen mitbrachte. Als er hereinkam, wurde er roth, und während sein Vater uns begrüßte, küßte er das Mädchen und schenkte ihr den Hasen.

---

*) Ein solches freiwilliges Eintreten von Privatpersonen bei gemeinnützigen Ausgaben des Staats war nicht ungewöhnlich und wurde gewöhnlich durch Dankdecrete und Dankbezeugungen aller Art öffentlich anerkannt.

**) Es war allgemeine Sitte, daß ehrbare Frauen beim Mahl saßen, während die Männer gelagert waren, wie man dies auf den zahlreichen Grabreliefs sieht, welche Familienmahlzeiten darstellen.

Digitized by Google

Sie hörte nun auf uns zu bedienen und ſetzte ſich neben ihre Mutter, während der Jüngling an ihrer Stelle die Aufwartung übernahm. Iſt das die, fragte ich den Wirth, der du das Kleid abnahmſt, um es dem Schiffbrüchigen zu geben? Nein, ſagte er lachend, die iſt lange verheirathet und hat ſchon große Kinder, an einen reichen Mann im Dorf. Dann helfen ſie euch wohl aus, ſagte ich, wenn es euch an etwas fehlt? Es fehlt uns an nichts, entgegnete die Frau, ſie bekommen noch von uns, wenn es Jagdbeute giebt, und Obſt und Gemüſe, denn einen Garten haben ſie nicht. Doch vorm Jahre haben wir Weizen zur Saat von ihnen bekommen, den wir ihnen gleich nach der Ernte zurückgegeben haben. Nun, wie iſts? ſagte ich, denkt ihr dieſe auch einem reichen Manne zu geben, damit ſie euch ebenfalls Weizen borgen kann? Da wurden beide roth, das Mädchen wie der Jüngling, und ihr Vater ſagte: Die wird einen armen Mann heirathen, der ein Jäger iſt wie wir. Dabei ſah er lächelnd nach dem Jüngling hin und ich ſagte: Warum gebt ihr ihm ſie denn nicht? oder muß der auch erſt aus dem Dorf heraufkommen? Ich denke, erwiederte er, der iſt nicht weit, ſondern ſchon hier drinnen zur Stelle; wir wollen auch die Hochzeit ausrichten, wenn wir einen guten Tag dazu ausgewählt haben. Woran erkennt ihr denn den guten Tag? fragte ich. Wenn der Mond nicht klein iſt, antwortete er, und dann muß die Luft rein und das Licht hell ſein. Gut, ſagte ich, iſt er denn aber auch wirklich ein guter Jäger? Ich kann einen Hirſch ereilen, erwiederte der Jüngling, und einen Eber abfangen, und das kannſt du morgen ſelbſt ſehen, wenn du willſt. Haſt du den Haſen hier ſelbſt gefangen? fragte ich weiter. Ja, ſagte er lachend, mit dem Netz dieſe Nacht, es war ſchöne helle Luft und der Mond ſo groß, wie ich ihn noch nie geſehen habe. Da lachten beide, ſein Vater und der des Mädchens, er aber ſchämte ſich und verſtummte. Ich, ſagte der Vater des Mädchens, bin gar nicht fürs Aufſchieben, aber dein Vater will warten, bis er reiſen kann um ein Opferthier zu kaufen, denn das müſſen wir doch den Göttern ſchlachten. O, ſagte der jüngere Bruder des Mädchens, für ein Opferthier hat der ſchon längſt geſorgt, hinter der Hütte wird ein ſtattliches aufgefüttert. Wahrhaftig? riefen ſie, und er beſtätigte es. Woher haſt du es denn nur? fragten ſie. Als wir die Bache mit den Friſchlingen fingen, ſagte er, liefen die andern fort, ſchneller als die Haſen; eins traf ich mit einem Steine, griff es und ſteckte es unter das Fell; das habe ich im Dorfe gegen ein Ferkel vertauſcht und dies in einem Koben, den ich ihm hinten gemacht habe, aufgezogen. Deshalb, ſagte er, lachte deine Mutter ſo, wenn ich mich wunderte, daß ich ein Schwein grunzen hörte und daß du ſo viel Gerſte gebrauchteſt. Kaſtanien waren nicht genügend zum Fettmachen, ſagte er, und Eicheln wollte ich nicht füttern. Aber iſt es euch gefällig es zu ſehen, will ich gehen es zu holen. Als ſie zuſtimmten, ging er mit dem Knaben voll Freude eilends fort. Indeſſen war das Mädchen auf-

geſtanden und brachte aus der andern Hütte eingemachte Waldbeeren und Mispeln und Winteräpfel und edle vollſaftige Weintrauben und ſetzte ſie auf den Tiſch, nachdem ſie mit Blättern die Fleiſchreſte weggewiſcht und Farrenkraut darüber gelegt hatte. Da kamen auch die Söhne und brachten unter Scherz und Gelächter das Schwein herbei, mit ihnen die Mutter des Jünglings und zwei kleine Brüder; die trugen friſches Brod und gekochte Eier auf Holztellern und gedörrte Kichererbſen. Die Frau begrüßte ihren Bruder und die Nichte, ſetzte ſich dann zu ihrem Mann und ſagte: Sieh, da iſt das Opferthier, was dieſer ſeit langer Zeit zur Hochzeit gemäſtet hat, Brod und Kuchenmehl iſt auch bereit, nur etwas Wein werden wir vielleicht noch nöthig haben, und der iſt leicht aus dem Dorfe zu haben. Der Sohn ſtand neben ihr und ſah den Schwiegervater an, der lächelnd ſagte: Der hier iſts, der Aufſchub macht, vielleicht will er das Schwein noch fetter machen. Aber das will ja ſchon in ſeinem Fett erſticken, rief der Jüngling. Ich wollte ihm zu Hilfe kommen und ſagte: Gebt nur Acht, daß nicht der euch abmagert, während das Schwein fett wird. Der Fremde hat ganz recht, ſagte die Mutter, er iſt ja ganz abgefallen, neulich habe ich auch beobachtet, daß er Nachts wachte und vor die Thür ging. Die Hunde bellten, ſagte er, und ich ging hinaus um nachzuſehen. Nicht doch, erwiederte ſie, du gingſt dort unruhig hin und her; wir wollen ihn aber doch nicht länger ſich abhärmen laſſen. Damit umarmte und küßte ſie die Mutter des Mädchens, die ſich an ihren Mann wandte und ſagte: Laß uns nach ihrem Wunſch thun. So wurde es denn beſchloſſen, daß am dritten Tage die Hochzeit ſein ſollte. Ja ſie luden mich ein bis zu dem Tage zu bleiben, was ich denn auch mit Vergnügen that. —

Es iſt nicht nöthig die ethiſche Betrachtung, welche Dio hier anſpinnt, weiter zu verfolgen. Er ſucht zunächſt zu beweiſen, daß Arme freigebiger und hilfreicher zu ſein pflegen als Reiche, wozu Homer ihm die Belege liefern muß, deſſen Gedichte dieſen Schriftſtellern häufig als Texte zu Homilien dienen. Dann wendet er ſich zu der Frage, wie in den überfüllten großen Städten, wo alles theuer bezahlt werden muß, den arbeitenden Claſſen, „welche kein anderes Capital beſitzen als ihre Arbeitskraft“, geholfen werden könne. Es wäre von großem Intereſſe, dieſe brennende ſociale Frage von einem Manne discutiren zu hören, der mit praktiſchen Lebenserfahrungen und eigner Kenntniß der verſchiedenſten Schichten der Bevölkerung an dieſelbe herantritt, aber Dio iſt kein Schulze-Delitzſch und man darf keine eingreifenden praktiſchen Vorſchläge erwarten. Sein Vortrag läuft im Weſentlichen darauf hinaus, daß Armuth kein Uebel, Arbeiten keine Schande ſei, und daß wer ernſtlich arbeiten wolle, auch Arbeit finde. Er iſt ſogar ſo unpraktiſch, ſeinen Armen nicht allein die Arbeit zu verbieten, an welcher ein ſittlicher Makel haftet, ſondern auch die, welche dem Luxus dient.

Digitized by Google

Seiner Dorfgeschichte fehlt freilich bei allem Behagen, womit er die einzelnen Züge der beschränkten Einfachheit des abgeschiedenen Landlebens und der naiven Unerfahrenheit des Jägers zusammenstellt, der scharfe Blick für das lebensvolle Detail und der poetische Sinn für die organische Composition eines wirklichen Genrebildes. Das rhetorische Wesen verräth sich schon in der Breite, mit welcher die Verhandlungen in der Volksversammlung ausgeführt sind, und hier fehlt es an einer feineren Charakteristik der einzelnen Personen, welche auftreten, fast ganz; alle, und schließlich auch der ungebildete Jägersmann, reden so ziemlich in derselben schulmäßigen Manier. Ebensowenig faßt er die Situation mit dem Humor auf, den sie unwillkürlich hervorrufen mußte; er interessirt sich ernstlich für den Biedermann, der wie Seumes Canadier die übertünchte Höflichkeit der Stadt nicht kennt, und ihm wesentlich nur als Folie für seine moralische Betrachtung dient. Aber sein Mitgefühl für das Glück dieser bedürfnißlosen, arbeitsfrohen ehrlichen Landleute ist wahr und warm, und ein Zug, der fast durch die ganze Literatur der Kaiserzeit geht, spricht sich hier in wohlthuender Einfachheit aus, während er sonst in gespreizter Declamation oft genug unangenehm berührt. Der überraffinirte Luxus, der auf materiellem wie auf geistigem Gebiet auch die Bedürfnisse und Begierden ins Ungemessene steigerte, rief bei Edleren und Gebildeten eine Sehnsucht nach der seligen Einfalt eines moralisch und intellectuell ungetrübten Naturlebens hervor, welche philosophische, naturwissenschaftliche, historische Darstellungen durchzieht, häufig aber in überreizter Sentimentalität oder declamatorischem Pathos, ganz ähnlich wie bei verwandten Erscheinungen in der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, nur als ein neues Symptom derselben Krankheit erscheint, welche alles ergriffen hat.

Otto Jahn.

Massimo d'Azeglios politische Anfänge.

I miei ricordi. Di Massimo d'Azeglio. II. Vol. Firenze 1867.

(Vrgl. Nr. 35 der Grenzboten: „Die Denkwürdigkeiten Massimo d'Azeglios".)

Die politischen Ideen der Jugend Italiens zu Anfang des Jahrhunderts standen durchaus unter dem Einfluß Alfieris. Es bedurfte erst des vollen Maßes der Leiden, welche die Franzosenherrschaft über Italien brachte, es

Digitized by Google

bedurfte dann vollends der Täuschungen des Jahres 1814, um in den ernster Denkenden allmälig ein anderes politisches Ideal zu reifen.

Auch Azeglio hatte in seiner Jugend, trotz der Traditionen seines väterlichen Hauses, die Krankheit seiner Zeit getheilt, und mit einem gewissen Vergnügen erinnerte er sich an die Periode, wo er gleichfalls Bürger von Athen und Sparta gewesen, wo es seine höchste Lust war, im Gedanken des Tyrannenmords zu schwelgen, wo er die alfierischen Tragödien auswendig lernte und mit den Freunden aufführte, oder in das Zimmer eingeschlossen, schäumenden Mundes declamirend auf und ablief und sich an all den Wuthscenen berauschte, von denen er freilich später nicht verstehen konnte, was sie in der heutigen Gesellschaft noch bedeuten sollen.

Das Verdienst bleibt Alfieri immer, daß er die italienische Nation gleichsam entdeckt hat, daß von ihm der erste Hauch des nationalen Lebens ausgegangen ist. Allein nicht minder gewiß ist, daß das gesteigerte monotone Pathos seiner Stücke, daß seine Verherrlichung des Tyrannenmords vom ungünstigsten Einfluß auf den italienischen Nationalcharakter war. Was ist denn bei dieser Weltanschauung, ruft Azeglio beim Rückblick auf jene Zeit aus, der Superlativ der Tugend und des Ruhms? Was das Heilmittel gegen alle durch schlechte Fürsten und schlechte Regierungen verursachte Uebel, der kürzeste Weg, um ein Volk zur vollkommenen Freiheit und Glückseligkeit zu führen? Sich hinter eine Thür verstecken und dem Tyrannen auflauern; wann er vorübergeht, bums, ein wohlgezielter Schlag auf den Kopf, und alles ist fertig und zu Ende, alle sind zufrieden, alle sind frei, unabhängig, glücklich, tugendhaft, gleich, liebende Brüder, kurz, das Himmelreich ist auf Erden angebrochen. Das ist aber, fährt unser Autor fort, heute noch die Politik auf unsern Universitäten, auf den Galerien der Theater, in den Bigliards, in den Cafés, in der Presse zum großen Theil, und in den Barbierstuben (und diese Liste umfaßt reichlich drei Viertel der Italiener!), und für all diese Ueberreizungen des Gehirns ungebildeter Leute, für diese ungezügelten Phantasien und Leidenschaften, hervorgebracht durch schlecht verdaute Beispiele des Alterthums und durch die Glorificirungen der Tragödien, trägt ein wenig der Graf Alfieri die Schuld.

Was aber Azeglio aus jener Periode blieb und mit den Jahren wuchs, war das lebendige Gefühl der Nationalität, die Scham über die Erniedrigung seines Volks. Schon bei seinem ersten Aufenthalt in Rom, wenn er die Haltung der Fremden beobachtete, ihr Benehmen mit den Römern jeden Standes, in der Gesellschaft, bei den öffentlichen Festen, z. B. bei den Feierlichkeiten der heiligen Woche, war es ihm unerträglich, diese stolze Sicherheit zu sehen, diese Gewohnheit zu herrschen, diese Ungezogenheiten gegen Offiziere und Soldaten. Die Engländer waren die unverschämtesten von allen, und er konnte seine Freude nicht verhehlen, wenn einmal doch ein Sohn Albions, der zu weit gegangen

Digitized by Google

war, von der Hellebarde eines Schweizers zurechtgewiesen wurde. Er lernte übrigens, zumal beim Aufenthalt in der Campagna, auch Engländer kennen, mit denen er sehr befreundet wurde. Aber dann regte ihr Umgang nur aufs neue jenes peinliche Gefühl der Demüthigung in ihm an. Ich erröthete — sind seine Worte — ein Italiener zu sein. Ich kann es gar nicht sagen, welche Scham ich über den damaligen politischen Zustand Italiens empfand. Es war mir, als trüge ich die Schuld daran, als sei mir ein Brandmal auf die Stirn gedrückt, in jedem Wort witterte ich eine Anspielung, alle Blicke schienen auf mich gerichtet. Die Kälte der Engländer, die Gleichgiltigkeit, welche die meisten von ihnen, wie natürlich, einem Jungen wie mir gegenüber zur Schau trugen, der ruhige, sichere Stolz, der ihnen auf der Stirn stand, schienen mir eigens für mich gemacht, um mich zu quälen, um mich meine Niedrigkeit fühlen zu lassen, um mir zu verstehen zu geben, daß, wenn eine Nation seit Jahrhunderten jedem gehört, der sie nimmt, wenn sie zugiebt, daß von allen vier Winden kommt wer mag, um sich da gütlich zu thun, wie die Jäger da sich zusammenfinden, wo es viel Wild giebt, daß dann der Angehörige einer solchen Nation unter den Fremden wohl geduldet sein, aber niemals als einer ihresgleichen sich fühlen kann. Dieses Gefühl der Erniedrigung hat mir fast mein ganzes Leben traurige Gesellschaft geleistet, es ist zum Theil Schuld daran, daß ich so wenig Lust hatte Reisen außerhalb Italiens zu machen oder Gesellschaft von Fremden zu besuchen. Immer bin ich in diesem Punkt von krankhafter Empfindlichkeit gewesen, anders als der glückliche Gioberti, der sich freute, bei den Italienern den Primat zu entdecken! Erst in den Jahren 1848 bis 1859, gesteht Azeglio, sei dieser peinliche Gedanke völlig bei ihm verschwunden.

Bezeichnend ist nun aber für seinen gesunden Menschenverstand und die Loyalität seiner Denkart, daß er von Anfang an ein abgesagter Feind aller Conspiration war. Er befand sich im Frühjahr 1820 in Turin, als die Bewegung sich vorbereitete, die im folgenden Jahr zum Ausbruch kam. Er haßte die Fremdherrschaft, er brannte vor Begierde sich mit den Oestreichern zu schlagen, aber er sah für den Augenblick keine Möglichkeit dazu. Er war mit dem größten Theil der Verschworenen bekannt, zum Theil verwandt, aber er selbst trat in keine geheime Verbindung, war nie Carbonaro, nicht einmal Freimaurer. Nicht blos von seinen spätern Erfahrungen aus spricht er ein scharfes Urtheil über diese Revolution, sondern schon damals sah er in einer Militärverschwörung die schlimmste und verwerflichste aller Revolutionen, in den geheimen Gesellschaften einen Auswuchs des brutalen Absolutismus, der von dem gewünschten Ziele nur abführen könne. Er erkannte überdies, daß die in den geheimen Gesellschaften ausgebrüteten Ideen nicht den mindesten Boden im Volke selbst hatten. Allzufrisch war in Italien die Erinnerung an die napoleonische Militärherrschaft, an die Continentalsperre, an die willkürlichen Staatenbildungen und

Staatenzertrümmerungen, lauter Erinnerungen, welche die Mehrzahl in den Restaurationen nur eine willkommene Rückkehr zu einem Zustand der Ruhe, des Glücks, der Befreiung von verhaßter Tyrannei erblicken ließen; die Masse war somit für Veränderungen nichts weniger als empfänglich, und es war später der Hauptgrundzug der Wirksamkeit Azeglios die Ueberzeugung, daß man nicht mit gewaltsamen Erhebungen weiter komme, daß man vielmehr, um Erfolge zu erzielen, die öffentliche Meinung gewinnen und auf sie sich stützen müsse. Eben dies, die Conspiration al chiaro sole unterschied die politische Bewegung in Italien seit dem Jahr 1845 von den vorausgegangenen Versuchen.

Als die Revolution im März 1821 ausbrach, war Azeglio wieder in Rom. Die Freunde riefen ihn sofort herbei. Der Vater dagegen hatte eilends Briefe nach Rom, und falls er sich schon auf den Weg begeben hätte, nach Florenz und Genua gesandt, worin er dem Sohn befahl, unter keinem Vorwand nach Turin zu kommen. Es war nicht nöthig gewesen, denn Massimo dachte nicht daran, sich für die spanische Verfassung zu erhitzen. Für die Familie hatte übrigens die Revolution lang nachwirkende schmerzliche Folgen. Der Vater war bei der ersten Nachricht vom Ausbruch der Meuterei zum König geeilt, der zwischen entgegengesetzten Entschlüssen wankte. Aengstlich erwartete man die Entscheidung. Ein Theil der achtzig- und neunzigjährigen Generale hatte die Pferde in den Schloßhof bringen lassen und in der Besorgniß, wenn der Befehl zum Ausrücken ertheilt würde, nicht rasch genug in den Steigbügel zu kommen, hatten sie den Rath zeitig verlassen, waren hinabgegangen und hatten sich in den Sattel heben lassen, um sofort dem Befehle nachkommen zu können. Aber der gute Vittorio konnte sich nicht zum Widerstand entschließen, ebensowenig mochte er die Forderungen der Verschworenen bewilligen, er wählte einen dritten Weg: er dankte ab und fuhr davon. Die Generale mußten wieder absitzen. Der alte Azeglio, der, seiner streng monarchischen Gesinnung treu, zum Widerstand gerathen hatte, verabschiedete sich trauernd vom König, ein unheilvoller Beschluß schien ihm gefaßt; zu Hause angekommen gürtete er sich den Degen ab, warf ihn grollend zur Erde und schloß sich in sein Zimmer ein. Noch ein anderer Schmerz blieb ihm nicht erspart. Robert, der älteste Sohn, war zwar nicht unter den Hauptverschworenen, hatte sich aber doch soweit compromittirt, daß es gerathen schien, sich den ersten Racheacten der Regierung Karl Felix zu entziehen. Er begab sich mit seiner Familie nach der Schweiz und später für längere Jahre nach Paris, wo sein Schwiegervater, der Marchese Alfieri, sardinischer Gesandter war. Dem Vater war es ein unerträglicher, noch spät in seiner ganzen Bitterkeit lebendiger Gedanke, daß sein Name vielleicht als Name eines Rebellen an den Galgen geschlagen werden könnte, und ganz hat sich die Spannung zwischen Vater und Sohn nie wieder gehoben.

Die Jahre, die Massimo als Künstler in Rom zubrachte, waren für den

Digitized by Google

ſpäteren Politiker gleichwohl nicht verloren. Er wurde nach allen Seiten mit dem Terrain vertraut, das in der Folge vorzugsweiſe das Feld ſeiner politiſchen Thätigkeit ſein ſollte. Er lernte das napoleoniſche Regierungsſyſtem Conſalvis kennen, „den Anfang vom Ende für die weltliche Herrſchaft“, die Gräuel der Verwaltung und der Juſtiz, die Zuſtände des Prieſterthums und der ganzen römiſchen Geſellſchaft und frühzeitig überzeugte er ſich, daß die weltliche Regierung „ein Anachronismus iſt, ein Verhängniß für Italien, ein beſtändiger Anlaß zum Fall für die Kirche, eine ewige Gefahr für den Glauben, der Todfeind des religiöſen Gefühls, ein Schlag ins Geſicht der evangeliſchen Lehre“; aber auch der einzigartige aus Großem und Niedrigem zuſammengeſetzte Charakter dieſes Staatsweſens ward ihm klar, jener myſteriöſe Zauber der ewigen Stadt, das geheimnißvolle Band, das zwiſchen Rom und der Welt beſteht; ein Ganzes von Schlechtigkeiten und großartigen Traditionen, das nur durch die fortſchreitende Macht der Civiliſation überwunden werden kann, während die bisher verſuchten Wege an ihrer Plumpheit ſcheiterten, und noch heute die moderne Civiliſation nicht geſtatten kann, daß, wie er ſich ausdrückt, durch die geöffneten Pforten des Vatican auf der einen Seite das Papſtthum ab- und auf der anderen die Höflinge der Revolution einziehen!

Von politiſchem Leben war damals in Rom keine Spur, außer in geheimen Geſellſchaften der niederſten Sorte. Azeglio kannte viele, die dieſen Secten angehörten. Aber ſeine Abneigung gegen alle Geheimnißkrämerei und Verſtellung war ſo bekannt oder ſo deutlich ſchon auf ſeinem Geſicht zu leſen, daß ihm auch jetzt nicht einmal ein Antrag gemacht wurde, ſelbſt in eine Secte zu treten. Er war überzeugt, daß dieſe Knechtſchaft im Namen der Freiheit, dieſe Unterwerfung unter eine geheime anonyme Geſellſchaft, deren Mittel wie Zwecke ſich im Verborgenen halten, dieſe Gewöhnung an eine ſyſtematiſche Falſchheit, wie ſie in den Secten großgezogen wurde, zu den Haupturſachen des Verfalls des italieniſchen Nationalcharakters gehöre. Zum großen Theil recrutirten ſich die Secten gradezu aus Verbrechern, wenn es auch wieder nicht an ehrlichen Gemüthern fehlte, die von Liebe zu einem phantaſtiſchen Ideal getrieben, unvermögend, Schein und Wirklichkeit auseinanderzuhalten, in verhängnißvolle Illuſionen fortgeriſſen wurden.

Während der mailänder Epoche konnten ſich ſolche Anſichten nur befeſtigen. Sein Antheil an der nationalen Literatur hatte ja eben den Zweck, auf andere Weiſe, als es die giovine Italia verſuchte, den Nationalgeiſt zu heben und für die künftigen Geſchicke vorzubereiten. Er begegnete ſich in dieſer Ueberzeugung, daß man im Gegenſatz zu den Secten vielmehr auf die öffentliche Meinung wirken müſſe, mit Ceſare Balbo, deſſen „Hoffnungen Italiens“ im Jahr 1844 erſchienen. In dieſem Buch war bereits das Programm einer gemäßigten Politik, eines verſtändigen Patriotismus enthalten. Es handelte ſich nur darum,

Digitized by Google

für das Programm eine Partei zu werben, die verwandten Elemente zu sammeln, ihnen Halt und Direction zu geben, und hiefür schien sich wegen seiner zahlreichen Verbindungen in den verschiedenen Theilen der Halbinsel, wegen seiner ganzen Persönlichkeit niemand so zu eignen, als eben Massimo d'Azeglio. Er sollte den Werber für die neue gemäßigte Partei machen. Dies war sein Eintritt in die politische Laufbahn, und es ist nicht ohne Interesse, ihn auf den ersten Schritten derselben zu begleiten.

Die Privatsache eines Freundes ruft ihn eines Tages plötzlich nach Rom. Nachdem er dieselbe glücklich bereinigt, beschließt er, sich wieder für einen längeren Aufenthalt hier einzurichten, der, wie früher, ausschließlich der Kunst gewidmet sein soll. Im Haus einer Wittwe, wo alle Italianissimi, vernünftige wie verrückte sich zusammenfinden, macht er nähere Bekanntschaft mit zwei Romagnolen. Einer derselben, Filippo, aus Cesena gebürtig, eröffnet ihm eines Tags, er habe ein ernsthaftes und langes Gespräch mit ihm zu führen, und es wurde der Abend hiefür im Haus jener Wittwe verabredet.

Filippo begann ihm die Lage der Romagna zu schildern. Mit Papst Gregor, sagte er, gehe es zu Ende, und es sei zu fürchten, daß dann einer jener herkömmlichen unsinnigen, und immer verhängnißvollen Mazziniputsche zum Ausbruch gelangen werde. Die verständigen und ehrlichen Leute wünschten ernstlich diese Erhebung vermieden. Denn diese Aufstände hätten keine andere Folge als das Erscheinen der Oestreicher, Gefängniß, Verbannung, Tod für Viele, Verschlimmerung der Lage für Alle. In der Romagna seien alle Leute von Urtheil der Secten, der Verschwörungen, der Carbonari, des jungen Italiens müde und überzeugt, daß das alles nur die Jünglinge zum Galgen oder ins Exil führe. Es existiren, fuhr er auf Azeglios Frage fort, wohl noch Secten unter dem gemeinen Volk, aber sie sind auch da in Verfall gekommen, und jedermann lacht über sie. Nun haben viele der einflußreichsten Leute gedacht, es wäre von größtem Werth, den vorauszusehenden Leiden vorzubeugen, und dazu bedürfe es eines neuen, nicht abgenützten Mannes, eines Mannes, der Vertrauen einflößt, der so viele Wünsche und widersprechende, undisciplinirte Ideen zu verbinden, zu lenken, zu zügeln verstände, und dieser Mann, meinen sie, lieber Azeglio, müßte kein anderer sein, als Ihr. — Ich? rief der Angeredete nicht wenig überrascht. — Ja, Ihr. Ihr geltet bei allen Parteien als ein Ehrenmann, Ihr seid kein Verdächtiger, kurz, Ihr müßt es sein; und auf die Einwendungen Azeglios, er sei nie ein Carbonaro noch Calderaro, noch Gott weiß sonst was gewesen, und von allen Ideen der giovine Italia theile er außer dem Artikel Unabhängigkeit keinen einzigen, fuhr jener dringlicher fort: um so besser, wenn Ihr Ideen habt, die denen Mazzinis entgegengesetzt sind; das wird auf die Leute, die, der Vergangenheit müde, ungewiß in die Zukunft blicken, um so bessern Eindruck machen. Azeglio entnahm dem Gespräch, daß es der

Digitized by Google

Wunſch der Liberalen des Landes war, ihm eine Art Leitung der Partei zu übertragen, zunächſt aber ihn perſönlich kennen zu lernen und ſich mit ihm zu beſprechen. Der Gedanke gefiel ihm. Nicht daß er mit Klarheit ein Mittel ſah, Italien zu helfen. Aber in dem Drang nach einer Beſchäftigung, die den ganzen Menſchen ausfüllte, ſchien er keine beſſere finden zu können. Er erbat ſich noch einige Bedenkzeit, erwog die Sache hin und her und nach ein paar Tagen ſagte er zu. Was ihn beſtimmte, war einmal der Wunſch oder vielmehr das Gefühl der Pflicht, nichts zu unterlaſſen, was jene gefürchteten Unruhen verhindern könnte. Dann ſchien es ihm ein Mittel, ſeinen Unmuth zu verſcheuchen, und für ſeinen Hang zu Abenteuern und einer kraftvollen Thätigkeit konnte es nichts Willkommeneres geben.

An einem Septembermorgen fuhr eine luſtige Kutſche aus Porta del popolo. Auf dem Bock der Vetturin Antonio, innen ein Maler mit allem Apparat ſeiner Kunſt verſehen, neben ihm ein junger Menſch. Der Maler war Maſſimo d'Azeglio, ſein Gefährte ein junger Umbrier, Namens Pompilj, der in ſeine Heimath zurück wollte und der in das Geheimniß der Reiſe eingeweiht war. Während der Fahrt wurde der Operationsplan des Näheren beſprochen. Die Abſicht war zunächſt die, die Macht der alten Ideen zu brechen und das Unſinnige der Verſchwörungen und Straßenaufſtände zu zeigen. Allein dies war der leichtere Theil der Aufgabe, der ſchwierigere war, neue Ideen an deren Stelle zu pflanzen und zu zeigen, was Geduld, was paſſiver Widerſtand und umſichtige Vorbereitung einer Sache vermögen. Azeglio, dieſer Schwierigkeit ſich bewußt, verſuchte ſich in der Ueberredungskunſt zu üben, indem er ſich an ſeinen Reiſegefährten wandte:

Reden wir klar, was wollt ihr, was will ich mit euch? Ihr wollt die Deutſchen aus Italien haben, und wollt die Regierung der Prieſter vertreiben. Gut, aber wenn ihr ſie bittet zu gehen, ſo werden ſie vermutblich ſagen: Nein. Man wird ſie alſo zwingen müſſen, und um ſie zu zwingen, braucht es Macht, und die Macht, wo habt ihr ſie? Wenn ihr ſie nicht ſelbſt habt, müßt ihr jemand finden, der ſie hat. Und in Italien, wer hat ſie, oder wer hat wenigſtens etwas Macht? Piemont: denn es iſt unabhängig, es hat Geld, es hat ein Heer u. ſ. w. u. ſ. w.

Bei dem Wort Piemont ſchnitt der Reiſegefährte ein Geſicht und bemerkte mit Ironie: Karl Albert! Wollt ihr, daß wir auf den hoffen?

Azeglio zuckte die Achſeln und erwiderte: nun, wenn ihr nicht hoffen wollt, ſo laßt es bleiben, aber dann müßt ihr euch reſigniren, auf gar nichts zu hoffen.

— Aber 1821 und 1832? warf jener ein.

— 1821 und 1832 gefallen mir ſo wenig wie euch, obgleich ſich auch über dieſe Dinge etwas ſagen ließe. Aber das Schlimmſte zugegeben, das ihr meint, ſo wiederhole ich: entweder auf ihn müßt ihr hoffen oder auf nichts.

Digitized by Google

Betrachten wir die Sache kühl und rechnen wir ein wenig. Wenn wir von Karl Albert verlangten, er ſolle etwas thun, was gegen ſeine Intereſſen iſt, aus reinem Heroismus, um Italien, euch und uns allen zu helfen, dann könntet ihr mir ſagen: wie, auf den Verräther von 1821, den Henker von 1832 wollt Ihr vertrauen? — und ihr hättet vielleicht Recht. Allein was iſt es denn eigentlich, was man von ihm verlangt? Daß er in unſerem Intereſſe handle, aber noch mehr in ſeinem eigenen. Man verlangt von ihm, daß er, wenn die Stunde ſchlägt, ſich helfen laſſe größer und mächtiger zu werden, als er jetzt iſt und ihr wollt zweifeln, daß er geneigt ſein werde?

Solche und ähnliche Geſpräche ſchienen den guten Pompilj zu überzeugen. Allein das Schwierigſte war, wenn es ſich darum handelte, was denn nun eigentlich geſchehen ſolle. Da blieb nichts übrig, als Geduld zu predigen und begreiflich zu machen, daß ohne ein großes europäiſches Ereigniß es unmöglich ſei, für Italien, ſich zu rühren, für Karl Albert, ihm beizuſtehen. — Und dieſes europäiſche Ereigniß, wann wird es eintreten? — Fraget den Himmel, verſetzte Azeglio. Er ahnte nicht, daß kaum noch drei Jahre bis zum Eintreten dieſes Ereigniſſes vergehen würden.

In Terni, wo das zweite Nachtquartier gemacht wurde, begann die eigentliche Reiſe, oder wie Azeglio ſie nannte, ſeine Via crucis. Die liberale Correſpondenz im Kirchenſtaat, die für den Verkehr der Secten eingerichtet worden war, blieb auch, nachdem dieſe faſt erloſchen, ein großes Netz, das von einem Ende des Staats zum andern reichte. In jedem Bezirk war ein zuverläſſiger Mann, der einen der Ringe der Kette bildete, und dieſe Kette hatte den Namen Trafila (Zieheiſen). Sie diente dazu, Nachrichten, Briefe, Befehle zu verbreiten, zuweilen auch Perſonen, Flüchtlinge oder politiſche Commis Voyageurs zu befördern. In Terni nun war der erſte Ring der Trafila, und gleich dieſer erſte Vertrauensmann ließ ſich über Erwarten gut an; er wie ſpäter faſt alle waren nicht ſchwer für die Idee Azeglios zu gewinnen. Alle waren überzeugt, daß die giovine Italia eine Narrheit war, wie alle bisherigen Secten, Verſchwörungen und Revolutiönchen, und daß man andere Wege einſchlagen müſſe. Azeglios Vorſchläge wollten freilich anfangs nicht recht munden, allein die Leute überzeugten ſich doch, daß man ohne Macht nichts ausrichten könne, und nachdem ſie ſich lange hin und her gedreht, verſöhnten ſie ſich ſchließlich ſogar mit der Idee Karl Alberts. Abſoluten Widerſtand in dieſer Beziehung traf er nur zweimal, als er ſpäter nach Toscana kam; er ſcheint Gino Capponi zu meinen und Montanelli.

Von Terni ging es nach Spoleto, wo Pompilj ihn verließ; dann nach Fuligno und durch die Mark nach Camerino, Loreto, Ancona und von hier durch die Städte der Romagna. Ueberall mit erwünſchtem Erfolg, ohne beſondere Abenteuer; da er als Künſtler reiſte, konnte er ſich ohne Verdacht zu erregen

Digitized by Google

überall nach Belieben aufhalten. In der Romagna mußte er sich freilich überzeugen, daß eine Erhebung im Werk sei. Alle konnte er nicht bekehren, andere mochten später wieder abfallen; er mußte zufrieden sein, wenn es ihm gelang, die Zahl der Unglücklichen wenigstens zu beschränken, welche sich einen Monat später der bekannten kurzen Bewegung von Rimini anschlossen.

Ueber Florenz und Genua kehrte er nach Turin zurück. Und hier begann nun ein anderes Stück der Arbeit. Hatte er die Bevölkerung auf Karl Albert vertröstet, so mußte er nun auch das Seinige thun, um Karl Albert zu gewinnen. Er hatte die Reise ohne Auftrag, ohne Wissen des Königs unternommen, es war durchaus ungewiß, wie dieser das Wagniß aufnehmen würde. Die erbetene Audienz wurde ihm sofort zugesagt, und zwar, wie dies Karl Alberts Gewohnheit war, um 6 Uhr Morgens, was in der damaligen Jahreszeit vor Tagesanbruch war. Die Stadt schlief noch, als er in den völlig wachen und erleuchteten Palast trat. Sein Herz klopfte. Eine Minute im Vorzimmer, dann öffnete sich die Thür, und er befand sich vor Karl Albert, der aufrecht am Fenster stand, die Verbeugung freundlich erwiederte und Azeglio zum Sitzen einlud.

Der König war damals ein undurchdringliches Geheimniß. Die Hauptthatsachen seines Lebens sprachen sicher nicht zu seinen Gunsten. Niemand konnte verstehen, welcher Zusammenhang in seinem Geiste zwischen der großen Idee der italienischen Unabhängigkeit und den östreichischen Heirathen bestehen konnte, zwischen dem Trieb der Vergrößerung des Hauses Savoyen und der Höflingsschaar von Jesuiten und Männern wie Escarena, Solaro della Margherita und Genossen, zwischen einem weiberhaften Apparat von Frömmigkeit und Pönitenz und der Hochherzigkeit und Charakterfestigkeit, die zu so kühnen Entwürfen gehört. Darum traute auch niemand Karl Albert. Mit jenen kleinlichen Mitteln sich die Hilfe zweier Parteien zu sichern, hatte er schließlich die Gunst der einen wie der anderen verloren. Schon sein Aeußeres hatte etwas Unerklärliches an sich. Von ungewöhnlich großer Statur, mager, mit langem, blassem, meist ernstem Gesicht, hatte er, wenn er sprach, einen überaus weichen Blick, die Stimme klang sympathisch, wohlwollend, familiär. Einen eigenen Zauber übte er auf diejenigen aus, die er anredete und bei den ersten Worten, die er sprach, nahm sich Azeglio mit Gewalt zusammen und sagte sich: Massimo, trau nicht! so verführerisch wirkte auf ihn Wort und Benehmen des Königs. Und nun, woher kommen Sie? frug jetzt der König. Nun war die Zeit gekommen zu reden.

Majestät, sagte Azeglio, ich habe einen großen Theil Italiens von Stadt zu Stadt durchreist, und wenn ich mir eine Audienz erbeten, so geschah es, weil ich, wenn Eure Majestät es erlauben wollte, ihr den gegenwärtigen politischen Zustand Italiens schildern möchte, wie ich ihn aus dem Gespräch mit Männern jedes Landes und jedes Standes erfahren habe.

Digitized by Google

Karl Albert: Reden Sie nur, es wird mir angenehm sein.

Azeglio: Eure Majestät kennt alle Verschwörungen, Bewegungen und kleinen Revolutionen seit 1814 bis heute, sie kennt die Ursachen, daraus sie hervorgehen, die Unzufriedenheit, welche sie nährt, wie den Unverstand, der sie leitet, und die traurigen Folgen, die daraus entspringen. Die Nutzlosigkeit und Verderblichkeit dieser Bewegungen, die nur dazu dienen, das Land um die festesten Charaktere zu bringen und den fremden Einfluß härter zu gestalten, hat nunmehr den Verständigen eingeleuchtet, und man sehnt sich nach neuen Mitteln und Wegen. In Rom habe ich in den letzten Tagen viel über die Möglichkeit, diesem traurigen Zustand ein Ende zu machen, gedacht und gesprochen. Papst Gregor ist alt und hinfällig, bei seinem Tode gewiß, wenn nicht früher, bereitet sich etwas vor. Die Romagna wird in Flammen stehen, und das Ende wird wie immer eine neue östreichische Occupation, eine neue Reihe von Hinrichtungen und Verbannungen, eine neue Verschärfung aller unserer Leiden sein. Unter diesen Umständen thut es dringend noth, Abhilfe zu finden. Und nun erzählte Azeglio ausführlich von seiner Reise, von der Stimmung, wie er sie getroffen, von den Gedanken, die er selbst ausgestreut, und fuhr dann fort:

Majestät, ich habe niemals zu irgendeiner geheimen Gesellschaft gehört, nie an einer Verschwörung theilgenommen; aber wie ich Kindheit und Jugend immer da und dort in Italien zugebracht habe und alle mich kennen und wissen, daß ich kein Verräther bin, und niemand mir mißtraut, habe ich immer alles gewußt, wie wenn ich ein Verschworener gewesen wäre, und auch jetzt sagen sie mir alles, und ich glaube der Wahrheit gemäß versichern zu können, daß die Meisten die Sinnlosigkeit der bisherigen Unternehmungen einsehen und einen neuen Weg einzuschlagen wünschen. Alle sind überzeugt, daß ohne Macht sich nichts ausrichten läßt, daß Macht in Italien nur ist in Piemont, und daß man gleichwohl auch auf dieses keine Pläne bauen kann, so lange Europa ruhig in seiner gegenwärtigen Ordnung bleibt. Das sind Ideen, die einen wirklichen Fortschritt im politischen Urtheil bedeuten. Die Frage ist freilich, ob sie lange andauern werden. Ich glaube sagen zu können, daß ich im Augenblick auf die Leute von Gewicht in diesen Ländern nicht geringen Einfluß besitze. Es ist mir gelungen, die Mehrzahl zu überzeugen. Aber die Bewegung von Rimini, die zwei Wochen, nachdem ich die Romagna verlassen, ausbrach, ist ein Beweis, daß nicht alle überzeugt waren, oder daß, wenn die Häupter überzeugt waren, es doch die Leute zweiten Rangs nicht waren. In einer solchen Hierarchie, wo keine Disciplin bindet und alles vom Vertrauen abhängt, ist Gehorsam immer zufällig. Und dann ist die traurige Lage dieser Bevölkerungen in Rechnung zu ziehen. Wo von oben Willkür, Gewaltthat, Corruption, Täuschung, Mißtrauen kommen, ist es natürlich, daß man von unten dasselbe System entgegensetzt. Wo das materielle und moralische Uebel allgemein ist, ohne ein

Digitized by Google

einziges Mittel der Beſſerung, kann man nicht vorausſehen, bis zu welchem Punkt oder zu welchem Tag Klugheit und Vernunft die Verzweiflung und die Wuth zu zähmen vermögen. So ſind die Menſchen, und eine weiſe, vorausblickende Politik muß vom wirklichen Stand der Dinge ausgehen, wenn ſie nicht den Weg verlieren will. Eben aus dieſem Grunde und um mit einer neuen Idee dem Ausbruch ſolcher Verzweiflung einen neuen Damm entgegenzuſetzen, habe ich im erwähnten Sinne geſprochen und verkehrt, und einige Frucht glaube ich trotz der Ereigniſſe von Rimini doch erzielt zu haben. Nun möge mir Eure Majeſtät ſagen, ob ſie, was ich gethan und geredet, billige oder mißbillige.

Azeglio ſchwieg und erwartete die Antwort. Er war gefaßt auf eine ſolche, bei der er ſo klug war wie zuvor. Statt deſſen ſagte Karl Albert ohne Zaudern, Auge in Auge gerichtet, ruhig aber entſchloſſen:

Laſſen Sie dieſe Herren wiſſen, daß ſie ruhig bleiben und ſich nicht erheben mögen, denn es iſt im Augenblick nichts zu machen, aber ſie mögen ſicher ſein, daß, ſobald eine Gelegenheit ſich bietet, mein Leben, das Leben meiner Söhne, meine Waffen, meine Schätze, mein Heer, alles für die italieniſche Sache bereit ſein wird.

Azeglio war ſo völlig überraſcht, daß er glaubte, nicht recht gehört zu haben. Nachdem er ſich gefaßt, ließ er, um ja kein Mißverſtändniß walten zu laſſen, in ſeine Antwort abſichtlich dieſelben Worte, die der König gebrauchte, einfließen: ich werde alſo jenen Herren zu wiſſen thun u. ſ. w., worauf der König bejahend nickte und das Zeichen zum Abſchied gab. Als ſie ſich erhoben hatten, legte ihm der König die Hände auf die Schultern und entließ ihn mit einer Umarmung.

„Mit einem Sturm im Herzen, über dem mit ausgebreiteten Flügeln eine große und glänzende Hoffnung aufſtieg", verließ er das Schloß. Das Erſte war, daß er ſeinen Correſpondenten ſchrieb, die dann den Uebrigen Mittheilung machten. Eine zuverläſſige Zifferſchrift zum Zweck dieſer Correſpondenz hatte man, als er noch in der Romagna war, verabredet. Doch hütete ſich Azeglio, wie er ſelbſt nicht alle Zweifel unterdrücken konnte, allzu ſanguiniſche Hoffnungen zu erwecken. Er fügte ſeinem ausführlichen Bericht über die Audienz die Worte hinzu: Dies ſind des Königs Worte, das Herz ſiehst Gott.

Der König hatte in dieſer Unterredung u. a. auch die Worte fallen laſſen: es wäre gut, wenn Sie jetzt etwas ſchrieben. Azeglio konnte darauf erwiedern: ich habe bereits daran gedacht. Wirklich war während des intimen Umgangs, den er in dieſer Zeit mit Balbo hatte, der Gedanke in ihm entſtanden, durch eine Schrift der öffentlichen Meinung einen entſchiedenen Impuls im Sinne der neuen Ideen und ſo jener Conſpiration al chiaro sole Fleiſch und Blut zu geben. Dies war der Gegenſtand der täglichen Geſpräche beider Männer. Balbo wohnte damals auf ſeiner kleinen Villa Rubatto am Po, gegenüber von

Valentino. Azeglio ſiedelte ſich gleichfalls dort an, und in wehmüthiger Rückerinnerung ſchreibt er: „Es waren ſchöne Tage! Man fühlte etwas in der Luft, das eine beſſere Zeit verkündigte, das Hoffnungen einflößte, unendliche Vorgefühle, bei welchen dem Herzen kein Zweifel aufſtieg. Die italieniſche Sache, ſo niedergedrückt, ſo erſtorben unter dem Elend, ſchien verjüngt, erneuert; ſie hatte die Friſche, die Anmuth, die Verheißungen der Jugend, die eine kräftige und ſchöne Männlichkeit ankündigt."

Er wollte alſo ein Buch ſchreiben. Zweck und Richtung ſtanden feſt. Es fehlte nur noch ein äußerer Anlaß, ein Anknüpfungspunkt. Da dachte er an die letzte Bewegung von Rimini; dies ſchien ihm die beſte Gelegenheit, ſich zwiſchen beide Lager zu ſtellen und beiden ohne Rückhalt die volle Wahrheit zu ſagen. Balbo billigte den Gedanken, und er fing an zu ſchreiben.

Zuvor aber hielt er es für ſchicklich, den Freunden, mit denen er ſeit einem halben Jahr in Verbindung ſtand, Mittheilung davon zu machen. Ein Schrei allgemeiner Mißbilligung antwortete ihm. Man war einverſtanden mit dem, was gegen Rom gehen ſollte, aber über die Fehler der eigenen Partei mochte man die Wahrheit noch nicht hören. Allein er ließ ſich dadurch nicht irre machen, verſchaffte ſich genaue Berichte über das Thatſächliche der Bewegung und knüpfte daran ſeine Reflexionen über den Zuſtand des Kirchenſtaats und Italiens überhaupt und über die Mittel zu einer durchgreifenden Abhilfe. So entſtand die berühmte Schrift: Ueber die letzten Ereigniſſe der Romagna, die erſte politiſche Flugſchrift, die in Italien ſelbſt, mit dem Namen des Autors zu erſcheinen wagte; jener vernichtende Anklageact gegen die päpſtliche Regierung, jener ſchonungsloſe Abſagebrief an die Politik der heimlichen Verſchwörungen, das Manifeſt, das die Wendung in der Strategie der liberalen Partei bezeichnet.

Die Frage war noch, wo es drucken laſſen? Hätte die Regierung den Druck in Turin erlaubt, ſo hätte dies das ungeheuerſte Aufſehen machen müſſen, es hätte eine unverhüllte Parteinahme bedeutet. Ein ſolcher Entſchluß war von Karl Albert nicht zu erwarten. Doch wollte Azeglio das Manuſcript dem Bibliothekar des Königs, Dom. Promis, damals Mitglied der Cenſur, vorlegen. Bis er die Antwort erhielt, begab er ſich nach Mailand, um da ſeine Sachen in Ordnung zu bringen und einzupacken. Denn er wußte, wenn einmal die Schrift erſchienen wäre, war in Mailand ſeines Bleibens nicht länger. Als er nach Turin zurückgekehrt zu Promis eilte, gab ihm dieſer das Manuſcript lächelnd mit einem runden Nein zurück. Azeglio war auf dieſe Antwort gefaßt. Gleichfalls lächelnd ſagte er: dann werde ich mich anderswo bemühen. Er ging nach Florenz, dem damaligen Zufluchtsort für politiſche Sünder, und hier erfolgte der Druck der Schrift, durch welche ſich Azeglio mit einem Male an die Spitze der Reformpartei geſtellt ſah.

Digitized by Google

Bis zu diesem Punkte reichen die vorliegenden Denkwürdigkeiten, und es ist ein wirklicher Verlust, daß sie grade da abbrechen, wo der interessantere und ungleich bedeutendere Theil von Azeglios Leben beginnt. Eine flüchtige Erinnerung an die folgenden Jahre, an seine Thätigkeit als Agitator seiner Partei, seinen Aufenthalt in Rom während der ersten Zeit des Pontificats Pius des Neunten, seine Theilnahme am Krieg von 1848, dann an den Ereignissen in Toscana im Herbst dieses Jahres, die Uebernahme der piemontesischen Regierung nach Novara, den Kampf, den der constitutionelle Minister Victor Emanuels gegen die Demagogie und gegen die klerikale Reaction zu führen hatte, sein Verhältniß zu Cavour, in welchem er frühzeitig seinen glücklicheren Nebenbuhler erkannte und in dessen Hand er im Jahr 1852 ein wohl verwaltetes Erbe legte, dann nach siebenjähriger, wieder der Kunst gewidmeter Zurückgezogenheit den Antheil an den Ereignissen von 1859, wie er denn bis an sein Ende, obwohl immer mehr vereinsamt, das lebhafteste Interesse an den vaterländischen Dingen nimmt, — die flüchtige Erinnerung an all das läßt ermessen, welch wichtiger Beitrag für die Zeitgeschichte die Fortsetzung dieser Denkwürdigkeiten geworden wäre.

Einigermaßen entschädigt für diesen Verlust die Herausgabe des Briefwechsels Azeglios mit einem französischen Freund, die fast gleichzeitig mit den Ricordi erfolgt ist.*) Diese Correspondenz, deren anfänglicher Zweck war, Fühlung mit der französischen Presse zu halten und die öffentliche Meinung in Frankreich für die italienische Sache zu gewinnen, umfaßt eben die Zeit von 1847 bis zum Jahr 1865 und stellt sich somit als eine Fortsetzung der Denkwürdigkeiten dar. Eine Fortsetzung auch in dem Sinne, als dieselbe Freimüthigkeit und liebenswürdige Offenheit, mit der er seine Erinnerungen niederschrieb, auch diese vertrauten Briefe charakterisirt. Es sind Randbemerkungen zu den Zeitereignissen, an denen er selbst jetzt einen hervorragenden Antheil nimmt, der authentische Reflex der Tagesgeschichte in einem Geist, der vermöge seiner künstlerischen Organisation, wie er selbst einmal sagt, das Schöne liebt und das Häßliche haßt, in der moralischen wie in der physischen Welt. Dazwischen eine Menge kleiner Züge, die hinter die Coulissen blicken lassen, und eine Fülle treffender Urtheile über die Zeitgenossen, ungerecht vielleicht nur über Cavour, dem gegenüber doch eine gewisse Empfindlichkeit kaum sich verbirgt, so warm dann auch wieder z. B. in dem Brief über Cavours Tod die Anerkennung dieses von Grund aus so völlig verschieden gearteten Staatsmanns durchbricht.

Für die Bewegung des öffentlichen Geistes in Italien während dieser Zeit,

*) L'Italie de 1847—1865. Correspondance politique de Massimo d'Azeglio. Par Eugène Rendu. Paris 1867.

Digitized by Google

z. B. über die Frage: Föderation oder Einheitsstaat? oder über die römische Frage sind diese Briefe im höchsten Grade interessant. Insbesondere das römische Problem ist es, das von den Flitterwochen des gegenwärtigen Pontificats an bis zum Septembervertrag des Jahres 1864 ihn in dieser Correspondenz am meisten beschäftigt. Manche von den Ideen, die er dem Strom der öffentlichen Meinung entgegen zum ersten Male ausgesprochen, sind heute zu allgemeiner Anerkennung gelangt. Das Schlagwort Roma capitale hat an ihm zuerst einen gebarnischten Gegner gefunden, zu derselben Zeit als Cavour den mazziniſtischen Schlachtruf aufnahm. Die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz, die Idee einer allmäligen Umwandlung des Papstthums, wie sie durch den Septembervertrag eingeleitet ist, ist wesentlich auf seine Initiative zurückzuführen und noch heute sind die Urtheile des Mannes, den Gino Capponi einmal treffend den politischen Moralisten Italiens genannt hat, um so lehrreicher, je ferner der Tag scheint, der die endliche Lösung der römischen Frage bringt.

Wilhelm Lang.

Die russischen Sectirer und der polnische Aufstand.

(Vrgl. Nr. 33, 34 und 35 der Grenzboten.)

Der ihm aus Moskau gewordenen Einladung entsprechend, reiste Kyrill, der Metropolit von Bjelokrinitz, herkömmlicherweise mit einem falschen Paß versehen, im December 1862 nach Petersburg und Moskau. Allenthalben von seinen Glaubensgenossen mit Ehrfurcht aufgenommen, langte er Ende Januar in der alten Zarenstadt an. Im Februar 1863 fand in den auf dem moskauer Rogoschfriedhof belegenen Gebäuden ein von dem Metropoliten geleitetes „allgemeines Concil" sämmtlicher Bischöfe und Aeltesten der in Rußland lebenden altgläubigen Gemeinden hierarchischer Observanz statt, welches die Unterordnung der russischen Gläubigen unter den Metropoliten von Bjelokrinitz beschloß, ein Statut der Kirchenverwaltung ausarbeitete und einen Erzbischof für Rußland wählte, der gleichsam der locum tenens des Metropoliten sein sollte. Es schien alles auf dem besten Wege zu sein; zum ersten Mal seit drei Jahrhunderten war die Hierarchie der Secte vollständig organisirt und merkwürdigerweise ignorirte die sonst so wachsame Regierung alles, was auf dem geheim-

Digitized by Google

nißvollen, bis jetzt ſtets von der geheimen Polizei beobachteten Friedhof geſchehen war, obgleich ihr die Ankunft des Oberhirten aus der Bukowina kein Geheimniß geblieben ſein konnte. Des Metropoliten eigene Schuld war es, daß das große Friedenswerk, noch bevor es zum Abſchluß gekommen, gefährdet wurde: der vom Concil gewählte Erzbiſchof von Rußland ſchien ihm nicht zuverläſſig genug, zeigte von vorn herein Selbſtändigkeitsgelüſte und ſo geſchah es, daß Kyrill ihn nur proviſoriſch beſtätigte. Dieſe Maßregel, welcher bereits andere Willkürlichkeiten des Oberhirten vorausgegangen waren, rief eine heftige Oppoſition der in Moskau verſammelten Prälaten hervor; dieſelben erließen einen Collectivproteſt, in welchem ſie ihr Oberhaupt vor Abweichungen von den Satzungen der Väter warnten und das Recht des Concils und der in dieſem vertretenen Gemeinden energiſch wahrten. Kyrill ſuchte dieſes Schreiben, dem er die officielle Giltigkeit abſprach, zu ignoriren und es kam alsbald zu ſo heftigen und leidenſchaftlichen Auftritten, daß die Einheit der Secte gefährdet ſchien und der Metropolit mit ſeiner Abreiſe drohte; vergegenwärtigt man ſich, daß alle das ſogenannte Concil bildenden Perſonen den unteren Geſellſchaftsſchichten angehörten, daß ſchon die Vorurtheile der Secte jede Theilnahme an der modernen Bildung unmöglich machten, daß der große Haufe der Gläubigen ſich von einigen reichen Kaufleuten beherrſchen ließ, deren Anſehen hauptſächlich auf ihrer altgläubigen Starrheit und ihrer Abwendung von der europäiſchen Cultur beruhte, daß endlich die Biſchöfe und hohen Geiſtlichen, weil ſie beſonders rückſichtslos von der Regierung verfolgt wurden, in der Regel waghalſige Subjecte von zweifelhaftem Ruf, bankerotte Kleinhändler, aus der herrſchenden Kirche ausgeſchloſſene liederliche Popen, ſelbſt deſertirte Soldaten waren, daß ſelbſt der Metropolit nur mühſam leſen und ſchreiben konnte und ſich zu dieſen Operationen in der Regel fremder Hilfe bediente, ſo wird man ſich von dem Geiſt und Ton, in welchem die Verhandlungen dieſes Concils geführt wurden, eine annähernde Vorſtellung machen können.

Die Verwirrung, welche durch die erwähnten Zwiſtigkeiten hervorgerufen worden war, ſollte bald in unerwarteter Weiſe geſteigert werden. Der polniſch-litthauiſche Aufſtand war eben ausgebrochen, und hatte eine Aufregung der Gemüther hervorgerufen, die ſich dank der geſchickten Agitation der jungen moskauer Preſſe, zu einer Höhe nationalen Fanatismus ſteigerte, wie ſie ſeit dem Franzoſenkriege von 1812 nicht erreicht worden war und deren Fluth ſelbſt die Altgläubigen widerſtandslos fortriß. Die politiſchen Köpfe unter den Häuptern der Gemeinde glaubten angeſichts der Verlegenheiten, in welchen die Regierung ſteckte und der drohenden ausländiſchen Intervention zu Gunſten der Aufſtändigen — den Augenblick zu einer Ausſöhnung mit dem Staat gekommen und beſchloſſen den Verſuch zu einer ſolchen um jeden Preis zu machen. Sie, die ſich ſonſt vor jeder Berührung mit den Organen der (ihrer Anſicht nach

ketzerischen) Regierung sorgfältig gehütet hatten und in Verdacht standen, weder diese noch den Kaiser anzuerkennen, fragten in der Stille bei dem moskauer Generalgouverneur General Tutschkow an, ob man es gern sehen würde, wenn sie Namens ihrer sämmtlichen Glaubensgenossen Sr. Majestät eine Loyalitätsadresse unterbreiteten. Tutschkow, der beim Empfang dieser unerhörten Neuigkeit kaum seinen Ohren trauen wollte, fragte in Petersburg an und erhielt eine zustimmende Antwort. Auf die Nachricht von dieser war der Entschluß der maßgebenden Aeltestenpartei rasch gefaßt. Am 28. Februar 1863 überreichte eine größere Anzahl einflußreicher Gemeindeglieder dem noch immer versammelten bischöflichen Concil eine ausführliche Eingabe, in welcher sie die Bischöfe ersuchten, in Anbetracht des Verdachtes, welchen der Verkehr mit einem Ausländer, wie der Metropolit einer sei, in den gegenwärtigen unruhigen Zeitläuften bei der Obrigkeit erwecken könne, sowie in Anbetracht dessen, daß Se. Majestät der Kaiser wegen des zur Zeit tobenden polnischen Aufstandes einen besonderen Anspruch an die unbedingte Hingabe und Loyalität aller getreuen Unterthanen habe, dahin zu wirken, daß der hochwürdige Metropolit sofort Rußland verlasse und seine Beziehungen zu den russischen Gemeinden wenigstens für einige Zeit einstelle. Die gegen den Oberhirten bereits erbitterten Bischöfe nahmen an dieser Erklärung Veranlassung, Kyrill zur Abreise zu vermögen und diesem blieb nichts übrig, als nach Ernennung eines interimistischen Stellvertreters das Feld zu räumen. Ermuthigt durch diese raschen Erfolge gingen die Männer, welche auf eine Aussöhnung mit der Regierung rechneten, raschen Schritts weiter. Sie erließen sofort eine an den Kaiser gerichtete Adresse, in welcher versichert wurde, die Altgläubigen hierarchischer Observanz hielten zwar mit unerschütterlicher Treue an den Satzungen und Gebräuchen der Väter fest, seien aber nichts desto weniger streng loyale Unterthanen, die gern bereit seien, für Thron und Vaterland den letzten Blutstropfen zu verspritzen. Der Eindruck, den diese Erklärung im gesammten russischen Reich machte, war größer, als die Altgläubigen selbst erwartet hatten und rechtfertigte ihre Erwartungen in jeder Beziehung.

Zu einer förmlichen Anerkennung der sectirerischen Religionsgesellschaft und ihres Klerus konnte die Regierung sich, namentlich aus Rücksicht auf die orthodoxe Geistlichkeit, zwar nicht verstehen — sie that aber, was unter den gegebenen Verhältnissen irgend möglich und thunlich schien. Die Gouverneure, Polizei und Verwaltungsbeamten wurden unter der Hand angewiesen, die Altgläubigen zuvorkommend und schonend zu behandeln, die Ausschließung der Kinder derselben von den öffentlichen Lehranstalten wurde, gleichfalls in der Stille, aufgehoben und die Anerkennung der von altgläubigen Priestern eingesegneten Ehen von Fall zu Fall nicht mehr verweigert. Jetzt gingen auch die Altgläubigen einen Schritt weiter: im März erschien eine „an alle geliebten Kinder der

Digitized by Google

einen heiligen, allgemeinen, apostolischen, altrechtgläubigen und katholischen Kirche" gerichtete „encyklische Botschaft", welche den Nachweis führte, daß für die Altgläubigen hierarchischer Observanz dogmatisch kein Grund zum Haß und zur Feindschaft gegen die griechisch orthodoxe Kirche vorliege, die hierarchische Secte dieser vielmehr innerlich näher stehe als den anomistischen priesterlosen Secten, mit denen sie blos durch das Band gemeinsamer Nichtanerkennung der Reformation des Patriarchen Nikon und durch gemeinsames Märtyrerthum verbunden seien; nach einer ausführlichen Deduction derjenigen Punkte, in welchen man mit der herrschenden Kirche übereinstimme, schloß die Botschaft mit Wünschen für künftige gegenseitige Toleranz und Bruderliebe.

Dieses Actenstück, welches einen Einsiedler Hilarion Jegorow aus Polossa zum Verfasser hat, ist für die Geschichte der Religionsgesellschaft, von welcher die vorliegenden Blätter handeln, von großer Wichtigkeit gewesen und es hat bei dem engen Zusammenhang aller Glieder derselben nicht ausbleiben können, daß es in der Bukowina und am Bosporus eine ebenso große Rolle spielte, wie an der Moskwa, am Don oder an den eisigen Gestaden des weißen Meeres. Es enthält eine directe und ausdrückliche Verurtheilung und Anathemisirung Herzens, der londoner Emigration und der gottlosen und staatsgefährlichen Lehren, durch welche diese „Söhne des gottlosen Voltaire" den Staat und die Kirche Rußlands zu stürzen gedroht.

Die „encyklische Botschaft" hat ebensowohl Anhänger wie erbitterte Gegner gefunden, letztere namentlich in der Türkei und unter den rohen, fanatisirten Massen in Moskau; sie ist von dem „Concil" und vom Metropoliten wiederholt verurtheilt und verworfen, bei veränderten Umständen wieder ganz oder zum Theil anerkannt worden, aus der Welt zu schaffen war sie aber nicht mehr. Ihre Hauptwirkung war die, daß die mühsam hergestellte Einheit aller Gemeinden und die Unterordnung unter den Metropoliten von Bjelokrinitz gesprengt wurde; derselbe wird gegenwärtig von einem Theil der russischen altgläubigen Bischöfe anerkannt, von der Mehrzahl verworfen, die Zersetzung des sectirerischen Organismus ist im Zunehmen begriffen, hervorragende Glieder derselben sind zum „glaubensvereinten Ritus" (einer staatlich anerkannten Spielart der griechisch orthodoxen Kirche, welche an die Grundsätze dieser sich anlehnt, aber gewisse rituale Bräuche der Altgläubigen adoptirt hat) übergetreten — kurz um die politische Bedeutung des Papstthums von Bjelokrinitz ist es geschehen. Die Altgläubigkeit hat aufgehört eine Waffe der politischen Propaganda zu sein, ihre Beziehungen zu der londoner Emigration und zu den polnischen Flüchtlingen in der Türkei bestehen nicht mehr, oder spielen keine Rolle — trotzdem, daß Genossen Herzens bis in die neueste Zeit versucht haben, Bjelokrinitz zum Centrum einer Agitation zu machen, deren Aufgabe es sein sollte, den Schwerpunkt des Schisma in die Bukowina oder Türkei zu verlegen und

Digitized by Google

auf dieſe Weiſe in panſlawiſtiſchem Sinne gegen Rußland zu agitiren. Vergebens hatte Kelſſiew, einer der hervorragendſten Leiter des londoner Revolutionsbundes, ſeinen Wohnſitz in die Türkei verlegt, eine Druckerei und ein journaliſtiſches Bureau zur Bekämpfung des ruſſiſchen Einfluſſes anzulegen verſucht, das ihm anhaftende Odium ketzeriſch-unchriſtlicher Geſinnung brachte ihn von vorn herein um die Möglichkeit gedeihlichen Wirkens und er mußte es erleben, daß ſelbſt die Nekraſſowkoſaken, welche die Leibgarde der polniſchen, gegen Rußland gerichteten Umtriebe bildeten, heimliche Verhandlungen mit dem petersburger Cabinet anknüpften und ernſtlich Miene machten, in die von ihren Ahnherren aufgegebene Heimath, die heilige „Roſſia", zurückzukehren.

So hat der einzige energiſch und mit Kenntniß der gegebenen Verhältniſſe angeſtellte Verſuch zur Bekämpfung des gegen Süden und Weſten vordringenden ruſſiſchen Panſlawismus zur Niederlage derer geführt, welche ihn unternahmen. Der Gedanke, welchen die polniſche Emigration bei Begründung des Metropolitanſitzes von Bjelokrinitz verfolgte, war ein von ihrem Standpunkte aus durchaus glücklicher; die Kirchenſpaltung, welche Millionen ruſſiſcher Unterthanen, und unter dieſen einen großen Theil des kriegeriſchen Koſakenſtammes, zu Gegnern der Regierung machte, war, namentlich zu den Zeiten des intoleranten alten Regime eine der wundeſten Stellen des ruſſiſchen Staatslebens und hier die Hebel einer Agitation zur Verlegung des kirchlichen und politiſchen Schwerpunkts der ſlawiſchen Welt an die untere Donau anzuſetzen, ein nichts weniger als ausſichtsloſes Unternehmen. Iſt das ruſſiſche Kirchenſchisma doch eine der eigenthümlichſten und bedeutungsvollſten Erſcheinungen des ſlawiſch-nationalen Lebens, gleichſam die Incarnation der volksthümlichen Abneigung gegen den Cäſaropapismus und die durch Peter den Großen importirte weſteuropäiſche Cultur geweſen; in ihrer Beſchränkung auf die unterſten, für alle Gründe des Verſtandes und der Bildung unzugänglichen Claſſen lag grade ihre Kraft und es ſchien durchaus wahrſcheinlich, daß die Ideenverwirrung der von ihr beherrſchten Kreiſe zu politiſch-revolutionären Zwecken ausgebeutet werden könne. Daß es bei bloßen Verſuchen geblieben iſt, daß dieſes weitausſehende Unternehmen nur dazu gedient hat, den ruſſiſchen Einfluß zu kräftigen und eine Verſöhnung der Regierung mit einem bis dahin gefährlichen Feinde herbeizuführen, hat die Reihe Skizzen, welche ſich mit den vorliegenden Blättern abſchließt, zu zeigen und zu erklären verſucht. — Dieſe Erklärung iſt, unſerer Anſchauung nach in zwei Umſtänden zu ſuchen: einmal in der Hilfloſigkeit der außerruſſiſchen Slawen, die, ſo oft ſie Verſuche machten ſich mit occidentalen Intereſſen auseinanderzuſetzen, damit nicht zu Strich kamen, in der Regel verſchloſſene Thüren fanden und ſchließlich zu dem großen Reich des Oſtens zurückkehrten, und zweitens in der Thatſache, daß man in Rußland über die weſteuropäiſchen Verhältniſſe ſehr viel beſſer und genauer unterrichtet iſt, als um-

Digitized by Google

gekehrt. Kein Wunder, daß die ruſſiſche Diplomatie jeder anderen den Rang abläuft, — rechnet ſie doch mit Factoren, welche ſie genau ſtudirt hat, während ihre Gegner, ſobald es ſich um ſpecifiſch ruſſiſche Verhältniſſe handelt, im Finſtern tappen und nirgend Beſcheid wiſſen. So iſt es gekommen, daß Galizien, Serbien und andere ſüd- und weſtſlawiſche Länder in entſchiedener Abhängigkeit von ruſſiſchen Einflüſſen ſind, daß Oeſtreich und die Türkei fortwährend unter der Furcht vor dem mächtigen Nachbar leben, während kein europäiſcher Staat im Stande iſt, irgendetwas bei einem der unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehenden Stämme zu vermögen, alle Anläufe, auch nur dem revolutionären Polenthum eine beſtimmte Richtung zu geben, erfolglos geblieben ſind. Zahlreiche officielle und nichtofficielle Journale in Moskau und Petersburg ſind fortwährend damit beſchäftigt, die Kunde des occidentalen Völkerlebens nach Oſten zu vermitteln, kein Vorgang, mag er ſocialer oder politiſcher Natur, Deutſche oder Engländer, Skandinavier oder Romanen betreffen, entgeht ihrer genauen und ſorgfältigen Beobachtung. Im Weſten dagegen erfährt man nicht das Nothdürftigſte von dem, was jenſeit der Weichſel paſſirt, die Nachrichten, die man erhält, ſind entweder entſtellt oder ſie werden falſch verſtanden, häufig auch vollſtändig ignorirt.

Das ruſſiſche altgläubige Schisma z. B. iſt ein Ding, von dem die Wenigſten bei uns überhaupt etwas wiſſen und doch gehört daſſelbe zu den merkwürdigſten kirchlichreligiöſen Erſcheinungen, die es überhaupt giebt: eine Religionsgeſellſchaft, die zahlreicher iſt als die geſammte Einwohnerſchaft manches europäiſchen Staates zweiten Ranges, deren Anſchauungen den modernen Zuſtänden, ruſſiſchen wie außerruſſiſchen, mit unvermittelter Schroffheit gegenüberſtehen, von der jeder Gebildete ſelbſtverſtändlich ausgeſchloſſen iſt, die von geheimen Oberen, die für harmloſe Kaufleute und Handwerker gelten, in unbeſchränkteſter Weiſe beherrſcht und geleitet wird, deren Fäden vom mittelländiſchen bis zum ſchwarzen Meer, von den Einöden Sibiriens bis in die Straßen von Konſtantinopel reichen und die doch kaum dem Namen nach bekannt iſt! Mit vielen anderen nicht minder wichtigen Erſcheinungen ruſſiſchen Lebens iſt es ebenſo oder doch wenig beſſer beſtellt und man wundert ſich noch, daß dieſer Staat täglich an Macht und Einfluß wächſt, daß ſein Wille für Millionen von Unterthanen fremder Herrſcher und Länder allein maßgebend iſt und daß alle Mittel, welche zur Bekämpfung der ſlawiſchen Präponderanz angewandt werden, nicht ausreichen und dem Wachsthum des Panſlawismus mehr förderlich als hinderlich geweſen ſind? Wer den Verhältniſſen, von denen hier gehandelt worden, irgend näher geſtanden, den kann es nicht Wunder nehmen, daß dem ſo iſt und daß die Ruſſen ſich den Weſteuropäern überlegen glauben; während ſie den Weſten genau kennen, weiß man von ihnen wenig mehr, als zu den Zeiten Peters des Großen oder ſeiner altmoskowitiſchen Vorgänger.

Digitized by Google

Politiſcher Monatsbericht.

✕ Leipzig, Ende Auguſt.

Der Charakter der Unſicherheit und des Schwankens, welchen unſere öffentlichen Zuſtände ſeit dem londoner Abkommen über Luxemburg tragen, hat ſich während des abgelaufenen Monats faſt zur Caricatur verzerrt. Indeſſen die Theilnahme für die Aufgaben des inneren Staatslebens im Abnehmen begriffen erſcheint, ſelbſt die Agitation für die Reichstagswahlen mit einer Flauheit betrieben wird, die von der Unſicherheit und Geſtaltloſigkeit des öffentlichen Urtheils über innere Angelegenheiten deutliches Zeugniß ablegt, ſind es die Fragen der auswärtigen Politik, und immer nur dieſe, welche Aller Köpfe und Herzen erfüllen. Beim Beginn des Auguſtmonats hatten die zum Schluß der franzöſiſchen Kammer gehaltenen Reden, die Gerüchte über eine pariſer Depeſche in der ſchleswigſchen Angelegenheit, Behics Reiſe nach Dänemark u. ſ. w. die Befürchtungen vor einem Zuſammenſtoß mit dem weſtlichen Nachbar auf das höchſte Maß geſteigert; dann folgten ein paar ruhigere Wochen, während welcher man ſich mit den Ordres und Contreordres bezüglich der neupreußiſchen Provinzen und deren Kritik beſchäftigte und noch ehe man mit dieſen zum Abſchluß gekommen, hat die ſalzburger Kaiſerzuſammenkunft Publikum und Publiciſten wiederum in ein Meer von Hoffnungen und Befürchtungen verſenkt und jede ruhige Discuſſion darüber, was wir am heimiſchen Heerd zu thun und zu laſſen haben, unmöglich gemacht. Indeſſen Freund und Feind darüber klagen, daß der preußiſche Premier nur für die große auswärtige Politik Sinn habe und den Aufgaben des inneren Staatslebens nur einzelne verflogene Augenblicke widme, machen ſie es ſelbſt nicht beſſer: wenn wir das Geſchrei gegen neue Steuern, directe wie indirecte, in Abzug bringen, in welchem jener Bruchtheil der Demokratie ſich bewegt, der nur Forderungen an den Staat kennt und grundſätzlich nicht nach den Mitteln fragt, welche demſelben zu Gebote ſtehen — ſo iſt kein neuer Gedanke ausgeſprochen, kein neues Programm aufgeſtellt worden, das irgendwo ein lebhaftes Echo gefunden hätte. Unerſchöpflich an neuen Gedanken, Programms und Combinationen ſind Zeitungsleſer und Zeitungsſchreiber dagegen, ſobald es ſich darum handelt, für die ſalzburger Zuſammenkunft eine Erklärung oder Deutung zu finden. Zwar beginnt jeder der Verſuche zur Feſtſtellung deſſen, was die beiden Kaiſer geredet und geplant, mit der Verſicherung, daß niemand genau wiſſen könne, worum es ſich in den Conferenzen der abgelaufenen Woche eigentlich gehandelt habe — nichts deſto weniger glaubt jeder, das Geheimniß derſelben errathen zu können. Thatſache iſt nur eins: daß um die Zeit des napoleoniſchen Beſuchs in Salzburg der Gedanke an einen mit öſtreichiſch-

Digitized by Google

franzöſiſcher Unterſtützung abzuſchließenden deutſchen Südbund wieder neu in Umlauf geſetzt worden iſt, freilich ohne irgend bemerkenswerthe Unterſtützung zu finden. Die ſüddeutſche Demokratie ſcheint um keinen Preis aus ihrer negativen, grollenden Haltung hervortreten zu können, zu jedem Angebot, das ihr gemacht wird, ſchüttelt ſie den Kopf; zu dem mannhaften Entſchluß, das Nothwendige und Unvermeidliche mit Anſtand zu thun, vermag man ſich nicht emporzuſchwingen, zu dem Experimente einer ſüddeutſchen Sonderexiſtenz iſt man nicht beſchränkt, zu jenem Kokettiren mit dem franzöſiſchen Imperialismus, das von norddeutſchen Particulariſten ſchamlos genug getrieben wird, nicht ſchlecht genug. So lebt man von der Hand in den Mund und erwartet von äußeren Ereigniſſen der Zukunft (die bei ihrem wahren Namen zu nennen man wiederum Scheu trägt) die Löſung des Problems, an das ſelbſtändig heranzutreten man weder Neigung noch Fähigkeit hat.

Dieſſeit des Main ſieht es kaum anders aus. Die Frage nach der Zukunft des Südens iſt zugleich die nach der Zukunft des norddeutſchen Bundes und wie man drüben nicht weiß, was aus den drei Staaten werden ſoll, die ſich in ihrer gegenwärtigen vollen Souveränetät unbehaglicher fühlen, denn je, ſo iſt man hüben in Ungewißheit darüber, was werden ſoll, wenn kein auswärtiges Ereigniß aus der Sackgaſſe herausführt, in welche wir gerathen ſind. Hier wie dort iſt es immer wieder das Verhältniß zu Oeſtreich, über welches man ins Klare kommen muß, ehe man weiter gehen kann. Im deutſchen Süden kann man ſich zu einem vollſtändigen Bruch mit dem Kaiſerſtaat nicht entſchließen, ſo genau man auch weiß, daß jede Verbindung mit demſelben unfruchtbar ſein wird, wie ſie unfruchtbar war — in Norddeutſchland und namentlich in den Kreiſen, welche ſich um das nationale Banner geſchaart haben, iſt das Verhältniß zu Oeſtreich eine „offene Frage“ d. h. niemand weiß, wie daſſelbe ſich geſtalten wird oder auch nur geſtalten ſoll. Daß die öſtreichiſche Monarchie die Kriſis des vorigen Jahrs überſtehen werde, hatte man nicht erwartet, dieſer Factor war nicht in Rechnung gebracht worden und ſeit er wieder da iſt, weiß man nicht, was mit ihm angefangen werden ſoll. Dieſem Umſtande iſt es weſentlich zuzuſchreiben, daß Herrn v. Beuſts auswärtige Politik bis zu Salzburg eine ſchwankende, lediglich abwartende war und die ſtarken Plänkeleien der berliner Officiöſen haben die Sache eher ſchlimmer als beſſer gemacht. An preußiſche oder nur deutſch-patriotiſche Sympathien des wiener Cabinets zu glauben, ſind wir die Letzten; nichts deſto weniger iſt es uns unbegreiflich geweſen, warum man dieſes Cabinet mit kaum verhehlter Abſichtlichkeit und doch ohne erkennbaren Zweck durch ſtets neu ausgeſprochene Zweifel an der Möglichkeit einer Rettung Oeſtreichs verſtimmt hat. Mochte in der Hofburg geſchehen, was da wollte, die preußiſchen Officiöſen und was ihnen anhing wußten zu mäkeln und zu

grollen, zu kritteln und zu zweifeln. Während häufig genug versichert wurde, die Zeit des Haders und der Eifersüchteleien sei vorüber, man erwarte von Oestreich kein Bündniß mit Feinden und Gegnern Preußens, that man doch nichts, um ein gutes Einvernehmen journalistisch zu fördern, die Initiative zu steten kleinen Händeln wurde vielmehr im Norden ergriffen, namentlich bei Gelegenheit des moskauer Slawencongresses. Diese stete Betonung der Zweifel an der Existenzfähigkeit Oestreichs scheint uns wenig opportun zu sein — zeugt sie doch davon, daß man Oestreich gegenüber kein bestimmtes Programm hat. Es sind doch nur zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder man will in Frieden mit Oestreich leben oder nicht — im ersteren Fall ist es überflüssig, ihm stets memento mori zuzurufen, im letzteren muß man die guten Beziehungen zu ihm entbehrlich machen. Und doch ist weder das Eine noch das Andere geschehen, die Anhänger Preußens sind Oestreich gegenüber vollständig planlos verfahren und nur darin einig gewesen, daß sie von Zeit zu Zeit ihre Verwunderung darüber aussprachen, daß dieser Staat überhaupt noch da war. Damit ist der Annahme Vorschub geleistet worden, als halte man das Nebeneinanderbestehen Oestreichs und eines unter preußischer Führung geeinigten Deutschlands, für unvereinbar. Die Zahl derer, die dieser Meinung sind, ist in Wien sicher zahlreicher als in Berlin oder sonst wo im norddeutschen Bunde — es hat darum keinen Sinn, wenn man den Glauben nährt, wir hielten dieselbe für eine Bedingung unserer Existenz.

In Wien hat man aus diesem Verhalten auf eine gegen die östreichische Monarchie gerichtete russisch-preußische Alliance geschlossen und aus dieser das Recht zu einem Zusammengehen Franz Josephs mit dem dritten Napoleon abgeleitet. Ueber Grund oder Ungrund dieser Conjectur zu streiten, überlassen wir Anderen — rathsam scheint uns aber, die Grundlagen, auf welchen eine solche Alliance sich aufbauen würde, näher zu betrachten. Die Zeiten, in welchen auswärtige und innere Politik nichts mit einander zu thun hatten, Fürstenbündnisse dauernd bestehen konnten, ohne von Völkersympathien getragen zu werden, sind vorüber; möglich bleibt es immer, daß Preußen Rußlands orientalische Politik unterstützt, eine dauernde Unterstützung der deutschen Politik Preußens durch den nordischen Kaiserstaat würde aber zu der Richtung, welche das russische Staatsleben neuerdings genommen hat, wenig passen und kaum durchführbar sein. Das Organ der russischen Nationalpartei, die Moskausche Zeitung, deren beinahe schrankenloser Einfluß in den maßgebenden Regierungskreisen besonders nachhaltig wirkt, hat sich über diesen Punkt noch neuerdings ziemlich deutlich und unzweideutig ausgesprochen. In einem Artikel, der die Lage Deutschlands am Vorabend der salzburger Conferenz bespricht, entwirft sie ein nichts weniger als schmeichelhaftes Bild der Schwierigkeiten, in denen Preußen stecke. Indem die Resultate der „übermäßigen" Vergrößerung dieses Staats

Digitized by Google

und des „waghalsig kühnen bismarckschen Unternehmens“ als vollständig zweifelhaft geworden bezeichnet werden, predigt das moskauer Blatt starres Festhalten an der nationalen Politik Rußlands, denn nur diese vermöge dem Staat bei den bevorstehenden Verwicklungen des Westens Vortheile zu erringen. Bei der Furcht vor preußischer Präponderanz an der Ostsee, welche zu den Hauptmerkmalen der Politik des moskauer Publicisten gehört, und dem regen Mitgefühl, das derselbe für die in ihrer Selbständigkeit gefährdeten süd- und mitteldeutschen Stämme hat, kann nicht zweifelhaft sein, daß eine Förderung der deutschen Hegemonie Preußens nicht im Katechismus der russischen Nationalpartei steht. Von Sympathien des preußischen Volks mit dem östlichen Nachbar ist gleichfalls wenig zu spüren gewesen.

Auf dem Gebiet des inneren Völkerlebens ist während der Augustwochen mancherlei vorgegangen, was in anderen Zeiten Theilnahme und Interesse genug geweckt hätte: die englische Reformbill hat die letzten legislatorischen Stadien passirt und ist zum Gesetz erhoben worden, die Erwartungen, welche sich in Frankreich herkömmlicherweise an den 15. August knüpften, sind mit dem Versprechen erhöhter Sorgfalt für die Vicinalwege abgespeist worden, in Spanien tobt ein neuer Aufstand, die Rückkehr des Sultan nach Konstantinopel hat die Hoffnungen für die Erhaltung der Türkei neu gekräftigt und die Pforte zu einer ziemlich entschiedenen Ablehnung der Vorschläge bezüglich Candias ermuthigt, in Rußland ist die vollständige Loslösung der römisch-katholischen Diöcesen dieses Staats von der Curie, die Verlegung der polnisch-katholischen Kirchenbehörden nach Petersburg angeordnet, eine Umgestaltung des Zolltarifs in Aussicht genommen und der Bund mit der nordamerikanischen Union bei Gelegenheit des Besuchs, den Admiral Farragut der russischen Hauptstadt abgestattet, neu besiegelt worden, die kaiserliche Regierung hat endlich die im Februar d. J. constitutioneller Gelüste wegen suspendirten petersburger Provinzialstände rehabilitirt, — in Dänemark haben imperialistische Franzosen und demokratische Dänen gemeinsam für die Wiederherstellung des eiderdänischen Regiments in Schleswig geschwärmt — wer aber hätte in dem gegenwärtigen Stadium deutschen Lebens, wo es sich um die Behauptung der Errungenschaften des vorigen Jahres, um die Wahl der Werkleute handelt, von welchen das Gebäude unserer staatlichen Existenz weiter geführt werden soll — wer hätte da Zeit und Neigung, Dingen nachzugehen, die zu uns und unserer Zukunft nur eine entfernte und indirecte Beziehung haben? Von dem Gesichtspunkt ihrer Bedeutung für Deutschland und die deutschen Dinge verdienen von all den Vorgängen im Auslande, welche in die letzten Wochen fallen, die bisher resultatlos gebliebenen Verhandlungen zwischen den Ministern des cisleithanischen Oestreich und denen Ungarns die meiste Aufmerksamkeit, denn bei der Entscheidung über die künftige auswärtige Politik Franz Josephs werden sie sicher eine große Rolle spielen. Und nicht bei diesen

Digitized by Google

allein. So lange das System, auf welches das neue Oestreich sich stützen will, die gegenseitigen Beziehungen zwischen den einzelnen Staatsangehörigen nicht zu regeln vermocht hat, wird dasselbe schwerlich die Kraft haben, auch nur die preußenfeindlichsten unter den süddeutschen Politikern für den Gedanken eines Südbundes unter östreichischer Patronage zu gewinnen. Ist es wahr, was wiener Blätter neulich mittheilten, daß die Verhandlungen wegen Aufhebung des bachschen Concordats blos die Befreiung des transleithanischen, nicht auch der cisleithanischen Länder von dieser Fessel in Aussicht stellen und daß die Curie unter keiner Bedingung von ihrer Herrschaft über die östreichische Volksschule lassen will, so dürften Herrn v. Beusts Versuche zur Anknüpfung engerer Verbindungen mit Bayern und Württemberg noch für lange aussichtslos sein.

Im Augenblick scheint die Möglichkeit einer solchen Verbindung von dem preußischen Cabinet ebenso ernstlich in Erwägung gezogen zu werden, wie die eines östreichisch-französischen Bündnisses; auch wenn dieses letztere zunächst nur einem Zusammengehen im Orient gelten sollte, würden seine Folgen sich auch für Deutschland bald genug fühlbar machen. Dringender denn je tritt darum an uns die Mahnung heran, die Frist, welche noch gegeben ist, gewissenhaft auszunutzen. Das wird aber nur dann geschehen, wenn wir unbeirrt durch die Mißgriffe der Freunde und die Erfolge der Gegner den beschrittenen Weg zur Consolidation der norddeutschen Bundesmacht weiter gehen. Es ist ganz richtig, wenn behauptet wird, die Rücksicht auf die auswärtige Lage sei der maßgebende Gesichtspunkt für die national-liberale Partei: aber nur wenn dieser festgehalten wird, kann diese Partei regierungsfähig werden, denn dringender wie je wird von diesem Augenblick gefordert, daß alle Arbeit auf einen Punkt gerichtet werde. Bevor die äußere Abschließung Deutschlands nicht zu Ende geführt ist, bauen wir auf Sand — Sandbauten und nichts weiter sind alle Anstrengungen der Gegner auf der linken wie auf der rechten Seite. In dem entscheidenden Moment werden diese von den Trümmern ihrer unfruchtbaren Arbeit begraben sein, und nur die Partei wird gerüstet auf dem Platz stehen, welche von Hause aus gewußt hat, worauf es eigentlich ankam. Darauf aber kommt es an, daß die Bewohner des deutschen Staatsgebäudes, dessen Fundament wir gegenwärtig mauern, in Zukunft nichts darnach zu fragen brauchen, wie der Kaiser von Oestreich oder von Frankreich über sie denke und daß unsere innere Politik unabhängig werde von den äußeren Schwankungen, welchen die Staaten dieses Welttheils noch lange ausgesetzt bleiben werden. Nur die Freiheit, die uns zugleich die Unabhängigkeit vom Gut- oder Uebelwollen unserer östlichen, westlichen oder nördlichen Nachbarn giebt, ist werth, daß man für sie Gut und Blut einsetze.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 37.

Ausgegeben am 6. September 1867.

Inhalt:

Der Accessionsvertrag Preußens mit Waldeck . . . . . Seite 401
Directe oder indirecte Wahlen? Ein Stück populärer Mathematik . 411
Die französischen Deputirten und Journalisten in Dänemark . . . 419
Die Unzufriedenen der Schiller-Goethezeit von 1795—1805. Ungedruckte Briefe Wielands, Böttigers, Falcks und Cramers . . . 423
Vermischte Literatur 439

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Der Acceſſionsvertrag Preußens mit Waldeck.

Schon vor längerer Zeit haben dieſe Blätter eine eingehende Beſprechung der Lage des Fürſtenthums Waldeck veröffentlicht und damit innerhalb der Grenzen des betroffenen Staates eine nicht geringe Aufregung verurſacht. Ungeſchminkt, ja theilweiſe beißend ſcharf, wie das Urtheil jenes Aufſatzes war, hat es doch den Beifall der großen Mehrzahl aller Einſichtigen gewonnen; nur die kleine Coterie der ſchonungslos Angegriffenen mag ſich unverſöhnlich verletzt fühlen. Jedenfalls hat die Zwiſchenzeit die dort vorhergeſehenen Conſequenzen des waldeckſchen Staatszuſtandes vollauf beſtätigt. Es hat ſich herausgeſtellt, daß Waldeck mit der gleichen Selbſtändigkeit wie andere Staaten in das neue Bundesverhältniß unmöglich eintreten kann. Was aber dann? — war nun die große Frage. Wohl mag es ſcheinen, als könne man über die Löſung derſelben ſich das bedrängte Ländchen allein den Kopf zerbrechen laſſen; der Einheitsſtaat unter dem Scepter der Hohenzollern iſt ja doch eine unentfliehbare hiſtoriſche Nothwendigkeit! Und dennoch darf es dem geſammten deutſchen Volke nicht gleichgiltig ſein, auf welche Weiſe ſich der Verſchmelzungsproceß ſeiner einzelnen Glieder vollzieht, welche Intereſſen dadurch gefördert, welche geſchädigt werden. Der zwiſchen Preußen und Waldeck bis auf die Zuſtimmung der beiderſeitigen Landesvertretungen fertig gemachte ſogenannte Acceſſionsvertrag iſt ſeit den großen Annexionen der erſte bemerkenswerthe Schritt auf dem Wege zum Einheitsſtaate. Pflicht des Politikers iſt es daher, zu unterſuchen, ob hiermit die rechte Bahn eingeſchlagen. Noch iſt nicht das letzte entſcheidende Wort gefallen, noch wäre es möglich, Verderbliches abzuwenden. Wir haben deshalb gemeint, nicht warten zu ſollen, ob der Verfaſſer des oben genannten Aufſatzes vielleicht auch über dieſen Punkt ſeine Feder in Bewegung ſetzen würde, ſondern — da periculum in mora — es friſch gewagt, für eine kurze Beſprechung dieſer ſtaatsrechtlichen Procedur ein Plätzchen in den grünen Blättern zu erbitten. Die gefühlvollen Correſpondenten des heimiſchen Moni-

Digitized by Google

teur aber mögen ihrer andächtigen Lesergemeinde mit doppeltem Schmerze verkünden, daß es nunmehr auch einem zweiten Waldecker gefallen habe, sein Vaterland (!) in den „Grenzboten“ „an den Pranger zu stellen“.

Hatte es vor den Ereignissen des vorigen Jahres bei uns nur wenige Männer gegeben, welche die Kleinstaaterei an sich als einen Fluch nicht allein für das deutsche Vaterland, sondern auch für die Angehörigen der Kleinstaaten selbst erkannten, und welche deshalb, mochten sie nun ihr specielles „engeres Vaterland“ für verhältnißmäßig gut oder für schlecht regiert halten, die Einverleibung desselben in Preußen, als das einzige wirksame Mittel zur Beseitigung unserer politischen Krankheit, von Herzen herbeiwünschten, so wurde die geringe Zahl dieser „Annexionisten aus Princip“ seit dem Kriege durch eine große Schaar von Annexionisten aus Zweckmäßigkeitsgründen verstärkt. Allmälig nämlich machte sich im Lande die Einsicht geltend, daß die einstweilige Ermäßigung der durch die norddeutsche Bundesverfassung aufgelegten Lasten, wie dieselbe anderen Kleinstaaten gewährt war, die Einverleibung Waldecks in Preußen doch nur auf kurze Zeit verschieben könne, daß es daher besser sei, dieselbe sofort zu vollziehen, als vorher noch einige Jahre durch eine aussaugende Aufbietung aller finanziellen Kräfte eine scheinbare Selbständigkeit zu retten. — So hoffte man denn, als der Fürst im Frühjahr dieses Jahres in geheime Unterhandlungen mit Preußen trat, daß dieselben zur unmittelbaren Annexion führen würden. Aus guter Quelle verlautet auch, daß der Fürst wirklich der preußischen Regierung die Abtretung seiner Souveränetätsrechte angeboten habe, daß das Anerbieten jedoch zurückgewiesen sei, einestheils, weil der Fürst eine zu hohe Entschädigungsforderung gestellt, anderntheils, weil Preußen für jetzt kein Interesse an einer derartigen Erwerbung habe. Die Kleinstaaterei sollte den Becher der Lächerlichkeit bis auf die Hefen leeren: ein Fürst und Volk, welche sich vergebens bemühen, ihre Souveränetät und Sonderexistenz — los zu werden! — Die Besorgniß vor dem mit Annexionen verbundenen Odium brauchte aber Preußen von der Einverleibung Waldecks nicht abzuschrecken; Landtag und Volk würden, wenn nicht einstimmig, doch mit überwiegender Majorität erklärt haben, daß sie dem Anschluß an Preußen nicht mit Widerwillen, sondern mit Freuden entgegensähen. Auf Verlangen würde gewiß auch der Fürst kundgegeben haben, daß er keineswegs gezwungen, sondern freiwillig, aus deutsch-patriotischen Rücksichten das Opfer seiner Souveränetät bringe. Und wer hätte dann Preußen wegen seines Zugreifens einen Vorwurf machen können? — Der wirkliche Grund, welcher diese Macht zur Ablehnung bewog, wird wohl der gewesen sein, daß sie sich die Stimme Waldecks im Bundesrathe sichern wollte. Es fehlt in der Bundesverfassung an einer Bestimmung, wonach durch die Vereinigung eines Bundesstaats mit einem andern die Stimme des ersteren auf den letzteren übergeht; die Stimme des bestehen bleibenden Waldeck

Digitized by Google

aber kann nach der Lage der Verhältniſſe niemals gegen Preußen abgegeben werden.

So haben denn die Verhandlungen nicht zur Einverleibung, ſondern zu einem Acceſſionsvertrage geführt.

Derſelbe war noch nicht zum Abſchluß gelangt, ſondern zunächſt nur in Punctationen aufgeſetzt, als der waldeckſche Landtag zur Beſchlußfaſſung über die Bundesverfaſſung zuſammenberufen wurde. Bekanntlich hatten die Regierungen verabredet, daß letztere am 1. Juli in Kraft treten ſollte. Dennoch wurde der Landtag erſt am 11. Juni eröffnet. Es wurden ihm die Bundesverfaſſung und der Entwurf des Acceſſionsvertrages zugleich vorgelegt, offenbar, um durch letzteren die Annahme der erſteren überhaupt möglich zu machen. Nach wenigen Sitzungen (am 18. Juni) einigte man ſich dahin, die Regierung an der Erfüllung ihrer Verpflichtung, die Verfaſſung vor dem 1. Juli zu publiciren, nicht zu behindern. Man nahm die Verfaſſung an, fügte dieſer Annahme aber die Bedingung hinzu, daß binnen Jahresfriſt ein Vertrag mit Preußen zum Abſchluß gelange, welcher entweder die Einverleibung bewirke, oder, wenn dies nicht thunlich ſein ſollte, anderweitige, zur Abwendung der Ueberbürdung der diesſeitigen Staatsangehörigen dienende Einrichtungen ſchaffe. — Den Entwurf der Acceſſion, wie er vorgelegt worden, hatte alſo der Landtag nicht gebilligt, aber durch Annahme der Verfaſſung, wenn auch nominell nur für ein Jahr, die wirkſamſte Waffe, für das Land günſtigere Beſtimmungen zu erwirken, aus den Händen gegeben. Und dann bedenke man die Ungeheuerlichkeit, ein Reichsgrundgeſetz unter einer Reſolutivbedingung auf ein Jahr anzunehmen, alſo alle auf Grund deſſelben innerhalb dieſes Jahres getroffenen Einrichtungen in Frage ſtellen zu wollen, und zwar nicht etwa blos für Waldeck, nein, für Deutſchland! Denn, käme ein dem waldeckſchen Landtage annehmbar erſcheinender Vertrag mit Preußen binnen Jahresfriſt nicht zu Stande, ſo würde, wegen der rückwirkenden Kraft der Reſolutivbeſtimmung, eine giltige Zuſtimmung des Fürſtenthums Waldeck zur Bundesverfaſſung als nicht erfolgt angenommen werden müſſen, und weil zum Zuſtandekommen der letzteren die Einwilligung aller pactirenden Staaten erforderlich war, ſo würde die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes mit allen darauf gebauten Einrichtungen rechtlich hinfällig, alſo wieder einmal die Hoffnung auf die deutſche Einheit zu Schanden gemacht worden ſein. Wahrlich, der Urheber jenes Antrags, Finanzrath a. D. Cuntze, wäre würdig, von der vereinigten Cohorte querköpfiger Demokraten und großdeutſcher Particulariſten durch ein Monument aere perennius geehrt zu werden! In Wahrheit aber hat es niemals eine einfachere Stellung gegeben, als die des waldeckſchen Landtages gegenüber der Bundesverfaſſung. Es lag auf der Hand: die Verfaſſung, ſo wie ſie war, ſtellte an Waldeck ſchlechthin unerfüllbare Anforderungen; war die Regierung nicht im Stande, die gegründeten Beſorgniſſe in bündigſter Form zu beru-

Digitized by Google

higen, so hatten die Vertreter der Volksinteressen nur eine Pflicht: die Ablehnung sans phrase. Es steht fest: die meisten, wenn nicht alle Mitglieder des Landtages waren mit grade diesem Vorsatze in die Session eingetreten; nun aber die Versuchung an sie herantrat, da wurde man schwach. Offenbar fürchtete man sich, die Dinge bis auf die Spitze zu treiben. Was die Regierung bot, fand man nicht acceptabel; statt aber nunmehr den einfachsten und nächstliegenden Weg einzuschlagen, verkroch man sich hinter nichtssagende Verclausulirungen; statt den zerbrechlichen waldeckschen Staatskarren aus seinen tausend Nöthen herauszureißen, schob man ihn in den Koth bis zum Versinken.

Fürwahr, die Kleinstaaterei ist ein Fluch für den politischen Sinn des Volkes. Wo sie nicht ganz die politische Einsicht zerstört und die Leute über eigene und fremde Zustände verblendet hat, da hat sie wenigstens die Energie gebrochen, welche dazu gehört, das für nothwendig Erkannte rücksichtslos zum erwünschten Ziele zu führen. So hat sich auch der waldecksche Landtag einschüchtern lassen und jenen sinnlosen Beschluß gefaßt, über den jetzt nicht allein das Volk, sondern nicht wenige der Landtagsmitglieder selbst sehr unangenehm erstaunt sind. Der Beschluß hat aber dem waldeckschen Volk und dessen Vertretern alle Macht aus den Händen genommen; es hilft jetzt nichts, sich hinter die Behauptung zu stecken, die der Annahme der Bundesverfassung beigefügte Bedingung sei eine Suspensivbedingung; die Regierung habe deshalb die Verfassung noch gar nicht publiciren dürfen, dieselbe bestehe somit in Waldeck gar nicht zu Recht. Diese Interpretation ist unmöglich: die Bedingung ist ihrem Wortlaut und ihrer Entstehungsgeschichte nach eine Resolutivbedingung. Einerlei aber, die Clausel kann überhaupt nichts nützen, kann der Lage der Verhältnisse nach die in Waldeck einmal eingeführte Bundesverfassung sicherlich nicht wieder außer Geltung bringen. Statt daß die waldecksche Regierung, um die drohende Wiederaufhebung der Verfassung zu vermeiden, gezwungen wäre, einen dem Landtag annehmbar erscheinenden Vertrag vorzulegen, hat sich vielmehr der Landtag in die Lage versetzt, jede ihm gemachte Proposition annehmen zu müssen, wofern nur dadurch das Land von der Verpflichtung zur Zahlung der unerschwinglichen Bundeslasten befreit wird.

Und war denn jener Accessionsvertrag wirklich so unannehmbar? — So fragt wohl der Leser, und so fragten auch wir gar oftmals in jenen Tagen, die über unser ganzes Wohl und Wehe entscheiden sollten. Aber allen unsern Fragen begegnete man mit tiefstem Schweigen. Die Regierung hatte verlangt, daß die Verhandlungen geheim gehalten würden und der Landtag sich diesem Verlangen ohne weiteres gefügt! In einer Angelegenheit von fundamentalster Bedeutung, die nur unter allseitigster und freiester Discussion zu wenigstens einigermaßen allgemeiner Befriedigung erledigt werden konnte, behandelte man das waldecksche Volk gleich einem unverständigen Kinde! — Indeß durch eine

Digitized by Google

Indiscretion sind jene Punctationen doch ans Licht gekommen. Nach Schluß des Landtags sind dann die Unterhandlungen mit Preußen fortgeführt, und ist der Vertrag, vorbehaltlich der Zustimmung der beiderseitigen Landesvertretungen, abgeschlossen und ratificirt worden. Gutem Vernehmen nach enthält derselbe einige Abänderungen und Zusätze zu dem ursprünglichen Entwurf; im Allgemeinen aber ist er mit jenem in Einklang geblieben.

Der Inhalt des Vertrags beruht wesentlich in folgenden Punkten:

1. Die waldecksche Verfassung bleibt bestehen. Die bisher dem Fürsten zustehende Staatsgewalt geht auf den König über. Die Verwaltung geschieht überall durch königliche Beamte. Preußen bezieht sämmtliche Staatseinnahmen und bestreitet alle Staatsausgaben.

2. Der Staat Waldeck verzichtet zu Gunsten des Fürsten nicht nur auf das Domanialvermögen, dessen Eigenthum zwischen Fürst und Land streitig ist, sondern auch auf das unbestrittene Staatsvermögen (das im Jahre 1848 eingezogene Stift Schaken).

3. Die Zustimmung des Fürsten bleibt erforderlich zu allen Gesetzen, ausgenommen zu den die Organisation der Justiz und Verwaltung betreffenden. Außerdem behält der Fürst das Begnadigungsrecht und die geistlichen Angelegenheiten.

Der Vertrag soll am 1. Januar 1868, nominell auf 10 Jahre, in Kraft treten, und nach Ablauf dieser Frist — als auf weitere 10 Jahre verlängert angesehen werden, wenn nicht wenigstens 1 Jahr vorher von einem oder dem andern Theile Kündigung erfolgt. Seine ganze Natur aber ergiebt die positive Unmöglichkeit, nach einer etwaigen Kündigung den alten Zustand wieder eintreten zu lassen. Außerdem liegt die Annahme nahe, daß Preußen sich durch eine besondere Verabredung gegen eine Kündigung seitens des Fürsten sicher gestellt hat, daß die Ueberleitung dieses Zustandes in die vollständige Einverleibung nur von dem Belieben Preußens abhängt. So ist denn die von unsern Gouvernementalen so hoch gepriesene Versicherung des Fürsten, daß die Rechte des Landes am Staatsgute nach dem Ablauf des Vertrags wieder aufleben sollen, ganz werthlos. Offen herausgesagt: ist die Accession unter Zustimmung der waldeckschen Stände einmal durchgeführt, so ist das gute Recht des Landes beseitigt.

Soviel erkennt demnach jeder Unbefangene: das waldecksche Land und Volk ist die übervortheilte Partei.

Es heißt: Preußen bezieht sämmtliche Staatseinnahmen und bestreitet sämmtliche Staatsausgaben. Offenbar also: wenn die Staatseinnahmen zu den nothwendigen Ausgaben nicht ausreichen, soll Preußen aus seiner Tasche nachzahlen. Wohl scheint dies für Waldeck eine ungemein günstige Bestimmung, näher besehen schwindet jedoch die Illusion durchaus. In dem 1865, also vor

Digitized by Google

der durch die vorjährige Umwälzung bewirkten Steigerung der Staatsausgaben erstatteten Ausschußbericht über das Etatgesetz von 1866 bis 1868 heißt es: „Der uns vorgelegte Etat, der jetzt beide Fürstenthümer (früher waren Waldeck und Pyrmont finanziell getrennt) betrifft, über die Landes- und Domanialeinnahmen und Ausgaben schließt pro 1866 mit einem Deficit von 7185 Thlr., und pro 1867 und 1868 mit einem Ueberschuß von 3955 und 8574 Thlr. Es sind dadurch auch die Landesfinanzen auf einen regulären Fuß gebracht worden. Dieses günstige Resultat ist erzielt worden durch die Finanzvereinigung beider Fürstenthümer, die es ermöglicht hat, daß das Domanium einen erheblichen Beitrag zu der Landesausgabe gewährt, durch erhöhte Steuern und die äußerste Beschränkung derjenigen Ausgaben, die zur materiellen Hebung des Landes dienen. Doch sind für die Volksschulen 2000 Thlr. mehr ausgeworfen als früher, und wird sich bei genauer Ansicht auch wohl für die Unterstützung des Straßenbaus noch was finden." (Für Straßenbau war nämlich kein Pfennig ausgesetzt, in einem gebirgigen Lande, dessen Straßen noch sehr im Argen liegen.)

Inzwischen sind die Staatsausgaben (zu Bundeszwecken) unverhältnißmäßig gestiegen, ein weiteres Aufschrauben der Steuern wird allseitig als unmöglich anerkannt, andere Hilfsquellen sind nicht erschlossen. So liegt es auf der Hand, daß die Ausgaben aus den Einnahmen nicht gedeckt werden könnten, auch wenn die Einkünfte aus dem Staatsgute und die Beiträge des Domaniums noch weiterhin dazu verwendet würden. Durch den Wegfall eben dieser Summen wächst indeß das Deficit um ein Beträchtliches. Preußen würde also eine so bedeutende Quote aus seiner Tasche nachzuzahlen haben, nur um die allernothwendigsten Ausgaben zu decken, daß voraussichtlich zur materiellen Hebung des Landes noch weniger übrig bleiben würde, als bisher. — Und käme endlich die vertagte Einverleibung wirklich zum Vollzug, so würde der jetzt nur auf 10 Jahre ausgesprochene Verzicht des Landes auf sein Vermögen zu einem definitiven Verzicht auf ewige Zeiten gemacht und das Land an Preußen überliefert werden wie ein gerupftes Huhn, ohne das geringste active Vermögen, bedeckt jedoch mit unverhältnißmäßig großen Schulden. Wir erkennen allerdings als selbstverständlich an, daß mit der Einverleibung Waldecks dessen actives Staatsvermögen demselben nicht verbleiben, sondern rechtlich auf Preußen übergehen würde, ebenso wie die Landesschulden. Da aber in Preußen der Gemeinde, dem Kreise und der Provinz viele Lasten obliegen, welche in den Kleinstaaten bisher der Staat trug, und da die königliche Regierung mit Rücksicht hierauf dem Vernehmen nach selbst dem wohlhabenden Kurhessen die Verwendung von dessen bisherigem Staatsschatz vorzüglich für hessische Provinzialzwecke versprochen hat, so würde sie billig auch dem blutarmen Waldeck mindestens einen Theil des bisherigen Staatsguts als Kreisvermögen überlassen können. Geschieht dies nicht, wird vielmehr das Land zum Verzicht auf sein sämmtliches

Digitized by Google

Vermögen zu Gunsten des Fürsten gezwungen, so müßte mindestens bündig ausgemacht werden, daß das nunmehrige fürstliche Hausgut die der entsprechenden Gemeinde, dem Kreise ꝛc. obliegenden Lasten mit übernehmen muß. Und zwar müßte diese Uebernahme schon jetzt geschehen, sobald die Uebertragung des Vermögens auf den Fürsten, wenn auch nur auf zehn Jahre geschieht; denn es ist vorauszusehen, daß eine Zurückübertragung niemals stattfinden wird.

Man erwäge: der Staat überläßt einem Privatmann (denn in dieser vermögensrechtlichen Beziehung ist der Fürst doch nur Privatmann) sein sämmtliches Grundvermögen zur unverantwortlichen Verwaltung in eigenen Nutzen — auf 10 Jahre! — Bleibt das zukünftige fürstliche Hausgut aber von den Communallasten befreit, so steht der Ruin des Landes in sicherer Aussicht. Aber selbst wenn es jene Lasten übernimmt, so ist das allgemeine Wohl dennoch zum guten Theile der Discretion des fürstlichen Hauses überlassen. Der Fürst wird durch die Erwerbung des Staatsvermögens der einzige Großgrundbesitzer in einem reinen Ackerbaulande. Namentlich wird er Eigenthümer der Domanialforsten, welche einen großen Theil des Landes bedecken, und außer denen es nur ganz unbeträchtliche Wälder giebt. Der Bezug des Bedarfs an Holz aller Art beruht auf dem Lande wesentlich auf Holzberechtigungen, welche den einzelnen Gütern an den Domanialforsten zustehen, Berechtigungen an sich schon unklarer rechtlicher Natur, die noch neuerdings durch ein Gesetz gefährdet sind, welches sich der Landtag unbegreiflicherweise hat abringen lassen.

Die Unklarheit dieser Rechtsverhältnisse hat sich das Domanium schon unter Verwaltung des Staats (wie bisher der Fall) bestens zu Nutze gemacht, und durch beständiges Processiren wegen Holzberechtigungen viel Unglück über die waldeckschen Bauern gebracht: man kann eben nicht sagen, daß, wo die Interessen des Domaniums, welches an hoher Stelle immer für fürstliches Hausgut angesehen wurde, ins Spiel kommen, auf die Interessen des Landes und der Unterthanen stets die gebührende Rücksicht genommen worden wäre. Allein bis zum Aeußersten ist die Sache doch noch nicht getrieben worden, weil doch immer der Staat (als Verwalter des Domaniums) seinen Unterthanen gegenüberstand. Welche Zukunft steht aber diesen Verhältnissen bevor, wenn das Domanium in das Vermögen eines Privaten übergeht, und vielleicht einst gar in die Hände eines Mannes kommt, der nicht, wie der jetzige Fürst, das wohlwollendste Herz besitzt? — Ferner ist ein für das Land unumgänglich nothwendiges Gesetz über Verkoppelung, Gemeinheitstheilung und die Ablösung von Gerechtigkeiten, namentlich jener Holzberechtigungen, bisher gescheitert, weil die Regierung eine die Interessen der berechtigten Landesbewohner verletzende Berücksichtigung des Domaniums in Anspruch nahm.

Ist nun Hoffnung auf eine befriedigende Lösung dieser dringenden Frage

Digitized by Google

vorhanden, wenn das Domanium in das Vermögen eines Privatmannes übergeht, deſſen Zuſtimmung zu dem Geſetze aber erforderlich bleibt? Kann überhaupt in irgendwelcher Beziehung eine erſprießliche Geſetzgebung erwartet werden, wenn der einzige Großgrundbeſitzer im Lande, deſſen Intereſſen mit denen der kleinen Grundbeſitzer oft genug collidiren werden, wenn dieſer zwar Privatmann iſt, ihm aber doch bei der Geſetzgebung ein Veto zuſteht? —

Sonſt heben wir aus dem Vertrage noch Folgendes hervor. Die Verfaſſung des Landes ſoll beſtehen bleiben, die Verwaltung jedoch durch königlich preußiſche Beamte geſchehen. Preußen hat das Recht, Juſtiz und Verwaltung zu reorganiſiren. Die waldeckſchen Beamten, welche nicht übertreten wollen, werden nach waldeckſchen Geſetzen auf Wartegeld geſetzt, die penſionsfähigen penſionirt. Den übertretenden iſt Beibehaltung des Ranges und Einkommens zugeſichert, ebenſo, daß ſie im Fall ihrer ſpäteren Penſionirung keine geringere Penſion erhalten ſollen, als ſie erhalten würden, wenn ſie jetzt nach waldeckſchen Geſetzen penſionirt würden; iſt jedoch der preußiſche Penſionsſatz günſtiger, ſo ſollen ſie auf dieſen Anſpruch haben. — Dagegen iſt nichts beſtimmt über die Berechnung ihres Dienſtalters im Verhältniß zu den preußiſchen Beamten, in deren Kreis ſie treten. Das Schickſal der Rechtsanwälte, welche die Regierung (durch den Einzelnen abgezwungene Reverſe) beliebig zu verſetzen das Recht hat, ſowie das derjenigen jungen Leute, welche ſich dem Juſtiz- und Verwaltungsfach gewidmet, aber die Examina noch nicht abſolvirt haben, bleibt gleichfalls dunkel. — —

Das nennt man einen Acceſſionsvertrag! Es iſt eine neue Benennung für eine allerdings auch neue Sache, aber eine ſehr richtige Benennung. Acceſſionsverhältniß heißt bekanntlich juriſtiſch dasjenige Verhältniß zweier Gegenſtände zu einander, vermöge deſſen der eine als Haupt-, der andere als Nebengegenſtand und als dem erſteren unterworfen erſcheint. Und ein ſolches Unterwerfungsverhältniß wird allerdings durch den Vertrag zwiſchen Preußen und Waldeck entſtehen, die Waldecker werden im eigentlichen Sinne Preußen zweiter Claſſe werden, bis in die unterſte Inſtanz von preußiſchen Beamten regiert, und doch nicht berechtigte Bürger dieſes ſtolzen Reiches! Freilich ſchon ſeit langer Zeit iſt die politiſche Stellung der Kleinſtaatler eine demüthigende, freier Bürger unwürdige geweſen, eine ſolche Stellung aber, wie ſie jetzt den Waldeckern, wenn auch vielleicht nur auf kurze Zeit angewieſen wird, ſollte denn doch das Maß ſelbſt der deutſchen, ſelbſt der Geduld des übergeduldigen Kleinſtaatlers erſchöpfen!

Leider iſt von einer ſolchen Anſchauung der Lage wenig im Lande zu bemerken. Die Ueberzeugung, daß die Einverleibung ohne einen Uebergangszuſtand das Heilſamſte für das Land ſein würde, iſt zwar, wie ſchon geſagt, ſehr allgemein geworden, und das Bekanntwerden der Vertragsbeſtimmungen hat wahrlich nur dazu beitragen können, dieſe Ueberzeugung zu verſtärken. Aber nirgend

Digitized by Google

tritt dieſelbe energiſch ans Tageslicht. Man wartet gehorſamſt ab, was eine hochwohlweiſe Obrigkeit zu befehlen geruhen werde. Wenige ſind es, welche offen auszuſprechen wagen, daß die Einverleibung für das Land keineswegs eine traurige Nothwendigkeit ſei, ſondern ihm Heil bringen müſſe, daß der Acceſſionsvertrag aber das Gemeinwohl drohend gefährde — und dieſen werden vielerſeits die unwürdigſten Motive ihrer Parteinahme untergeſchoben. In anderen Kreiſen, wo man ſie zwar nicht gradezu als Verräther denuncirt, rechnet man es ihnen wenigſtens zum Verbrechen an, daß ſie ſich nicht von den tiefſten Schmerzen zerriſſen zeigen über den Untergang des heimiſchen Staatsweſens, Schmerzen, die doch nur von Leuten empfunden werden können, welche verblendet genug ſind, ein ſo unglückliches politiſches Geſchöpf, wie das Fürſtenthum Waldeck, das ſchon ſeit Jahren ſein kränkliches Daſein nur mit Noth vor dem Hungertode ſchützen konnte, für einen lebensfähigen „Staat" zu halten. In dieſen Kreiſen findet man es auch unbegreiflich, daß die Annexioniſten nicht den tiefſten Schauder davor empfinden, das „liberale" waldeckſche Regiment mit der „reactionären preußiſchen Wirthſchaft" zu vertauſchen. Im Ernſt giebt es viele Waldecker, die ſich in für den echten loyalen kleinſtaatlichen Philiſter charakteriſtiſchem Dünkel einbilden, daß mit dem „engeren Vaterlande" eine wahre politiſche Muſterwirthſchaft untergehen werde. Der Fürſt von Waldeck iſt ein Mann vom ehrenhafteſten Sinn und aufrichtigſten Wohlwollen gegen ſeine bisherigen Unterthanen; aber es kann doch niemand läugnen, daß er ſich für die Uebertragung der Ausübung ſeiner Staatsgewalt an Preußen von ſeinem Lande einen recht anſtändigen Preis zahlen zu laſſen gedenkt. Auch die waldeckſche Regierung iſt gewiß als eine wohlwollende zu bezeichnen; dennoch aber würde es nicht ſchwer ſein, nachzuweiſen, daß es in Preußen hinſichtlich bureaukratiſcher Vielregiererei, ja hinſichtlich der Nichtbeachtung von Verfaſſung und Geſetz, perſönlicher Bevorzugung reſp. Zurückſetzung und Nepotismus ſchlimmer als in Waldeck keinenfalls iſt, daß dieſes Land im Gegentheil dem preußiſchen Regiment als einem in unendlich vielen Beziehungen Segen bringenden entgegenſehen kann. Beweiſe beizubringen würde zu weit führen; doch wollen wir wenigſtens ein Beiſpiel dafür angeben, mit welchem Auge man heimiſche und preußiſche Zuſtände zu vergleichen pflegt. Ein Nachtrag zum Geſetz über die Gerichtsverfaſſung vom 6. Februar 1854 beſtimmt: „Im Fall der Verhinderung eines Mitgliedes des Kreisgerichts ernennt das Obergericht die erforderlichen Hilfsvotanten aus inländiſchen, zum Richteramt überhaupt qualificirten Perſonen." Zum Richteramt qualificirt iſt natürlich nur derjenige, welcher die juriſtiſchen Examina beſtanden hat (Verordnung vom 10. November 1826). Dennoch iſt ein Rechtscandidat, welcher das zweite Examen noch nicht gemacht hat, alſo eine zum Richteramt qualificirte Perſon nicht iſt, ſeit Jahren mit der Vertretung verhinderter Richter und mit der proviſoriſchen Verwaltung erledigter Richterſtellen

Digitized by Google

diätarisch beschäftigt worden. — Herr Oberg war zum Richteramt in den alten preußischen Provinzen nicht qualificirt; als ihn dennoch der Justizminister zum Appellationsgerichts-Vicepräsidenten in Ratibor ernannte, da hätte man nur hören sollen, wie der Fall von den waldeckschen Heißspornen ausgebeutet wurde, um die preußischen Zustände den heimischen gegenüber herabzusetzen. Der ganz ähnliche Vorgang im eigenen Hause wurde weislich todtgeschwiegen; ebenso wurde eine kürzlich (vor Thorschluß) dem ausdrücklichen Wortlaut des Gesetzes zuwider erfolgte Ernennung zum Kreisrichter wohlwollend übersehen. Es ließen sich noch zahlreiche ähnliche Beispiele dafür anführen, daß man sich hier recht viele Mühe giebt, den Splitter in des Bruders Auge zu entdecken, während man den Balken im eigenen vergißt.

Genug indeß der alten Klagen und zurück zu unserm Thema! Nach all' dem Gesagten kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir zu denen gehören, die sich für diesen Accessionsvertrag durchaus nicht zu erwärmen vermögen. Man wird uns entgegenhalten, daß es gelte, im Interesse des Ganzen Opfer zu bringen. Ohne Zweifel, nur muß das Opfer auch Sinn haben. Wozu aber dieser ungeheuerliche Zwitterzustand, während man die Regelung viel einfacher haben kann? Und wozu diese Aufrechterhaltung eines selbständigen Staates Waldeck, da es doch auf der Hand liegt, daß derselbe den Anforderungen der Bundesverfassung, so lange wenigstens das System der Matricularbeiträge nicht abgeschafft ist, auch bei äußerster Anstrengung nicht genügen kann? Sonderbare Gerechtigkeit: auf der einen Seite verschließt man diesem Lande durch Uebertragung des Domaniums in Privatbesitz eine der Hauptquellen des bisherigen Staatseinkommens, auf der anderen aber führt man es in Verhältnisse ein, welche die schon so ausgesogene Steuerkraft seiner Bürger auch bei der weitgehendsten Schonung noch beträchtlich höher anzuspannen versuchen müssen. Oder glaubt man wirklich etwas Reelles in Händen zu haben, wenn der Vertrag, wie der Landtag es verlangt, Schutz vor „Steuerüberbürdung" verspräche? Eine dehnbarere Bestimmung hätte in der That kaum gefunden werden können. Soviel aber ist klar: eine exceptionell-bevorzugte Stellung wird Waldeck innerhalb des norddeutschen Bundes auf die Dauer nicht einnehmen können; es wird seinen von der Verfassung vorgeschriebenen Pflichten genügen müssen. Ist es dazu nicht aus eigenen Mitteln im Stande, so wird sich die Bundeskasse an seinen Verwalter, an Preußen zu halten haben. Lediglich der Gnade der norddeutschen Großmacht also ist es anheimgegeben, ob der Sohn dieses Ländchens auch in Zukunft noch mit dem stolzen Bewußtsein, ein Waldecker zu sein, über die Weltbühne schreiten darf. Nun, wie hoch wir von dem politischen Charakter des Kleinstaatlers denken, weiß man; soviel aber dürfen wir doch mit Sicherheit behaupten: die ungeheure Mehrzahl des waldeckschen Volkes weist das Ansinnen, auf diese Weise andern Leuten schmarotzend auf der Tasche zu

Digitized by Google

liegen, mit Dank zurück. Und sollte Preußen dennoch Lust haben, beim Staate Waldeck den Existenzretter zu spielen?

Sollte wirklich das preußische Volk gewillt sein, fortan das im Verhältniß sehr beträchtliche Deficit des waldeckschen Budgets aus seiner Kasse zu decken, nur um einem ihm durchaus fremden Fürsten eine reichlichere Dotation, und einem ihm fremden Kleinstaate den jämmerlichsten Schatten der Selbständigkeit zu sichern? Es hieße dies doch zum mindesten den übrigen Kleinfürsten ein gefährliches Beispiel geben, ein Beispiel, welches, wenn fleißig nachgeahmt, dem preußischen Staatssäckel gar theuer zu stehen kommen könnte. So wenig wir daher auch hoffen, daß unser am 9. September zusammentretender Landtag sich der vielgepriesenen Accession zu erwehren wissen wird, so vertrauen wir doch noch auf Preußen, auf seine Regierung und seinen Landtag. Mögen es diese noch einmal gründlich in Erwägung ziehen, ob nicht die von dem waldeckschen Volke gewünschte sofortige Einverleibung die für alle Theile befriedigendste Lösung, oder, wenn dieselbe denn doch vertagt werden soll, ob es gut sei, dem waldeckschen Volke einen Vertrag aufzuzwingen, der nur Einen befriedigen kann, der aber die berechtigten Interessen von sechzig Tausenden auf das härteste verletzt und gegen die zukünftigen Zustände Voreingenommenheit und blinden Haß erzeugen muß.

Directe oder indirecte Wahlen?

Ein Stück populärer Mathematik.

Die Frage: „Welche Art des Wählens ist die gerechtere, bessere, die directe oder die indirecte?“ ist in der neueren Zeit wieder lebhafter an uns herangetreten. Die Tagespresse hat zur Beurtheilung derselben in socialer und politischer Beziehung manches Moment beigebracht, geschichtliche und statistische Notizen gegeben, auch auf die Leidenschaften und Agitationen hingewiesen, die das Gefolge und die Vorläufer der verschiedenen Methoden bilden, aber den Grundstein für die Beurtheilung der ganzen Frage hat sie bisher wenig beleuchtet. Und welcher ist dieser Grundstein? Die Untersuchung des Problems vom rein mathematischen Standpunkt aus. — Erst wenn man die Durchschnittsmajoritäten kennt, die der direct und der indirect Gewählte hinter sich haben, wenn man die

Digitized by Google

Fehler kennt, mit denen eine Methode an sich behaftet ist, erst dann kann man sachgemäß unter Beobachtung der realen Verhältnisse der Gegenwart sich über die Streitfrage überhaupt entscheiden. —

Was lehrt nun die Mathematik zunächst in Bezug auf die directen Wahlen? Es leuchtet ein, daß wenn die 3 Urwähler Schulze, Müller und Piepenbrink einen Deputirten zu wählen haben, die Majorität erzielt werden kann, indem Schulze und Müller gegen Piepenbrink, oder Schulze und Piepenbrink gegen Müller, oder dieser und Piepenbrink gegen Schulze, oder indem alle drei übereinstimmend votiren. Bei 3 Wählenden sind mithin 4 oder 2×2 Arten der Zusammensetzung der Majorität möglich. Erweitert sich der Wahlkreis durch Hinzutreten der Urwähler Ameier und Bemeier, so besteht die Minorität entweder aus niemand (1 Fall) oder aus je einem der Urwähler (5 Fälle) oder aus je einem Paar derselben (Schulze Müller; S. P.; S. A.; S. B.; M. P; M. A.; M. B.; P. A.; P. B.; A. B.; 10 Fälle) d. h. bei 5 Wählern kann die Majorität auf 16 oder $2 \times 2 \times 2 \times 2$ verschiedene Weisen zusammengesetzt sein. Auf Wahlenthaltungen ist bei dieser Zusammenstellung natürlich keine Rücksicht genommen, weil dann nicht 5, sondern weniger Wählende da sind; ebensowenig auf Wahlen, in denen keine absolute Mojorität gewonnen wird, weil diese zu einer der berücksichtigten Schlußwahlen führen. Sollten sich 7 Wähler das Vergnügen machen zu untersuchen, auf wieviel Weisen sich unter ihnen Majorität erzielen läßt, so würden sie finden, daß dies auf 64 d. i. $2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2$ Weisen möglich ist, während bei 11 Urwählern sich die Zahl der möglichen verschiedenartigen Majoritäten auf 1024 oder $2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2$ stellt. Ein Vergleich der gegebenen Resultate macht schon die Regel wahrscheinlich: bei einer ungeraden Zahl von Wählern ist die Gesammtsumme der verschiedenartigen Majoritätszusammensetzungen ein Product, dessen Factoren insgesammt 2 heißen, die Zahl der Factoren aber ist um 1 geringer als die Zahl der Wähler — und diese Regel (2^{n-1}) läßt sich mit aller Schärfe als richtig erweisen. Für 25 Wähler ergeben sich demnach 16777216 verschiedene Majoritäten; überhaupt steigt die Zahl der Majoritätszusammensetzungen rapid, jedes neu hinzutretende Wählerpaar vervielfacht sie und bei 101 Urwählern ist sie schon so groß geworden, daß sie kaum ausgesprochen werden kann.

Den verschiedenen Formen der Majorität, welche bei einer bestimmten Wählerzahl sich bilden können, entsprechend ist auch die Differenz zwischen Majorität und Minorität eine verschiedene, bald klein, bald groß, viel häufiger indeß das Erstere als das Letztere. Bei 11 Wählern wird z. B. nur in einem Falle Einstimmigkeit erzielt, in 11 Fällen stimmen 10 gegen einen, in 55 9 gegen 2, in 165 8 gegen 3, in 330 7 gegen 4 und in 465 6 gegen 5, im Durchschnitt also siegen in den 1024 möglichen verschiedenen Fällen 6 bis 7, genau $6^{487}/_{512}$, über 4 bis 5, genau über $4^{75}/_{512}$. Sind irgendviele (n) Ur-

Digitized by Google

wähler vorhanden, so ist Einstimmigkeit gleichfalls nur in einer Weise zu erzielen, dagegen läßt sich ein Sieg aller Urwähler gegen einen auf n verschiedene Weisen erfochten denken, denn jeder der n Urwähler kann seinen Kopf für sich haben und gegen die übrigen stimmen. Die Zahl der Fälle, in denen die Minorität aus 2 Mann besteht, ist noch größer; man findet sie, indem man die Zahl der Urwähler mit der um eins verringerten Zahl derselben Urwähler vervielfacht und von dem Producte die Hälfte nimmt; multiplicirt man dies wieder mit dem dritten Theil der um 2 verminderten Urwählerzahl, so hat man die Fälle, in denen die Minorität aus 3 Mann besteht und in entsprechender Weise fortgehend gelangt man endlich zu der letzten und größten Gruppe möglicher Majoritätszusammensetzungen, in denen die Minorität nur ein Haupt weniger zählt als die siegende Gegenpartei. Weiß ich aber, in wie vielen Fällen die Minorität aus 7, in wie vielen sie aus 10 Stimmen u. s. f. besteht, so kann ich auch ihre durchschnittliche Größe bestimmen; es bedarf dazu nur einer Addition, der eine Division folgt, ich finde: die Majorität ist um ein Bestimmtes größer als die Hälfte der Wähler. Um dies Bestimmte zu ermitteln, schreibe alle Zahlen von 1 bis zu der, welche so groß ist wie die Zahl der Urwähler; — möge diese eine ungerade sein — multiplicire von den geschriebenen alle die Zahlen mit einander, die kleiner sind als die mittelste, desgleichen alle die, welche größer als die mittelste sind und diese mit, theile mit dem ersten Product in das zweite und das Herauskommende nach einander noch durch so viel Zweien, als Urwähler vorhanden sind. Bei 101 Urwählern wären demnach die Zahlen vom 1 bis 50 zu multipliciren, desgleichen die von 51 bis 101, mit dem ersten kolossalen Producte in das zweite noch kolossalere zu theilen und der immer noch sehr große Quotient 101 mal nach einander mit 2 zu dividiren, es ergiebt sich 4 und ein kleiner Bruch, man kann also, da die Hälfte der Wähler $50^1/_2$ ausmacht, sagen, es werden im Durchschnitt 54 und 55 gegen 47 und 46 bei 101 Urwählern den Sieg erfechten.

Beim Lesen dieses Resultates leuchtet zweierlei ein: 1) Die Durchschnittsmajorität ist eine geringe, 2) die Ermittlung derselben bei größeren Zahlen, selbst wenn Abkürzungen in der Rechnung benutzt werden, sehr langwierig, eine kürzere Bestimmungsweise mithin wünschenswerth. Ich suchte daher nach einem Näherungswerth für den Ueberschuß, den die Sieger über die absolute Majorität haben und fand ihn in der Quadratwurzel aus der durch 2π getheilten Urwählerzahl. π ist die bekannte, zur Berechnung des Kreises nothwendige Zahl nnd es ist gewiß selbst Nichtmathematikern interessant, zu erfahren, daß diese merkwürdige Größe auch eine Rolle bei den Wahlen spielt. Der gegebene Näherungswerth $\sqrt{\frac{n}{2\pi}}$ ist bei größern Zahlen nur um ein ganz Geringes, nie um eine ganze Stimme kleiner als der direct berechnete Ueberschuß, für die Praxis mit-

Digitized by

hin vollkommen ausreichend; bei 101 Urwählern ist z. B. der direct berechnete Ueberschuß 4,0889, der Näherungswerth 4,0093 Stimmen, beide sind also noch nicht um $^1/_{10}$ verschieden. Der Näherungswerth deutet auch an, daß die Durchschnittsmajorität selbst bei großen Urwählermengen eine verhältnißmäßig geringe bleibt, denn sie wächst nicht direct mit der Zahl der Wähler, sondern in einem viel schwächeren Verhältniß, und dies drängt unwillkürlich zu der Frage: Treffen denn die möglichen Fälle nach einander in der Praxis ein? Oder was dasselbe ist: Finden wir auch dort die berechnete Durchschnittsmajorität?

Nein und ja. Nein, wenn man denkt, keiner der möglichen Fälle dürfe, wenn er einmal gekommen, wiederkehren, bevor nicht die anderen eingetroffen, nein, wenn man weiß, der Ausfall einer späteren Wahl ist von dem einer früheren abhängig, nein, wenn die Wähler nicht frei und unabhängig von einander sind, nein, wenn selbst ein Unparteiischer, ein bei der Wahl gar nicht Betheiligter erklären muß: für den einen Candidaten spricht entschieden mehr als für den andern. Sind dagegen die Wähler vollständig unabhängig von einander, liegt die Streit- oder Personenfrage, um die es sich bei der Wahl dreht, so, daß ein intelligenter fremder Beurtheiler sagen kann: ich kann mir sehr wohl denken, daß ein tüchtiger Wähler für den ersten Candidaten und ein anderer ebenso tüchtiger Wähler für den zweiten stimmt; sind die Agitationsweisen beider Parteien gleiche und anständige; ist die Zahl der Wahlen, seien es gleichzeitige oder auf einander folgende, eine recht große, so ist die Frage mit ja zu beantworten, es werden dann in der That die einzelnen möglichen Majoritätszusammensetzungen neben, resp. nach einander fast gleichmäßig eintreten. Wären z. B. bei den letzten Reichstagswahlen in einem Wahlbezirke 11264 d. i. 11×1024 giltige Wahlzettel abgegeben, gesammelt, tüchtig gemischt, sodann in Päckchen zu je 11 gelegt und in jedem mit den Zahlen 1 bis 11 numerirt, so hätte man darauf wetten können, daß von den 1024 möglichen Majoritätszusammensetzungen aus den Nummern 1 bis 11 sich mindestens $^2/_3$ in den Päckchen wirklich vorfänden. Andrerseits will ich nicht verhehlen, daß die Wahlmännerwahlen, denen ich früher beiwohnte, in der ersten und zweiten Classe mit der theoretisch bestimmten Durchschnittsmajorität wohl ziemlich harmonirten, die Wahlen der dritten Abtheilung und ebenso die Wahlen zum norddeutschen Reichstag dagegen höhere Durchschnitte, als die berechneten, ergeben haben. Der Grund für größere Durchschnittszahlen kann aber, wie schon angedeutet, in mancherlei liegen. Handelt es sich bei einer Wahl um ein bestimmtes Losungswort, um ein Ja und Nein, und geht aus den Wahlurnen eine überwiegende Zahl von Abgeordneten mit großen Majoritäten für das Nein hervor, so werden meist für das Nein auch in den Augen Unparteiischer gewichtigere Gründe sprechen als für das Ja; in einzelnen Fällen kann aber auch für das Nein glücklicher agitirt worden sein als für die Gegenansicht. Werden ferner in einer Provinz für das Ja, in

Digitized by Google

einer andern für das Nein bedeutende Majoritäten erzielt, so ist klar, daß die bestimmende Gewalt der Gründe für Ja und Nein durch provinzielle Eigenthümlichkeiten, durch verschiedene Religionsansichten, Beschäftigungen, Bildungsstufen und Beeinflussungen, bedingt ist. Erhält aber, wie dies bei den Wahlen zum norddeutschen Parlament der Fall war, keine Fraction eine bedeutende Majorität, liegen auf der Landkarte die Wahlbezirke der verschiedenen Fractionen ziemlich bunt durch einander und sind die Wahlen trotzdem mit höheren Majoritäten als die berechneten erzielt, so ist dafür ein anderer Grund als die eben berührten zu suchen, und hier, glaube ich, kommt die Mathematik wieder zu Hilfe. Sie lehrt nämlich Folgendes: sind die einzelnen Wähler nicht unabhängig von einander, sondern bilden sie einzelne Gruppen zusammenhängender, gleichsam von einem Einzelwillen beherrschter Gruppen, so wächst die Durchschnittsmajorität mit der Größe der Gruppen. Ein Beispiel wird das Behauptete genauer zeigen und die Art des Beweises andeuten. Bei 11997 unabhängigen Wahlen beträgt der Durchschnittsunterschied zwischen Majorität und Minorität 87 Stimmen; denke ich mir dagegen statt der 11997 Wähler 1333 Gruppen von je 9 Wählern, die nur einen Willen haben, oder was dasselbe ist, 1333 Wähler, die stimmen, deren Stimmen aber je 9 Points gelten, so ist bei diesen 1333 Wählern der Durchschnittsunterschied allerdings scheinbar nur 29; da aber jede Stimme 9fach zählt, in der That 261, das Dreifache von 87; nimmt man die Gruppen 25 Mann stark an, so wächst der Unterschied auf 5×87 oder 435 u. s. f. Wer wollte aber läugnen, daß derartige Gruppen vielfach existirt haben? Man denke nur an die Arbeiter dieser und jener Fabrik oder Eisenbahn, an die Dorf-, Familien- und Bezirksorakel, mit deren ihnen blind folgenden Hintermännern, an Ober- und Unterbeamte, an den starken Kitt, mit dem die gleiche Nationalität oder Religion zusammenbindet, an die Vielen, welche den Unterschied zwischen den aufgestellten Hauptcandidaten nicht zu erkennen vermochten, die geführt zu werden wünschten und Führer fanden.

Gehen wir mit der Bemerkung, daß bei einer geraden Zahl von Wählern, infolge der nicht selten eintretenden Stimmengleichheit, die Durchschnittsmajorität noch etwas kleiner ist als bei einer ungeraden Wählerzahl, die wir bisher stets im Auge hatten, — über zu den indirecten Wahlen.

Wir setzen wie bei den directen voraus, daß die ganze Wahl sich um 2 bestimmte Parteiansichten oder Personen dreht, ferner daß die Stellung der Wahlmännercandidaten zu diesen Gegensätzen vor der Wahl bekannt ist. — Das Wählen der Wahlmänner ist ein directes, jeder der Wahlmänner hat also im Durchschnitt die oben berechnete Majorität hinter sich, — von dem Classensystem, Census ꝛc. sehe ich ab. Der Abgeordnete wird von den Wahlmännern gleichfalls direct gewählt, er kann mithin auch nur auf eine entsprechende Wahlmännermajorität rechnen und das Product aus dieser und den im Durchschnitt

Digitized by Google

hinter jedem Wahlmann stehenden Urwählern giebt die Zahl der Wähler, denen der Abgeordnete direct seine Wahl verdankt; dieselbe ist indeß keineswegs groß, sondern liegt weit unter der absoluten Majorität sämmtlicher Urwähler. Haben z. B. 10201 Wähler in Gruppen von je 101 Mann auch 101 Wahlmänner gewählt, so ist der Abgeordnete durchschnittlich durch 54 bis 55 Wahlmänner, der Wahlmann durch ebensoviel Urwähler designirt, der erstere verdankt also höchstens 55×55 d. i. 3025 Stimmen seine Ernennung, 3025 ist aber von der Gesammtmenge der Urwähler noch nicht ein Drittel. Auf diese vollkommen richtige Anschauung gestützt haben nun Einzelne geschlossen: der Erwählte ist nur Vertreter der Minorität und nicht der Majorität, das Zwischenschieben der Wahlmänner ermöglicht und bewirkt in der Regel einen Sieg der Minderheit über die Mehrheit. Mit Unrecht, denn der Schluß ist falsch, weil er zahlreiche Gruppen von Urwählern, die die Wahl des wirklich gewählten Abgeordneten gewünscht und für dieselbe, wenn auch ohne Erfolg, thätig gewesen, unbeachtet läßt, nämlich alle die, welche a) bei der Wahlmännerwahl in der Minorität blieben und b) die, welche solche Wahlmänner in ihren Abtheilungen wählen saben, welche bei der Hauptwahl wieder zur Minorität gehörten. Derartige Wahlmänner waren aber in unserm Beispiel 45 bis 46 und jeder hatte auch eine durchschnittliche Minorität von 45 bis 46 Mann gegen sich, also existiren noch fast 46×46 oder 2116 Urwähler, die mit den 3025 zusammen einer Ansicht waren, für den Erwählten wirkten und eine absolute Majorität von circa 5141 gegen 5060 herbeiführten. Eine genauere Rechnung ergiebt 5134 gegen 5067, überdies läßt sich mathematisch mit aller Schärfe nachweisen, daß der durch Wahlmänner designirte Abgeordnete, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle, so doch im Durchschnitt die Majorität der Wähler hinter sich hat. Auch die Größe des durchschnittlichen Ueberschusses über die absolute Majorität, die der Erwählte für sich zu haben pflegt, läßt sich bei den indirecten Wahlen ebensogut fixiren, wie bei den directen und bestimmt sich ganz ähnlich wie dort, wenn man bei größeren Zahlen zum Näherungswerth übergeht, zu $\sqrt{\frac{n}{\pi^2}}$ d. h. der Quadratwurzel aus der zweimal nach einander durch π getheilten Urwählerzahl. Es verhält sich mithin — und dies ist ein wichtiges und überraschend einfaches Resultat — der Unterschied zwischen Majorität und Minorität bei directer und indirecter Wahl, wie die Quadratwurzel aus der Zahl π zu der Quadratwurzel aus 2 d. i. ungefähr wie 94 : 75 oder wie 19 : 15. Die Durchschnittsmajorität bei directer Wahl ist also immer größer, als bei indirecter. Dagegen ist die letztere nicht abhängig von der Art und Weise, wie die Urwähler in Abtheilungen gebracht werden, wenn die Bildung der Abtheilungen überhaupt eine regelmäßige und die Anzahl derselben, sowie die der Urwähler in ihnen, nicht allzuklein ist. Für die Durchschnittsmajorität ist es z. B. ganz gleichgiltig, ob 3465 Urwähler

Digitized by Google

in 55 Abtheilungen zu 63 Mann oder in 35 zu 99 oder in 77 zu 45 vertheilt werden. Desgleichen läßt sich darthun, daß die Zahl der möglichen Majoritätszusammensetzungen bei den indirecten Wahlen vollkommen mit der der directen übereinstimmt. Worin liegt dann aber der Grund für das Geringersein der Durchschnittsmajorität bei der indirecten Wahl? Antwort: In der Möglichkeit des Sieges der Minorität.

Habe ich 35 Urwähler und die Aufgabe, sie so in 5 Abtheilungen à 7 Mann zu vertheilen, daß bei indirecter Wahl ein bestimmter Candidat gewählt werde, so kann ich den Sieg herbeiführen, sobald ich über 12 sichere Stimmen verfüge; ich vertheile dieselben zu je 4 Mann in drei Abtheilungen, sie wählen darin mit je einer Stimme Majorität, falls die übrigen Urwähler gegen sie stimmen sollten, je einen aus ihrer Mitte zum Wahlmann und da die so gewählten bereits die Majorität des Wahlmännercollegs bilden, so bringen sie bei der Hauptwahl jedenfalls meinen Candidaten durch. Da das, was ich im Gedanken absichtlich arrangirte, in der Wirklichkeit der Zufall herbeiführen kann, so ist bei 35 Urwählern die Majorität, wenn sie aus 18 bis 23 Personen besteht, nie sicher, ihren Candidaten durchzubringen, im Gegentheil können sehr wohl 12 Wähler über 23, 13 über 22, 14 über 21, 17 über 18 siegen. Kommt ein solches Siegen der Minderheit über die Mehrheit, fragen wir weiter, häufig vor, oder ist es eine Seltenheit? Die Rechnung zeigt, daß bei 35 Wählern die Majorität auf mehr als 17379 Millionen verschiedene Weisen zusammengesetzt sein kann und eine Zusammenstellung ergiebt, daß in

	428750	Fällen	dabei 12	über 23	siegen
in	6774250	„	„ 13	„ 22	
in	50541050	„	„ 14	„ 21	
in	236816510	„	„ 15	„ 20	
in	759448675	„	„ 16	„ 19	
in	1724036825	„	„ 17	„ 18	

und überhaupt also in 2778046060 d. i. in fast einem Sechstel aller möglichen Fälle die Minorität über die Mehrheit. Sind 25 Personen behufs einer Wahl in 5 Abtheilungen à 5 Mann gebracht, so sind 16777216 Majoritätszusammensetzungen möglich, unter diesen sind nur 1813781 Fälle, in denen der factischen Majorität die Wahl ihres Candidaten unbedingt sicher ist, in 14936425 Fällen ist dagegen die Sicherheit nur eine relative, denn die Majorität erringt im Durchschnitt 12403685 mal den Sieg, während sie ihn 2559750 mal der Minorität überläßt. Die Wahrscheinlichkeit eines Sieges der Minderheit über die Mehrheit nimmt mit der Zahl der Wähler zu. Daß aber ein nicht unbedeutender Bruchtheil sämmtlicher Wahlen Niederlagen der factischen Majorität enthält, geht schon aus den gegebenen Beispielen hervor, und daß derselbe bei größeren Zahlen gut ½ werde, läßt sich mathematisch unschwer beweisen. Ein Dreiclassen-

Digitized by Google

syſtem, wie es in Preußen beſteht, verbeſſert natürlich dies Verhältniß nicht, ſondern trübt es womöglich noch mehr und es muß daher offen ausgeſprochen werden: in der preußiſchen Kammer, die aus indirecten Wahlen hervorgegangen iſt, verdankt mindeſtens der 5. Theil der Abgeordneten im Durchſchnitt ſeinen Sitz nicht der factiſchen Majorität, ſondern der Minorität der Wähler ſeines Wahlkreiſes. Nicht minder bedenklich für das indirecte Wählen iſt es, daß die Majorität nur ſicher iſt ihren Candidaten durchzubringen, wenn ſie über $^3/_4$ oder über faſt $^3/_4$ ſämmtlicher Wähler verfügt, daß ſie dagegen nie mit Sicherheit auf Sieg rechnen kann, ſobald die factiſche Majorität kleiner iſt, denn das Kleinerſein kommt bedeutend häufiger vor, als das Größerſein. Es iſt dies Verhältniß bei 25 Perſonen ſchon wie 8:1 und bei höheren Zahlen wird es immer ungünſtiger. Ja die Zahl der Wahlkreiſe, in denen die Minderheit durch eine für ſie günſtige Vertheilung in den Abtheilungen über die Majorität ſiegt, iſt dort bei weitem größer als die, in welchen die Majorität eine ſo impoſante iſt, daß ihr der Sieg auf keinerlei Weiſe entriſſen werden könnte. Und iſt es nicht ſchlimm, wenn ſich ein Einzelner, eine Partei ſagen muß: wir haben in 20 Wahlkreiſen die Majorität, aber trotzdem ſind wir nur in einem ſicher unſern Candidaten durchzubringen, während in den 19 übrigen uns der Sieg durch Zufall oder durch ein unlegales Vorgehen der Wahlcommiſſare geraubt werden kann? Ein ſolcher Commiſſar braucht, um ſeiner Partei, die vielleicht nur $^3/_4$ der Urwähler umfaßt, den Sieg zu verſchaffen, weiter nichts zu thun als dieſelbe ſo zu vertheilen, daß ſie in den Abtheilungen, in welchen ſie ſiegt, im Durchſchnitt nur mit einer kleinen Majorität den Gegner ſchlägt, während er zugleich dafür ſorgt, daß die Gegenpartei von den Wahlmännern, die ſie durchbringt, rühmen kann, ſie ſeien meiſt einſtimmig oder durch eine geringe Minorität gewählt. Muß dieſes unglückſelige Verhältniß nicht zu Verdächtigungen, Mißbräuchen, Verläumdungen, Zänkereien aller Art führen? Wird nicht die factiſch bei der Wahl unterliegende Partei, weil ſie möglicherweiſe die Majorität der Urwähler umfaſſen kann, ſehr oft behaupten: Wir, die Beſiegten, ſind eigentlich die Sieger!

Wir haben ſchwarz gemalt, aber es läßt ſich auf die dunklen Schatten auch einiges Licht werfen, welches ſie mildert und wir ſind verpflichtet, dieſes Licht nicht fern zu halten. — Die Minorität kann, wenn ſie den Sieg über die Majorität erzielen ſoll, keine beliebige ſein, ſie muß mindeſtens ein Viertel ſämmtlicher Wähler umfaſſen; beſteht ſie nur aus einem Viertel oder wenig mehr, ſo kann ſie nur in Ausnahmefällen den Gegner ſchlagen. Daß 12 Stimmen gegen 23 mit ihrem Candidaten durchdringen, kommt unter 40000 Fällen kaum einmal vor; die bei weitem meiſten Siege, welche die Minorität überhaupt erficht, werden von einer ſehr bedeutenden Minorität erfochten, es kommt z. B. 2 bis 3 mal öfter vor, daß 17 über 18, als daß 16 über 19 ſiegen und letzteres iſt

Digitized by Google

wieder 15mal häufiger als ein Sieg von 14 über 21, ja die bei weitem größere Hälfte aller möglichen Minoritätssiege wird bei 35 Wählern überhaupt nur errungen, wenn die Minorität nur um einen Mann schwächer ist als die Majorität. Bei anderen und größeren Zahlen ist es ähnlich. Und wenn einmal von 10000 Wählern 4998 mit Ja und 5002 mit Nein stimmen, ist da, (so höre ich den Vertheidiger der indirecten Wahlen sagen), nicht im Vergleich mit dem Hauptübelstande, daß, ob die Wahl auf directem oder indirectem Wege zu Stande kommt, immer die Hälfte der Wähler unvertreten bleibt, — ist da nicht der Mangel des indirecten Verfahrens, das möglicherweise die Minorität siegen läßt, also dann bewirkt, daß 4 Mann weniger als bei der directen Wahl einen Vertreter haben, — nicht ein verschwindend kleiner? Und steht um dieses kleinen Uebelstandes willen hinter einem Beschluß, den eine aus indirecten Wahlen hervorgegangene Kammer faßt, ein kleinerer Bruchtheil der Gesammtbevölkerung als hinter dem, was eine direct gewählte Versammlung beschließt? — — Ob der Vertheidiger Recht hat, mag der Leser nach längerem Ueberlegen selbst entscheiden, der Hauptzweck, der mich beim Schreiben des Vorstehenden leitete, beschränkt sich darauf: anzuregen zum Nachdenken über das Wählen überhaupt, — und darnach zu thun. — Th. G.

Die französischen Deputirten und Journalisten in Dänemark.

Zwei ziemlich unbedeutende Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers in Paris, die sich jedoch neuerdings durch einen mehr tendenziös-politischen als ernstgemeint-wohlthätigen Aufruf zu Gunsten der „bedrängten Nordschleswiger" bemerklich gemacht haben, weil der Eine, Piccioni aus Corsica, einige Jahre in der dänischen Colonie Sanct Thomas verlebt hat und sich seitdem nach seiner eigenen Aussage als ein gemischtes Wesen, halb Franzose, halb Däne betrachtet, während der Andere, Morin aus der Dauphiné, durch zufällige Beziehungen zu Dagbladts Herausgeber Bille in den Enthusiasmus für Dänemark versetzt zu sein scheint, — und zwölf pariser Journalisten ohne Namen haben sich gegen die Mitte August, wie man weiß, auf den Weg gemacht, um die dänische Hauptstadt zu besuchen. Der Gedanke dieser Fahrt war in publicistischen

Digitized by

Kreiſen entſtanden, und man hatte es dabei urſprünglich nur auf eine Art Verbrüderung zwiſchen franzöſiſchen und däniſchen Journaliſten abgeſehen, ähnlich der auf deutſchen Hochſchulen üblichen Heimſuchungen einer „Couleur“ durch eine befreundete von auswärts her. Der ſchon erwähnte Herr Bille war im Juni oder Juli in Paris geweſen; er hatte ſeine Zeit nicht etwa mit müßiger Bewunderung der Ausſtellungsſchätze vergeudet, ſondern ſämmtliche halbwegs zugängliche Redactionsbureaus abgelaufen, um ſie für die Sache Dänemarks gegen Preußen zu ſtimmen. Was lag näher, als ſeine Artigkeit durch einen Maſſenbeſuch in Kopenhagen zu erwiedern? Aus der bloßen Journaliſtenfahrt aber wurde auf eine höchſt geheimnißvolle Art — ſo verſichert Herr Bille, der es doch wiſſen muß — ein förmlicher und feierlicher Beſuch von Repräſentanten des franzöſiſchen Volkes bei dem däniſchen Volke. Dies alles durch die Zuthat der beiden Deputirten, die, nachdem ſie ſich einmal im ſtillen Einverſtändniß mit ihrer Regierung für die Nordſchleswiger erwärmt hatten, nicht füglich umhin konnten, die Reiſe an den Sund mitzumachen. Das Dutzend Journaliſten freilich, das außerdem von der Partie war, konnte unmöglich für eine angemeſſene Vertretung der pariſer, geſchweige der franzöſiſchen Preſſe gelten. Bekannte Namen wie Henri Martin, Havin, Léon Plée, Alexandre Bonneau figuriren nur unter den „entſchuldigten“, nicht unter den eingetroffenen Gäſten; von den letzteren nehmen den Hauptplatz zwei Mitarbeiter des mit welfiſchem Gelde gegründeten jungen Blattes „La Situation“ ein, deren Hauptredacteur nach Dagbladts unverdächtigem Zeugniß, ohne ſelbſt mitgereiſt zu ſein, das weſentlichſte Verdienſt um das Zuſtandekommen des Zuges ſich erworben hat.

Welches moraliſchen und intellectuellen Kalibers die ganze Geſellſchaft geweſen ſein muß, das verrathen uns natürlich nicht ihre klugen däniſchen Wirthe, wohl aber die eigenen heimgeſandten Berichte der Demonſtrationsreiſenden. In Herbesthal wird ihnen unwohl bei der ſchnöden Nothwendigkeit, deutſch ſprechen zu hören: der preußiſche Zollbeamte fragt ſie, ob ſie etwas zu declariren hätten, und der Witzbold der Geſellſchaft antwortet: „la guerre“, glücklicherweiſe ſo leiſe, daß der Preuße ihn après tout nicht verſteht. Derſelbe Ausbund von Geiſt gelobt in Köln ausdrücklich, den Dom beſuchen zu wollen, ſobald er franzöſiſch geworden. Solche Kindereien behält man die lange Fahrt von Köln nach Kopenhagen im Sinne, um ſie dann ſchwarz auf weiß nach Paris zu ſchicken, wo ſie gedruckt werden, wahrſcheinlich nur, weil würdigere Berichte fehlen. Aber auch die ſpäteren Schilderungen der Feſtlichkeiten, welche man in Kopenhagen und Umgegend genoſſen hat, zeugen von einem ſo mitleidswürdigen Mangel an Talent und Uebung, daß man im Intereſſe der pariſer Preſſe gradezu hoffen muß, ſie habe lediglich ihren dritten und vierten Rang zu den Dänen geſchickt. Was dann freilich nicht für den Werth ſpricht, den man in Paris auf das hingebende Entgegenkommen dieſer kleinen Nation legt!

Digitized by Google

Zu der Dürftigkeit und Unbedeutendheit der Deputation ſtand der officielle Pomp ihres Empfanges im ſchneidendſten Contraſt. In Paris iſt die Tagespreſſe doch nur einer der im Vordergrunde ſtehenden, tonangebenden Factoren der öffentlichen Meinung, in Kopenhagen aber iſt ſie nicht viel weniger als allmächtig. Um die ſouveräne Rolle, welche ſie dort ſpielt, zu bezeichnen, genügt es anzuführen, daß ihre Leiter bis ganz vor kurzem anerkanntermaßen die Stadtverordneten vorſchlugen, und daß ſie ſelbſt erſt auf dieſes vielleicht mehr läſtige als erfreuliche Vorrecht haben aus freien Stücken verzichten müſſen. Wenn dieſe Preſſe alſo einen politiſchen Beſuch empfing, deſſen Tendenz in der Richtung der herrſchenden nationalen Gefühle lag, ſo konnte derſelbe kaum anders als ſich zu einem Beſuch bei dem däniſchen Volke erweitern. So wurden denn jene franzöſiſchen Niemands und Soundſos aufgenommen, als gehe Frankreich in eigener Perſon bei Dänemark zu Gaſte. Der führende Staatsmann der Nationalliberalen und ehemalige Miniſter Orla Lehmann, der den erſten Stock des Schloſſes Fredensborg bewohnt, nahm ihrer drei bei ſich auf. Dem Feſtmahl in Klampenborg präſidirte der frühere Miniſterpräſident Hall, dem Feſtmahl in Marienlyſt der frühere Miniſterpräſident Madvig. Und nicht allein die Koryphäen der nationalliberalen Partei wetteiferten in den Begrüßungs- und Aufnahmekoſten; Geheimrath Braeſtrup, nach dem Krieg von 1864 Bevollmächtigter in Berlin, und der vormalige Finanzminiſter David, eine wiſſenſchaftliche Zierde ſeines Vaterlandes, waren im Namen der conſervativen Partei zur Stelle. Ja der König ließ ſich herab, den ſämmtlichen Gäſten Audienz, und den beiden Volksvertretern unter ihnen das rothe Bändchen zu gewähren, nach welchem ſich jedes franzöſiſche Knopfloch ſehnt. In dieſer Beziehung, beiläufig bemerkt, ſind Franzoſen und Dänen einander wirklich verwandt wie Brüder: die demokratiſchen Principien von 1789 im Herzen, verlangen ſie auf dem Rocke zu mehrer Bekräftigung ein Ordensband zu haben und laſſen es dann ſicher nie zu Hauſe.

Den Verlauf der fünf bis ſechs Tage hier zu ſchildern oder auch nur zu reſumiren, kann uns natürlich nicht einfallen. Man tödtete die braven Reiſenden faſt mit Eiſenbahn- und Dampfſchifffahrten, Beſichtigungen, Anreden, Blumenregen, Illuminationen, Bällen und Banketen. Die däniſchen Sprecher überboten ſich in kühnen und freien Verſuchen, die Fremdlinge für Dänemarks Sache gegen Preußen zu engagiren; die Fremdlinge antworteten, ſo gut ſie es vermochten. Man muß nur den Bericht über den erſten großen Feſtſchmaus leſen, in der Badeanſtalt Klampenborg am 13. Auguſt, um den Gegenſatz zwiſchen den gedankenvollen, formſchönen däniſchen Reden und den glatten Phraſen der Pariſer lebhaft zu empfinden. Namentlich Orla Lehmann übertraf ſich an jenem Abend ſelbſt. Er ſprach wie ſeine Landsleute natürlich nothgedrungen immer franzöſiſch, da es zuviel verlangt geweſen wäre, daß dieſe franzöſiſchen Schwärmer

Digitized by Google

für Dänemark und das dänische Schleswig sich zuvor mit einigem Wörtervorrath für die Reise in das fremde Land hätten ausrüstet haben sollten. In ihrer eigenen Sprache also warf der eiderdänische Parteiführer den Franzosen solche Schmeicheleien an den Kopf, wie daß die Dänen „eifrige Zöglinge der französischen Cultur" seien, daß man in Schleswig nur noch auf Frankreichs ruhmbedeckte Banner rechne, und daß in Frankreichs großem Herzen jede gerechte und edle Sache auf Sympathien stoße. Andere Redner gingen darin noch viel weiter; der Candidat Brynjulfsson aus Island nannte die Franzosen gradezu das repräsentirende, d. h. das leitende und voranstehende Volk, das durch seinen universellen Geist am besten befähigt sei, große Ideen zu verwirklichen. Der universelle Geist der Franzosen! Man hatte in der That recht würdige Träger dieses Geistes vor sich, um in dessen Bewunderung zu ersterben!

Was wird die Folge dieses schreienden Mißverhältnisses sein? In Paris, wo man die geistige und politische Bedeutung der Deputation einigermaßen zu schätzen versteht, wird man seinen Respect vor dem Verstande und Selbstbewußtsein der Dänen schwerlich wachsen fühlen, nachdem deren beste Männer jener Gesellschaft von Nullen in solch' ausschweifender Weise den Hof gemacht. Man wird die in ihr dem französischen Staate und Volke erwiesene Ehre gnädig quittiren, aber kaum eifriger werden als bisher, ein so zwergenhaft erscheinendes und fühlendes Völkchen mit dem eigenen Leibe zu decken. Denn welchen Beistand kann Frankreich seinerseits in kommenden Nöthen sich von einem Lande versprechen, das sich von einem Ende bis zum andern in Fahnen hüllt, mit Kränzen schmückt und in Extase geräth, weil ein Dutzend namenloser Fremdlinge ihm eine Augustwoche Aufenthalt gönnt? Neid und Eifersucht werden thun, was gerechte Schätzung seiner selbst und anderer übrigläßt, um nicht zu gestatten, daß die Collegen der in Dänemark gewesenen Deputirten und Journalisten aus dieser Fahrt das von den Dänen gewünschte große Ereigniß machen, das Fraternisirungsfest zweier „aufeinander angewiesenen" Nationen.

Wir wollen darum nicht behaupten, daß von dem Rausche der Festtage gar nichts Nachhaltiges und Werthvolles zurückbleiben werde. Den Franzosen kann es stets nur heilsam sein, sich in einem leidlich freien fremden Lande durch den Augenschein zu überzeugen, wieviel ihnen noch daheim zu einer menschenwürdigen Existenz mangelt. Ja schon eine Reise an sich mit dem Zwecke oder der Wirkung politischer Reformation thut diesen nationalen Knownothings nöthiger als irgendwem. Die Dänen haben sich voraussichtlich mehr Unkosten gemacht, als der Erfolg rechtfertigen wird, aber ganz ohne Frucht kann es doch auch für sie und ihre Lieblingshoffnungen nicht bleiben, daß ein Dutzend Federn und zwei Zungen sichs in Zukunft zur Ehrensache machen werden, jede Gelegenheit zu ergreifen, um sich gegen Dänemark erkenntlich zu zeigen. Aus unsrer eigenen nationalen Erfahrung ist uns gegenwärtig, daß die Wech-

Digitized by Google

ſelbeſuche auf den deutſchen und ſchweizeriſchen Schützenfeſten keineswegs ſofort zu einem feſten Anſchluß der Schweiz an Deutſchland geführt haben; aber müſſen ſie darum ganz und gar bedeutungslos geblieben ſein? Schreibt ſich daher nicht doch manche active Sympathie, ein tieferes und bereiteres gegenſeitiges Verſtändniß?

Auch eine Deputation aus Nordſchleswig unter Herrn Krügers Führung hat den franzöſiſchen Gäſten Dänemarks ihre Aufwartung gemacht, und wollte ſie ſogar bereden, ihren Rückweg durch Schleswig zu nehmen, um ſich mit eigenen Ohren und Augen von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zuſtände dort zu überzeugen. Die Franzoſen ſind beſonnen genug geweſen, von dieſer bedenklichen Ausdehnung ihrer Miſſion zurückzutreten; aber was ſoll man vom Tacte der Einladenden ſagen? Herr Krüger ſcheint gar nicht zu ahnen, daß er für den Augenblick noch einem gewiſſen Staatsverbande angehört, und daß es über die Maßen unanſtändig, um nicht zu ſagen nackter Hochverrath iſt, ganz öffentlich und perſönlich die Hilfe einer fremden Nation und Regierung gegen den eigenen Staat anzurufen. Mit welcher Stirn wird dieſer Mann demnächſt wieder im berliner Reichstag zu erſcheinen ſich herausnehmen? Es iſt hauptſächlich um ſolcher Conſequenzen willen, daß man dringend wünſchen muß, die Grenzfrage endlich entſchieden zu ſehen, — ſo oder anders.

Die Unzufriedenen der Schiller-Goethezeit von 1795—1805.

Ungedruckte Briefe Wielands, Böttigers, Falks und Cramers an G. Merkel.

Die in früheren Heften dieſer Zeitſchrift (vgl. Nr. 20. u. 21.) veröffentlichten Mittheilungen über die „Unzufriedenen in der Schiller- und Goethezeit" hatten darauf hingewieſen, daß die gehäſſige Polemik gegen die beiden großen Dichter, durch welche Garlieb Merkel ſich den traurigen Ruhm eines literariſchen Heroſtrat erworben, namentlich von Herder und deſſen Frau im Geheimen geſchürt worden ſei, die beigedruckten Briefe, die Caroline Herder im Auftrage ihres Gemahls geſchrieben, dieſe Thatſache urkundlich bewieſen. Die nachſtehenden Blätter ſollen den Beweis führen, daß dieſe geheime Feindſchaft gegen Schiller und Goethe ſich auf weitere Kreiſe erſtreckte und daß Läſterungen gegen die

Digitized by Google

beiden großen Freunde auch auf den stillen Beifall Wielands und aller derer zählen konnten, welche zu den Führern der „alten Schule“ überhaupt in näherer Beziehung standen.

Was zunächst Wieland anlangt, dessen liebenswürdige Persönlichkeit zwar allen directen Conflicten mit Goethe und Schiller aus dem Wege zu gehen suchte, der sich aber von der stillen Parteinahme für die Verkleinerer seiner großen Gegner nicht frei halten konnte, so gehörte er zu Merkels genauesten Freunden und der enthusiastische Brief, in welchem dieses Schriftstellers ziemlich unbedeutender Roman „Die Rückkehr ins Vaterland“ den bedeutendsten Erscheinungen der Zeit zugezählt wird, ist sicher zum guten Theil auf Rechnung dieser Freundschaft zu schreiben, welche Merkel sich durch treue literarische Schildträgerdienste erworben hatte. — Merkels Hinterlassenschaften enthalten interessante Mittheilungen über das Leben des Kreises, in welchem der alternde Dichter des Oberon mit Vorliebe sich bewegte und in welchem Böttiger und Falck, zu Zeiten auch Kotzebue, die erste Stelle einnahmen. Wir können es uns nicht versagen, diesen Aufzeichnungen wenigstens die Schilderung des ersten Abends zu entnehmen, an welchem Merkel seinen Lieblingsdichter kennen lernte. „Ich war im weimarer Theater ..... Auf einer der Seitenbänke dicht hinter dem Orchester, so daß die Rampe ihn beleuchtete, saß ein Greis, auf dessen Antlitz mein Blick unwillkührlich haften blieb. Er war nicht schön und die feinen geistvollen Züge zeigten nur eine gemüthliche Abspannung, in welcher er mit seinem Nachbar gleichgiltige Worte wechselte. Jetzt rollte der Vorhang auf und das Antlitz ging in den Ausdruck ernster Aufmerksamkeit über, die, sowie die Intrigue anfing, zur Theilnahme wurde, die sich immer lebendiger steigerte, je mehr die Verwicklung wuchs. Jede frohe Wendung derselben begrüßte eine freudige Miene, jede bedenkliche eine ängstliche — ja ich sah sein Auge vor Zorn funkeln, dann wieder sich vor weichem Gefühl trüben. Bei glücklichen Worten des Dichters nickte er freundlich, bei mißlungenen schüttelte er das Haupt. Zuweilen bewegte er die Lippen wie sprechend ..... Nach dem Schluß des Stücks fragte ich seinen Nachbar, ob der Alte wirklich während des Stücks gesprochen. „Ja — in einzelnen Ejaculationen.“ Bei den Streichen des jungen Buben im Stück hatte er gesagt: „Du solltest mein Sohn sein“, der alten Ränkemacherin hatte er „Vetula pravissima“ zugerufen, dem jungen Mädchen, das verführt werden sollte „Kindchen, Kindchen, trau ihm nicht!“ Ich war so glücklich den Abend mit ihm zu essen. Das Gespräch kam auf das Stück: er erklärte es für sehr mittelmäßig — und hatte es schon halb vergessen! Jener Greis war der, meinem Urtheil nach, größte Dichter Deutschlands, es war Wieland!“

Es ließen sich den vergilbten Blättern, welche diese höchst charakteristische Schilderung des leicht beweglichen, sanguinischen Dichtergreises enthalten, noch manche bemerkenswerthe Züge zur Geschichte des weimarer Lebens, namentlich

Digitized by Google

höchſt wunderliche mündliche Urtheile Wielands über Goethe entnehmen — da wir es vorliegenden Falls aber nur mit den Verhältniſſen zu thun haben, die zum Verſtändniß der nachſtehenden Briefe nothwendig ſind, übergehen wir dieſelben, um uns zunächſt Böttiger zuzuwenden, jenem literariſchen Allerweltsmann, der Goethe manche peinliche Stunde bereitet und den dieſer gelegentlich in einer Zornaufwallung den „gründlichſten Schuften" zugezählt hat.

Der erſte der vorſtehenden böttigerſchen Briefe bedarf des Commentars nicht, da er ſich auf eine Schilderung des weimarer Lebens im J. 1798 beſchränkt, welche durch ihre Mittheilungen über die Vorbereitungen zu Schillers Piccolomini und den bekannten fichteſchen Proceß von Intereſſe iſt. Die übrigen Briefe wimmeln von Feindſeligkeiten gegen Goethe, Schiller und die Romantiker, welche für den damaligen literariſchen Geſchmack um ſo bezeichnender ſind, als der Briefſteller ſich wiederholt auf Herders, Wielands und der Herzogin Amalie Uebereinſtimmung mit ſeinen Anſichten beruft. Die merkelſchen Briefe, von welchen die Rede iſt und denen reiches Lob geſpendet wird, ſind jene „Briefe an ein Frauenzimmer", in welchen Merkel über die neueſten Erzeugniſſe der ſchönen Literatur Rundſchau hielt und welche die an Wahnſinn ſtreifenden Urtheile über Schiller und Goethe enthielten, durch welche der Autor ſich bei der Nachwelt verfehmte, die aber ihrer Zeit Beifall und Theilnahme in den weiteſten Kreiſen fanden. Der „Brockentraum" war eine freche Parodie auf Goethe, deren Merkel ſich in ſpäteren Jahren ſelbſt ſchämte. Das Urtheil über die „Jungfrau von Orleans", dem nachgerühmt wird, es habe in den höchſten Kreiſen Weimars „Senſation" gemacht, tadelte u. a., daß jenes Stück nicht *eine*, ſondern drei Kataſtrophen enthalte, daß die Scene zwiſchen Johanna und Montgomery der Ilias geſtohlen und in ihrer Ausführung „höchſt widerlich" ſei; das Geſpräch mit Philipp von Burgund wird „blumenreiches Geſchwätz", der dritte Act der ſchlechteſte, der Schluß „forcirter Theaterſpectakel" genannt u. ſ. w. und einzig den lyriſchen Schönheiten dieſer ihrer „Märchenhaftigkeit" wegen „mißlungenen" Dichtung Anerkennung geſpendet. Was ſoll man endlich dazu ſagen, wenn Böttiger ſeinem kritiſirenden Freunde, — der Schiller vorzüglich wegen ſeiner nahen Beziehungen zu Goethe wegen angriff — den Vorwurf macht, den Wilhelm Tell zu überſchätzen, da dieſe Tragödie in Weimar allgemein als die „fehlerhafteſte" Schöpfung des Dichters angeſehen worden?

Dieſen Urtheilen, welche Böttiger im Namen des großen Publikums und jener „alten" Schule ſprach, deren erlöſchender Einfluß in der Abneigung gegen die Erben ihres Ruhms noch einmal aufflackern zu wollen ſchien, ſchließt ſich in der Folge auch Johannes Falck an, derſelbe, der nach dem Tode Wielands in das Lager Goethes überging und nach deſſen Tode das bekannte Buch „Goethe, aus näherem perſönlichem Umgang geſchildert" ſchrieb. Was Merkel von dieſem Manne, der von ſeinen Zeitgenoſſen eine Zeit lang für den erſten deutſchen

Digitized by Google

Satyriker und einen poetischen „Prometheus“ gehalten wurde (diese Ausdrücke sind in einem böttigerschen Brief gebraucht und stützen sich auf die Autorität Wielands), berichtet, flößt wenig Vertrauen zu dessen sittlichem Charakter und zu der Aufrichtigkeit seines späteren Goethe-Enthusiasmus ein. Falck war ursprünglich Perrückenmacher gewesen, hatte dann zu studiren begonnen und war plötzlich — während einer Fieberkrankheit hatte er den Juvenal kennen gelernt — zum Poeten geworden. Durch Wielands excentrisches Lob ermuthigt, beschloß er die Satyre zum „bürgerlichen Lebensberuf“ zu wählen und jährlich ein satyrisches (mit 600 Thlr. bezahltes) Taschenbuch herauszugeben. Schon der zweite Jahrgang desselben wies sich als durchaus verfehlt aus, er enthielt eine Parodie auf die berliner Charité, für deren Ausfälle in der Folge dritte Personen, die der ängstlich gewordene Poet Preis gab, verantwortlich gemacht wurden. Schließlich brach auch M. mit dem Satyriker, der in seinem Taschenbuch eine schändliche Caricatur der körperlichen Mißgestalt Schleiermachers veröffentlicht hatte, welche Merkel — obgleich mit Schleiermacher persönlich verfeindet, — in einer seiner Recensionen als „Gemeinheit“ verurtheilte. — Einen nahezu komischen Eindruck macht endlich der letzte Brief unserer Serie, in welchem Merkel als „Lessing redivivus“ gefeiert wird. Er stammt aus der Feder C. F. Kramers, des excentrischen Ex-Hainbündlers, der seiner Zeit durch das Buch „Klopstock. Er und über ihn“. bekannt war und ist für die Feindseligkeit bezeichnend, welche die engeren Genossen und ausschließlichen Verehrer Klopstocks gegen den wachsenden Ruhm der weimarer Dioskuren nährten, nachdem diese sich von dem Meister ihrer Clique abgewandt hatten. Kramer, der Sohn jenes Johann Andreas K., der als Theilnehmer der „Bremer Beiträge“ in der Literaturgeschichte genannt wird, war seiner Zeit Mitglied des Hainbundes gewesen, und hatte als solches durch seine „wild-genialischen Sitten“ bei Freund und Feind vielfach Anstoß gegeben; dann war er nach Paris gegangen, wo er als begeisterter Anhänger der Revolution seinen Wohnsitz dauernd nahm und vielfach mit Sièyes verkehrte. In Deutschland war er als Uebersetzer und Herausgeber verschiedener Bücher über die neu-französischen Zustände (Das neue Paris 1799 — Paris die Hauptstadt des französischen Kaiserthums) bekannt, sein Haus, eine Zeit lang als literarischer Mittelpunkt für Deutsche und Franzosen geschätzt.

So finden wir die Kreise der genaueren Freunde und Anhänger der drei älteren classischen Dichter Deutschlands (Herders, Wielands und Klopstocks) unter den „Unzufriedenen der Schiller-Goethe-Zeit“) fast sämmtlich vertreten, und im Bunde mit Merkel, den sie zu seinen kritischen Excentricitäten anstachelten, um später alles Odium derselben auf ihm sitzen zu lassen. Und doch war Merkel ein von diesen seinen Freunden grundverschiedener Mensch, haben die Motive, welche ihn bei dem Kampf gegen den weimarer Musenhof leiteten, mit denen der alten Schule wenig gemein. Er sah in dem einseitigen Idealis-

Digitized by Google

mus, mit welchem die Weimaraner sich von der „hoffnungslosen deutschen Realität“ abwandten und geflissentlich „in einer Weise dichteten, die dem bisherigen Leben des Volks entgegengesetzt war“, eine Gefahr und glaubte die „Inhaltslosigkeit der Wirklichkeit“ und die Unheilbarkeit der gegebenen Zustände, der Wirkung wegen läugnen zu müssen, die ihre öffentliche Verkündigung politisch auf das Volk üben mußten. Er beschließt seine Schilderung der unvergeßlichen in Weimar verlebten Tage, welche er in fast täglichen Verkehr mit Wieland und Herder verbrachte, die ihn häufig an lauen Sommerabenden in Tiefurt besuchten, um mit ihm in dem herzoglichen Garten zur Nacht zu speisen, ohne sich durch die vorüberrauschenden seidenen Gewänder der Herzogin Amalie stören zu lassen — er beschließt diese Schilderung mit der nachstehenden höchst charakteristischen Bemerkung: „Wer diese meine Lebensweise und den Verkehr mit den beiden großen Dichtern sah, pries mich sehr glücklich. Fühlte ich mich so? Nein. Ich hatte vom Baume der Erkenntniß gegessen, in einer Reihe großer Städte das Leben in kräftig strebender Thätigkeit gesehen, ich sehnte mich darnach selbst praktisch einzugreifen, durch literarische Arbeiten, nicht blos für diese da zu sein.“ Weil der politische Beruf (denn ein solcher ist direct bezeichnet) dem Deutschen des 18. Jahrhunderts versagt war, wurde ein talentvoller und patriotischer Publicist zum schlechten ästhetischen Kritiker, mußte er als solcher enden. Für den sittlichen Werth des in der Zeit der goldenen Literaturperiode öffentlich wirkenden Mannes gab es kein anderes Kriterium, als das des ästhetischen Geschmacks!

I. Wieland an Böttiger.

Osmanstädt, d. 4. August 1798.

Sie müssen mein lieber Freund und Bruder in Aristofanes, Merkels kleines Buch (das hier mit Dank zurückkommt) nur in einer zerstreuten Viertelstunde durchblättert haben, um mir schreiben zu können: „es werde mir vielleicht um einiger Schilderungen willen nicht ganz mißfallen.“ O ihr Filologen und Polyhistoren, auch Hof- und Weltmänner, wie kann ich mich zurückhalten, Euch nicht ein wenig rauh anzulassen! Dieses sogenannte Zwittergeschöpf hat nur einen einzigen Flecken und der ist das schändliche, lästerliche nos haec novimus esse nihil. Das kann man mit Wahrheit von Myriaden hochgelehrter Folianten und Quartanten sagen, die alle, was den innern, wahren Werth betrifft, von diesem kleinen dünnleibigen Zwittergeschöpf bis an den Wagebalken heraufgezogen werden. Merkel hat noch nichts gemacht, das in jeder Betrachtung diesem deliciösen Werkchen gleich käme, und wird schwerlich in seinem ganzen Leben etwas Besseres machen. Wie kann man doch aus falscher Schaam vor den hochgelehrten Herren ein so albernes, ein so übel passendes, in die lieblichste Harmonie von Verstand, Einbildungskraft und Herz so widerlich mistönend hineinkrächzendes Motto auf ein solches Werkchen setzen? Ich sage Ihnen und Hrn.

Digitized by Google

Merkel (der den heiligen Geiſt an dieſem Product, wozu er, wie es ſcheint, nur die Finger hergeliehen hat, ſo greulich läſterte), daß dieſe Rückkehr ins Vaterland, ohne eine Nachahmung von Yoriks sentimental journey zu ſeyn, das einzige Gegenſtück dieſes Lieblingsbuchs aller Leute von Gefühl, Geſchmack und Geiſt iſt, und daß es in jedem Betracht neben dem Exquiſiteſten, was unſere Sprache aufzuweiſen hat, ſtehen kann. Aber freylich ſolche Werkchen, die mit freyer, ruhiger, in ſich ſelbſt und in der Natur wohnenden Seele genoſſen ſeyn wollen, kann man nur auf dem Lande leſen.

Wieland.

II. Böttiger an Merkel.

1.

Weimar, 4. Jan. 1799.

In unſerm kleinen Weimar werden nun große Vorbereitungen zum Piccolomini getroffen, der den 30. Januar, den Geburtstag der regierenden Herzogin, verherrlichen ſoll. Eine Herzogin von Friedland iſt aus Regensburg verſchrieben, Mad. Teller, die Mutterrollen trefflich ſpielen ſoll. D. Hagemann ſpielt das fürſtliche Fräulein, Greiff den Wallenſtein u. ſ. w. Schiller iſt mit Weib und Kind herübergezogen, um allen Proben zu aſſiſtiren, und iſt in ein herzogliches Schloß einlogirt. Decorationen werden gemahlt, Coſtüms (die Iffland hier nachzeichnen läßt) geſchneidert, Rollen ſcandirt (denn die böſen Jamben wollen nicht recht klappen), Epiloge fabrizirt. In dieſer ſüßen Muſolepſie vergeſſen wir nun ſelbſt die Raſtadter Friedensbaſis und die Niederlagen, welche die Franzoſen Schlag auf Schlag in den Zeitungen erleiden. Jean Paul wächſt täglich in der Gunſt unſerer Damen und ſchreibt rüſtig an „Meinem künftigen Lebenslauf", der zur Oſtermeſſe erſcheinen und unter anderen einen Brief an „meinen künftigen Sohn auf der Univerſität" der einige bittere Pillen für die jetzigen Philoſophen enthalten wird. Freund Scherer iſt nach Ilmenau geflogen und muß auf hohe Ordre für jedermann chemiſche Vorleſungen hier halten, wozu der Herzog die Koſten giebt. Ich aber — machen Sie ſich auf eine ſchreckliche Nachricht gefaßt — leide ſeit drei Wochen an Gicht in den Füßen. Die Podagriſten wollen mich in ihren Orden aufnehmen, ich aber behaupte, ich ſei noch immer ein Profaner. Wirklich bin ich viele Tage ein lahmer Vulcan, höchſtens nur mit der Feder thätig geweſen. Das arme Jena hat zwei harte Schläge erhalten. Ein ſchändlicher Duellmord hat neue häßliche Ordensgräuel veroffenbart, und von Dresden iſt eine Inſinuation an die fürſtlichen Nutritoren gekommen, daß, wofern ſie dem atheiſtiſchen Unweſen der Hrn. Fichte und Conſorten in Jena nicht Einhalt thäten, Churſachſen allen ſeinen Landeskindern, die dort frequentirten, einen Bannfluch ſprechen würde. Schütz ſchwärmt cum uxorcula in Berlin.

Im Reimarus'ſchen Hauſe erinnern Sie fleißig mein Andenken. Wird der

Bürger Reinhard in Florenz bleiben? Dem braven D. Erſch meinen Händedruck. Es ſoll ihm ob militem Borussum a fame servatum in der Hauptwache am Brandenburger Thor, wo oben der König der Stadt die posteriora zukehrt, eine Statue in Lebensgröße errichtet werden. Von Klopſtock, dem mir heiligen Freund, ſagen Sie mir ja etwas. Iſt ſein Bild von Hickel ſchon in Kupfer geſtochen und iſt es ähnlich?

Herders grüßen herzlich, meine Frau ſchließt ſich an.

Unwandelbar treu ihr Böttiger.

2.

Weimar, 4. März 1799.

Wie viel mir Ihr Brief Freude macht, beweiſe Ihnen die ſchnelle Antwort mit umgehender Poſt. — Mir iſt bange, daß Sie von unſerm Weimar eine ſchiefe Vorſtellung durch albernes Geſchwätz von Ununterrichteten erhalten haben. Nun, kommen Sie immer zu uns zurück. Wir ſind ganz die Alten und niemand hat auch nur ein Jota an unſerer magna charta zu denken und zu ſchreiben, was wir ſelbſt zu verantworten gedenken, geſchmälert. Wer hat Ihnen denn geſagt, daß Fichte von hier aus verfolgt worden ſei? Unſer Herzog hat die ganze Sache vom erſten Augenblick an aus dem richtigen Geſichtspunkt angeſehen, und dabei gebührt Goethen das Lob, daß er muthig und verſtändig für die Lehrfreiheit der Jenaiſchen Profeſſoren geſprochen hat, als nicht alle ſo wie der Herzog dachten. Ich werde Ihnen einſt intereſſante Anecdoten darüber erzählen können. Daß man Fichten eine Verantwortung abforderte, geſchah theils aus billiger Schonung gegen politiſche Verhältniſſe gegen Churſachſen, die unſer Herzog jetzt am wenigſten aufgeben darf, theils um Fichte ſelbſt nur mehr Spielraum zu geben. Dieß iſt auch vollkommen erreicht worden. Fichte hat eine trefflich ausgearbeitete Vertheidigung auf 20 Bogen dem Consilio Academico eingereicht, und wird dieſe dann mit Bewilligung des hieſigen Hofes drucken laſſen. Sie hat Hände und Füße, und wird die Schriftſtellerrechte mit furchtbarer Conſequenz geltend machen. Da begreifen Sie nun wohl, daß Fichte kein Härchen gekrümmt wird. Und dieß iſt früher beſchloſſen und hier abgemacht geweſen, als die ehrwürdigen, braven Männer im Berliner Conſiſtorium ihr Gutachten abgegeben haben, wovor ſie Gott Merkurius alle zu ſalarirten Mitgliedern der Academie, und die es ſchon ſind, zu Beſitzern einer Achardſchen Runkelzuckerfabrik machen möge.

Alſo, Freund, packen Sie Ihren Koffer immer für unſer Weimar, wo vieles wenigſtens erträglich iſt. Ich habe ſchon große Pläne, künftigen Sommer recht mobil zu ſein. Da wandeln wir alle Woche einmal zu Vater Wieland, den ich geſtern noch ſehr munter antraf, und auch von Ihnen erzählen mußte, was ich nur aufbringen konnte, bald zu dem wackern Mounier, der jetzt eine höchſt

Digitized by Google

liebenswürdige Bernerin bei ſich hat, die vielleicht ſeine Frau werden wird, bald ins Wäldchen nach Tiefurt, wo uns keine Herzoginnen ſtören ſollen, bald nach Ettersburg. Kurz, Freund, Sie müſſen der unſere bleiben, und von hier aus erſt das Hanſeatiſche Magazin abwarten, ehe Sie ſelbſt zur großen Hanſa übertreten. Schreiben Sie nur bald Ihren Entſchluß, damit wir Sie hauſen und betten können. Kommen Sie zur Oſtermeſſe, wie ſichs verſteht, nach Leipzig: ſo finden Sie auch Falk da, und wir können alle drei zuſammen zurückreiſen. Falk, um gleich bei dieſem ſtehn zu bleiben, hat ein erbärmliches Product mit ſeinen Denkwürdigkeiten geliefert. Aber das hat er zur unrechten Stunde aus dem Ermel geſchüttelt. Dafür enthält ſein ſatiriſcher Almanach auf 99 viel gutes, und einiges wahrhaft claſſiſches. Wie mag ſich denn Hr. Rambach befinden? Er iſt an Lichtenſteins Stelle zum Rector beim Johanneum vorgeſchlagen, dürfte aber leicht durchfallen, weil gerade in Hamburg dieſer Almanach gewaltig geleſen wird. Im Grunde hat Rambach nicht ſoviel Schuld, als die Göthiſche Tendenz und Hr. Tieck. Aber es heißt auch hier, der Hehler iſt ſo gut, als der Stehler. — Sie ſollten nur unſern Scherer in ſeinen chemiſchen Vorleſungen ſehen und hören! Da ſitzen alle geiſtreichen Weiber, und auch einige Körper um ihn herum, und an 150 Zuhörer ſtehen und hören die Worte des chemiſchen Evangeliums, das er mit Kraft und Nachdruck predigt. In der That haben dieſe öffentlichen chemiſchen Vorleſungen, wozu unſer braver Herzog alle Unkoſten trägt, und auch die Künſtler und Handwerker daran Theil nehmen läßt, hier ſchon viele gute Ideen in Umlauf geſetzt, und Scherer iſt recht eigentlich à l'ordre du jour. Der Herzog hat ihm ein ſchönes Laboratorium in der Stadt angewieſen, und er wohnt nun für beſtändig hier.

Jedes Wort in Ihrer Charakteriſtik Berlins iſt ein treffendes Epigramm. Wohl thut es mir, daß Sie den braven, redlichen Sander und ſein Haus ſo finden, wie ich es fand. Es beunruhigt mich, daß mir der liebe Mann jetzt gar nicht ſchreibt. Aber er mag auch mehr, als je, mit Arbeit bepackt ſeyn. Ueber Piccolomini ſind denn die Sehenden auch hier ſehend. Es iſt aber leicht möglich, daß Sie, Iffland ausgenommen, alle übrigen Rollen ſchlechter in Berlin beſetzt ſehn, als hier, wenigſtens können ſie dort unſerer Vohß und unſerer Jagemann nichts entgegenſetzen. Schicken Sie mir doch einen Comödienzettel mit der Rollenbeſetzung und ſollte etwa ein Flugblatt oder ſonſt etwas erſcheinen, was dieſe Staatsaction betrifft, auch dieß, ſo bald als möglich. Wie nahm Iffland den ältern Piccolomini, als loyalen Kaiſersdiener, oder als liſtigen Buben? Darüber Freund müſſen Sie mir noch ein Wörtchen ſagen.

3.

Sobald ich die Laterne*) anblickte, ſchrie ich, das iſt Jeniſch! Auch hat

*) Vgl. Falcks Taſchenbuch auf das J. 1800.

Digitized by Google

ſich Wieland, dem ſie der Verleger ins Haus ſchickte, längſt bekehrt, und bittet das Unrecht ab, das er Ihnen angethan hat. Was wird Nicolai zu dem Mißgriff ſagen, den Schulz nun ſelbſt in dem Intelligenzblatt d. alg. Literatur-Zeitung bekennt. Uebrigens kommt es gewiß noch zu ſtärkern Expectorationen. Die Schlegel wollen eine eigene Literatur-Zeitung auf ihre Fauſt unternehmen, oder mit Meuſel (!) Maskopei machen. Sie ſind auch in Jena algemein geflohen. Auch Loder ſagte, daß er nicht mehr mit ihnen umgehen könne. Er kam aber von Göttingen und Hannover, wo man ſie gar nicht einlaſſen will, wenn ſie einmal hinkämen. — Kotzebue iſt hier algemein geſchätzt, ſpeißt oft am Hofe und der Herzog hat ihn öffentlich wegen ſeines Eſels belobt, der nun auch in Breslau mit ſchallendem Beifall aufgeführt worden iſt. Man ſollte in Iffland dringen, daß er auch in Berlin gegeben werde. Man will ihn ſogar in Dresden aufführen. Iffland darf ja nun nicht mehr beſorgen, daß er von den Schlegeln, wie ſonſt ſehr hämiſch geſchah, critiſirt werde.

Mich freut des würdigen Fichte Wohlbefinden, und ich kann Ihnen ſagen, daß auch hier jedermann mit ihm ausgeſöhnt iſt. Hätte er ſich nur nicht mit Fr. Schlegel eingelaſſen. Dieß hat ihm bei unſerm Herzog, der bei ſeiner Anweſenheit zur Herbſtrevue allerlei Anecdoten darüber hörte, neuen Schaden gethan. Indeſſen läßt ihm ſelbſt der Herzog die Gerechtigkeit widerfahren, daß er das Gute gewollt habe. Grüßen Sie Fichte, wenn Sie glauben, daß er mich nicht verkennt.

Auf Ihre Reiſegeſchichte iſt Wieland ſehr begierig, und ich freue mich auch darauf.

Sie müſſen mir öfter ſchreiben, mir ſagen, was Sie vorhaben, was Sie treiben und geißeln, und was Sie — liebkoſen. Ihre Briefe ſind vor aller übrigen Welt Heiligthümer. — Feßler ſchreibt ſehr freundſchaftlich von Ihnen.

Als Wieland vor 3 Jahren Bonaparte zum Dictator von Frankreich machte, lachte ihn jedermann aus. Nun ſoll mir aber noch jemand ſagen, daß die großen Dichter nicht große Propheten wären. Nun iſt die höchſte Kriſe der Revolution. Venimus ad summum. 200 Blutſauger erdrückt und ausgepreßt, und Frankreich, ja Europa iſt gerettet.

Schreiben Sie bald wieder. Unwandelbar treu

Den 18. Nov. 1799. Ihr B.

Herders fragen oft und mit inniger Theilnahme nach Ihnen. Sie müſſen ſchon wieder zu uns kommen.

Geben Sie mir im nächſten Brief Ihre Adreſſe.

4.

Weimar, 28. Nov. 1799.

Ihre Mittheilung, mein theurer Freund, iſt unverzüglich mit einem Brief von mir begleitet in den ehernen Mund der großen Reichstrompete gewandert.

Digitized by Google

Eine blutigere, und doch auch gerechtere Rache konnten Sie an diesem Pasquillanten nicht nehmen. Ein solches Sonnet ist nicht bloß für ihr Herz, sondern auch für ihren Witz eine Schandsäule, und Sie, mein Freund, mußten gerade so viel, und gerade das hinzusetzen, was geschehen ist. Hubers Recension des Athenäums ist nur ein Vorläufer einer noch drastischeren, die von der Lucinde erscheinen wird.

Man sagt, die Gebrüder Schlegel werden Jena, wo sie fast ganz isolirt dastehn, zu Ostern mit Dresden vertauschen und Tieck, der eigentlich selbst nicht recht wisse, wem er angehöre, werde nach Berlin zurückkehren. Jena selbst hat durch häßliche Gefechte zwischen den Soldaten und Studenten, wobei zwei Tage lang Blut floß, einen neuen harten Stoß erhalten. Nun wollen ihm auch noch die Schlegel ihren Sonnenschein entziehn!

Eben lese ich den Plan zu Rodens vollständiger Geberdenlehre die Bertuchn durch Feßlern zum Verlag angeboten worden ist, und die B. auf meine Versicherungen wahrscheinlich auch übernehmen wird. Wir müssen hier in der That etwas treffliches erwarten. Ich freue mich im voraus ungemein darauf. Die Kupfer wird das Industriekomptoir gewiß besser als irgendeine Handlung dazu liefern können. Aber die Unternehmung wird auch sehr kostbar seyn!

Ich habe Herdern vorigen Sonntag nicht besuchen können, und fragte ihn also durch ein Billet über die bewußte Sache. Hier seine Antwort. Sie machen ihm gewiß durch die Uebersendung und Zueignung eine große Freude. Denn alles liebt und schätzt Sie in diesem Hause. — Die Ursache, warum ich nicht bei Herder war, war eine fröliche Gesellschaft bei Kotzebue, an der ich auch Theil nahm. Kotzebue nimmt sich hier so klug und bescheiden, daß er algemeine Achtung genießt, wozu seine Frau auch das ihrige beiträgt. In seinem kleinen Lustspiel: „das Jahr achzehnhundert", wird er, um unserer verwittweten Herzogin eine Freude zu machen, nebst mehren vom Hofe den Abend vor dem neuen Jahr im Hause der Herzogin auftreten, und darin einen Brownischen Doctor machen. Schon ist ein neues Stück „Gustav Wasa" von ihm vollendet, in Jamben. Die Exposition im ersten Act, den ich eben lese, erregt in der That nicht gemeine Erwartung.

Was sagt man in Berlin, wo man jetzt wohl alles laut denken darf, über die neueste Krise in Frankreich? Wird Talleyrand als Gesandter erwartet? — Wie geht es mit dem neuen Papiergelde, und — mit dem Runkelrübenzucker?

5.

Weimar, den 18. Decbr. 1800.

Ihr Brief, mein treuer Freund, hat mir bewiesen, daß Sie der Alte sind. Hier meinen herzlichen Handschlag. Wahrlich, die vornehme Protectormiene gegen

Digitized by Google

Sie würde mir schlecht angestanden haben, wenn ich auch nur Wielands Wortführer wäre.

Alle Welt, das heißt freilich nur die wenigen Menschen meines Berührungspunktes, die Herzogin, Herders, Falk und natürlich vor allen Wieland sind von jedem neuen Blatt Ihrer Briefe höchlich erbaut. Auch über den Aristipp haben Sie treffende Ansichten und Bemerkungen aufgestellt. Und das ist wahrlich keine kleine Aufgabe. Besonders freut sich Wieland darüber, daß Sie der Laïs so gut das Prognostikon stellen, und die Haupttendenz des Werks so glücklich aussprechen. Er läßt Ihnen herzlich für alles das Gute und Schöne danken, ob er gleich im Geist voraussieht, daß ihm dieß neue Kothbespritzungen von der Clique zuziehen werde. So bald er es nur mit Schicklichkeit thun kann, wird er selbst im Merkur einmal ein lautes Wort sagen, das Ihnen Freude machen wird. Wie sehr Herder Ihre ganze Manier billigt, hat er Ihnen selbst gesagt. Achten Sie nur ja nicht auf die Sie umkläffenden Bologneser. Ihre Briefe werden durch ganz Teutschland gelesen werden, während jenes Gebell im nächsten Gäßchen schon verhallt ist. So viel heute. Nächstens einen längeren und sachvolleren Brief. Ich bleibe unwandelbar und auf jede Probe

Ihr

Böttiger.

6.

Weimar, den 2. Febr. 1801.

Unser ehrlicher Sander erhält jetzt nur wenig Neuigkeiten von mir, da Loder sein Nouvelliſt geworden und mir meine Zeit knapper als jemals zugemessen ist. Wundern Sie sich also, mein alter, treuer Freund keineswegs, wenn er Ihnen nicht mittheilt, was er selbst nicht hat.

Ihre Freunde werden Ihnen auch in Weimar gewiß nicht ungetreu. Daß der edle Herder mit seiner ihm gleichen Gattin in ihren Gesinnungen gegen Sie unveränderlich sind, darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen. Natürlich machte Ihre Blocksberg-Vision gerade in dem Augenblick, wo Goethe mit dem Tode rang, eine widrige Sensation, und Ihre wahre und in jedem Wort von mir unterschriebene Recension vom Seckendorfischen Taschenbuch hat auch bei der alten Herzogin nicht zum besten gewirkt, da besonders der eine Seckendorf durch die Blessur, die er in einem Duell mit dem jungen Dumenoir in Belvedere erhielt, und die ihn noch jetzt am Stock zu gehen nöthigt, ihn zu einer persona miserabilis machte. Allein wie könnte dies auf Ihr Urtheil einen Einfluß haben. Je weniger Sie schonen, desto weniger wird man Schonung verlangen, desto gewisser werden alle Independants membres von unserem unsichtbaren, aber sehr zahlreichen literarischen Parlament auf Ihrer Seite seyn.

Wie werden Sie es mit dem Angriff des elenden ***** in Braunschweig auf Kotzebue halten? Man hat selbst der Ankündigung dieses Pasquills als

Digitized by Google

eines solchen einen Platz im Intelligenzblatt der A. L. Z. verweigert, und darüber wollen nun die Herren Schlegels eine offene Fehde beginnen. Ich weiß von Bieweg, daß sich Schlegel dort laut rühmt, sein Triumphbogen sei von Goethe sehr gnädig aufgenommen worden. Kann wohl wahr sein. Aber eben darum sollten Sie doch einige Notiz von dieser elendesten aller Misères nehmen. Kotzebue hat an Vulpius geschrieben, er möge der Behörde notifiziren, daß er sich durchaus die Aufführung seiner Octavia hier verbitte, die Schiller in Goethes Abwesenheit gewiß nicht aus den freundlichsten Absichten aufführen ließ, ob man gleich im vorigen Jahre dem anonymen Verfasser das Mscr. zurückgeschickt und geschrieben hatte, es tauge gar nicht zum Aufführen.

Vorigen Sonnabend ist das Geburtstagsstück der Tancred unter gewaltigen Zuckungen der Backenmuskeln, die immer gähnen wollten und doch nicht durften, aufgeführt worden. Man hatte die interessante Rolle der Amenaide der ungelenken Caspers gegeben, weil die Mlle. Jagemann einigemal nicht bereitwillig genug war, den Launen Schillers und Goethes zu fröhnen. Dadurch fiel das Stück ganz.

Auch Vater Wieland ist Ihr treuer Freund und hat es Ursache. Er nennt Sie wohl zuweilen im Scherz den teutschen Fréron, aber auch das ist nicht geschimpft.

Den elenden Brentano verdroß es, daß sein letztes Pasquill nirgends genannt wurde. Nun hat er sich in einem neuen Product, wozu Wieland den Schlegeln wahrscheinlich selbst mit Materialien lieferte, selbst mit pasquillirt.

Bleiben Sie mein Freund! Ich unwandelbar der Ihrige.

Böttiger.

7.

Weimar, den 29. April 1802.

Sie haben mir durch Ihren lieben Brief — er wanderte wohl 14 Tage — wie immer Freude gemacht. Die gedruckten Briefe halte ich denn immer auch mit an mich geschrieben und so geht unser Briefwechsel selbst dann seinen raschen Gang fort, wenn er zu stocken scheint. Wenn ich Ihnen nur auch solche öffentliche Briefe zuschreiben könnte. Dank Ihnen im Nahmen der Wahrheit und des Geschmacks für diesen fortgesetzten Kampf für beide. Ihre Beurtheilung der Schillerschen Jungfrau hat hier selbst in den obersten Behörden die beste Sensation gemacht, zumal da sie gleich mit Hr. Apels in Leipzig transscendentalem Potenzenunsinn in der Allg. Lit. Z. über denselben Gegenstand zusammentraf. Wie wohl Ihre letzte Anzeige der herrlichen Adrastea Herders gethan hat, beweise Ihnen beiliegendes sogleich zu kassirendes Briefchen von der edeln Frau, dergleichen ich noch nicht weiter gefunden habe.

Sie sind, wenn Sie dieß lesen, wahrscheinlich mit dem dreifach verdienten Professordiplom (woran doch hoffentlich auch einige 100 Thaler gereiht sind) von Berlin zurückgekommen. Lassen Sie mich darüber und wie Sie es in

Digitized by Google

Berlin fanden bald ein Wort hören. Gern will ich, was gesagt werden soll, auch mit Schallhörnern verkündigen.

Kotzebue ist ehrlich genug, Ihre Anzeige seines Jahrs gar nicht ungerecht zu finden. Sie loben doch auch wieder mit voller Brust, was wirklich zu loben ist. Alle seine Freunde müssen wünschen, daß er die goldene Regel: die Hälfte ist besser als das Ganze! bei seiner Comödienmacherei befolgt hätte. Jetzt bedroht ihn von Masson ein arges Donnerwetter, das er sich selbst leider mutwillig zugezogen hat. — Was sagen Sie? wir haben seit Ende Februar volle 4 Wochen hintereinander Kotzebues letztes (ächtkomisches) Lustspiel: die Kleinstädter in wirklicher Praxis hier gebracht. Goethe beharrte darauf, einige sehr unschuldige Anspielungen auf seinen geliebten Schildknappen, Schlegel, daraus weggestrichen zu haben. Kotzebue erklärte nun, er würde dem hiesigen Theater nie wieder eines seiner Stücke, die er ihm schenkte, zukommen lassen, und da er eben eine große Fête auf dem neuen schönen Stadthaussaal veranstaltet hatte, wurde ihm, vermutlich auf höhere Ordre, der Saal, wo er ein kleines Theater erbauen lassen wollte, vor der Thür zugeschlossen. Dabei liefen unglaublich kleine und lächerliche Streiche mit unter. Unser Freund geht nun auf diesen Sommer nach Jena, wo er Garten und Gartenhaus besitzt, und dann im Herbst höchst wahrscheinlich nach Paris. Er will hier nie wieder wohnen. Mit ihm verlöscht das letzte Lämpchen wahrer Geselligkeit und Freude. Sein neuestes Stück: die Hussiten vor Naumburg, ist durch classische Einfachheit in Plan und treffliche Poesie hervorragend und doch nicht sein bestes.

Möchten Sie doch zu Ende der eigentlichen Meßwoche in Leipzig sein, wohin ich auf einige Tage mit Kotzebue kommen werde. Wielands Euripideischen Jon werden Sie im neuesten Stück des attischen Museums mit Vergnügen lesen. Er arbeitet nun an der Helena desselben Tragikers und vertreibt sich so seine Wittwergrillen. Er will, wenn er einen braven Käufer findet, den einen Flügel seines Schlosses nebst allen Aeckern (taxirt auf 16000 Thlr.) verkaufen und für sich nur sein Wohnhaus und den Garten behalten. Wissen Sie eine Dame oder eine Familie, die Wielands treue Nachbarn zu werden, und zugleich eine kleine Oekonomie zu treiben Lust hätten: so rathen Sie zu dieser seltenen Gelegenheit. Wieland grüßt Sie herzlich.

Mit Liebe und Treue, mein Weibchen eingeschlossen

Ihr Böttiger.

8.

Dresden, den 14. Juli 1804.

Mein theuerster Freund!

Ich weiß es dem Herrn Kriegsrath Herst großen Dank, daß er mir ein so freundliches Lebenszeichen von Ihnen überbrachte und Ihnen fühle ich mich wieder für die Bekanntschaft eines Mannes verpflichtet, in dem ich alles

Digitized by Google

Offene und Vielseitiggebildete der Berliner ohne ihre Anmaßung vorschneller Midasurtheile gefunden habe.

Wir sind einander hoffentlich nie fremd geworden. Wie wäre das auch möglich! Sie haben sich, wie ich aus vielen Zeugnissen weiß, stets als mein warmer Freund betragen, wenn Sie auch mit manchem meiner individuellen mündlichen und gedruckten Urtheile nicht einverstanden waren.

Aber, Freund, wie konnten Sie auf einmal von Schillers Wilhelm Tell so entzückt werden? In Weimar hielt man es allgemein für Schillers fehlerhaftestes Stück, trotz aller einzelnen höchst sublimen Schönheiten. Welches Aufgebot von Theatercoups und Szenerei, um den Mangel innerer Wahrheit und Planmäßigkeit zu überfirnissen! Wie so ganz verfehlt ist das Getümmel, da wo auf dem Rütli getagt wird, wo nur die drei Männer allein den furchtbar großen Bund ächt äschyleisch schließen sollten. Welche langueur von dem Augenblick an, wo Geßler erschossen ist? Doch ich will zusehen, wie Sie Ihre Behauptung gut machen. Eris mihi magnus Apollo.

Sagen Sie mir ein paar Worte über Johannes v. Müller und Kotzebue, wenn Sie mir schreiben, ob Sie zurück sind u. s. w. Mein gutes Weib dankt Ihrem Andenken herzlich und erwidert Ihre Grüße. Leider war sie mit mir um die Wette, seit wir hier ankamen, krank. Mit alter Treue und Liebe

Ihr Böttiger.

III. Falk an Merkel.

9.

Weimar, den 16. Februar 1799.

Wieland hat uns neulich wieder auf einige Tage zugesprochen. Herder, Böttiger, die Schröter waren zum Abend bey uns, auch Rudel. Niemand fehlte als Sie, mein lieber Merkel, um diesen schönen Zirkel vollzählig zu machen. Wielands Humor bezauberte die ganze Gesellschaft. Selten noch habe ich ihn so heiter gesehen. Der alte Vater hat neulich einen argen Schreck gehabt. Denken Sie, da ist sein kleiner Großsohn (Liebeskind), ein Junge wie ein Tartar, der baarfuß und im Hemden oft schon früh Morgens die ganze Gegend durchstreicht, dieser findet die geladene Flinte des Jägers im Hause, zieht den Hahn und schießt im Hause die Gangthür durch und durch. Wieland, der gerade über seinem Agathodämon am Schreibepulte brütet, springt erschrocken auf. Keiner wagt sich herunter zu gehen. Der kleine Nimrod hat sich unterdeß glücklich aus dem Staube gemacht. Endlich fassen die Weiber ein Herz. Sie gehen hinaus und finden das Loch in der Thür, die Flinte. Der Junge fehlt. Wielands rege Phantasie setzt sich gleich das Fürchterlichste zusammen: endlich wird das Kind aus einem Winkel herbeygezogen, Wieland ist außer sich. — Der Junge sey kein Christenkind, er sey ein Tatar, ein Batschkir, ein Mameluck, Er Wieland wolle es noch erleben, daß er ihn eines Tages wie einen

Digitized by Google

tollen Hund an ſeinem Schreibpult vor den Kopf ſchöſſe — — — Sie kennen die liebenswürdige Laune des Alten, der ſelbſt in ſeinen heftigſten Aufwallungen humoriſtiſch bleibt: ich darf Ihnen alſo die Scene nicht weiter ausmahlen. —

Können Sie nicht erfahren lieber Merkel, von wem in den Jahrbüchern der preußiſchen Monarchie die Briefe einer Dame über Berlin ſind? — Böttiger meint, es ſey wirklich eine Dame, ich nicht. Sie ſpricht ja von Puffendorf, von hübſchen Unterofficieren u. ſ. w. Eben ſo wünſche ich wohl in Erfahrung zu bringen, wer denn eigentlich die kritiſchen Mitarbeiter am Archiv der Zeit und ihres Geſchmackes ſind: denn wir werden uns hoffentlich noch näher kennen lernen. — Wir wollen es gegenſeitig mit unſeren Schriften ſo machen, wie im Caglioſtro, wo einer dem andern ſtatt des Duells vorſchlägt, giftige Pillen niederzuſchlucken, und wo der gewonnen hat, der am längſten aushält. —

Was ſagt man in Berlin zu dem Schillerſchen Stück, dem Wallenſtein? Ich mag Ihrem Urtheil durch das meinige nicht vorgreifen: nur erbitte ich mir auf folgende Fragen Antwort. 1) Bleibt das Schillerſche nicht immer und ewig trotz des ſchön klingenden Namens von Tetralogie ein Stück zu 10 Acten? denn in den griechiſchen Stücken war jedes ein in ſich geſchloſſenes Ganzes. 2) Kann ein Held, der immer mit der Naſe im Aſtrolab ſteckt, von zwey ſeiner Subalternen an Klugheit und Menſchenkenntniß übertroffen wird, und ſich zuletzt in ſeinen Beſchlüſſen durch ein Weib beſtimmen läßt, meine Bewunderung verdienen? Ich höre zwar von ſeiner Größe, aber ich ſehe ſie nicht. 3) Gehört die Sprache aus den drey neuſten Schillerſchen Almanachen in den 30jährigen Krieg? und zerſtört der Dichter durch ſeine oft ſehr ſchönen und glänzenden Sentiments, die aber ganz aus der Zeit fallen, nicht alle Individualität der Charactere? 4) Iſt die ganze Handlung nicht viel zu gering, um ſie zu 10 Acten auszudehnen, und fällt Ihnen dabey nicht das Goldblättchen ein, das man ſo breit ſchlagen kann, daß 20000 Reiter darauf Platz haben? Ich könnte die Fragen noch ins Unendliche vervielfältigen: aber die Zeit iſt zu kurz. Erlauben Sie mir aber nur noch eine hinzuzufügen, die mich aber mehr als alle vorhergehenden intereſſirt: Wann kommen Sie denn wirklich nach Weimar zurück? Ganz ihr

Falk.

IV. C. F. Cramer an Merkel.

10.

Amſterdam, 16. Febr. 1806.

Ich kenne Sie zwar nicht perſönlich, Geehrteſter, (denn ich kann ein flüchtiges Sehen vor etwa 6 Jahren in Leipzig, zur Oſtermeſſe, da ich noch keine Zeile von Ihnen geleſen hatte, nicht kennen nennen) und weis nicht ob ich von Ihnen gekannt bin — allein ich habe Sie nachher ſehr viel, darf ich ſagen, kennen gelernt; denn ich habe Ihre Schrift zum Beſten der Letten geleſen

— des Propheten, deſſen fromme Wünſche jetzt in Erfüllung gehen! und leſe jetzt erſt hier, (ſolch ein Fremdling bin ich in Paris in deutſcher Litteratur geworden) des Lessingii redivivi Briefe an ein Frauenzimmer und den Freymüthigen nicht ohne die größte Freude und oftmalige Anwendung des: pereant qui ante nos nostra dixere! ſo ſehr finde ich mich auf jeder Seite beynah mit Ihnen ich meinen innigſten Mitgedanken und Mitempfindungen zuſammen. Wenn ich daraus, daß wir litterariſch einerley Kriege des Herren für Freyheit und Gleichheit und Menſchenwohl durch beſſere Conſtitutionen, die unſre Urenkel vielleicht erleben, gekämpft; daraus, daß wir vielleicht ähnliche Schickſale erlebt, (falls ich auf das Ihrige aus einer Stelle des berüchtigten Schlegelſchen Sonnettes ſchließen darf [Br. a. e. Fr. V. Heft 299]) daraus, daß wir mit einerley Ehrerbietung gegen die Matadore unſerer älteren Litteratur erfüllt ſind und von einerley Haß gegen die ſeynwollenden Monarchen und Tyrannen der neueren glühn; wenn ich — ſage ich — aus dem Allen auf einige Analogie zwiſchen unſern Geiſtern hoffen darf, ſo darf ich auch hoffen, daß es Ihnen nicht unangenehm vielleicht ſeyn wird, wenn ich Ihnen hierbey zu Freundeshänden ein noch nicht herausgekommenes dramatiſches Werk überſende, deſſen Verpflanzung auf deutſchen Grund und Boden mich vorigen Winter und Sommer beſchäfftiget hat. Es iſt der Ethwalt der Frau Sackespear! wie ich ſie immer zu nennen pflege, oder Joanna Baillie, deren Werke durch mich ſämmtlich künftige Oſtermeſſe überſetzt erſcheinen werden, und, ich weis ſelber nicht durch welch ein Schickſal, (ausgenommen ſehr oberflächlich in der Frau von Berlepſch Caledonia erwähnt, und noch oberflächlicher gerichtet) in Deutſchland unbekannt geblieben ſind.

Ich ſchmeichle mir (man kann über die Arbeit eines Fremden oder einer Fremden ſich ſo was wohl ſchmeicheln ohne Eitelkeit), daß dieſes Stück auf mehrere Saiten Ihrer Empfindung treffen wird; geſetzt, daß Sie auch nicht meinen Enthuſiasmus für dieſe Dichterin-Männin theilen, die ich, nebſt der franzöſiſchen Lyrikerin Surville als das einzige faſt aller Weiber betrachte, die Rouſſeaus furchtbaren Ausſpruch über den Nicht-Genius der Weiber zu ſchanden gemacht haben. Irre ich in dieſer meiner Vorausſetzung nicht, ſo wäre es mir für meinen braven hieſigen Verleger, Herrn Brockhaus, unter deſſen Firma: Rohloff & Compagnie, dieſe bereits von mir in den Cottaiſchen franz. Miscellen (XII. Band 1tes Buch) angekündigten Werke erſcheinen werden (ſo wie auch unter derſelbigen Firma auf Oſtern eine Zeitſchrift von mir unter dem Titel: Individualitäten), ſehr lieb, wenn Sie darüber ſich in Ihrem Freymüthigen zu einem Artikel etwa geneigt finden ſollten, in dem ich Ihnen gern die Vollmacht gebe, eine oder die andere Scene aus dem Ueberſandten einzurücken. Daß Sie es übrigens als Manuſcript betrachten werden, dieß Stück, und es vor jedem möglichen Misbrauch bewahren, dafür bürgt mir Ihr Character.

Vermischte Literatur.

Drei Tragödien des Sophokles mit Euripides' Satyrspiel. Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von Adolf Wilbrandt. Nördlingen, 1866.

Die für die Uebersetzung gewählten Tragödien sind die Elektra, König Oedipus und Antigone, denen noch das einzig erhaltene Satyrspiel, der Cyklop des Euripides, beigefügt ist. In einem längeren Vorwort weist der Verfasser die Abweichungen auf, welche er sich vom griechischen Text erlaubt hat. Er hat vorerst (und darin wird man ihm ziemlich allgemein zustimmen) statt des Trimeter den uns gewohnten fünffüßigen Jambus angewandt, dann auch statt der verwickelten Metren der griechischen Chorgesänge solche von einfacherem Bau gewählt. Ferner hat er die Chorgesänge nicht dem Chor zugetheilt, sondern einzelnen Personen, welche mit den handelnden Personen des Dramas ebenfalls auf der Bühne auftreten. Einzelne Chorgesänge hat er freier behandelt, bei anderen sich wieder mehr dem Text angeschmiegt; nur zwei derselben, soweit wir gesehen haben, sind ganz weggefallen. Diese Umwandlung der griechischen Stücke ist mit Pietät geschehen, und wir können es der Uebersetzung nachrühmen, daß sie sich wie ein Werk deutscher Dichtung liest, ohne daß das griechische Original dabei eine große Einbuße erlitten hätte. Die Antigone hat der Uebersetzer in drei Acte getheilt; wir meinen, mit Unrecht, denn die kurze Handlung verträgt nicht das Auseinanderziehen in mehre Theile. Da Herr Wilbrandt seine Umbildung hauptsächlich darauf gerichtet hat, die Stücke für unsere Bühne herzurichten, war ihm natürlich vor allem daran gelegen, den uns fremdesten Theil des griechischen Dramas, die Chorgesänge, in ein anderes Verhältniß zu der Handlung selbst zu bringen. Er hat dies mit vielem Geschick gethan, aber dennoch bleiben sie immer noch ein uns fremdartiges Element. Im griechischen Drama treten diese musikalischen Theile des Stückes bedeutsam hervor, sie bilden die Ruhepunkte für den Hörer wie für die Handlung. Im Deutschen nehmen sie diesen Platz nicht ein; schon der Wegfall der Musik bedingt ein ungleich geringeres Zeitmaß für dieselben, so daß die einzelnen Theile des Stückes wieder einander näher gerückt werden, die im Griechischen sorgfältig geschieden waren; die Chorgesänge selbst aber werden, da der Chor nie in die Handlung eingreift, leicht zu bloßen Deklamationen herabgedrückt. Wie jedoch schon anfangs bemerkt, ist auch diese Seite mit großer Sorgfalt von dem Uebersetzer behandelt, klar ausgedrückte Gedanken, sowie gefällige Rhythmen treten hier gerade besonders hervor, und es ist darum immerhin anzuerkennen, wo eine oder die andere unserer Bühnen den Versuch macht, mit dieser Uebertragung den Meister des griechischen Dramas ihren Zuhörern vorzuführen.

Das altgriechische Theater von Julius Sommerbrodt. Stuttgart, 1865.

Eine populäre Abhandlung, welche darauf gerichtet ist, dem Laien einen Begriff von der Entstehung des griechischen Theaters zu geben und ihm das Verständniß der griechischen Dramen zu erleichtern. Zu diesem Zweck wird sowohl der Bau des griechischen Theaters, soweit wir sichere Nachricht darüber haben, wie auch die Aus-

Digitized by Google

ſtattung der Schauſpieler eingehend erörtert. Das eigentlich griechiſche Drama iſt es, welches der Verfaſſer im Auge hat; daran reihen ſich Bemerkungen über die Pantomime, welche, mag ſie auch griechiſchen Urſprungs ſein, doch römiſcher Sitte und römiſchem Geſchmack faſt ganz ihre Ausbildung verdankt und deshalb über das vom Verfaſſer geſetzte Ziel hinausgeht. Im Ganzen iſt die kleine Schrift, ohne gerade auf eigener Forſchung zu fußen, doch verſtändig und nützlich; dagegen ſind die Anmerkungen am Schluß ziemlich dürftig ausgefallen.

Horaz. Auswahl ſeiner Lyrik. Uebertragen von Johannes Karſten. Stuttgart, 1866.

Die Auswahl der Gedichte des Horaz beſchränkt ſich darauf, daß von dem erſten Buch der Oden nur die erſten Gedichte, die andern drei Bücher aber vollſtändig wiedergegeben ſind. Wie der Ueberſetzer in ſeinem kurzen Vorwort mittheilt, ſollen dieſe Uebertragungen ein Verſuch ſein, die Oden in einer leicht verſtändlichen Form auch ſolchen Leſern zu vermitteln, welche bisher wegen ihrer Unbekanntſchaft mit den Metren der Alten von einem lohnenden Einblick in dieſe Schätze ausgeſchloſſen waren. Um dies zu erreichen, hat Herr Karſten unſere gebräuchlichen lyriſchen Metra mit dem Reim angewandt und ſo allerdings Gedichte hergeſtellt, welche ſich leichthin leſen laſſen, aber auch nichts weniger als die Wiedergabe des Horaz ſind. Abgeſehen davon, daß der gedankliche Inhalt faſt durchgehends beſchränkt und verkürzt worden iſt, müſſen wir uns hauptſächlich darüber beklagen, daß viele Gedanken unrichtig und verfälſcht wiedergegeben ſind und daß der Verfaſſer es nicht verſchmäht hat, den horaziſchen Dichtungen, beſonders am Schluß der einzelnen Gedichte, ſeine eigenen Erfindungen beizumiſchen. Neben der knappen und ſchönen Form des Horaz nehmen ſich dieſe Uebertragungen häufig wie Bänkelſängerlieder aus. Wer das Gedicht „quis multa gracilis te puer in rosa etc.“ (I, 5) kennt und von der Uebertragung nur den erſten Vers lieſt: „Sprich, wen erhebt in ſtiller Grotte, die vielen ſchon gefährlich war, das nächſte Mal dein Haar zum Gotte, dein liſtig aufgelöſtes Haar?“ wird von Horaz und ſeiner Dichtung unfehlbar einen ſchlechten Begriff bekommen; das horaziſche cui flavam religas comam bedarf wahrlich nicht dieſer ſinnloſen Umänderung. Dergleichen Beiſpiele ließen ſich zu Dutzenden anführen. Genug, das Ebenmaß des horaziſchen Verſes muß in dieſer gereimten und überaus ſorgloſen Ueberſetzung harten und unſchönen Zwang erleiden, und der Ueberſetzer kann nicht einmal eine gewiſſe Nützlichkeitstendenz für ſich anführen, denn horaziſches Versmaß läßt ſich im Deutſchen nachahmen und eine horaziſche Ode wird erſt dann in der Uebertragung zur völligen Geltung kommen, wenn ihre Form gewahrt iſt.

Mit **Nr. 40** beginnt dieſe Zeitſchrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Poſtämter** zu beziehen iſt.

Leipzig, im September 1867.

Die Verlagshandlung.

Verantwortliche Redacteure: **Guſtav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Häthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 38.

Ausgegeben am 13. September 1867.

Inhalt:

Die Preußische Kriegsmarine. Die Dampfkanonenboote . . Seite 441
Die Arbeiterassociationen in Großbritannien 448
Der preußische Thaler als Eroberer 460
Der deutsche Buchhandel der letzten Monate 468
Politische Rundschau. (Der Ausfall der Wahlen) 475

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Preußiſche Kriegsmarine.

Die Dampfkanonenboote.

Nächſt den leichten Fregatten (gedeckten Corvetten) und den eigentlichen Corvetten (Glattdeckcorvetten) kommen nun die vorzugsweiſe zur Vertheidigung der heimiſchen Küſten und zum Schutz des Handels an fremden Küſten in flachen Gewäſſern beſtimmten Fahrzeuge an die Reihe, die Schraubenkanonenboote. Bekanntlich beſitzt Preußen gegenwärtig zwei Claſſen dieſer Fahrzeuge, die ſich aber in Größe und Seefähigkeit weſentlich unterſcheiden.

Wir haben zunächſt 8 Schraubenkanonenboote erſter Claſſe, mit 3 ſchweren gezogenen Pivotgeſchützen armirt und mit einer Maſchine von 80 Pferdekraft, vollſtändige hoch als Dreimaſtſchooner getakelte Dampfer, die faſt die Größe kleiner Aviſos haben, und dieſe „Schraubendreimaſtſchooner“, wie man ſie nennen könnte, ſind bisher vielfach bei Expeditionen auch in andre als deutſche Meere verwandt worden und dabei oft von größtem Nutzen geweſen. Zunächſt, als man im Jahre 1859 anfing, überhaupt Schraubenkanonenboote zu bauen, wurden nur 4 von dieſen Schiffen, „Chamäleon“, „Komet“, „Cyklop“ und „Delphin“ auf der königlichen Werft in Danzig in Angriff genommen; ſpäter baute man dort noch ein fünftes und ein ſechſtes Fahrzeug dieſer Gattung, den „Blitz“ und den „Baſiliſk“ (beide 1862 vollendet), und zuletzt von allen (1865) wurden „Drache“ und „Meteor“ vollendet, die ſchon während des däniſchen Kriegs auf Stapel geſtanden hatten, aber allerdings, wie ſich damals recht deutlich ſehen ließ, wegen des beabſichtigten Tiefganges und der Nothwendigkeit großer Stabilität bei der ſchweren Armirung unter der Waſſerlinie keine beſonders feinen Formen hatten erhalten können. Grade dieſe Schraubenkanonenboote erſter Claſſe haben im Hafen- und Transportdienſt, bei Aufnahmen und Peilungen und ſonſt vielfach die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, wie man ja auch nur ihre Namen (ſelten die der bedeutend kleineren Kanonenboote zweiter Claſſe), als in den Häfen ein- oder ausgelaufen in den Zeitungen

Digitized by Google

erwähnt findet. Einige von ihnen haben auch Reisen in das Mittelmeer gemacht; eine bemerkenswerthere Geschichte aber besitzen von allen nur die beiden „Blitz" und „Basilisk". Dieselben waren kurz vor dem Ausbruch des dänischen Krieges in Begleitung des Aviso „preußischer Adler" nach Konstantinopel geschickt worden, kehrten bei Ausbruch des Krieges sofort zurück, und vereinigten sich als bescheidene Bundesgenossen mit dem stolzen östreichischen Nordseegeschwader, das der Art wie der Anzahl der Schiffe nach die Hälfte der ganzen östreichischen Flotte umfaßte und nicht weniger als acht große Schiffe zählte: ein Linienschiff, den prächtigen Zweidecker „Kaiser", 91,800, Pferdekraft, nach dem jetzt regierenden östreichischen Kaiser benannt; die beiden Panzerfregatten „Don Juan d'Austria" und „Kaiser Max", jede von 32 Geschützen und 650 Pferdekraft (die letztere nach dem deutschen Kaiser Maximilian dem Ersten benannt); die Schraubenfregatten „Schwarzenberg", 60,400 Pferdekraft und „Radetzky", 31,300 Pferdekraft; die Schraubencorvette „Erzherzog Friedrich", 22,220 Pferdekraft (nach dem früheren Obercommandanten der östreichischen Marine benannt); die Schraubensloop (bei den Oestreichern trotz ihrer 808 Tonnen Schraubenkanonenboot zweiter Classe genannt) „Seehund", 4,230 Pferdekraft (die ganz gleiche Sloop „Wall" war einer Beschädigung wegen in Ramsgate in England zurückgeblieben), und der Radaviso (Dreimastschooner) „Santa Lucia", 7,300 Pferdekraft, der seinen Namen von dem kleinen Orte südlich des Gardasees führt, wo die Oestreicher 1849 einen ihrer glänzendsten Siege gewannen. Trotz des großen Mißverhältnisses der östreichischen und preußischen Streitkräfte, welche letzteren erst später durch die „Augusta" verstärkt wurden, haben doch die preußischen Fahrzeuge d. h. die Kanonenboote (erster Classe) im Seegefecht bei Helgoland Gelegenheit erhalten, in das Gefecht einzugreifen und haben dennoch wenig zu leiden gehabt, da bei ihrer geringen Höhe über Wasser die feindlichen Schüsse stets über sie hinweggingen. Glaubwürdigen Quellen zufolge war es grade hier, wo die östreichische Fregatte „Schwarzenberg" ihren Fockmast verlor und von den Dänen arg zugerichtet wurde, daß eine Granate von einem preußischen Kanonenboot, welche in der Wasserlinie der dänischen 42-Kanonenfregatte „Niels Juel" crepirte, dabei ein Leck von 17 Quadratfuß riß, so daß das Wasser stromweise hereinschoß und die Fregatte nöthigte, alle disponible Kraft auf die Pumpen zu verwenden, das Gefecht abzubrechen und die für die Oestreicher so gefährlich gewordene Verfolgung aufzugeben. Und später war es wieder der „Blitz", dem es gelang, in den flachen Gewässern der schleswigschen Westküste den bekannten Capitän Hammer gefangen zu nehmen. Mit lebhaftem Vergnügen erinnern wir uns noch des Anblicks, wie mitten unter den Schiffskolossen des östreichischen Geschwaders zu Cuxhaven der kleine „Blitz" seinen langen schwarzen Rumpf, der mit den Reilings immer noch ziemlich hoch über Wasser lag, keck auf den

Wellen wiegte, so recht determinirt mit seinem scharf senkrecht vorn abschneidenden Vorsteven und dem horizontal vorschießenden Bugspriet und Klüverbaum darüber, auf dem lustig die weiße Gösch mit dem schwarzen Adler und dem eisernen Kreuz flatterte; wie er seine verhältnißmäßig hohen schlanken Masten, sämmtlich von einer Stenge gekrönt, die gelblich im Sonnenlicht erglänzte, und die drei Raaen am Fockmast im Abendsonnenschein leise hin und her neigte. — Bei größeren Reisen fahren diese Schraubenkanonenboote erster Classe natürlich unter voller Takelage mit allen Raaen, und geben, um sich für den Fall heftigen Seegangs zu erleichtern, dann wohl auch einen Theil ihrer Geschütze an die größeren Schiffe des Geschwaders ab, wie es z. B. der „Delphin" gethan hatte, als er im Frühjahr 1865 mit der „Nymphe" aus Kiel nach Konstantinopel abging. Im inneren Dienst aber, beim Hafen- und Transportdienst, haben sie meist ihre Geschütze sämmtlich an Bord, lassen aber dann gewöhnlich die Raaen des Fockmasts im Depot zu Stralsund zurück.

Die Größe aller dieser Schraubenkanonenboote erster Classe, welche Dreimastschoonertakelage führen, ist durchgängig genau dieselbe, und zwar ist sie gar nicht so unbedeutend: 121¹/₂ Fuß Länge (die Kiellänge der Glattdeckcorvette „Nymphe" beträgt auch nur 150 Fuß), 22¹/₂ Fuß Breite, 9 Fuß Tiefe im Raum und trotzdem bei vollständiger Bemannung und Armirung nur 7—7¹/₂ Fuß Tiefgang, so daß sich eine Gesammthöhe des Fahrzeugs von 16¹/₄ Fuß und ein Gehalt von nicht weniger als 300 Tons herausstellt; übrigens kostet auch jedes einzelne nicht weniger als 66,000, mit Armirung aber ziemlich 80,000 Thlr. Ihre Bemannung beträgt 40 Mann (Maximaletat 50 Mann, außer 6 Mann Reserve) und die Armirung mit 3 gezogenen 24pfündern auf Drehscheiben, welche 68pfündige Vollgeschosse schleudern (auch wohl 2 gezogenen 24pfündern und 1 68pfündigen Bombenkanon Nr. 1), verleiht ihnen Schiffen von 12 und selbst noch mehr Kanonen gewöhnlicher Armirung gegenüber ein entschiedenes Uebergewicht. Denn die letzteren, selbst wenn sie 14 glatte 30pfünder führen, können doch in der Breitseite nur 7 Geschütze verwenden, also im Ganzen nur 210 Pfund Eisen schleudern, während das Schraubenkanonenboot alle Geschütze nach einer Flanke zu richten im Stande ist und Geschosse im Gesammtgewicht von 204 Pfund schleudert, wobei wir die größere Tragweite und die größere Percussionsfähigkeit der Kanonen des gezogenen Systems nicht in Anschlag bringen. Die Geschütze sind nun auf dem Oberdeck der Art placirt, daß eins ganz vorn im Bug, ein anderes ganz hinten im Heck und das dritte zwischen dem Großmast und dem davorstehenden Schornstein auf Kreisschienen aufgestellt ist. Hinsichtlich der Takelage aber fällt es vor allem auf, daß die beiden anderen Masten, in ziemlich gleicher Höhe, sehr weit auseinanderstehen, während der hinterste Mast, der Besanmast, bedeutend kleiner ist als die beiden vorderen, und dem Großmast sehr nahe steht. Die Schnelligkeit dieser Fahrzeuge mit

Digitized by Google

ihren vorzüglichen, aus der berühmten Fabrik von Penn und Son in Greenwich ſtammenden Trunkmaſchinen neueſter Conſtruction von 80 Pferdekraft, die 145 Umdrehungen in der Minute machen, ſoll es bei günſtigen Umſtänden unter Segel und Dampf ſogar bis auf 9 Knoten gebracht haben, was namentlich im Verhältniß zu unſeren größeren Schiffen ſehr viel iſt. Blos unter Segel allerdings leiſten dieſe Fahrzeuge weniger, ſchon weil ſie die Schraube nicht ausheben können, da ihnen der Schraubenbrunnen fehlt; indeſſen ſchadet dies wenig, da ſie im Kriege doch faſt ausſchließlich unter Dampf laufen, namentlich wenn man ihnen, wie früher beabſichtigt war, die Aufgabe zuweiſt, die Kauffahrer der feindlichen Nation als Priſen aufzubringen.

Die innere Anordnung der Räumlichkeiten iſt der Art getroffen, daß der ganze Raum zwiſchen dem einzigen Deck des Schiffes, dem Oberdeck und dem Kiel von hinten nach vorn in folgende verſchiedene Abſchnitte zerfällt. Der hinterſte Abſchnitt iſt die Kajüte der Offiziere, weiter nach vorn kommen der Raum für die Maſchiniſten, für Proviant, für Waſſer, und im Boden des Schiffs die Pulverkammer, die ſich wie bei allen Kriegsſchiffen im Nothfall unter Waſſer ſetzen läßt. In der Gegend des Großmaſts befindet ſich der Maſchinenraum und der Keſſelraum, und von hier aus ſteigt auch der Schornſtein zwiſchen dem Großmaſt und dem Fockmaſt empor; im vorderen Theil endlich befindet ſich das allerdings etwas enge und dunkle „Volkslogis", der Aufenthaltsort der Matroſen. Von den 4 Booten des Schraubenkanonenboots erſter Claſſe hängen zwei auf beiden Seiten des Großmaſts, das dritte hinten quer vor dem Heck, und noch eins endlich iſt auf dem Deck verſtaut. Daß übrigens dieſe Fahrzeuge ſogar 4 Boote führen, zeigt aufs neue, wie unpaſſend der Name Kanonenboot iſt, der eher auf die steam launches, die canots à vapeur der großen engliſchen und franzöſiſchen Kriegsſchiffe paſſen würde, d. h. die größten Boote dieſer Schiffe, die mit einer einfachen oder doppelten Schraubenmaſchine von 6 Pferdekraft verſehen und für Landungen mit einer 12pfündigen Granatkanone im Bug ausgerüſtet ſind. Die geſammte Maſchinerie unſerer Schraubenkanonenboote erſter Claſſe liegt nun nach dem Obigen ebenſo wie die Pulverkammer unter Waſſer und iſt außerdem noch durch die an den Seiten angebrachten Kohlenbehälter vor Schüſſen geſichert.

Den wenigen däniſchen Kanonenbooten, die nur 2 Geſchütze (glatte 30pfünder oder 60pfündige Bombenkanonen) führen, und Maſchinen von blos 40 Pferdekraft haben, ſind dieſe preußiſchen Kanonenboote erſter Claſſe entſchieden überlegen, durch Schnelligkeit wie durch Geſchützkraft, wenn ſie es auch mit den größeren däniſchen Kriegsſchiffen natürlich nicht haben aufnehmen können. Um aber für flache Gewäſſer den preußiſchen Kanonenbooten doch einigermaßen die Spitze bieten zu können, hatte man ſeiner Zeit in Kopenhagen projectirt, Schraubenkanonenboote von gleicher Bewaffnung wie die preußiſchen und mit

Digitized by Google

Maſchinen von 70Pferdekraft bei nur 16½ Fuß Breite zu bauen, um durch den geringen Waſſerwiderſtand eine Schnelligkeit von 10½ Knoten zu erreichen — doch hat man jetzt anſcheinend die Sache wieder fallen laſſen, wohl deshalb, weil die Stabilität ſo ſchmaler Fahrzeuge allzuviel würde zu wünſchen übrig gelaſſen haben.

Von viel geringerem Werthe als die eben beſchriebenen 8 Dreimaſtſchooner, die Schraubenkanonenboote erſter Claſſe, ſind die bedeutend kleineren 15 Schraubenkanonenboote zweiter Claſſe, welche eigentlich nur eine Bootstakelage von 3 niedrigen Maſten von ziemlich gleicher Höhe mit je einem Luggerſegel und mit Stagfock und Klüver am kurzen Bugſpriet führen, und ſomit Schraubenlugger genannt werden könnten; auch ihre Maſchine hat nur eine Stärke von 60 Pferdekraft und die Armirung beſteht blos in zwei gezogenen Geſchützen. Dieſe Fahrzeuge ſind, im Gegenſatz zu den größeren Fahrzeugen erſter Claſſe, auf Privatwerften gebaut worden, wo ſie allerdings ſchon auf Stapel keinen beſonders impoſanten Eindruck machten, und zwar ſind von denſelben gebaut:

„Salamander", „Schwalbe", „Skorpion", „Sperber" in Stettin;

„Tiger", „Wolf", „Weſpe" in Grabow bei Stettin;

„Natter", „Pfeil" in Wolgaſt;

„Jäger", „Krokodil" (über deren Bau übrigens geklagt wird) in Elbing;

„Fuchs", „Hai", „Habicht", „Hyäne" in Danzig.

Der Tiefgang dieſer Kanonenboote iſt kaum mehr als um einen halben Fuß geringer als bei den Schraubenkanonenbooten erſter Claſſe, und während ſie ſo in der Fähigkeit in flachen Gewäſſern zu operiren den letzteren gegenüber kaum etwas voraus haben, läßt dagegen ihre Seetüchtigkeit unendlich viel mehr zu wünſchen übrig, namentlich wegen der bei Seegang fortwährend über Deck brechenden Wellen und des ſtarken Schlingerns (ſeitlichen Schaukelns), das die Bedienung der Geſchütze äußerſt ſchwierig macht. Auch ihre Schnelligkeit, die bei der kleinen Maſchine und Schraube ohnehin nicht bedeutend ſein kann, iſt durch die im Verhältniß zur Länge bedeutend größere Breite viel mehr als bei den Fahrzeugen erſter Claſſe beeinträchtigt. Die Dimenſionen dieſer Schraubenkanonenboote zweiter Claſſe ſind, wie wir bemerkten, nicht grade bedeutend: 106 Fuß Länge, 21½ Fuß Breite, 8½ Fuß Tiefe im Raum bei 6½ Fuß Tiefgang mit vollſtändiger Ausrüſtung und Bemannung und ein Tonnengehalt von 210 Tons laſſen dieſe Fahrzeuge nur zu beſchränkter Küſtenvertheidigung, keineswegs aber zu Expeditionen über die offene See brauchbar erſcheinen, und der Preis von 53,000 bis 55,000 Thaler für jedes dieſer Kanonenboote iſt jedenfalls im Verhältniß zum Nutzen ſehr hoch zu nennen. Mit ihrer Hochdruckmaſchine von 60 Pferdekraft können ſie meiſt nur unter den günſtigſten Verhältniſſen 7 Knoten zurücklegen, und auch ihre Offenſivkraft iſt bei der Armirung mit 2 ſchweren gezogenen Geſchützen, deren eins vorn am Bug, das

Digitized by Google

andere hinten am Heck auf dem Deck steht, und bei einer Bemannung von 32 Mann (Maximaletat 35 Mann außer 4 Mann Reserve) nicht besonders hoch anzuschlagen, selbst wenn wir von der Schwierigkeit, auf so ranken Schiffen bei nur etwas bewegter See das Geschütz zu handhaben, gänzlich absehen.

Man hat es denn auch aufgegeben, noch mehr Fahrzeuge dieser Art zu erbauen, wie ursprünglich projectirt gewesen war, und selbst die Zahl der Schraubenkanonenboote erster Classe erschien für die Bedürfnisse der bisherigen preußischen Flotte als im Ganzen genügend — wenigstens nahm der hier öfters erwähnte Flottengründungsplan keine weiteren derartigen Neubauten in Aussicht. Ueberhaupt haben die Vorschläge, welche die preußische Küstenschutzcommission vor einigen Jahren machte, aber wegen des Widerstandes von Hannover und anderen Kleinstaaten nicht durchsetzen konnte, ganz bedeutende Modificationen erlitten. Damals wollte man (für eine Summe von etwa 5,000,000 Thaler) im Ganzen 110 Schraubenkanonenboote von zusammen 200-schweren Geschützen erbauen und zwar 20 zu 3 Geschützen, 50 zu 2 Geschützen und 40 zu 1 Geschütz, letztere von nur vier Fuß Tiefgang, wobei allerdings auf Seetüchtigkeit wohl total hätte verzichtet werden müssen. Von jener Gesammtzahl sollten nun 20 die Küsten der Provinz Preußen, 50 die Küsten Pommerns und der übrigen Ostseelandschaften, 40 mit zusammen 80 Geschützen die Küsten der Nordsee decken. Die Vertheilung dieser Nordseeflottille von 10 Schraubenkanonenbooten zu 3 Geschützen, 20 solchen zu 2 Geschützen und 10 kleinen zu je 1 Geschütz war in der Art beabsichtigt, daß 10 Fahrzeuge für die Elbe, 10 für die Weser, 15 für die Jahde und 5 für den Dollart (Emden) in Aussicht genommen waren, während von der Ostseeflottille speciell für die Bucht von Wismar (dessen Hafen, durch eine Insel gedeckt, außerordentlich günstig für einen Kriegshafen gelegen ist) nebst Lübeck speciell 10 Kanonenboote bestimmt werden sollten. Die Nordseeflottille sollte nach jenem Plane in einem halben Jahre gebaut werden, 2½ Millionen Thaler kosten und eine Besatzung von 2000 Mann erhalten, die man in den Hansestädten heuern (anwerben) wollte. Das Commando der einzelnen Kanonenboote sollten Capitäne der Handelsmarine führen, die auf einer Kriegsschule einen Cursus durchgemacht, während preußische Seeoffiziere die Divisionen commandiren sollten, und man hoffte, daß diese Divisionen im Stande sein würden, es selbst mit einzelnen feindlichen Fregatten aufzunehmen. In der Nordsee schien grade die eigenthümliche Beschaffenheit des Fahrwassers an der Küste die Verwendung solcher flachgehender Fahrzeuge, wie diese Kanonenboote es waren, ganz besonders zu begünstigen. Es ist dort eine große Anzahl sandbankartiger Untiefen, Watten genannt, die bei Ebbe meist trocken zu liegen kommen, so daß nur ein Netz kleiner Kanäle zwischen ihnen für kleine Fahrzeuge genügend tiefes Fahrwasser behält. Durch diese Kanäle sollten die Schraubenkanonenboote der verschiedenen Stationen

Digitized by

unter einander in Verbindung bleiben und die wenigen ſchmalen Zugänge vollſtändig beherrſchen, während andere, größere Schiffe, ſelbſt wenn ſie das ſehr veränderliche Fahrwaſſer genau gekannt hätten, doch wegen ihres größeren Tiefganges daſſelbe nie benutzen konnten.

Es hat ſich indeſſen gezeigt, daß die preußiſchen Kanonenboote von 2 Geſchützen ihrer geringen Seetüchtigkeit wegen (bei nur etwas bewegter See bekommen ſie fortwährend Wellen über Deck) und wegen der Unfähigkeit, bei ihrem ſtarken Schlingern ſchweres Geſchütz mit Sicherheit zu handhaben, ſowie wegen ihrer geringen Schnelligkeit ſelbſt an der Küſte den nothwendig zu ſtellenden Anſprüchen nicht genügen können; und vollends für eine Verfolgung des Feindes über die Grenze der Watten hinaus, oder für die Begleitung der größeren Schiffe bei kleineren Expeditionen in andere als deutſche Gewäſſer haben ſich eben dieſer mangelnden Seetüchtigkeit und der geringen Schnelligkeit halber die Kanonenboote zweiter Claſſe und zum Theil auch die erſter Claſſe als wenig tauglich gezeigt. Man war bei dieſen Berechnungen von den Kanonenbooten, den gun boats der engliſchen Marine ausgegangen, die durchſchnittlich bei einer Länge von 110 bis 120 Fuß, einem Tonnengehalt von 220 bis 240 Tons, einer Maſchine von 60 Pferdekraft und einer Beſatzung von etwa 40 Mann doch nur 6½ (5½ bis 8¼) Fuß Tiefgang hatten und anfänglich ebenſo wie die kleinen Kauffahrteiſchooner ohne Bedenken bis nach China geſchickt wurden. Es hat ſich aber herausgeſtellt, daß dieſe kleinen gun boats von 2 Geſchützen für die weiten Reiſen in ſtürmiſche Meere doch nicht ſicher genug, für die Geſundheit der Mannſchaft in heißen Klimaten ihrer engen Räumlichkeit halber nicht groß genug, für viele Dienſtleiſtungen nicht ſchnell genug und für ſicheren Gebrauch des Geſchützes bei nicht ganz glatter See nicht ſtabil genug waren, und ſeitdem wandte man ſich in England mehr dem Bau von gun vessels zu, von größeren Schraubenfahrzeugen, auf die wir unten näher zurückkommen werden; und ebenſo ward in Preußen, theils nach dem Vorbild Englands, theils weil die eigenen Kanonenboote auch für die Küſtenvertheidigung ſelbſt in den Kanälen der Watten ſich als zu langſam, zu wenig ſeetüchtig und zu wenig ſtabil für die Handhabung des Geſchützes erwieſen, der Bau von Schraubenkanonenbooten zweiter Claſſe und ſelbſt auch erſter Claſſe gänzlich eingeſtellt.

Digitized by Google

Die Arbeiterassociationen in Großbritannien.

Die sociale Frage steht auf der Tagesordnung der Geschichte der Gegenwart oben an. Seitdem die lange für Träumereien gehaltenen Anschauungen und Pläne der Socialisten und Communisten vor Jahrzehnten in Frankreich zuerst in die Wirklichkeit getreten sind und zu förmlichen Experimenten innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft geführt haben, ist man der einmal angeregten Bewegung mit größerer Aufmerksamkeit gefolgt, man ist ihren tieferen Gründen und ihrer inneren Berechtigung nachgegangen, man hat die Körnchen Wahrheit von der Spreu der Lüge, Unklarheit und Selbstsucht gesondert und anerkannt, daß die socialistischen Schriftsteller sich ein Verdienst erworben haben, indem sie die Lage der untern Schichten der bürgerlichen Gesellschaft schärfer, als es früher geschehen, an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen haben. Die Bemühungen der socialistischen Schule Frankreichs haben aus dem neueren Entwickelungsgange der Industrie ihre hauptsächlichste Nahrung gesogen; denn fast gleichzeitig mit Aufhebung der alten Zunft, mit dem Fortschritte der neueren Industrie, mit der Einführung des Maschinenwesens und den großartigen Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik, Chemie und Mechanik trat eine Uebergangsperiode von dem alten zu einem neuen Betriebe ein, die in einzelnen Ländern und Gegenden noch jetzt fortdauert und aus welcher die Noth der arbeitenden Classen herstammt.

Diese Veränderungen im wirthschaftlichen Leben haben allenthalben zur Association, als dem einzigen Rettungsmittel für die unbemittelten Arbeiter und Handwerkerclassen geführt. In England war man bereits im vorigen Jahrhundert zu der Ueberzeugung gelangt, daß die aus dem Mittelalter übriggebliebenen Zünfte zum Uebel geworden seien und einer neuen Form weichen müßten, wenn nicht die alte Handwerker- und Arbeiterwelt der neuen Dampfmaschinen- und Fabrikwelt gegenüber verkümmern sollte.

Die englischen Arbeiter sahen zuerst ein, daß grade der kleine Mann, der mittellose Handwerker, der Geselle, der Fabrikarbeiter, der Tagelöhner die nöthigsten Lebensbedürfnisse unverhältnißmäßig theuerer bezahlen müsse als jeder andere, und gründeten deshalb die Consumvereine. In diesen Vereinen erwarben sie sich die wichtigsten Bedingungen zu weiterer Selbsthilfe, nämlich Schulung in der Selbstverwaltung und Capital. Bald berechnete man auch, daß der Arbeiter zu viel für seine Wohnung bezahlen müsse und suchte diesem Umstand durch Baugenossenschaften abzuhelfen u. s. w.

Mit welch glücklichem Erfolge diese Bestrebungen zu Gunsten der arbeitenden Classen sich gelohnt haben, bewies vor allem die bekannte Pioniergesellschaft zu Rochdale. Nach dem Rechenschaftsbericht vom 1. Juli 1866 besitzt diese Gesellschaft gegenwärtig 5730 Mitglieder und ihr Vermögen beträgt 149,085 Pfund Sterling, etwas über eine Million Thaler, wovon die kleinere Hälfte baar vorhanden und die größere Hälfte in Grund- und Inventarienstücken angelegt ist. Ihr Geschäftsumsatz pro 1865 und 66 belief sich auf 196,234 Pfund Sterling oder 1,300,000 Thaler, mit einem Gewinn von circa 25,156 Pfund Sterling oder 175,000 Thaler. Für Unterricht und Bildungsmittel hat der Verein im vorigen Jahr über 3,689 Thlr. ausgegeben. Einen so außerordentlichen Umfang hat der vor 22 Jahren von 28 Flanellwebern mit einem Capital von nur 196 Thlr. begonnene rochdaler Verein gewonnen!

Mit Beziehung auf dieses allenthalben mit Bewunderung anerkannte Beispiel sagt Dr. Engel, der Director des statistischen Büreaus in Berlin: „England ist nicht sowohl wegen der Größe seiner Mittel, als viel mehr noch wegen der vielen trefflichen Eigenschaften seiner Bewohner ein überschwänglich reiches Land, der sittliche Kampf, den die Arbeitervereine führen und aus dem sie bisher siegreich hervorgingen, ist zwar in seiner äußeren Erscheinung ungleich weniger glanz- und geräuschvoll, als ein physischer Kampf, wo Massenvernichtung der Hauptzweck ist, hinsichtlich der Tugenden aber, die von den Kämpfenden bewährt werden mußten, und wegen der wahrhaft heroischen Gestalten der aus dem niedrigsten Arbeiterstande hervorgegangenen Führer kann jener sittliche Kampf, dessen Aufgabe die Massenrettung war und ist, den Vergleich mit jedem physischen aushalten."

Nach Errungenschaften so glänzender Art, wie die der Rochdaler, sind die auf einem verwandten Gebiete unlängst in Sheffield entdeckten Verbrechen doppelt zu beklagen.

Die sogenannten „Trades-Unions" oder „Trades-Societies" sind im allerweitesten Sinne des Worts „Arbeitervereine", indessen keineswegs blos vorübergehende und während eines etwa organisirten „Strike" bestehende, sondern Vereine, die nach der ursprünglichen Bestimmung die Verbesserung der Lage ihrer Angehörigen anstreben. Nur weil sie bei Gelegenheit eines Strike mehr in den Vordergrund treten, war man gemeint, in der Leitung desselben ihre ganze, von dem Einen für nützlich, von dem Anderen für schädlich gehaltene Thätigkeit zu erblicken. Ihr bis jetzt bekannter Wirkungskreis war folgender: Sie veröffentlichen periodisch die Nachweise über den allgemeinen Zustand des Gewerbes, welchem die Genossen angehören. Sie führen Buch über die Namen der Arbeitsuchenden und der Arbeiterbedürftigen und vermitteln Angebot und Nachfrage. Sie unterstützen Arbeitslose und deshalb in anderen Orten Arbeitsuchende mit Reisegeld, gelegentlich auch mit Mitteln zur völligen Auswanderung. Sie

Digitized by Google

regeln die Zahl der Lehrlinge in einem Gewerbe, um ſchädlichen Ueberfüllungen vorzubeugen. Sie unterſtützen Arbeiter in Fällen des Conflictes mit Arbeitgebern. Sie regeln die Stunden der Arbeitszeit und der ſonſtigen Uſancen des Gewerbes. Einzelne Vereine verfolgen hierneben auch noch die allgemeine und gewerbliche Ausbildung ihrer Angehörigen. Sie haben Geſellſchaften zu gegenſeitiger Verſicherung ihrer Werkzeuge gebildet. Vor mehren Jahren wurde eine von der berühmten britiſchen Geſellſchaft zur Förderung der ſocialen Wiſſenſchaften ausgeſetzte Commiſſion beauftragt: die Lage, Zwecke und Mittel dieſer „Trades-Unions" zu unterſuchen und konnte nicht umhin, eine die Schädlichkeit weit überwiegende Nützlichkeit derſelben anzuerkennen, ja fühlte ſich gedrungen, es auszuſprechen: daß nichts ſo ſehr ſchaden würde, als ein etwaiges Verbot derſelben.

Ueber dieſe „Trades-Unions" ſchrieb man neuerdings aus London: „Ein Schauder geht durch das Land. Man hört ſeit Tagen von nichts als den entſetzlichen Enthüllungen von Sheffield ſprechen. Dieſe Enthüllungen beweiſen, welche Greuel, unerhört ſeit Menſchengedenken, ſich hinter der modernen Civiliſation verborgen halten und nur von Zeit zu Zeit durch die dünne Kruſte brechen, die den Flammenheerd böſer Leidenſchaften überwölbt und „Civiliſation" genannt wird. Mord iſt da nicht mehr ein einzelner Mord, er iſt enthüllt als — — „Sitte". Eine Arbeitertyrannei wird der Welt offengelegt, eine Vehme der brutalſten Art, ohne jede auch die geringſte pſychologiſche Erklärung, als die einer völligen Gewiſſensfälſchung und eines Egoismus, der in ein Syſtem gebracht iſt. Jede Zeile in den langen ſtenographiſchen Berichten über die Verhöre ſpricht Schrecken, jeder Satz aus dem Munde des Hauptzeugen iſt eine Apotheoſe „Kains". Robespierre hat ſeinen Partner im neunzehnten Jahrhundert gefunden; „Broadhead" iſt es, der wie jener von dem Kummer ſpricht, den es ihm verurſacht, wenn er einen Bravo gedungen, um dieſen oder jenen Arbeiter aus der Welt zu ſchaffen, falls ein ſolcher ſich den Geſetzen des Gewerbevereins „Trade-Union" nicht fügte; der im Verhör unter Thränen verſicherte, wie wehe es ihm gethan, dieſen und jenen zu dingen, um ſeit Jahren die Häuſer unfolgſamer Arbeiter mit Pulver in die Luft zu ſprengen, namentlich, wenn deren Familien mit darin gewohnt. Aber er habe das als Secretär des Vereins für nothwendig gehalten, um die Kaſſe vor Verluſten zu bewahren und den Vereinsgeſetzen unbedingten Gehorſam zu ſichern. In dieſem Manne culminirt der Arbeiterterrorismus; er hat ſo gehandelt mit ſtillſchweigender Genehmigung des leitenden Comités und hat die Blutgelder regelmäßig gebucht als „geheime Dienſtausgaben".

Nur einer der Morde wurde bekannt, deſſen Werkzeug ſtatt des Anſtifters nun in Unterſuchung iſt. Broadhead, der Zahlmeiſter, bleibt auf freiem Fuße, er iſt „Zeuge" und hat erklärt, alle Aufklärungen geben zu wollen, wenn die

Mitwiſſer und Mithelfer aus dem Vereine ſtraflos blieben. Dies wurde ihm als „ſelbſtverſtändlich“ zugeſagt. Da es ſich nun um einen beſtimmten Mord handelt, wegen deſſen die Commiſſion niedergeſetzt worden, ſo werden die anderen Fälle ſtrafgeſetzlich ignorirt, um Zeugen zu erhalten, wie ſchuldig dieſe auch ſonſt ſein mögen.

Brodhead hat dann, wie man in England ſagt: „reine Bruſt gemacht“. Noch iſt das Verhör nicht zu Ende. Aber geſtern allein geſtand er ſeine intellectuelle Autorſchaft an mehren Morden mit Windbüchſe, Todtſchläger u. ſ. w. oder an ſchweren Verwundungen ein, letztere namentlich durch Pulverminen verurſacht, die er in den Häuſern ungehorſamer Arbeiter anlegen ließ, oder dadurch, daß Pulver in die Schleifkäſten ſolcher Vervehmten verſteckt wurde, welches dann beim Gebrauch des Apparats durch die von dem Arbeitenden verurſachten Funken explodirte. Broadhead behauptete: er habe auch in den äußerſten Fällen nie Tödtung beabſichtigt, ſondern nur Verwundung als Denk- und Mahnzettel. Was jedes job (Geſchäftchen) gekoſtet, nahm er aus der Vereinskaſſe, denn er habe nur in deren Intereſſe gehandelt und ſeine Handlungsweiſe für recht gehalten. Der Menſch iſt ſo vollſtändig von dieſer einen Idee beſeſſen, daß er noch zur Stunde ſich gar nicht ſeines Unrechts bewußt iſt und öfters die Worte fallen ließ: der Zweck habe in all den Fällen die Mittel heiligen müſſen. Er iſt auf freiem Fuß, geht und kommt täglich richtig, um ſich verhören zu laſſen, iſt aber nur mit Mühe vor der Volksjuſtiz zu ſchützen. Er weint mitunter über die traurige Nothwendigkeit, dem Geſetze des Vereins abſolute Geltung zu verſchaffen gegen fahrläſſige Beitragzahler und abtrünnig Gewordene — alles in majorem gloriam reipublicae. Wenn befragt, warum er auf den oder jenen habe ſchießen laſſen, wofür er je nach Wichtigkeit 6 bis 30 Pfund Sterling aus der Vereinskaſſe zahlte, ſo iſt meiſt ſeine Antwort nach der Façon Robespierre: „Er ſchadete unſerem Vereine der Säger“ — oder: „Er konnte eine Lohnerniedrigung verurſachen“ — oder: „Er hielt mehr Lehrlinge, als der Verein der 6000 Mitglieder in Sheffield und 600,000 in England zu halten geſtattet, und weil durch deren Arbeit ſo und ſo viel erwachſene Arbeiter überflüſſig gemacht werden“ u. ſ. w. Der geſtrige Bericht, umfaſſend das Verhör über eine ſeit 1849 fortgeſetzte Vehme dieſer Art, dehnt ſich über zwei Columnen aus und immer nur wiederholt ſich die Frage: „Wie viel bezahlten Sie dafür, daß dieſes Haus mit Pulver geſprengt wurde oder auf N. geſchoſſen wurde?“ Antwort: „So und ſo viel“. — „Wer hatte das „Job“ auszuführen?“ — „Der und der“.

Daß dergleichen vorging, wußte jedes Vereinsmitglied. Es kannte ſeine eigene Gefahr im Falle des Ungehorſams und betrachtete jeden, der nicht dem Verein beitreten wollte, als einen Feind, der durch Terrorismus gezwungen werden müſſe. Nur die „Morde“ ſind neu und auf „Vereinsunkoſten“ von dem

Digitized by Google

ſchrecklichen Polizeiminiſter der Geſellſchaft, dem Secretär, als gut und dienlich angeordnet und bezahlt ſeit länger als einem halben Menſchenalter üblich geworden. Die gedungenen Werkzeuge ſind des Brodherrn würdig. In einem Falle verfolgten zwei Vereinsmitglieder wochenlang ihr „Opfer" mit der Windbüchſe und dem „ſtillen Todtſchläger" auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht ſein Haus umlauernd, bis ſich der rechte Moment gefunden. Und alle dieſe Leute glauben recht gehandelt zu haben, weil das gemeinſame Vereinsintereſſe gewahrt werden müßte. Vielerlei Zwangsmittel gegen Ungehorſame und Abtrünnige ſind übrigens auch bei anderen Trades-Unions Sitte. So läßt ſolcher Verein oft zahlungsſäumigen Mitgliedern die Werkzeuge vom Arbeitsplatze ihrer Brodherrn ſtehlen und ſo lange verſtecken, bis ſie dem Vereine gerecht geworden. Und wehe dem Arbeiter, der mehr arbeitet und in kürzerer Zeit, als vom Vereine feſtgeſetzt worden. Er darf nicht beſſer oder geſchickter ſein wollen als die anderen. Als Norm iſt die Mittelmäßigkeit aufgeſtellt. Alle dieſe Manöver culminiren dann von Zeit zu Zeit in „Strikes", deren Ausdehnung ſich erſt erklärte, als man den Terrorismus kennen lernte, unter welchem die Societät Mitglieder und Nichtmitglieder des ſpeciellen Vereins meiſtert und einſchüchtert.

Dieſe Entdeckungen erklären zugleich, warum die engliſche Werktüchtigkeit nicht mehr ihren erſten Platz behauptet und warum auf der Weltausſtellung zu Paris die nicht-engliſche Manufaktur die engliſchen Producte nur in 12 Claſſen nicht überflügelt. Sheffield — und grade Sheffield — der Schauplatz des Arbeiterterrorismus iſt in Paris am dürftigſten vertreten. Es wird erwähnt, daß die Arbeiter in Sheffield durch die ſtündliche Gefahr, der ihr eigenes Leben bei Stahl- und Eiſenarbeit ausgeſetzt iſt, ſo gleichgiltig gegen daſſelbe werden, wie gegen das anderer.

Davon ein haarſträubendes Beiſpiel: Um die Arbeiter bei den Schleifereien und Nadelfeilen vor dem Eindringen der Splitter und des Stahlſtaubes in die Lungen zu ſchützen, hat man magnetiſche Netzmasken für das Geſicht eingeführt. Da jedoch die dadurch herbeigeführte größere Gefahrloſigkeit der Arbeit einen größeren Zufluß von Arbeitſuchenden für dieſes Gewerbe zur Folge hatte, ſo haben die Vereine ihre Mitglieder genöthigt, die ſchützenden Masken abzulegen. So wird der hohe Lohn geſchützt, der ſehr hoch iſt wegen der Lebensgefahr, denn ſelten überlebt ein ohne Maske thätiger Arbeiter das 40. Jahr.

„Wollte Gott, dieſer Gehorſam bis zum Tode gelte einem höheren Princip als dem des in ein eiſernes Geſellſchaftsſyſtem verkleideten Neides und der Habſucht!"

So ſchrecklich lautet der Bericht unſeres londoner Freundes.

Dieſe Enthüllungen erſcheinen um ſo furchtbarer, je größer der Umfang und die Ausdehnung der Arbeiterverbindungen im Laufe der Zeit geworden iſt. Die „Edinburgh Review" verſicherte im Jahr 1862, daß nach den beſten

Digitized by Google

Angaben nicht weniger als 2000 Trades-Unions mit 600,000 Mitgliedern und einem Fonds von 300,000 Pfund Sterling Ende 1859 in England bestanden hätten, so daß, wenn die Familien hinzugerechnet werden, etwa 2½ Millionen Menschen unmittelbar von ihnen abhängig seien. Eine genaue Schätzung der Ausdehnung dieser Trades-Unions wird übrigens besonders noch dadurch erschwert, daß sie sich vielfach unter der Maske von Verbindungen anderer Art, namentlich unter der der Friendly Societies verstecken. Oder um es richtiger auszudrücken, wo Verbindungen der letzteren Art bestehen, da ist häufig und erfahrungsmäßig vielfach mit Erfolg der Versuch gemacht worden, sie gelegentlich zu den Zwecken, wie sie die Trades-Unions verfolgen, zu benutzen und demgemäß umzugestalten. Eine große Anzahl von Friendly Societies befindet sich daher fortwährend in einem mehr oder minder vorgeschrittenen Proceß der Umwandlung zu Trades-Unions, so daß sich die Grenze zwischen beiden nicht mit Gewißheit ziehen läßt. Bedenkt man nun aber die ungeheure Entwickelung der Friendly Societies, deren Mitglieder im Jahre 1857 auf zwei Millionen geschätzt wurden, mit einem Capital von neun Millionen Pfund Sterling und einem Jahresaufwand an Krankenunterstützungen von einer Million Pfund Sterling; bedenkt man ferner, daß es noch andere Arten von Verbindungen giebt, die der Hauptmasse nach ebenfalls aus Arbeitern bestehen, und unter Umständen nicht minder geeignet sind, als Trades-Unions zu wirken, und daß dieselben ihre Mitglieder auch nach Hunderttausenden zählen, so erscheint die Gefahr, in der unter den vorstehenden Verhältnissen England schwebt, noch größer und drohender!

Zu diesen Verbindungen gehören namentlich die erst in späterer Zeit aufgekommenen sogenannten Orden, die sich theilweise als Friendly Societies haben einregistriren lassen, sich aber nach Art der Freimaurer, die überhaupt das Vorbild abgegeben haben, mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben.

Der Ursprung mancher dieser Verbindungen scheint theilweise sehr weit zurückzuliegen. Ein Bericht über die Verbindungen von Sheffield z. B. aus 1862 glaubt dieselben unter Bezugnahme auf die Gleichheit des Zweckes und die Aehnlichkeit mehrer reglementarischer Bestimmungen in unmittelbarem Zusammenhang mit Verbindungen bringen zu dürfen, über welche Nachrichten aus dem 16. Jahrhundert vorliegen. Weitaus die meisten verdanken aber erst der neuern Zeit ihre Entstehung. Die nächsten Zwecke, zu denen sie zusammentraten, lagen oft von den gegenwärtigen weit ab. So bildeten sich unter den londoner Buchbindern in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus lediglich geselligen Vereinen mehre Verbindungen zum Zwecke der Abkürzung der Arbeitszeit heraus. Häufiger indeß ist es wohl ein bestimmter Uebelstand ihrer Lage gewesen, welcher die Leute zur Vereinigung gebracht hat; so trieben mangelhafte Beschäftigung und ungenügende Löhne die leipziger Setzer im Jahre 1825 zu einem Verein, desgleichen die Uhrmacher von

Digitized by Google

Coventry 1858; die drohende Einführung der Maschinen in ihr Gewerbe war der Grund des Schuhmachervereins in Northamptonshire u. s. w.

Der ursprüngliche Zweck der sogenannten Friendly Societies bestand in der gegenseitigen Wittwen- und Waisenunterstützung, Altersversorgung, Lebensversicherung oder Bestreitung der Beerdigungskosten und dergleichen. Ihr Ursprung wird in England auf Daniel de Foë, den Verfasser von Robinson Crusoe, zurückgeleitet, der 1696 die erste derartige Gesellschaft organisirt haben soll.

Im Jahre 1793 wurde die erste Parlamentsacte zu Gunsten dieser Vereine durchgebracht: 1855 wurde diese ursprüngliche Acte aufgehoben und ein neues Gesetz sanctionirt, das den Vereinen verschiedene nicht unbedeutende Vortheile zugestand, und namentlich den Mitgliedern den rechtlichen Schutz gegen Betrug ꝛc. ꝛc. zusicherte. Von 1793 bis heute waren über 30,000 solcher Vereine gegründet worden, von denen etwa ein Drittel wieder eingegangen ist.

Das Streben der Regierung, die Arbeiterverbindungen zu regeln, reicht bis an die Regierungszeit Eduard des Dritten zurück. Das erste Statut dieser Art scheint aus dem Jahre 1350 zu datiren. Von besonderer Bedeutung ist eine Ordonnanz von 1352. Infolge einer Pest hatte sich derzeit die Zahl der Arbeiter sehr vermindert und letztere benutzten vielfach dies günstige Verhältniß, um höhere Löhne zu fordern. Hiergegen bestimmt nun das Statut erstens für landwirthschaftliche Arbeiter ein Lohnmaximum und eine gewisse Miethzeit. Zweitens wurden für Zimmerleute, Maurer und andere Bauhandwerker bestimmte Sommer- und niedrigere Winterlöhne festgesetzt, deren Ueberschreitung mit Geld und Gefängniß gebüßt werden sollte, nach dem Ermessen des Richters. Es bestehen ferner bereits aus dem Mittelalter statutarische Bestimmungen gegen Arbeiterverbindungen. Die älteste ist das Statut 34 Eduard des Dritten c. 9., in dem es heißt: „daß alle Verbindungen und Verpflichtungen unter ihnen hinfort null und nichtig sein sollen." Das Statut 3. Heinrich des Sechsten c. 18 erhebt die Organisirung solcher Verbindungen unter Bauhandwerkern zu einem Capitalverbrechen und bedroht die Theilnehmer an denselben mit Gefängniß von unbestimmter Dauer.

Mit dem Aufschwunge der Industrie und der Gewerbe mußte sich die Stellung der Gesetzgebung zu den Arbeiterverhältnissen wesentlich ändern. Man erkannte eine Ungerechtigkeit darin, den Arbeitern Verbindungen zu untersagen, während man sie den ungleich günstiger situirten Arbeitgebern gestattete; man glaubte derartige Verbote um so weniger aufrecht erhalten zu dürfen, als die Sicherung eines angemessenen Lohnes durch die Regierung, wie sie früher üblich gewesen, längst in Wegfall gekommen war. (Die formelle Aufhebung derselben fand übrigens erst 1813 statt.) Im Jahre 1824 wurde schließlich ein Comité zur Revision der Arbeitergesetze niedergesetzt und auf Grund des

Digitized by Google

von dieſem erſtatteten Berichtes kam noch in demſelben Jahre das Geſetz 5. Georg des Vierten c. 95. zu Stande. Daſſelbe hob die bisherigen Statuten gegen Arbeitervereinigungen auf und beſtimmte: daß Vereinigungen der Arbeiter um eine Erhöhung oder Feſtſetzung der Löhne, eine Verkürzung oder Veränderung der Arbeitszeit durchzuſetzen, um andere Arbeiter zu vermögen, ihre Arbeit zu verweigern oder aufzugeben, oder um den Unternehmern irgendwelche Bedingungen für ihren Geſchäftsbetrieb aufzuerlegen, hinfort weder als Complote nach gemeinem, noch unter irgendeiner andern Rubricirung nach Statutarrecht, criminell verfolgt und beſtraft werden ſollten; dagegen wurden diejenigen, welche ſich zur Erreichung eines der gedachten Zwecke Gewaltthaten an Perſonen oder Eigenthum, Drohungen oder Einſchüchterungen erlauben würden, mit Gefängniß bis zu zwei Monaten (unter Umſtänden mit harter Arbeit verbunden) bedroht. In dem folgenden Jahr trat indeß in einzelnen Punkten eine Aenderung ein. Es erſchien ein neues Statut 6. Georg des Vierten c. 129, welches gegenwärtig noch giltig iſt. Nach demſelben werden die Verbindungen unter Arbeitern, um gewiſſe Lohnſätze und Beſtimmungen über die Ausdehnung der Arbeitszeit durchzuſetzen, beziehungsweiſe feſtzuhalten, ausdrücklich für erlaubt erklärt, wie dies auch mit den unter Arbeitgebern auf dieſelben Zwecke nur in entgegengeſetzter Richtung wirkenden geſchieht. Dagegen ſollen einer von dem Friedensrichter zu verhängenden, unter Umſtänden durch harte Arbeit geſchärften Gefängnißſtrafe bis zu drei Monaten alle diejenigen verfallen, welche Gewaltſamkeiten gegen Perſon oder Eigenthum, Drohungen, Einſchüchterungen anwenden oder ſonſt hindernd eingreifen, um entweder andere Arbeiter von der Arbeit in irgendeiner Weiſe abzuhalten, oder ſie zum Eintritt in Verbindungen zur Anerkennung der von dieſen erlaſſenen Vorſchriften oder zur Bezahlung der von denſelben ausgeſchriebenen Beiſteuern und Strafgelder zu zwingen, oder um die Unternehmer zu Modificationen ihres Geſchäftsbetriebes oder zu Beſchränkungen in Betreff der Zahl und Art der anzuſtellenden Arbeiter zu nöthigen.

Die geſetzlichen Beſtimmungen reichen daher einigermaßen hin, um die in Sheffield nunmehr begangenen Verbrechen zur Verantwortung und zu einer Strafe zu ziehen. Die Strafe aber ſteht mit der Größe der verübten Verbrechen in gar keinem Verhältniß und ſchon deshalb mußte das Parlament ſich mit dieſem Gegenſtand beſchäftigen.

Dieſe Verhandlungen haben bereits während der letzten Seſſion begonnen. Der Staatsſecretär des Innern, Mr. Hardy, hat eine Bill eingebracht, behufs Erweiterung der Regierungsbefugniſſe Commiſſionen zu ernennen, die, wie zuletzt in Sheffield, ſo nun auch in anderen Städten Erhebungen über die Wirkſamkeit der Arbeitervereine vornehmen ſollen. In der Sitzung vom 12. Juli wurde bereits die zweite Leſung der gedachten Bill beantragt und genehmigt.

Digitized by Google

Die Städte selbst mochte der Staatssecretär des Innern nicht nennen, um den Zweck der einzuleitenden Untersuchungen nicht zu beeinträchtigen. Nur so viel wollte er mittheilen, daß nach den der Regierung gewordenen Eröffnungen verbrecherische Handlungen in der Sphäre der Arbeitervereine nicht in Sheffield allein vorgekommen zu sein scheinen, daß es aber zur Ermittelung derselben unumgänglich nothwendig sein werde, gewissen Betheiligungen Straflosigkeit zuzusichern und die Befugnisse der Regierung zu erweitern. Mr. Förster, der bei dieser Gelegenheit die in Sheffield verübten Scheußlichkeiten auf das entschiedenste verdammte, sprach seinen Zweifel daran aus, daß es wirklich nothwendig sei, den Angebern Straflosigkeit zuzusichern, um weiteren Verbrechen auf die Spur zu kommen, denn es wäre diese Straflosigkeit in allen Fällen ein trauriges Mittel, zu dem im Interesse der Gesetzesachtung und Moral nur im äußersten Nothfall gegriffen werden dürfe. Schon sei man darin vielleicht zu weit gegangen, trotzdem wolle er sich aber der zweiten Lesung der Bill nicht widersetzen.

Also nicht allein in Sheffield, auch noch in anderen Städten sind Scheußlichkeiten dieser Art verübt worden! und auch in diesen kann nur das Versprechen der Straflosigkeit das Geschehene ans Tageslicht bringen! Der Terrorismus scheint sich epidemisch unter den arbeitenden Classen zu verbreiten und die Begriffsverwirrung das gewöhnliche Maß weit zu überbieten. Unter solchen abnormen Verhältnissen ist es nicht mehr auffällig, wenn man in der Schrift des Professor Leone Levi: „Wages and Earmings of the Working Classes die nachfolgende Beschuldigung findet: „Es ist eine traurige, sehr traurige Thatsache, daß in dem Vereinigten Königreiche 89,000,000 Pfund Sterling jährlich für geistige Getränke verausgabt werden, und daß von dieser Summe 58,000,000 Pfund Sterling, mithin circa 400 Millionen Thaler allein auf die arbeitenden Classen kommen." Es ist eine nur zu bekannte Erfahrung, daß Verbrechen und Trunksucht meist Hand in Hand gehen. Nicht minder schrecklich aber ist es, daß nur das Versprechen der Straflosigkeit, der Moral zum Hohne, solche Greuel ans Licht zu bringen vermag!!

Diese bisher festgestellten Thatsachen verdienen aber nicht nur in Großbritannien, sondern in allen Staaten, in denen die sociale Frage einer Lösung harrt, Aufmerksamkeit. Sie sind nicht nur an und für sich, sondern als Symptome einer socialen Krankheit bedeutsam, deren Spuren sich in fast allen Culturländern finden. Wir glauben die Aufmerksamkeit des Lesers ganz besonders auf zwei in dieser Richtung liegende Vorgänge hinlenken zu können.

Am 28. September 1864 fand in London ein großes Arbeitermeeting statt, welches die Gründung einer internationalen Arbeiterassociation zum Zwecke der politischen und ökonomischen Emancipation der Arbeiterclassen beschloß. Es wurde sofort ein Manifest an die Arbeiter Europas erlassen, dessen

Digitized by Google

Verfaſſer Karl Marx war. Nach einem hiſtoriſchen Rückblick auf die Arbeiterbewegung vor und nach dem Jahr 1848, einer ergreifenden Schilderung des Zuſtandes der Arbeiterclaſſen, namentlich in England, berührt das Manifeſt den nach dreißigjährigem Kampfe von den engliſchen Arbeiterclaſſen erfochtenen Sieg durch Erreichung der Zehnſtundenbill, ſowie die von Robert Owen angeregte Cooperativbewegung, welche darauf abzielt, die Lohnarbeit durch aſſociirte Arbeit zu verdrängen. Das Manifeſt weiſt nach, wie dieſes Cooperativſyſtem, beſchränkt auf den engen Kreis gelegentlicher Verſuche vereinzelter Arbeiter, unfähig war, das in geometriſcher Progreſſion zunehmende Wachsthum des Monopols aufzuhalten, die Maſſen zu befreien, ja die Wucht ihres Elendes auch nur merklich zu erleichtern. Um die arbeitenden Claſſen zu befreien, bedürfe das Cooperativſyſtem der Entwickelung durch internationale Mittel. Politiſche Macht zu erobern ſei die große Pflicht der Arbeiterclaſſen. Die Arbeiterpartei beſitze ein Element des Erfolges, die Zahl aller Wahlen falle indeß nur in die Wagſchaale, wenn Combination ſie vereine und Kenntniß ſie leite. Dieſes Bewußtſein habe die am 28. September 1864 in dem öffentlichen Meeting zu St. Martinshall in London verſammelten Arbeiter verſchiedener Länder zur Stiftung einer internationalen Aſſociation angeſpornt.

Die Aſſociation wurde demnach zu dem ausdrücklichen Zwecke gegründet, den Arbeitergeſellſchaften aller Länder einen centralen Mittelpunkt der Mittheilung und Mitwirkung zu bieten. Es wurde ausdrücklich geſagt, das Cooperativſyſtem ſei unfähig, die Maſſen zu befreien, ja die Wucht ihres Elendes auch nur merklich zu erleichtern. Politiſche Macht zu erobern wurde als die große Pflicht der Arbeiterclaſſe proclamirt. — In dieſen Beſchlüſſen ſpiegelten ſich die von Ferdinand Laſalle ausgeſtreuten Grundſätze wieder. Deshalb ſteht auch an der Spitze der von der Aſſociation angenommenen Statuten der Satz: daß die Emancipation der Arbeiterclaſſen durch die Arbeiter ſelbſt erobert werden müſſe, und daß die Unterjochung des Arbeiters unter das Capital die Quelle aller politiſchen, moraliſchen und materiellen Knechtung ſei!

Infolge der in London gefaßten Beſchlüſſe ſollte nun ein allgemeiner Arbeitercongreß in Brüſſel im Jahre 1865 ſtattfinden, der indeß, wegen des neuen Fremdengeſetzes in Belgien, auf den 3. September 1866 nach Genf verlegt wurde.

Schon im October 1864 wurden in Paris, Lyon, Genf und andern Orten Sectionen dieſes Vereins errichtet. Am 5. Februar 1865 erließ das proviſoriſche Comité der gemiſchten Section Genf einen Aufruf zum Anſchluſſe. Das Comité der deutſchen Abtheilung in Genf wurde vom Generalrath in London mit den Befugniſſen eines Centralcomités der Arbeiter deutſcher Sprache betraut und lud am 12. November 1865 in einem Rundſchreiben an die Arbeiter und Arbeitervereine Deutſchlands und der Schweiz zur Theilnahme an der

Digitized by Google

in Form und Wirksamkeit zeitgemäß verjüngten Freimaurerei der Arbeiterclassen ein. Infolge dieses Aufrufes waren in Deutschland und der Schweiz viele Sectionen entstanden. Mehre Sectionen des Grütli und deutsche Arbeiterbildungsvereine hatten als cooperirende Gesellschaften ihren Beitritt erklärt, während die Association in England und in Frankreich schon über 100,000 Bundesgenossen zählt. Die Vereinsstatuten sagen unter anderem: „Die internationale Association soll als Mittelpunkt der Vereinigung und Mitwirkung zwischen den Arbeitern aus allen Ländern dienen, welche nach demselben Ziele streben, nämlich nach gegenseitiger Unterstützung, dem Fortschritt und der völligen Befreiung des Arbeiterstandes. Der Generalrath knüpft Verbindungen mit den verschiedensten Arbeitervereinen an, so daß die Arbeiter in den einzelnen Ländern fortwährend mit den Bewegungen ihres Standes in allen Ländern vertraut sind. Es soll eine Untersuchung über die socialen Verhältnisse gleichzeitig und in gleichem Geiste allenthalben angestellt werden."

Nach diesen statutarischen Bestimmungen ist es fast zweifellos, daß auch die deutschen Arbeitervereine, von den Bewegungen der Trades-Unions in Sheffield in Kenntniß gesetzt worden sind, weshalb es nicht zu verwundern ist, daß diese Abscheulichkeiten bereits im „Socialdemokraten", der bekannten berliner Arbeiterzeitung, einen Vertreter gefunden haben!!

Von gleichem Interesse sind die Verhandlungen der ersten, am 3. Sept. 1865 in Genf abgehaltenen Versammlung.

Der Präsident der genfer Section, Buchbinder Dupleix, bestieg zuerst die Tribune, um die Gäste willkommen zu heißen. „Nur zu lange — sagte er — haben wir unter der Isolirung und Zersplitterung unserer Kräfte gelitten; die Association, welche wir gegründet, wird uns die nöthige Macht geben, die Arbeiterverhältnisse zu bessern und nach dem Vorbilde des großen Bürgers Lincoln, welcher die Sklaverei der Neger vernichtete, auf dem alten Continent und in der ganzen Welt die Sklaverei der Weißen zu vertilgen. Den Arbeitern wurde bisher nur Elend und Trübsal zu Theil, weil sie in der Unwissenheit standen, weil sie es andern überlassen hatten, über ihre Interessen zu wachen. Der 3. September wird in der Geschichte Epoche machen."

Johann Philipp Becker, der Vertreter der deutschen Sectionen, sagte unter andern: „Die Arbeiterclasse hat bisher der Aristokratie und dann der Bourgeoisie als Sklavin, als Fußschemel gedient, sie muß aus dieser Lage heraus, und dies kann sie nur, wenn sie alle Arbeiter in einen Bund zusammenfaßt." Der Redner erinnert an die drei Männer vom Grütli und knüpft daran die Hoffnung: daß es den Arbeitern gelingen werde, das dreifache Joch des Eisens, des Geldes und der Vorurtheile zu brechen.

Die anwesenden englischen Mitglieder behandelten mehr die Fortschritte der internationalen Association in Großbritannien, und erzählten unter anderem,

Digitized by Google

daß dieſelbe in England bereits mehr als 45,000, in andern Ländern mehr als 60,000 Theilnehmer habe. England zähle täglich neue Cooperativgeſellſchaften. Mancheſter habe ſich bis jetzt allein feindſelig gegen die internationale Aſſociation gezeigt, der es übrigens mehrfach gelungen ſei, bei Arbeitsloſigkeit und Arbeitseinſtellung entſcheidend ein- und durchzugreifen.

In dem Bericht der anweſenden deutſchen Mitglieder heißt es unter anderem: „Die Arbeit, im Alterthum von Sklaven, im Mittelalter von Leibeigenen ausgeführt, iſt in der modernen Zeit der Capitalmacht auf Gnade und Ungnade überliefert, im Namen der Freiheit und Gleichheit geſetzlich zur unterthänigen Lohndienerin gemacht worden. Die moderne Arbeit ſchmiedet täglich ein neues Glied ihrer Sklavenkette. Denn je mehr Privatcapital ſie erzeugt, je mehr Reichthümer ſie für andere aufhäufen hilft, deſto ſchwerer wird ihr Joch und deſto größer ihr Elend. Die Arbeit, die berufen iſt, jede Noth zu vertilgen, die Menſchheit zum Lichte der Wahrheit, zur höchſten Stufe der Sittlichkeit zu heben, die Erde zum Paradieſe umzuſchaffen, iſt bisher zum Fluche des Fleißes der Arbeiterclaſſe und zum Segen des Müſſigganges bevorzugter Stände ausgefallen, und ſie wird dies bleiben, ſo lange nicht an die Stelle des Arbeiterlohnes der Arbeitsertrag, an die Stelle der Capitalmacht die Arbeitskraft getreten ſein wird, ſo lange ſie ſich nicht ſelbſt gehört, ſelbſt Unternehmerin wird. Mit dem Lohndienſte der Arbeit wird die letzte Form menſchlicher Sklaverei abgeſchafft und werden die Symbole der Arbeit auch die Symbole aller Moral ſein. An die Stelle der freien Concurrenz des Capitals muß die freie Concurrenz der Befähigung und Arbeitskraft, an die Stelle des Privatunternehmens die genoſſenſchaftliche und gemeinſchaftliche Arbeit als Unternehmerin treten!“

Es kann nicht befremden, wenn wir in Vorgängen dieſer Art ernſte Krankheitserſcheinungen erblicken, die um ſo gefährlicher werden, je mehr die ausgeſprochenen Zwecke der internationalen Aſſociation erreicht, je vollſtändiger die angeſtrebte Gemeinſchaft und Verbrüderung der ſämmtlichen Arbeiter in allen Ländern hergeſtellt wird.

Auf dem Programm des genfer Congreſſes vom 3. September 1866 ſtanden auch die nachſtehenden, in das Gebiet der Politik hineingreifenden Fragen:

1) Die ſtehenden Heere und ihr Einfluß auf die Production. 2) Die Arbeit der Frauen und der Kinder in den Fabriken. 3) Directe und indirecte Steuern. 4) Die Nothwendigkeit der Beſeitigung des imperialiſtiſchen Einfluſſes Rußlands in Europa durch Aufrechthaltung des Princips der Selbſtbeſtimmung des Volkes und die Herſtellung eines ſocialdemokratiſchen Polen. 5) Politiſche Macht zu erobern iſt die große Pflicht der Arbeiterclaſſen.

Die Grundſätze, welche der allgemeine Arbeitercongreß in Genf ausgeſprochen,

Digitized by Google

haben mit den gegenwärtig in Sheffield wie überhaupt in England ans Tageslicht gekommenen Verbrechen allerdings noch nichts zu thun; nichts deſto weniger ſind ſie ſchon jetzt als Gefahren anzuſehen, welche die normale wirthſchaftliche Entwickelung unſeres Welttheils zu ſtören drohen. Pflicht auch der deutſchen Preſſe wird es ſein, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Gefahren zu lenken.

Der preußiſche Thaler als Eroberer.

Vor den glorreichen Feldzügen des Jahres 1866, die dem deutſchen Staate Preußen ſo ſchöne Länder und vor allem die nöthige Achtung erworben haben, lange vor dieſer Zeit war ſchon der preußiſche Thaler ſtill und geräuſchlos ausgezogen auf Eroberungen gegen Oſten und Weſten, nördlich und ſüdlich und von einem dieſer Siegeszüge, deſſen Geſchichte mir näher liegt, will ich dem verehrten Leſer erzählen. Es iſt grade kein merkwürdiges Ereigniß, deſſen Darſtellung ich beabſichtige, aber doch ein kleiner Beitrag zum Verſtändniß der deutſchen Entwicklungsgeſchichte.

Was im Jahre 1866 geſchehen, erſcheint Vielen heute noch als ein unerwarteter Schlag des Schickſals, den niemand von ſich hätte abwehren können, unberechnet und unberechenbar, ein Sturm, der daher gefahren kam und alles vor ſich niederwarf. Aber was beſtehen will, das muß auch ſchon einen Sturm aushalten können, man habe es denn aufgerichtet in der Region ewiger Windſtille. Wenn der Apfel vom Baume fällt, iſt er entweder reif oder wurmſtichig, der Wind hat ſeinen Sturz beſchleunigt; der Fall ſelbſt aber war naturnothwendig!

Die 1866 gefallenen deutſchen Souveränitäten — es dürften darunter auch ſolche zu rechnen ſein, die anſcheinend noch ſtehen — hatten ſchon lange vor dieſem geſegneten Sturm ſehr harte Kämpfe beſtanden um ihre Souveränität und waren nicht unverletzt daraus hervorgegangen. Der Mantel ſtaatlicher Selbſtändigkeit und fürſtlicher Souveränität hatte ſchon lange arge Löcher erhalten und die Lappen, die man darauf klebte, reichten nicht aus, um die defecten Stellen unſichtbar zu machen. Wir werden, wenn wir alles objectiver und ruhiger betrachten, vielleicht noch lange, lange Zeit in der Geſchichte deutſcher

Digitized by Go

Kleinstaaterei tausend Umstände und Ereignisse auffinden, die uns klar machen, wie alles so kommen mußte, weil der Begriff des Staates längst auf diese staatenähnlichen Gebilde nicht mehr anzuwenden war. Und mit seltenem Geschicke haben kleine deutsche Fürsten und Staatsmänner in diesem Kampfe gegen die Windmühlen immer dahin gestochen, wo kein Feind stand. Die äußere Politik, das Recht des Kriegs und des Friedens, die Gesetzgebung in Handels- und Verkehrssachen, war den Prärogativen dieser Kronen abhanden gekommen, desto gewaltiger meinte man in der Verwaltung zu sein, bis auch hier gemeinsame Maßregeln aller, widerwillig eingegangen, der Willkür gewisse Schranken setzten. Man hatte sich stets in dem Wahn erhalten, daß nur eine kleine Zahl von Leuten, Gegner jedes Staatswesens, Demokraten und gleiche Menschen, beständig an dem Staate bohrten, um seinen Untergang zu beschleunigen und sah nicht, wie die ganze Richtung der Zeit, wie Cultur und Sitte, Bildung und Wissen, Handel und Verkehr einträchtig an den bunten Grenzpfählen unserer vielen Vaterländer rüttelten.

Wo war da die Souveränität geblieben, als man nicht einmal mehr eine Eisenbahn nach eigenem Belieben bauen konnte, weil der böse Nachbar anders wollte und diese Eisenbahn nun doch innerhalb der Landesgrenzen nicht existiren konnte? Wo war die Machtvollkommenheit, wenn man Zünfte und dergleichen Zopf abschaffen mußte, weil die benachbarten Städte und Städtchen unter dem Schutze der Gewerbefreiheit die Kundschaft des ganzen Ländchens gewonnen hatten?

Und gar, wo war die Souveränität hingekommen, als man nicht mehr seine eigenen Münzen schlagen sollte, sondern in Schrot und Korn, in Durchmesser und Dicke, in Avers und Revers sich bestimmten Vorschriften beugen mußte?

Dafür konnte auch das Symbol der Münzhoheit, der Kopf des Regenten auf dem Avers nicht entschädigen. Der Unterschied war einmal verschwunden zwischen dem großherzoglich hessischen und dem herzoglich nassauischen Gulden.

Und endlich, das ist die Ironie der Geschichte, mußte der souveräne Herzog von Nassau sein eigenes Bildniß auf den Avers des preußischen Thalers setzen. Das war die Eroberung, die der preußische Thaler gemacht hat.

Bei weitem der größte Theil der Grenzen des ehemaligen Herzogthums Nassau stößt auf altpreußische Lande, und es war natürlich, daß sein Handel und Verkehr dahin ging; wenn das kleine Land seine Producte bei dem großen Nachbar absetzen wollte, so mußte es sich naturgemäß diesem bequemen, sonst hätte der Nachbar andere Bezugsquellen aufgesucht. Darum geschah es ohne Wunder, daß man bald in allen Landestheilen, mehr oder weniger, je nach der Lage, viel ja fast ausschließlich preußisches Geld im Verkehr sah, zumal ein nassau-

gitized by Google

iſches Geld, insbeſondere Scheidemünze nicht in hinlänglicher Menge vorhanden war. Das war ein factiſches Eindringen in die Souveränitätsrechte des Staates Naſſau und man beſtrebte ſich, dem entgegenzuwirken, weil man im Ernſt glaubte, daß das Geſetz und das Gepräge und nicht der innere Werth der Münze Geltung verſchafften.

Der preußiſche Münzfuß iſt von 1764 bis zur allgemeinen deutſchen Münzconvention vom 24. Januar 1857 unverändert derſelbe geblieben.

Wie bereits das Münzedict vom 29. März 1764 anbefiehlt, wurden bis 1857 aus der kölniſchen Mark fein Silber 14 Thaler ausgeprägt.

Seit der Noth des ſiebenjährigen Krieges war es, unſeres Wiſſens, nicht mehr vorgekommen, daß eine gerthaltige Courantmünze unter preußiſchem Stempel war geſchlagen worden.

Es herrſchte ein allgemeines Vertrauen in die Gewichtigkeit und Legirung des preußiſchen Thalers. So heißt der Thaler des erwähnten Münzfußes in ganz Süd- und Südweſtdeutſchland, mag darauf der König von Hannover oder auch der Kaiſer von Oeſtreich abgebildet ſein.

Das Herzogthum Naſſau, zur Zeit ſeiner Conſtituirung von nicht mehr als etwa 350.000 Einwohnern bewohnt, hatte ſeine eigene Münzſtätte und ſeine eigene Münzdirection; die Prägung beſchränkte ſich hauptſächlich auf die ſ. g. Kronenthaler, auf Zwanziger oder Eindrittelguldenſtücke des 20-Guldenfußes und auf Scheidemünze. Es galt rechtlich und dem Namen nach der ſüddeutſche ſ. g. 24-Guldenfuß, der aber in Wirklichkeit ſchon der 24½-Guldenfuß geworden war. Die erwähnten Zwanziger, im Lande Sechsbätzner oder Kopfſtücke genannt, galten 24 Kreuzer.

Mit einer Miniſterialverordnung vom 29. Juli 1818 eröffnete die naſſauiſche Regierung den Kampf gegen den fremden Eindringling. In der Verordnung aber lag ſchon ein Bekenntniß der ſchlimmen Poſition, in welche die Münzherrlichkeit gerathen: ſie motivirte ihr Erſcheinen mit dem „immer häufigeren Vorkommen“ des preußiſchen Geldes, das nach „Bericht der Münzdirection“ im Verhältniß zum Conventionsgeld (24-Guldenfuß) nur einen innern Gehalt von fl. 1. 42 kr. pr. Thaler habe. Es wird darum verordnet, daß der preußiſche Thaler im Verkehr und bei öffentlichen Kaſſen nur anzunehmen ſei zu fl. 1. 42 Kr., der Drittelthaler zu 34 Kreuzer u. ſ. w. Dem Verkehr ließ ſich nun ſo etwas nicht gebieten, weil er ſeine Geſetze von einer höheren Macht empfängt als der Regierung eines Staates von etwa 350.000 Menſchen; aber auch die öffentlichen Kaſſen ſcheinen nicht unempfindlich geweſen zu ſein gegen die zwingenden Umſtände. Thatſache iſt es, daß auch ſie das preußiſche Geld zu einem höheren Courſe annahmen, als es das Geſetz wollte und ſie entſchuldigten ſich damit, daß dies zur Erleichterung der Abgabenpflichtigen geſchehe. In Wahrheit mochten wohl kaum ſo humane Rückſichten obgewaltet haben, ſondern die Ueberzeugung, daß

Digitized by Google

dieſes ſo verſchrieene Geld gut und überall zu dem Cours anzubringen ſei, den es im Verkehr ſich errungen hatte.

Wenn man allerdings grobe Silbermünzen im 24-Guldenfuß ausmünzte und den Gulden in 60 Kreuzer theilte, ſo hatte der naſſauiſche Münzmeiſter darin Recht, daß dann der Thaler des 14-Thalerfußes nur 102 und ein Bruchtheil Kreuzer werth ſei; aber alle ſüddeutſchen Münzen waren bereits geringhaltiger geworden, ſo daß die geſetzliche Einführung des 24½-Guldenfußes im Jahre 1836 nur die Sanction des beſtehenden Zuſtandes war.

Demgemäß hatte der Thaler im ganzen Herzogthum den Courswerth von fl. 1. 45 kr. und da, wo auch die Unterabtheilungen des Thalers ⅓, ⅙ und 1/12 courſirten, galt der Thaler gar meiſtens 108 Kreuzer, weil auf dieſe Weiſe auch die gebräuchlichen Unterabtheilungen deſſelben ſich in Kreuzern ohne Brüche ausdrücken ließen. Bei der ausſchließlichen Circulation dieſes Geldes in einem beſtimmten Bezirk war dieſe beſondere Valvation ohne Nachtheile. Dieſe traten nur da ein, wo zweierlei Geld im Verkehr ſich traf, alſo auf den Grenzen der einzelnen Gebiete.

Nicht ein Jahr war verfloſſen nach dem erſten Edict gegen den eroberungsluſtigen Thaler, da mußte die naſſauiſche Regierung ſchon am 12. Juni 1819 den Vollzug der Verordnung, daß der preußiſche Thaler nur 102 Kreuzer werth ſein ſolle, während ihn alle naſſauiſchen Unterthanen je nachdem auf 105 oder 108 ſchätzten, auf das ſtrengſte einſchärfen.

Daß auch dieſe Verſchärfung vergeblich war, ließ ſich leicht einſehen, und da alle öffentlichen Kaſſen nicht blos einzunehmen hatten, ſondern auch ausgeben mußten, ein jeder aber, der dort Geld zu empfangen hatte, den blanken Thaler gern zu 105 Kreuzer annahm, ſo war es unthunlich, die Kaſſenführer abzuhalten, ſoweit ihre Einnahme nicht grade in eine Hauptkaſſe abgeliefert werden mußte, das allgemein gangbare Zahlungsmittel zurückzuweiſen. Die Habgier hat aber oft dem armen Manne gegenüber verſucht, ihm unter Hinweiſung auf das Geſetz ſeinen Steuerthaler zu 102 abzunehmen, um ihn demnächſt zu 105 auszugeben und aus der kleinſtaatlichen Münzpolitik einen Nutzen von 3% zu ziehen.

Die Geſetzgebung ruhte im Gefühl ihrer Ohnmacht oder in dem Bewußtſein, daß ſie ihre Schuldigkeit gethan, volle ſieben Jahre, aber die Verhandlungen der naſſauiſchen Landſtände, der Herrenbank und der Landesdeputirten ſind voll der Beſchwerden über dieſe Münzverwirrung und die dadurch ermöglichte Ausbeutung der Armuth der Steuerzahler und der aus öffentlichen Kaſſen bezahlten Angeſtellten, Arbeiter und Lieferanten.

Die Verordnung vom Jahre 1818 trug die Rubrik den „Cours des königlich preußiſchen Geldes in dem Herzogthum Naſſau betreffend", ſie wendet ſich nicht blos an Rechner und Verwalter öffentlicher Kaſſen, ſie bringt „gegen-

Digitized by Google

wärtige Verfügung zur Darnachachtung und Bemessung der mit der Polizeiaufsicht beauftragten Behörden" zur öffentlichen Kenntniß, sie ist ein Polizeigesetz, das das Annehmen und Ausgeben des Thalers zu einem anderen Cours verbietet.

So weit ist man in der Folge nicht mehr gegangen; man ließ davon ab, dem Publikum befehlen zu wollen, wie es sein Geld schätzen solle, man erließ nur noch Verfügungen an die öffentlichen Kassen und deren Rechner.

Eine Ministerialverordnung vom 15. April 1826 hebt an: „(den Cours des königlich preußischen Geldes in den öffentlichen Kassen des Herzogthums betreffend).

Seine herzogliche Durchlaucht haben auf die Anträge der Stände des Herzogthums gnädigst zu genehmigen und zu beschließen geruht, daß die königlich preußischen Thalerstücke und zwar der ganze Thaler zu fl. 1. 44 kr., der $^1/_2$ u. s. w. bis auf weitere Verfügung in allen öffentlichen Kassen des Herzogthums angenommen und ausgegeben werden, geringere Geldsorten (als $^1/_4$) aber ganz hiervon ausgeschlossen bleiben sollen."

Damit hatte man einen großen Theil des Kampfgebietes geräumt, den Einfluß auf den Privatverkehr durch Valvation der Geldstücke aufgegeben; man hatte den in der Verordnung vom 29. Juli 1818 angezogenen Bericht der Münzdirection, wonach der preußische Thaler nur einen innern Werth von fl. 1. 42 kr. habe, Lügen gestraft und bekannt, entweder daß er mehr werth sei, oder daß die Landesmünze schlechter geworden, oder beides zugleich.

Der Kampf des Thalers gegen die Landeswährung dauert denn auch ruhig fort, der Thaler rollt durch die Hände der fleißigen Bauern, die ihr Getreide und ihr Schlachtvieh nach Preußen absetzen und der Bergarbeiter, welche die Erze des reichen Landes zur Verhüttung auf niederrheinischen Werken fördern. Aller Welt ist der Thaler eine genehme Münze, aber die öffentlichen Kassen sollen ihn nicht nehmen zu seinem Werth und belästigen dadurch die Steuerzahlenden.

In einem großen Theile des Herzogthums war der Thaler die Hauptmünze geworden, er wurde dort zu 108 Kreuzer gerechnet, und man gab deshalb auf das effective Guldengeld ein Agio von $1^1/_2$ bis 2 Kreuzer.

Das ungehinderte Vordringen, die allgemeine Geltung des Thalers wurde wiederum officiellerweise zugestanden und anerkannt in einer Verordnung vom 2. November 1832:

„Seine herzogliche Durchlaucht haben zu beschließen geruht, daß der Courswerth der königlich preußischen Thalerstücke bei den öffentlichen Kassen von 1 fl. 44 kr. auf 1 fl. 45 kr. gesetzt werde" u. s. w.

Es wurde also verfügt, daß der Thaler an öffentlichen Kassen gelten solle, was er werth war und daß dieses Zugeständniß nur ein erzwungenes war, geht

Digitized by Google

aus dem Zusatz hervor, wonach preußische Kassenscheine auszuschließen seien. Von einem ehrlichen Bestreben, die Verkehrsbeziehungen zu dem Nachbarlande zu regeln und zu heben, war nicht die Rede und doch wäre es schon zu der Zeit gerathen gewesen, dem in materieller Entwicklung mächtig voranschreitenden Staate auch in der Handels- und Verkehrspolitik die Führerschaft zuzugestehen.

Wir kommen in die Zeit des Kampfes gegen die Gründung des Zollvereins, eine Zeit des Kampfes zwischen dem dynastischen Interesse und der materiellen Wohlfahrt des Volkes. Es war dem Herzogthum Nassau vorbehalten, bis zuletzt den Eintritt in dies erste rein deutsche Bündniß zu verschieben, ihm war es vorbehalten, im Widerspruch mit der ganzen Bevölkerung sein eigenes Grenzzollsystem aufrecht zu erhalten und das Land auf das äußerste zu schädigen, um der Unterordnung unter ein wirthschaftliches Ganze zu entgehen, dessen Führerschaft, freilich eingeschränkt durch das liberum veto jedes Einzelnen, Preußen zufiel. Dieselbe nassauische Regierung hat sich nicht gescheut, als schon die meisten süddeutschen Staaten dem Zollverein beigetreten waren, am 19. September 1833 einen Handelsvertrag mit Frankreich abzuschließen, der es ihm unmöglich machen, d. h. einen Vorwand dafür abgeben sollte, dem Zollvereine nicht beizutreten. Die Geschichte dieses wunderbaren Vertrags und seiner Aufhebung ist des Lesens werth, eine Staats- und Cabinetsgeschichte aus einem Kleinstaate, voller Unverstand und zugleich voll humoristischer Züge. Sie findet sich im vierten Jahrgang der Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte, herausgegeben von Julius Faucher und Otto Michaelis, Band 3, S. 50 u. ff. unter der Aufschrift: „Nassau mit Frankreich wider Preußen" von Dr. C. Braun.

Am 10. December 1835 kam der Anschluß an den Zollverein endlich zu Stande und es enthielt der am 1. März 1836 publicirte Vertrag in Art. 11 eine Bestimmung über die Annahme der Münzen aller contrahirenden Staaten an allen Hebestellen des Zollvereins nach einer zu vereinbarenden Valvationstabelle. Diese Tabelle wurde dann unter dem 23. April 1836 verkündigt, sie setzt das Verhältniß der Thaler zu den Gulden fest = 4 : 7.

In weiterer Folge des Zollvereinsvertrags und seines Artikels 11 entstand die Münzconvention vom 25. August 1837 zwischen den süddeutschen Staaten, basirt auf den 14½-Guldenfuß, der factisch schon fast überall eingeführt war. Man wollte auf solche Weise die Verständigung mit den norddeutschen Staaten des 14-Thalerfußes anbahnen. Dem Herzogthume Nassau und seiner Regierung hätte es damals wohl angestanden, die Frage in Berathung zu ziehen, ob nicht der Uebergang zur Thalerwährung nützlicher sei, da die Hälfte des Landes, der ganze Theil nördlich der Lahn, fast nur preußisches Geld circuliren ließ, die groben Silbermünzen dieser Währung sich aber überall eingebürgert hatten. Man blieb aber bei dem Gulden.

Digitized by Google

Am 30. Juli 1838 kam die sogenannte dresdner Münzconvention zum Abschluß, wonach sämmtliche Zollvereinsstaaten als Grundlage ihrer Ausmünzungen die bereits anerkannte kölnische Mark = 233,... Gramme annahmen und daraus, je nachdem, im Vierzehnthaler- oder im Vierundzwanzigundeinhalbguldenfuß auszuprägen versprachen. Nassau nahm den Guldenfuß an. Der Thaler jedoch behauptete wiederum seine Superiorität über den Gulden und die gemeinsam dem erwähnten Abkommen gemäß zu prägende Vereinsmünze läßt dies auch officiell anerkennen.

Die Vereinsmünze, der Doppelthaler, läßt die Einheit des einfachen Stückes nur doppelt erscheinen, giebt aber keine Vervielfältigung des ganzen Gulden, sondern daneben noch einen Bruch. Aus diesem arithmetischen Verhältniß ergiebt sich schon, daß der Thaler als Münzeinheit große Ansprüche machte und daß ihm niemand dieselben bestritt.

Die Staaten des Guldenfußes schlossen zwar bald darauf, im Jahre 1845 eine weitere Convention, wie es hieß „zur weiteren Ausbildung und Vervollständigung des süddeutschen Münzweiens", aber sie konnten sich damit nicht isoliren und das Bedürfniß einer Münzeinigung ließ sich nicht durch Compromisse befriedigen, wie sie der dresdner Vertrag bietet. Man hat sich bald wiederum zu einer Aenderung verstehen müssen, man wird auch weiter auf diesem Gebiete reformiren müssen und der ganze Vorgang erinnert an den thierfreundlichen Hundebesitzer, der seinem treuen Hündchen zur Verschönerung die Ohren stutzen lassen wollte. Um seinem Thiere nicht zu wehe zu thun, ließ er ihm die Ohren nach und nach beschneiden.

Aus der langen Zollvereinskrisis der Jahre 1852 und 1853, während welcher Nassau sich wieder heftig gegen dieses preußische Institut sträubte, um endlich hoffnungslos seinen Beitritt zu vollziehen, ging der Handels- und Zollvertrag zwischen dem Zollverein und Oestreich hervor, der dann auch in seinem Art. 19 eine allgemeine Münzconvention in Aussicht stellte. Mit ihrer Ausführung schließt die Geschichte der deutschen Münzverhältnisse vorläufig.

Die allgemeine Münzconvention kam unter dem 24. Januar 1857 zu Stande und führte für Nord- und Süddeutschland wie für Oestreich das gleiche Münzgewicht ein, das Zollpfund = 500 Grammen, und verpflichtet daraus zu prägen, die Länder des Vierzehnthalerfußes dreißig Thaler, die Länder des süddeutschen Guldenfußes zweiundfunfzig und einen halben Gulden und Oestreich, wo bis dahin noch der Zwanzigguldenfuß gegolten, fünfundvierzig Gulden. Ganz genau stimmte die Einheit des Dreißigthalerfußes nicht mehr mit der Einheit des Vierzehnthalerfußes und ebensowenig der neue Gulden mit dem alten. Der alte Thaler war einige Hunderttheile eines Grammes schwerer an Silber als der neue und ein gleiches Verhältniß fand mit dem süddeutschen Gulden statt, aber der neue östreichische Gulden war etwa 5% leichter als der frühere.

Digitized by Google

In Oeſtreich war alſo eine förmliche Münzveränderung nothwendig und ſie ging dort vor ſich unter gleichzeitiger Annahme des Decimalſyſtems bei den Theilungen der Münzeinheit. Ohne große Umwälzung iſt ſie vollendet und wir glauben, daß es damals ebenſo leicht geweſen wäre, zur vollſtändigen Münzeinheit zu gelangen wie zu dem Verhältniß 4 : 6 : 7 = Thaler, öſtreich. Gulden, ſüddeutſcher Gulden. Wiederum aber erſcheint der Thaler, die Münze des verkehrsreichſten deutſchen Landes, als die, nach welcher ſich die anderen richten. Die Aenderung der öſtreichiſchen Münze geſchah in der Richtung, ſich dieſer Einheit möglichſt anzuſchließen und hat dies insbeſondere durch die Eintheilung des Guldens in 100 Neukreuzer nahezu erreicht. Der Silbergroſchen iſt gleich 5 Neukreuzer.

Allerdings beſteht dieſes Verhältniß nicht, ſo lange Oeſtreichs Münze nur aus Papier beſteht und alle Münzverträge nur auf dem Papier ſtehen. Weitaus die wichtigſte Beſtimmung dieſes ſogenannten wiener Münzvertrags iſt für unſere Betrachtung die Uebereinkunft, daß der Thaler des Dreißigthalerfußes als Vereinsmünze von allen contrahirenden Münzherrſchaften in gleichem Schrot und Korn und nach gleichem körperlichen Maße ſolle ausgeprägt werden. Der Thaler hat ſo ſeinen Eroberungszug gehalten und iſt ſiegreich immer weiter vorgedrungen. Was konnte es dagegen nützen, daß im folgenden Jahre unter dem 7. Auguſt 1858 auch wieder über die Münzverhältniſſe des ſüddeutſchen Münzvereins pactirt wurde; der Thaler, der preußiſche Thaler hatte ſeinen Einzug in die Münzſtätten aller deutſchen Fürſten gehalten. Nicht Naſſau allein hat dieſes Schickſal erfahren, aber hier konnten wir die Fortſchritte der fremden Währung, die Macht des Verkehrs, die Ohnmacht, wie nicht minder den Unverſtand des kleinſtaatlichen Gouvernements in Sachen der wirthſchaftlichen Bewegung beſonders eingehend conſtatiren und Schritt für Schritt die Niederlagen verfolgen, die ſich die Regierung in dieſem donquixotiſchen Kampfe zuzog.

Der Vereinsthaler des wiener Münzvertrags hat dieſen Namen nicht behalten, er heißt überall im Guldenlande noch heute der „preußiſche Thaler"; und dahin iſt es gekommen, daß dieſelbe Regierung, die im Jahre 1818 im Gefühle der eigenen Souveränität und eiferſüchtig auf das Hoheitsrecht der Münze dem preußiſchen Thaler den Krieg bis aufs Meſſer erklärt hatte, infolge des Vertrags von 1857, alſo nach etwa vierzig Jahren ſelbſt ſolche „preußiſche Thaler" ſchlagen mußte. Ein ſouveräner Herzog von Naſſau ſetzte ſein Bildniß auf den Avers eines „preußiſchen Thalers".

Wie viel Jahre müßten vergehen und wie lange müßte das Leben eines Volkes dauern, wenn es ſich auf dieſe Weiſe alle Wohlthaten des ſtaatlichen Lebens lothweiſe erkaufen wollte? —

Wiesbaden, 8. Juni 1867.

Digitized by Google

Der deutsche Buchhandel der letzten Monate.

Der Sommer ist für den Buchhändler die stillste Zeit des Jahres. Dann sind die anstrengenden Geschäfte der Messe, der dieser vorangehenden und nachfolgenden Wochen erledigt und die regere Thätigkeit des Herbstes zeigt sich erst in kleinen Anfängen. Wer kaufte auch jetzt viel Bücher? Zumal, wenn nach trüben Wochen helle Tage kommen und man des Sommers froh werden kann ohne allzugroße Sorgen um das Vaterland.

So hat der Sortimenter der Städte, die außerhalb des Weltverkehrs liegen, manche müßige Stunde und nur der mag sich freuen, der an Badeorten wohnt oder auf Punkten, denen der Geschäfts- oder Vergnügungsreisende mehr als zu anderen Zeiten des Jahres zustrebt. Sein Bücherlager wird dann nicht selten ein Mittelpunkt internationalen geistigen Verkehrs, freilich meist eines solchen, der nicht allzusehr in die Tiefe geht. Hier kauft man die unentbehrlichen rothen Führer in verschiedenen Sprachen, Reisekarten, Bücher mit schillernder Schale und langweiligem Kern, „Müller und Schultze", die Unermüdlichen, die überall dabei sein müssen und deren Witz flach ist wie ein abgeriebener Kupferdreier.

Auch unser Bericht hat diesmal unter dem Einflusse des Sommers zu leiden. Denn Weniges nur versendet jetzt der Verleger; hat er nicht Zeitbrochüren, die wirken müssen, rasch ehe der Geist noch verduftet, oder Werke von dauerndem Werthe, so wartet er mit der Versendung bis zum Herbste, wo mit den länger werdenden Abenden auch die Leselust wieder erwacht und man bei des Lichts geselliger Flamme mustert, was der Sortimenter zur Durchsicht ins Haus gesandt hat.

Um wie immer mit den beweglichsten der buchhändlerischen Erzeugnisse, den Zeitbrochüren zu beginnen, so war ihrem Wachsthum der Sommer nicht sonderlich günstig. Bei Sturm und Unwetter gedeihen sie am besten, die Ruhe und Apathie, welche den Ereignissen des vorigen Sommers und des Frühjahrs folgten, ist ihnen minder förderlich. So mögen nur kurz folgende Brochüren genannt sein: „Der erste Berliner Reichstag. Ein Bericht an seine Wähler" von R. Wagner, „Was soll aus Gotha werden? Auch ein Beitrag zur Beleuchtung kleinstaatlicher Verhältnisse", „Was bedeutet das deutsche Heimathwesen?" von Ph. von Flottwell, „Der Krieg und die Entwaffnung" von A. Ruge, „Die Verfassung des norddeutschen Bundes und die süddeutsche, insbesondere die württembergische Freiheit" von R. Römer, „Jena und Waterloo. Eine Vergleichung der norddeutschen und französischen Streitkräfte mit Berück-

Digitized by Google

sichtigung der strategischen Lage" von W. von Trützschler, „Das europäische Gleichgewicht durch den Prager Frieden vom 23. August 1866" von G. Thaulow, und „Ein Soldat Oestreichs an Oestreichs Heer und Volk", letzteres Schriftchen mehr als Curiosum. Der anonyme Verfasser, ein östreichischer Oberstlieutenant, der zum mindesten seine Feder mit Energie handhabt, kommt, nachdem er die Großstaaten der Reihe nach gemustert, die Hohenzollern „ein Fürstengeschlecht, den ersten Abfall wie einen Fluch mit sich schleppend", Bismarck einen Mann genannt, „der mit eiserner Stirne die Lüge handhabt und mit frevelhafter Hand Bruderblut vergießt", zu dem Ergebniß, daß trotz alledem A. E. I. O. U.*) noch in der alten Weise zu commentiren sei. Denn: „Es ist die große, wahrhaft und einzig civilisatorische, diesem Staatskörper innewohnende Idee, es ist der gleichsam in der Natur Oestreichs liegende Gegensatz zu den modernen politischen Theorien und Gestaltungen, zu der herrschenden revolutionären und antichristlichen Staatsidee, was uns als eine providencielle Fügung erscheint."

Auch über die Zeitgeschichte können wir rasch hinweggehen. Außer A. Hornsteins Buch „Der schleswig-holsteinische Krieg 1864, seine Ursachen und Folgen", beschäftigen sich die wenigen übrigen Schriften lediglich mit dem Sommer 1866 und einzelnen Episoden aus dessen Ereignissen. So: „Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland" von E. Knorr, welches Werk in 4 Lieferungen fertig werden soll, „Kriegstagebuch des 2. westfälischen Infanterieregiments Nr. 15 aus dem Feldzug der Mainarmee 1866" von Krieg und „Geschichte der preußischen Invasion in Zittau und der südlichen Oberlausitz" von C. A. Tobias. Auch mag hier ein durch den Krieg hervorgerufenes Schriftchen eine Stelle finden, das von Aerzten des achten Bundescorps herausgegeben ward: „Erfahrungen aus dem Kriege von 1866 über die Organisation der freiwilligen Hilfsthätigkeit und die Genfer Uebereinkunft".

Reichere Früchte hat das Gebiet der Geschichte getragen. Ein neuer Band von Peters „Geschichte Roms" ist der Geschichte der Kaiser aus dem julisch-claudischen Hause gewidmet. Von Sugenheims „Geschichte des deutschen Volkes" ist der dritte Band erschienen, der vom großen Zwischenreich bis zum Tode Herzog Karls des Kühnen von Burgund reicht, und von Heppe liegt vor „Geschichte der evangelischen Kirche von Cleve-Mark und Provinz Westfalen" als erster Band von dessen „Zur Geschichte der evangelischen Kirche Rheinlands und Westfalens". Wenden wir uns zur neuesten Zeit, so bieten uns E. Ruth ein stattliches Werk in zwei Bänden „Geschichte von Italien von 1815 bis 1850" und Droysen die erste Abtheilung des vierten Theiles seiner „Geschichte der preußischen Politik", der Friedrich den Ersten von Preußen behan-

*) Austria erit in orbe ultima.

Digitized by Google

delt. Auch mag eine Brochüre hier genannt sein, die den Historiker des Welfenhauses, Onno Klopp zum Verfasser hat und die Schlußabhandlung von dessen vor einigen Wochen in zweiter Auflage erschienenem Buche „Der König Friedrich der Zweite von Preußen und dessen Politik" bildet. Die Brochüre heißt „Die preußische Politik des Fridericianismus nach Friedrich dem Zweiten" und legt des Verfassers bekannte Ansichten aufs neue dar. In der Einleitung heißt es: „Es gab ein völkerrechtlich geeinigtes Deutschland, so lange noch der Bund bestand. Der Bund entsprach nicht den berechtigten Wünschen nach einer engeren Einigung, zumal da der Staat der Hohenzollern jedem Wunsche dieser Art hindernd in den Weg trat, aber er umfaßte das Ganze und schützte die einzelnen Glieder. Dies Deutschland ist nicht mehr. Der Name ist giltig nur noch in demselben Sinne wie derjenige Polens. Wie einst vom Staate der Hohenzollern der Gedanke der Theilung von Polen ausging und nur durch seine Mithilfe ausführbar war, so hat derselbe Staat der Hohenzollern auch Deutschland zerschlagen und zerstückelt." Und dann gegen den Schluß: „So hat er seinen Antheil an Polen borussificirt in Sprache, in Verwaltung, in allem, was ihm erreichbar war. Wir sagen nicht: germanisirt. Denn wir müssen immer aufs neue hervorheben, daß der wahrhaft deutsche Geist, der Geist der Gerechtigkeit gegen alle, der Geist der Föderation der deutschen Stämme unter einander, der Geist der Defensive nach außen, in schneidendem Widerspruch steht mit dem Fridericianismus." Doch genug, wenden wir uns zu dem Buche eines Franzosen, den die Parteileidenschaft nicht zu absurden Aussprüchen vermochte: zu dem Oberstlieutenant Charras und seinem interessanten Buche „Geschichte des Krieges von 1813 in Deutschland", von dem jetzt eine gut ausgestattete Uebersetzung vorliegt. Ein glühender Patriot und ein Feind des napoleonischen Despotismus schrieb Charras an diesem Buche in der Verbannung, ohne es vollenden zu können. Er starb und hinterließ außer seiner „histoire de la campagne de 1815" nur dieses Fragment, welches die Periode von den letzten Tagen des Rückzugs aus Rußland bis zum Vorabend der lützener Schlacht behandelt. Doppelt interessant ist das Buch, weil es das erste aus französischer Feder geflossene ist, das jenen für den französischen Nationalstolz so empfindlichen Zeitraum unserer Geschichte umfassend und wahrheitsgetreu erzählt.

Auch der Monographien und Biographien sind mehre zu nennen. Zunächst erwähnen wir ein kleines Schriftchen von A. Pavinski „Zur Entstehungsgeschichte des Consulats in den Communen Nord- und Mittelitaliens. 11.—12. Jahrhundert." Eine Brochüre von F. Maaßen behandelt nach einem Manuscripte der Stadtbibliothek von Albi „Zwei Synoden unter König Childerich dem Zweiten", die für die Entwickelung des canonischen Rechtes von Wichtigkeit waren. Als Beitrag zur Cultur- und Schulgeschichte des Reformationszeitalters ist zu erwähnen: E. Jacobs „Geschichte der evangelischen Klosterschule zu Ilfen-

Digitized by Google

burg nebſt Mittheilungen über die Kloſterſchule zu Hirzenhain"; auch mögen kurz L. Glückſeligs meiſt aus Familienarchiven geſchöpfte „Denkwürdigkeiten des Hauſes Thun-Hohenſtein" erwähnt ſein. Weiter wenden wir uns zu Linſenmanns Schrift über den löwener Theologen Michael de Bay (ca. 1550—1580) „Michael Baius und die Grundlegung des Janſenismus" und zu Hallwichs kleiner Schrift, die den 1426 plötzlich auftauchenden Huſſitenführer „Jakaubek von Wřeſowitz", „den kleinen Jakob aus Mähren" beſpricht. K. Haſelbach ſchrieb nach bisher unbenutzten Quellen „Der niederöſtreichiſche Bauernkrieg am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts"; ferner erſchien anonym „Die vorgebliche Tochter der Kaiſerin Eliſabeth Petrowna. Nach den Acten des kaiſerlich ruſſiſchen Reichsarchivs". Ein umfangreiches Werk des Grafen Uetterodt dagegen behandelt, auf Grund von Originalactenſtücken und neuaufgefundenen tillyſchen Briefen, „Erneſt Grafen von Mansfeld (1580—1626)", der in den politiſchen und religiöſen Streitigkeiten jener Zeit eine weſentliche Rolle ſpielte. Zwei hamburger Theologen behandelt eine Schrift von C. Mönckeberg: Hermann Samuel Reimarus, den Verfaſſer der wolfenbüttler Fragmente und als Gegenſtück, zu jenes Mannes Beurtheilung und Verſtändniß, den bekannten Johann Chriſtian Edelmann; auch mag hier Langenbergs Buch über den geachteten Pädagogen J. F. Wilberg genannt ſein. F. C. Weidmann beſchrieb das Leben und Wirken des Grafen Moriz von Dietrichſtein, des letzten ſeines Geſchlechts, nach deſſen hinterlaſſenen Papieren und H. Riegel gab Asmus Carſtens von deſſen Freunde Fernow verfaßte Biographie aufs neue heraus. Die Ausgabe enthält außer dem fernowſchen Text, der Riegel zu Ergänzungen, Berichtigungen, Erläuterungen und einer Schlußbetrachtung Veranlaſſung gab, ein vom Herausgeber entworfenes Bild Fernows, des Biographen, und eine Ueberſicht von Carſtens Werken.

Gleich hieran mag ſich der von A. Wolf herausgegebene Briefwechſel zwiſchen Leopold dem Zweiten und ſeiner Schweſter Marie Chriſtine, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachſen und Generalſtatthalters in Belgien, die Jahre 1781 bis 1792 umfaſſend, reihen. Auch hier zeigt es ſich, mit welcher Gewiſſenloſigkeit Feuillet de Conches zu Werke ging, als er in ſeinem Werke: „Louis XVI., Marie Antoinette et Madame Elisabeth" 24 Briefe Leopolds an ſeine Schweſter abdrucken ließ und ſich dabei die willkürlichſten Aenderungen erlaubte.

Wir kommen zur Literatur- und Kunſtgeſchichte. Zunächſt mag hier ein mehr internationales Werk, das „Jahrbuch der deutſchen Dantegeſellſchaft" genannt ſein, deſſen erſter ſtattlicher Band vorliegt. Daran reihe ſich, als hierher gehörig, eine neue Ueberſetzung der Göttlichen Komödie von A. Dörr. Wenden wir uns nach England, ſo iſt für Shakeſpeareſammler B. Tſchiſchwitz' Schrift „Shakeſpeares Hamlet in ſeinem Verhältniß zur Geſammtbildung, namentlich

gitized by Google

zur Theologie und Philoſophie der Eliſabethzeit" zu nennen. Des bonner Welcker „Kleine Schriften" haben ſich um einen fünften Theil vermehrt, welcher der griechiſchen Mythologie, Kunſt- und Literaturgeſchichte gewidmet iſt, ebenſo wie ein neuer Band von J. L. Kleins „Geſchichte des Dramas", eine Fortſetzung der „Geſchichte des italieniſchen Dramas" enthaltend, vorliegt. Von C. F. Riecke iſt ein Schriftchen zu nennen, „Ueber den Urſprung der Sprachen, Sagen und Mythen", das wohl gleichen Widerſpruch erfahren wird wie frühere Arbeiten deſſelben Verfaſſers.

Auf dem Gebiete der Kunſtgeſchichte iſt außer den Brochüren von J. Sighart „Leonardi da Vinci und ſein letztes Abendmahl", „Allerlei aus dem Kunſtgebiete" von A. Reichensperger und Führichs zweitem Heft „Von der Kunſt", als hervorragende Erſcheinung nur Anton Springers vortreffliches Buch „Bilder aus der neueren Kunſtgeſchichte" zu nennen. Bis auf drei Aufſätze, die früher ſchon im Druck erſchienen, jedoch auch weſentliche Verbeſſerungen erfuhren, ſind die vorliegenden Eſſays, die man mit großem Genuſſe leſen wird, aus Vorleſungen entſprungen, ſpäter jedoch durch weitere Ergänzungen und Umarbeitungen zu dem geworden, was ſie jetzt ſind. Schließlich mag noch, als zu beiden Abtheilungen gehörig, L. Pietſch „Aus Welt und Kunſt" (2 Bände), literariſche und Kunſtſtudien, ſowie Reiſeerinnerungen enthaltend, genannt ſein.

Den Uebergang zur Culturgeſchichte und Völkerkunde bildet W. Lübkes im Auftrage des württembergiſchen Cultusminiſteriums erſtatteter „Bericht über die künſtleriſche Abtheilung der allgemeinen Ausſtellung zu Paris". Daran reihen wir des tüchtigen Feuilletoniſten A. Ebeling Buch „Die Wunder der Pariſer Weltausſtellung 1867", hübſche Aufſätze, die man mit Vergnügen leſen wird. Bei dieſer Gelegenheit wird am beſten das neueſte Werk deſſelben Verfaſſers erwähnt: „Vermiſchte Schriften", deren erſter vorliegender Band Blicke auf die religiöſen, politiſchen wie literariſchen Bewegungen Frankreichs wirft. Während der zweite Band Novellen und Reiſen enthalten ſoll, wird ſich der dritte Band ſeinem Inhalt nach an den erſten anſchließen. An dieſer Stelle werden auch paſſend E. Pilgers „Transatlantiſche Studien" — Bilder aus dem Neuyorker Leben — genannt und reihen wir hieran J. Köhlers verdienſtvolles Werk „Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere alte Ueberlieferungen im Voigtlande", ein Beitrag zur Culturgeſchichte jenes Landſtriches. Endlich müſſen als hierher gehörig noch genannt werden „Land und Leute der Mitauſchen Oberhauptmannſchaft" von A. von Heyking, Secr. des kurländiſchen ſtatiſtiſchen Comités, G. Heſekiels „Land und Stadt im Volksmunde. Beinamen, Sprüche und Spruchverſe" und „Hausinſchriften aus dem Oſtkreiſe des Herzogthums Altenburg" von E. Löbe.

Es ſcheint paſſend, daß in der Hauptzeit des Reiſens und der Sommergenüſſe eine Reihe von Werken ausgegeben wurden, welche landſchaftlichen

Digitized by Google

Schilderungen und Reisen gewidmet sind. Und wie Sterne in seinem Yorick die Reisenden nach ihren Charaktereigenthümlichkeiten ordnet, so darf man wohl sagen, daß die zu Papier gebrachten Natureindrücke je nach dem Charakter der Schreibenden verschieden seien, wenn auch die sie umgebenden Decorationen dieselben sein sollten. Umgekehrt würde der Charakter der Schilderung ziemlich derselbe sein, wenn z. B. Müller von Königswinter, der sein Büchlein „Sommertage am Siebengebirge" gab, statt des Grafen Krockow von Wickerode „Reisen und Jagden in Nordostafrika" gemacht und nun zu schildern hätte. Jeder betrachtet mit andern Augen und die Brille, durch die er sieht, ist durch die Verschiedenheit der Neigungen, Kenntnisse und Lebenszwecke verschieden gefärbt und die Ziele, nach denen er steuert, sind ebenfalls häufig durch seinen Charakter gegeben. L. Passarge ist nach Norden gewandert und schildert „Schweden, Wisby und Kopenhagen" in einem hübschen, mit Bildern gezierten Buche, Franz Wallner dagegen zog von den heimischen Ufern der Spree hinab zum Tiber und weiter zum Vesuv und schilderte seine Reiseerinnerungen in einem Buch „Wenn Jemand eine Reise thut'. Zwischen diesen beiden Reisenden die Mitte halten L. Steub und H. Noë. Der erstere wandert in Tirol und ihm ist seine Reise hauptsächlich Mittel zum Zweck, ethnographische Beobachtungen anzustellen. Mit Vergnügen wird mancher Leser in den Aufsätzen alte Bekannte aus der Beilage der Augsburger Allg. Zeitung wiederfinden, die einer Zusammenstellung in einem Bande sehr werth waren. H. Noë wandert dagegen in seinem „Oesterreichischen Seebuch", das als gelungenes Seitenstück zu seinem „Baierischen Seebuch" betrachtet werden darf, an den Seeufern des Salzkammergutes. Er verbindet als glückliche Eigenschaften mannigfache Kenntnisse mit klarem Blicke und einem warmen Herzen für die Schönheit der Natur. Seine Schilderungen bewegen sich nicht in dem ausgetretenen Pfade gewöhnlicher Coloristen, sondern er weiß mit wenigen schlagenden Worten ein Bild hinzuwerfen, keck und wahr zugleich. So bietet sein Buch des Anregenden viel und wird sicher manch dankbaren Leser finden.

Auch ein gekröntes Haupt muß hier unter den Schriftstellern genannt werden, da die ersten von ihm erschienenen vier Bände Reiseskizzen enthalten. Es ist der Kaiser Max von Mexiko, dessen tragischer Ausgang zum Bekanntwerden des Werkes wesentlich beitrug. Lebte Kaiser Max noch im sichern Besitze seines Thrones, so würde sein „Aus meinem Leben" auf der Fluth anderer literarischer Erscheinungen in größerer Anzahl den Weg der „Krebse" gewandert sein. So aber ist das Werk — und man darf sagen mit Recht — vor diesem Schicksal bewahrt, und es erschien vor wenig Tagen bereits eine zweite Auflage der ersten vier Bände, Reiseskizzen aus Italien, Spanien, Griechenland und Nordafrika enthaltend, während drei weitere Bände mit Aphorismen und Gedichten binnen kurzem zur Ausgabe gelangen. Darf man auch wohl

annehmen, daß dem Manuſcript die nachbeſſernde Hand eines Freundes nicht gefehlt hat, ſo muß doch anerkannt werden, daß genug übrig bleibt, um auch von dieſer Seite der geiſtigen Bedeutung des Prinzen Anerkennung zu ſpenden. Die Preſſe hat das leſenswerthe Werk ſchon von den verſchiedenſten Seiten beleuchtet und ausgezogen und mit Recht beklagt, daß ſolch ein geiſtvoller und ritterlicher Fürſt auf dem Sandhaufen von Queretaro enden mußte. Dabei mag der Thatſache gedacht ſein, daß die Kataſtrophe in Mexiko eine beſondere Literatur hervorgerufen hat, die namentlich auf dem hierfür fruchtbaren Boden Oeſtreichs aufſchoß. Außer einigen Brochüren mit mehr oder minder kräftigen Titeln, wie z. B. „Maximilian, der letzte Ritter des 19. Jahrhunderts", ſind auch Romane auf die Welt gekommen, deren Wachsthum, da ſie in Lieferungen erſcheinen, ganz von der Liebenswürdigkeit des kaufenden Publikums abhängt. In der That iſt der romantiſche Anſtrich, den die verfehlte Expedition hat, ſtark genug, um für mindeſtens 20 Lieferungen einen Stoff zu liefern, der die Nerven gefühlvoller Nätherinnen und unternehmender Droſchkenkutſcher angenehm aufzuregen im Stande iſt.

Wir ſind bei der Belletriſtik angelangt und liegt uns eine größere Reihe von Romanen vor, als man glauben ſollte. Einige mögen genannt ſein: „Die Hochzeit von Magdeburg" von C. v. Bolanden, ein hiſtoriſcher Roman aus der Zeit Guſtav Adolfs mit katholiſcher Färbung, „Editha" von Kath. Dietz (2 Bände), „Erzählungen" von Melchior Meyr, „Die Idealiſten" von Louiſe Otto (4 Bände), „Steinnelken", Bilder aus Stadt- und Volksleben von Joſ. Rank, „Die Heimath", ein Schweizerroman von Temme, dem Criminalnoveliſten (3 Bände), „Novellen" von O. Girndt, „Der letzte König der Magyaren" von L. Sacher-Maſoch (3 Bände), „Eine deutſche Bürgerfamilie", nach einer Familienchronik von J. von Wickede, „Der zerriſſene Dreiklang" von M. Horn, dem Verfaſſer von „Die Pilgerfahrt der Roſe" (2 Bände), „Ein nordiſcher Richelieu" von H. Kleinſteuber. Auch B. Möllhauſen brachte wieder Erzählungen und Schilderungen aus dem weſtlichen Amerika unter dem Titel: „Nord und Süd" (2 Bände) und Ph. Galen gab „Das Irrlicht von Argentières" (3 Bände). Die „Schalkauer Geſchichten" von H. Otto (3 Bände) und das dünne Büchlein „Frauenbilder" von J. Georg mögen den Schluß der Reihe der hier aufgezählten Romane bilden.

Drama, Epik und Lyrik ſind auch heute die letzte Nummer des abzuſpielenden Programms. Wenden wir uns ſogleich zur Lyrik. Zunächſt mag Willatzens „Buch der Lieder" genannt ſein; der Titel zum mindeſten iſt ungeſchickt gewählt; doch enthält das Büchlein manches Hübſche. Ferner: „Gedichte" von Janke-Karola (2 Bände), „Liederſtrauß" von E. Demmer, „Aus dem Nachlaſſe des Generallieutenants Karl von Könneritz", außer Gedichten ein Luſtſpiel enthaltend, „Gedichte" von Marie Hagenburg-Hicke (1. Bändchen.)

Digitized by Google

und „Auf der Scholle", Elegien von St. Milow. Faſtenrath, der ſchon Mehres aus dem Spaniſchen überſetzte, bringt „Die Wunder Sevillas. Romanzen und Lieder", während Krone ein Heftchen plattdeutſcher Gedichte unterharziſchen Dialekts veröffentlicht. Auch ein zweiter Fürſt iſt noch zu nennen, der unter die Dichter ging: Karl der Funfzehnte, König von Schweden, deſſen Gedichte von Bömers überſetzt ſind.

Und zum Schluß folge uns der Leſer aus der neueſten Gegenwart in frühe Jahrhunderte, deren Dichtungen noch fortleben, wenn ihre Genoſſen des heutigen Berichtes ſchon lange vergeſſen ſind. Zunächſt ſei außer der von Schnorr reich illuſtrirten ſimrockſchen Ueberſetzung des Nibelungenlieds einer gleichen Arbeit gedacht, die aus der Feder Karl Bartſch, des Germaniſten, floß, der nach dem Vorbilde des Originals ſtets nur des männlichen Endreims ſich bediente. Hieran reiht ſich Heinrich von Melk, ein öſtreichiſcher Ritter und ſpäterer Kloſterbruder aus der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts, den R. Heinzel herausgab und commentirte und „Freidanks Beſcheidenheit. Ein Laienbrevier". Neudeutſch von Karl Simrock. Man wird dem Ueberſetzer Dank wiſſen für ſein Werk und er hat recht, wenn er dieſes beſcheiden nur als Brücke zum Original betrachtet. Er wirkt auf dieſe Weiſe mittelbar und unmittelbar zugleich und trägt bei zur Kenntniß jener Schätze mittelhochdeutſcher Dichtung, die noch lange nicht genug gekannt ſind.

Politiſche Rundſchau.

(Der Ausfall der Wahlen.)

✕ Leipzig, Mitte September.

Daß die Stärke der Parteien, welche auf dem erſten norddeutſchen Reichstage vertreten waren, in der Verſammlung, welche gegenwärtig in Berlin tagt, ziemlich unverändert dieſelbe geblieben, iſt eine Thatſache, welche von allen Seiten anerkannt wird. Die Verhältniſſe, welche der Sommer 1866 geſchaffen, ſind aber noch ſo neu, daß dieſes Reſultat den meiſten Leuten, mochten ſie innerhalb oder außerhalb der Parteien ſtehen, unerwartet, ja überraſchend gekommen iſt und doch ſtellt es der politiſchen Bildung unſerer Nation ein Zeugniß aus, wie es günſtiger kaum erwartet werden konnte. Nicht daß dieſe Verſammlung an und für ſich ein ideales deutſches Parlament, eine chambre

Digitized by Google

introuvable wäre, — daß sie wesentlich die frühere geblieben ist, daß der politische Verstand der Nation trotz all der Zumuthungen, welche ihm seit den letzten fünf Monaten gemacht worden, unbeirrt auf dem einmal beschrittenen Wege verharrt ist, — das wird und muß uns mit Zuversicht und Vertrauen für die Zukunft erfüllen. Jene große Masse der Wähler, welche auch dieses Mal die Entscheidung in die Hand der Mittelparteien legte, hat bewiesen, daß sie mündig und unabhängig zu werden beginnt, daß ihr Urtheil weder durch Mißgriffe der Regierung, noch durch Fehler der eigenen Parteiführer, noch durch die Hetzereien und Insinuationen der halben und ganzen Verräther oder durch die Declamationen unverbesserlicher Doctrinäre beirrt und bestochen werden kann. Ueberblicken wir die Spanne Zeit, welche zwischen dem Schluß des ersten und dem Zusammentritt des zweiten norddeutschen Reichstages liegt, so werden wir eingestehen müssen, daß es an Worten und Thaten, welche die öffentliche Meinung beirren konnten, nirgend — auch nicht im Schoß unserer Partei — gefehlt hat. Nüchternere, lauere und schwunglosere Honigmonate als die, welche dem Zustandekommen der norddeutschen Bundesverfassung folgten, hat ein neugeschaffener politischer Organismus selten erlebt. Wenn wir von jenem Bruchtheil der Conservativen und Gouvernementalen absehen, welcher das Fiasco der Radicalen wie einen Sieg der Kreuzzeitungspartei feierte, so waren unter den Schöpfern des neuen Staatsgebäudes nur wenige, welche sich ihres Werkes mit wirklicher Genugthuung und stolzem Vertrauen auf dessen Dauerbarkeit ühmten. Das Gefühl der Abhängigkeit „von den Geschöpfen, die sie machten" d. h. von den Drängern und Stürmern, welche sie in der Fortschrittspartei großgezogen, lastete auf zahlreichen der früher fortschrittlichen Nationalliberalen schwer genug, um diese nur leise auftreten und nicht ohne Reservationen und Clauseln von den Erfolgen ihrer Politik reden zu machen und manche der Rechenschaftsberichte, welche die Sieger ihren Mandanten abstatteten, waren von Entschuldigungen kaum zu unterscheiden. Die äußere Lage verstärkte das Gefühl des Unbehagens. Der Ausgang der luxemburger Angelegenheit lastete bleiern auf allen Gemüthern und wurde von denselben Particularisten und Radicalen, welche kurz zuvor über die kriegsgefährlichen Folgen „großpreußischer Eroberungssucht" Zeter geschrien, in schamlosester Weise ausgebeutet*) und zum Verrath an deutscher Ehre und Macht gestempelt. Dann folgten die lange Reihe preußisch-gouvermentaler Mißgriffe in Kurhessen und Nassau, die Verstimmungen über den Steuerzuwachs in den kleineren Bundesstaaten und in den annectirten

*) Wir können uns nicht versagen bei dieser Gelegenheit auf ein interessantes Zeugniß für die preußische Nachgiebigkeit in der luxemburger Frage hinzuweisen: in den münchner „Histor. polit. Blättern", die mit am lautesten auf diesen „Verrath" schalten, für den nicht einmal der Bundestag schlecht genug gewesen wäre, — trägt ein alter Soldat neuerdings Beweise dafür zusammen, daß die Festung Luxemburg nicht das Opfer eines Krieges werth gewesen wäre. (B. 60. Heft 5., S. 400 ff.)

Digitized by Google

Provinzen, die drohenden Gespenster neuer Tabaks- und Salzsteuern, die Befürchtungen vor einer französischen Einmischung in die nordschleswigsche Angelegenheit, endlich die peinlichen Eindrücke wegen der „salzburger Visite". Selbst der Ausgleich mit Ungarn die Königskrönung Franz Josefs in Ofen-Pesth und die liberalen Anläufe, welche Herr von Beust im wiener Reichstage nahm, wurden von den Gegnern als Erfolge der großdeutschen über die kleindeutsche Politik ausgegeben und die Mehrzahl der antinationalen Blätter sprach um jene Zeit mit zunehmender Keckheit von einem sichtlichen Niedergange der letzteren. Und was ist während derselben Zeit nicht alles im eigenen Hause, in den Hauptquartieren des preußischen Lagers gesündigt worden? Während die Zahl der Unzufriedenen in den neuen Provinzen beinahe geflissentlich vermehrt wurde, sorgte die Regierung in den alten Theilen der Monarchie durch den Obergschen Fall und durch die fortgesetzte Verfolgung Twestens und Laskers dafür, daß ihre eigenen Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Unverständiger und gewissenloser denn je declamirte während dessen die radicale Presse gegen alle die mühsamen Errungenschaften des vorigen Jahres und gegen diejenigen Liberalen, die sich aus der alten Sündfluth abstracter Principien und Phrasen auf den festen Boden der Wirklichkeit gerettet hatten: wollte man den sittlich entrüsteten Manifesten der „Zukunft" und der „Volkszeitung" Glauben schenken, so gab es in der alten Fortschrittspartei, wie weiland in Sodom, nicht zehn Gerechte mehr und selbst Männer wie Schulze-Delitzsch entgingen der Proscription durch die radicalen Triumvirn nur mit Mühe. Am schlimmsten war es, daß diese Rotomontaden, denen gelegentliche Liebeserklärungen an großdeutsche und particularistische „starke Charaktere" beigemischt waren, eine gewisse Pression auf die national-liberale Partei ausübten und die berliner Vertreter derselben zu Verständigungs- und Compromißversuchen veranlaßten, die wenig dazu angethan waren, den Einfluß, die Festigkeit und das Ansehen der einzigen liberalen Fraction zu kräftigen, die sich an der Begründung des neuen Staatsbaues einen Antheil gesichert hatte. Hohnlachend sahen Reactionäre und Preußenfeinde der Selbstvernichtung des preußischen Liberalismus zu und als die Nationalliberalen in der eilften Stunde noch einmal den Versuch machten, mit den fortschrittlichen Gegnern der Bundesverfassung bezüglich der Wahlen zusammenzugehen, schien die Auflösung dieser Partei unterschrieben.

Und das Volk, jene große Majorität der Wähler, welche sechsundneunzig Altliberale und Nationalliberale in das Parlament gewählt hat (und diese können in einer großen Anzahl von Fragen auf die Unterstützung von dreiundzwanzig Freiconservativen rechnen), — es hat sich weder durch die Mißgriffe der Regierung, noch durch das Geschrei der Radicalen — selbst nicht durch die Unsicherheit seiner Führer beirren lassen; die *eine* Thatsache der Zolleinigung mit dem Süden hat schwerer gewogen als alles, was gegen die Durchführbarkeit

der im Sommer 1866 begonnenen Arbeit angeführt wurde und der Radicalismus muß zähneknirschend eingestehen, daß die Münze, mit welcher er zu zahlen gewohnt war, noch für lange außer Cours gesetzt worden ist. Daß mindestens für die nächsten drei Jahre auf einen ungestörten Ausbau des deutschen Einigungswerks gerechnet werden kann, ist unter den obwaltenden Umständen von unermeßlichem Werth und wird der Sache der freiheitlichen Entwickelung, welche den Abschluß des äußeren Baus zu ihrer nothwendigen Vorbedingung hat, bessere Dienste leisten, als diejenigen glauben wollen, die die Grenzen Deutschlands mit Grundrechten und Verfassungsparagraphen schützen zu können meinen. Selbst an Anzeichen dafür, daß die äußeren Verhältnisse, deren Ungunst die ersten Wochen norddeutschen Bundeslebens trübte, sich zum Besseren wenden, fehlt es nicht mehr ganz und die Unabhängigkeit von diesen äußeren Verhältnissen muß mit jedem Tage, den wir weiter leben, zunehmen; das Vertrauen, welches das Volk den Mittelparteien durch die letzten Wahlen aufs neue bewiesen, muß das Selbstvertrauen und die Unabhängigkeit derselben kräftigen und die Krücken, auf welche man sich bisher stützen zu müssen glaubte, vollends entbehrlich machen. Mit dem Glauben an die Abhängigkeit der Mittelparteien von der Unterstützung der radicalen Demokratie hört das beste Theil des Einflusses dieser auf und unsere eigene Schuld wird es sein, wenn dieser Einfluß neu auflebt. Wir können nur wiederholen, was in diesen Blättern bereits beim Beginn der Wahlagitation gesagt wurde: Wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch auch die anderen Seelen!

Von den mancherlei unnatürlichen Alliancen und Compromissen, welche in Sachen der Wahlen geschlossen worden, ist — wie wir beiläufig bemerken müssen —, nächst dem Zusammengehen der Radicalen mit den Polen das anstößigste Factum jenes Abkommen gewesen, welches die preußischen Conservativen in mehren Wahlkreisen mit Socialisten aus der Schule Lassalles geschlossen haben und dem der Reichstag die Ehre verdankt, Herrn Dr. von Schweitzer, und zwei andern Socialisten zu seinen Gliedern zu zählen. Der Vorschub, den die Kreuzzeitungspartei in früheren Jahren dem Socialismus geleistet hat, zählt zu den schmuzigsten Reminiscenzen des preußischen Conservatismus und daß man sich auch heute nicht scheut, zu einem Auskunftsmittel zu greifen, das selbst in der Hitze des Conflicts von allen ernsteren Gliedern jener Partei verworfen wurde, — das ist eine Frivolität, für deren Verurtheilung kaum ein Ausdruck hart genug erscheint. Eine Regierungspartei sollte am wenigsten im Stande sein, ihren Parteifanatismus und ihren Haß gegen den directen Gegner bis zur Höhe des Verraths an den sittlichen Principien zu steigern, welche die Grundlage alles Staatslebens bilden, — ihr steht es am übelsten an, wenn sie ihre Bundesgenossen nimmt, wo sie sie findet, für sie kann es am verhängnißvollsten sein, wenn sie Verpflichtungen eingeht, von denen jeder Denkende weiß, daß sie niemals gehalten werden sollten und konnten!

Keine der Parteien, welche in dem gegenwärtig tagenden Parlament vertreten sind, zählt ein so bedeutendes außerpreußisches Contingent, wie die nationalliberale: während auf die sechsundzwanzig Fortschrittler nur sechs Nichtpreußen, auf die achtzig Conservativen (zu denen unbegreiflicherweise auch die sechs conservativen Particularisten Sachsens gezählt werden) einundsiebzig Preußen kommen, verhält die Zahl der außerpreußischen Nationalliberalen sich zu der der preußischen, wie 3:5. Uns scheint dieses Verhältniß kein ungünstiges zu sein: daß Mittelparteien in den Hauptstädten und was mit diesen zusammenhängt, keinen Boden haben, ist eine Erscheinung, die sich auf dem gesammten Continent wiederholt und nicht erst erklärt zu werden braucht — im vorliegenden Fall kann dieses Verhältniß von großem praktischen Nutzen sein.

Einmal ist die parlamentarische Decentralisation an und für sich ein Vorzug, der nach den in Frankreich gemachten Erfahrungen nicht hoch genug angeschlagen werden kann und zweitens ist es dem Süden gegenüber von großem Nutzen, wenn die Partei welche allein Aussicht und Beruf hat, jenseit des Main Boden zu gewinnen, kein specifisch berlinisches Gepräge trägt. Der Proceß der Assimilation des nichtpreußischen Deutschland in den von Preußen geleiteten Bund bedarf der Vermittelung durch Elemente, welche die Sprache, die in den Kleinstaaten geredet wird, verstehen und selbst sie zu reden wissen: Männer wie Braun, Miquel und Bennigsen, die das Elend der Kleinstaaterei bis auf die Hefe ausgekostet haben, wissen der Natur der Sache nach am besten, welche Argumente auf den süddeutschen Liberalismus am durchschlagendsten wirken und wie dieselben zu formuliren sind. Daß die nationale Gesinnung durchaus verträglich ist mit der Treue gegen provinzielle Eigenthümlichkeiten und Vorzüge, werden die Süddeutschen am besten durch das Beispiel derer, die bewiesen haben, daß sie Einheit und Einförmigkeit von einander zu scheiden wissen und durch den Umstand verstehen lernen, daß die Männer, welche an der Spitze der Einheitsparteien stehen, nicht specifische Preußen sind.

Daß auf Süddeutschland überhaupt direct gewirkt werden kann, daß jenseit des Main eine Krisis zum Besseren bevorsteht, die durch den Ausfall der Wahlen in Norddeutschland wesentlich gefördert werden kann, dafür sprechen neuerdings verschiedene und beachtenswerthe Anzeichen. Die Zahl der Möglichkeiten, welche für eine süddeutsche Existenz außerhalb des Bundes mit dem Norden da zu sein schienen, hat sich durch das glänzende Fiasko des fröbelschen Programms wiederum vermindert und die Schreier, welche den Anschluß an Preußen für der Uebel größtes ausgeben, werden demnächst an der äußersten Grenze ihres Witzes angekommen sein. Wohl wird uns von den „Historisch-politischen Blättern" dem „Beobachter", dem „Bayrischen Boten" u. s. w. die Versicherung gegeben, die Aufnahme, welche Napoleon in Süddeutschland gefunden, beweise deutlich, daß man — Dank der preußischen Vergrößerungssucht — zum Aeußersten entschlossen sei, um die Souveränität der süddeutschen Stämme und Staaten zu retten — wir aber wissen es besser. Wenn dem wirklich so wäre, so würde man sich hüten, offen davon zu reden und daß dem nicht so ist, wissen wir aus dem, was wir sonst hören und sehen. Die Mannhaftigkeit und Entschiedenheit, mit welcher der Großherzog von Baden den Eintritt in den norddeutschen Bund als letztes Ziel seiner Politik bekennt, hat in einem constitutionellen Staat wie dem badischen die Zustimmung des zur Zeit maßgebenden Theils der Bevölkerung zur nothwendigen Voraussetzung und daß diese Zustimmung eine ernst gemeinte ist, dafür haben die badischen Erfahrungen des vorigen Jahres reichlich gesorgt.

Der Eindruck der badischen Thronrede, die an Klarheit und Unzweideutigkeit schlechterdings nichts zu wünschen läßt, wird in Bayern und Württemberg nachhaltig genug wirken, um den Muth der süddeutschen Nationalen zu beleben und diesen das Rhodus zu zeigen, an welches sie sich fest anzuschließen haben. Grade aus Württemberg, wo der Radicalismus seine tollsten Hexensabbathe zu feiern pflegte, sind uns in den letzten Tagen beachtenswerthe Zeugnisse für die wachsende Entschlossenheit der Freunde der guten Sache zugegangen; der Tod Paul Pfizers hat dem Schwäbischen Merkur (vrgl. Nr. 213 und 214 „Paul Achatius Pfizer, ein Nekrolog") Veranlassung gegeben, an die Tage zu erinnern, in welchen Württemberg den ersten Zeugen für Preußens deutschen Beruf als den bedeutendsten seiner Politiker feierte*) und ziemlich gleichzeitig ist der

*) In diesem Nekrolog heißt es mit Beziehung auf den Briefwechsel „zweier Deutschen"

Digitized by Google

zweite Abdruck von Römers trefflicher Schrift: „Die Verfassung des norddeutschen Bundes und die süddeutsche, insbesondere die württembergische Freiheit" (Tübingen, bei H. Laupp, 79 S. in kl. 8.) erschienen. Auf diese Schrift, die in zwei Haupttheile, „Die Verfassung des norddeutschen Bundes" und die „württembergischen Bedenken gegen den Eintritt in den norddeutschen Bund" zerfällt und die Unklarheit oder Verlogenheit derer, welche ihre particularistischen Wünsche auf den Namen liberaler Gewissensbedenken taufen, mit unwidersprechlicher Schärfe nachweist — kann nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden: zunächst auf die Anschauungen süddeutscher Leser berechnet, ist sie gleichzeitig an manche norddeutsche Adresse gerichtet. Auf den achtundzwanzig ersten Seiten erörtert der Verfasser in genauem Anschluß an die einzelnen Paragraphen der Bundesverfassung deren Organisation, Aufgabe und Competenz, im zweiten Theil weist er im Einzelnen nach, was es mit der württembergischen Freiheit und Selbständigkeit und mit dem angeblich gefährdeten württembergischen Wohlstande eigentlich auf sich habe. Davon ausgehend, „daß die Württemberger im J. 1849 die Anerkennung der Reichsverfassung zu erzwingen gesucht" und daß man gegen die in jener Verfassung „beliebte, viel weiter gehende Beschränkung der Selbständigkeit der Einzelstaaten nichts einzuwenden gehabt habe", deducirt Römer, daß von dem neunundvierziger Standpunkt aus blos gegen *einen* Punkt der Bestimmungen über die Bundesgewalt Widerspruch erhoben werden könne, gegen die Oberbefehlshaberschaft Preußens — daß diese aber ein nothwendiges Postulat der praktischen Erfahrungen des vorigen Jahres, der gegenwärtigen Lage Deutschlands und seiner Beziehungen zu den Nachbarstaaten sei. Bezüglich der angeblichen Gefährdung des württembergischen Wohlstandes durch die großen Kosten für das Bundesheer wird auf die wichtigen Hebel hingewiesen, welche demselben aus dem höheren Maß wirthschaftlicher Freiheit und Bewegung innerhalb des gesammten Bundesgebiets erwachsen müssen und die Phrasen von der preisgegebenen württembergischen Freiheit werden durch den Beweis abgefertigt, daß die Zusammensetzung der württembergischen Volksvertretung die illiberalste von der Welt sei, daß dieselbe weder ein Budgetrecht, noch die Initiative in der Gesetzgebung, noch irgendwelche Grundrechte zu verlieren habe, da sie dieselben niemals besessen! Mutatis mutandis — und der Mutanda sind nicht eben viele — könnten diese Sätze auch den verbündeten Particularisten und Radicalen des Nordens vorgehalten werden, — haben doch die Vorgänge bei den letzten Wahlen, namentlich in Sachsen vielfach zu der Erneuerung des Bündnisses der „Freunde des Volks" mit den Getreuen der Höfe und zur Aufwärmung jener verbrauchten Phrasen geführt, freilich mit sehr viel weniger Erfolg, wie vor sechs Monaten!

Das beste Argument dafür, daß die Gefährdung der Freiheit durch die Einheit eine Erfindung derer ist, welche weder die eine noch die andere wollen und daß diese Erfindung vor der Wahrheit nicht bestehen kann, hat aber das norddeutsche Volk selbst — das wiederholen wir noch einmal — und zwar dadurch geliefert, daß es die Fortführung des begonnenen Werks denselben Bauleuten in die Hand gegeben hat, welche den Grundstein legten. Von diesem Argument erwarten wir, daß es auch in Süddeutschland am stärksten und nachhaltigsten wirken werde.

---

u. a. wie folgt: „Sonderbarerweise fand der Gedanke einer Unterordnung unter das noch unconstitutionelle Preußen damals weit weniger Gegner als die jetzt geforderte Unterordnung unter das constitutionell gewordene."

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 39.

Ausgegeben am 20. September 1867.

Inhalt:

Ein Buch über das russische Heerwesen . . . . . Seite 481
Eine neue Ausgabe von Winkelmanns Versuch einer Allegorie . . 493
Die alte Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland 505
Der salzburger Landtag und das Sistirungspatent (Von einem Oestreicher.) 511
Neue Literatur 520

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Ein Buch über das russische Heerwesen.

Preußens jüngste kriegerische Erfolge haben in beinahe allen europäischen Staaten die Beschäftigung mit militärischen Fragen und Problemen auf die Tagesordnung gesetzt; seit den Tagen Friedrichs des Großen und der Siege der französischen Revolutionsarmee ist die Welt mit technisch-militärischen Dingen nicht mehr so lebhaft beschäftigt gewesen, wie während der letzten vierzehn Monate. Jedes neue Zeitungsblatt weiß von kriegerischen Reformversuchen und Reformplänen zu erzählen, welche in Oestreich oder in Frankreich, jenseit des Mains oder am mittelländischen Meere aufgetaucht sind und neben der journalistischen Beschäftigung mit soldatischen Dingen zieht sich der breite Strom einer militärwissenschaftlichen Literatur, die auf Leser aus den verschiedensten Berufs- und Bildungsclassen rechnen kann, zumal in Norddeutschland, wo jeder Bürger zugleich Soldat und als solcher an dem Stande der militärischen Einrichtungen in den Nachbarstaaten persönlich interessirt ist. — Diese Theilnahme hat sich vorzugsweise der Armee Frankreichs, des Staats, von dem Deutschland in erster Reihe die Gefährdung der Errungenschaften des vorigen Jahres zu erwarten hat, zugewendet, und dem gemäß besitzen wir bereits eine kleine, täglich wachsende Literatur über das Heerwesen und die kriegerische Organisation, auf welche der dritte Napoleon sich stützt.

Frankreich ist, wenn auch der gefährlichste, doch nicht der einzige, vielleicht nicht einmal der mächtigste unter den Nachbarn Preußens und Deutschlands. Mindestens ebenso wichtig ist Rußland, bis zum Krimkriege der Schrecken des deutschen Philisters, seit den Schlägen, welche seine Macht bei Inkermann und an der Alma trafen, halbvergessen und für eine ziemlich große Anzahl Politiker mit der Phrase „ein Koloß auf thönernen Füßen" abgethan. Und doch hat sich das russische Reich seit den Tagen von Sewastopol so vollständig verändert, daß es selbst den genauesten seiner früheren Kenner zur terra incognita geworden ist. Die Veränderungen, welche sich in der Organisation des russischen Heeres

Digitized by Google

während der letzten Jahre vollzogen haben, sind mindestens ebenso radical und durchgreifend, als die, welche sich auf politischem und socialem Gebiet durchgesetzt haben und man würde sich einer groben Täuschung hingeben, wollte man glauben, Organisation, Bewaffnung und Leitung der russischen Armee seien heute dieselben, wie beim Ausbruch des orientalischen Krieges. Das Militärsystem eines Staates steht beinahe überall mit dessen politischen Einrichtungen, den Eigenthümlichkeiten und der Zusammensetzung seiner Bevölkerung und der Natur seiner bürgerlichen Gesetze in engem Zusammenhang; eine Veränderung auf dem einen, zieht mit Nothwendigkeit auch Neugestaltungen auf dem anderen Gebiet des staatlichen Lebens nach sich und die bloße Thatsache der in Rußland geschehenen Aufhebung der Leibeigenschaft hätte hingereicht, um der bewaffneten Macht dieses Staats ein durchaus verändertes Aussehen zu geben. Da das Emancipationsgesetz vom 19. Febr. 1861 aber nur der Vorläufer einer langen Reihe anderer Reformgesetze war und gleichzeitig mit diesen an einer vollständigen Umgestaltung des Heerwesens gearbeitet wurde, liegt es auf der Hand, daß die russische Armee von 1867 durchaus verschieden sein muß von der, welche der Kaiser Nikolaus vor fünfzehn Jahren ins Feld stellte.

Veranlaßt durch die wunderähnlichen Resultate, welche das preußische Wehrsystem während des vorigen Jahres erzielt hat und die kriegerischen Reformpläne, mit denen die französische Regierung sich trägt, ist neuerdings ein höherer russischer Militär, der General Fadejew*) mit einer umfangreichen Schrift über „Rußlands bewaffnete Macht" (Вооруженныя силы Россіи) hervorgetreten. Da es in Rußland gegenwärtig üblich ist, alle literarischen Arbeiten zuerst als Journalartikel in den großen moskauer und petersburger Revuen erscheinen zu lassen, so ist auch das fadejewsche Werk zunächst in einem moskauer Journal, dem Westnik (Boten) abgedruckt worden; eine Separatausgabe wird bei dem Aufsehen, das dieses Buch erregt hat, sicher nicht lange auf sich warten lassen. Da von einer deutschen Uebersetzung bis jetzt noch nirgend die Rede ist, der Gegenstand aber ein Interesse hat, das im gegenwärtigen Augenblick weit über die Grenzen des russischen Reiches hinausreicht, wird es den „Grenzboten" willkommen sein, über den Inhalt derselben, beziehungsweise über die gegenwärtigen Zustände des russischen Heerwesens, eingehender berichten zu können. Indem wir vorausschicken, daß der Verfasser, trotzdem daß er die preußischen Militäreinrichtungen mit entschiedener Mißgunst beurtheilt, in seinem Werk eine modificirte Anwendung des preußischen Systems auf Rußland vor-

*) Der directen Vorschläge, mit welchen General Fadejew hervorgetreten ist, soll weiter unten in Kürze gedacht werden; ihre Annahme ist nach den bezüglichen Andeutungen des officiellen „Russischen Invaliden" ziemlich unwahrscheinlich; im Uebrigen ist der Werth der fadejewschen Darstellung auch von dieser Seite her vollständig anerkannt worden.

Digitized by Google

ſchlägt, wollen wir verſuchen, ein flüchtig ſkizzirtes Bild der Vergangenheit und Gegenwart der ruſſiſchen Armee zu entwerfen.

Wie alle übrigen Zweige der Adminiſtration Rußlands, ſo hat auch der militäriſche ſeine erſte beſtimmte Organiſation durch Peter den Großen erhalten. Freilich beſchränkte dieſelbe ſich auf eine rein äußerliche Nachahmung der Inſtitutionen, welche der Reformator im Weſten kennen gelernt hatte, — von einem lebendigen Zuſammenhang der militäriſchen Einrichtungen mit den bürgerlichen, einer Berückſichtigung der Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten der Nation, welcher man das Material für die zu bildende Armee entnahm, war nicht die Rede. Wo dieſe natürlichen Bedingungen ſich dennoch geltend machten, geſchah das vorzugsweiſe in negativer Weiſe d. h. die unberückſichtigt gebliebenen nationalen und politiſchen Eigenthümlichkeiten der Ruſſen (z. B. die Leibeigenſchaft) kreuzten und hemmten die Conſolidation aus dem Weſten importirter Hinrichtungen, welche für ſie nicht paßten. Erſt in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, nach den langjährigen Kämpfen gegen Türken und Polen, welche während der Regierung Eliſabeths und Katharinens der Zweiten geführt worden waren, gewannen unter bedeutenden Führern wie Rumjänzow und Suworow die nationalen Elemente einen gewiſſen Einfluß, bildete ſich eine beſtimmte Tradition der ruſſiſchen Armee heraus. Aber ſchon in den neunziger Jahren gerieth dieſe in Stocken; Kaiſer Paul, der in allem dem Beiſpiele ſeines Vaters Peter des Dritten folgte, führte die inzwiſchen längſt veralteten Militäreinrichtungen Preußens aus der Zeit Friedrichs des Großen wieder ein, ahmte in pedantiſcheſter Weiſe all die Details nach, auf welche ſein großes Vorbild dreißig Jahre früher Gewicht gelegt hatte und erſtickte die Anfänge eines nationalen Heerweſens im Keime, ohne etwas Lebensfähiges an ihre Stelle zu ſetzen. Die ſogenannte preußiſche Schule hat die ruſſiſche Armee bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts beherrſcht; ihre charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit war der blinde Glaube an die Allmacht des Reglements und der Inſtructionen, die Unfähigkeit, das Kriegsweſen nach ſeinem organiſchen Zuſammenhang mit den übrigen Einrichtungen des Staats und den Eigenthümlichkeiten der Nation zu erfaſſen. Man gewöhnte ſich daran, den Hauptwerth auf gleichgiltige Aeußerlichkeiten zu legen und die Armee zum Object von Experimenten zu machen, die den zweideutigen Vorzug hatten, in anima vili vorgenommen zu werden. Das ungeheuerlichſte dieſer Experimente, jener Verſuch des General Araktſchejew, die ruſſiſchen Soldaten „nach Art der Meder und Aegypter“ in Militärcolonien anzuſiedeln, ſcheiterte zwar an dem paſſiven Widerſtande der unglücklichen Opfer dieſes widerſinnigen, in Rußland noch heute unvergeſſenen Unternehmens, das in der That typiſch war für die Barbarei und den Unverſtand des ruſſiſchen ancien régime, aber das Syſtem, dem er entſprungen war, dauerte noch lange fort. Während nahezu eine Mil-

Digitized by Google

lion Soldaten unter den Waffen d. h. auf dem Papier stand, war kaum die Hälfte derselben disponibel; die fünfundzwanzigjährige Dienstzeit bedeutete für jeden, der zum Soldaten ausgehoben wurde, einen Abschied auf Nimmerwiedersehn und da auch die Soldatenkinder verurtheilt waren, zeitlebens das Gewerbe ihrer Väter zu betreiben, war es nicht zu viel, wenn behauptet wurde, das Heer verschlinge die besten productiven Kräfte des Staats, nicht um die Wehrkraft, sondern um die Ausgaben desselben in entsprechender Weise zu steigern. Die Schwerfälligkeit dieser Armee, deren eine Hälfte wenig mehr als eine überflüssige Last war, nahm zufolge des Heranwachsens immer neuer Generationen von Soldatenkindern beständig zu und reducirte die schlagfertigen und disponiblen Kräfte auf ein Minimum: von den 2,000 000 Soldaten, welche im Anfang der funfziger Jahre nach den Listen des Kriegsministeriums da waren, konnten zur Zeit der Entscheidung in der Krim kaum 100,000 rechtzeitig auf den Kampfplatz geführt werden.

Aber nicht nur bezüglich der Organisation des Ganzen, auch in Beziehung auf Behandlung, Ausrüstung und Verpflegung des einzelnen Soldaten bestand das damalige System aus einer Kette von Mißgriffen. Die Grausamkeit des Militärstrafgesetzbuchs, das fast unbeschränkte Züchtigungsrecht der Compagnie- und Regimentschefs, eine Dressur, welche sich nur auf Aeußerlichkeiten beschränkte, ließen keinen eigentlich kriegerischen Sinn, keine Freude am Soldatenhandwerk aufkommen, das vielmehr jedem, der zu demselben gezwungen wurde, für eine Strafanstalt galt; zur Demoralisation der Truppen mußte es wesentlich beitragen, daß in der That zahlreiche jüngere Verbrecher der gemeinsten Art jährlich zum Militärdienst verurtheilt wurden. Da die Verpflegungs- und Verwaltungsgeschäfte sämmtlich in der Hand des Kriegsministeriums concentrirt waren, war eine gewissenhafte Beaufsichtigung und Controle der Einzelheiten derselben unmöglich. Ein Bericht des militärisch-medicinischen Departements vom Jahre 1861 über die Gründe der hohen Sterblichkeitsziffer in der Armee bezeichnet fast sämmtliche damalige Einrichtungen als in ihrer Wirkung „mörderische"; die Kleidung sei unzweckmäßig, weil im Sommer zu schwer, im Winter zu leicht, die Nahrung (abgesehen von der herkömmlichen Verfälschung und Unterschlagung des Rohmaterials) schon wegen der Sanitätswidrigkeit der Gefäße, in denen sie bereitet worden, ungesund, die Ammunition, welche der Einzelne schleppen müsse, zu schwer und unzweckmäßig über den Körper vertheilt, endlich der Wachtdienst sanitätswidrig, weil ohne Berücksichtigung der klimatischen und lokalen Verschiedenheiten organisirt. Das Hauptübel bestand, von militärischem Gesichtspunkte aus betrachtet, aber doch in der Unzweckmäßigkeit und Schwerfälligkeit der Zusammensetzung der Armee und in der übertriebenen Länge der Dienstzeit. So elend und kläglich auch die Militärverwaltung jener Zeit war, die Schuld derselben lastete nur zum geringeren Theil auf dem Kriegs-

Digitized by Google

miniſterium; dieſes konnte nicht frei disponiren, ſo lange die Leibeigenſchaft beſtand und wie ein Alp auf allen Zweigen der Adminiſtration laſtete. An ihr durfte nicht gerüttelt werden und doch war auf keinem Gebiet eine durchgreifende Neugeſtaltung möglich, die den Beſtand des nur künſtlich gefriſteten Statusquo nicht gefährdet hätte. Während im geſammten weſtlichen Europa (England allein ausgenommen) das Syſtem der Reſerven und Erſatzmannſchaften eingeführt, durch die Möglichkeit eines verminderten Präſenzſtandes zu Friedenszeiten eine Erſparniß der Ausgaben für das Kriegsweſen herbeigeführt worden war, welche die finanziellen Kräfte für Kriegszeiten ſchonte, ohne die dieponiblen Streitkräfte zu vermindern, war Rußland von der Adoption dieſes Syſtems, welches eine neue Aera für die Entwickelung der Kriegskunſt eröffnete, ausgeſchloſſen, ſo lange die Leibeigenſchaft beſtand. Nach ruſſiſchem Geſetz erwarb jeder Leibeigene, der in das Heer trat, für ſich und ſeine Kinder die Freiheit, von der er aber erſt vollen Gebrauch machen konnte, wenn er beurlaubt oder verabſchiedet wurde. Dieſe altruſſiſche Einrichtung bedingte die endloſe Länge der auf fünfundzwanzig Jahre angeſetzten Dienſtzeit mit Nothwendigkeit; es war ohne Gefahr für die beſtehende Ordnung der Dinge nicht möglich, eine größere Menge von Leibeigenen durch immerwährende Aushebungen zur Armee und reſp. darauf folgende Entlaſſungen zu emancipiren — auf das Syſtem der Reſerven mußte verzichtet werden, weil die Reſerviſten freie Leute geweſen wären. Nur Angeſichts dringender Gefahren durfte die Regierung es wagen, in kurzen Pauſen neue Rekrutenaushebungen vorzunehmen — und doch waren dieſelben bei dem ſchlechten Zuſtande der durch Jahrzehnte langen Dienſt verkommenen älteren Soldaten im Kriegsfall unumgänglich nothwendig. Wollte man aber dieſe neu ausgehobenen, völlig ungeſchulten Maſſen verwenden, ſo bedurfte es der Formation neuer Truppentheile, für welche es wiederum an Cadres, an Offizieren und Unteroffizieren, ja ſelbſt an der Ausrüſtung fehlte; ohne ungeheure Opfer an Zeit, Geld und Kräften, ja ohne Erſchütterung des Beſtandes der übrigen Armee, war die Formirung der neuen Truppentheile nicht möglich. An eine Verwendung gegen den Feind war zunächſt noch nicht zu denken, man mußte ſich begnügen, dieſe neugeſchaffenen Abtheilungen, die Millionen gekoſtet hatten, ehe ſie überhaupt zu irgendetwas gebraucht werden konnten, im Garniſondienſt zu verwenden und hier für ihre eigentliche Beſtimmung vorzubereiten. Während der Regierung des Kaiſers Nikolaus machte man vergebliche Verſuche zur Abhilfe dieſes ſchreienden Mißſtandes, ſelbſtverſtändlich ohne an der eigentlichen Urſache deſſelben, der Unfreiheit des ruſſiſchen Bauernſtandes zu rütteln. Der Kaiſer ſelbſt ſchuf das Inſtitut der „auf unbeſtimmten Urlaub“ Entlaſſenen und glaubte durch daſſelbe dem übergroßen Präſenzſtande und dem Mangel an wirklichen Reſerven wenigſtens palliativiſch abhelfen zu können — aber es erwies ſich bald, daß die Fachleute, welche daſſelbe widerrathen hatten, im Recht geweſen waren. Einmal war es, wie

Digitized by Google

auf der Hand liegt, unmöglich, die Zahl der Truppentheile zu erhöhen, wenn man die Friedenspräsenz herabsetzte und zweitens blieben die Bedenken gegen neue Aushebungen (wegen der mit diesen verbundenen Emancipationen) fortbestehen; die Hauptsache aber war, daß das damalige System, Dank der Härte der Behandlung der Leute, der endlosen Länge ihrer Dienstzeit und der Erbärmlichkeit ihrer Verpflegung, nicht im Stande war, aus den Soldaten wirkliche Krieger zu machen; da die Leute nur durch die Macht des Zwangs und der Gewohnheit unter den Waffen gehalten wurden und in der Regel das Kriegshandwerk, zu welchem sie gezwungen worden, verabscheuten, — verwilderten und entwöhnten sie sich bei einem längeren Urlaub so rasch, daß sie bei der Wiedereinberufung in jeder Beziehung minder tauglich waren als selbst die Rekruten.

Diese Einwirkungen der Leibeigenschaft auf das Wehrsystem waren aber nicht die einzigen, mit welchen die Kriegsminister des ancien régime zu kämpfen hatten. Die stete Besorgniß vor Bauernaufständen, die den künstlichen Damm der bestehenden Mißordnung durchbrachen, machte es nothwendig, eine ganze Armee lediglich zur Aufrechterhaltung der Ruhe in den innern Gouvernements zu unterhalten. Das sogenannte Corps der innern Wache, dem diese Aufgabe zugewiesen war und das — auch während des Krimkriegs — niemals ins Feld gebracht wurde oder gebracht werden konnte, betrug im Jahre 1853 nicht weniger als 180,000 Mann. Eine zweite Armee gegen innere Feinde mußte beständig in Polen stehen. Dazu kam, daß bei dem, wiederum durch das Leibeigenschaftssystem bedingten, Mangel gesunden wirthschaftlichen Lebens keine Fabrikproduction da war, welche auch nur die Bedürfnisse der Armee genügend bestreiten konnte; was das Heer brauchte wurde der Hauptsache nach von Leuten gearbeitet, die gleichfalls als Soldaten zählten und vom Staat erhalten werden mußten, ein Verhältniß, das weder ihnen selbst, noch der Güte ihrer Arbeit, oder dem finanziellen Interesse der Regierung zu Gute kam, den Soldatenballast vermehrte, die Schlagfertigkeit und Beweglichkeit des Heeres minderte.

Bei so bewandten Umständen war es erklärlich, daß die Erfahrungen, welche man im Krimkriege machte, einem Bankerott des alten Systems nahe kamen; bei der ungeheuren Ausdehnung und den ungünstigen Bevölkerungsverhältnissen des Reichs, der Corruption und Weitläufigkeit der Verwaltung, dem gänzlichen Mangel an brauchbaren Communicationswegen und einem Zustande allgemeiner Unfreiheit, der alle Bewegungen der Militär- wie der Civilverwaltung lähmte, wäre ein glücklicher Ausgang, d. h. eine Lösung der orientalischen Frage im russischen Sinne, überhaupt nicht möglich gewesen. Daß man aber selbst Sewastopol nicht halten konnte und außer Stande war, dem relativ kleinen französisch-englischen Expeditionscorps eine brauchbare Armee entgegenzusetzen, hatte seinen besonderen Grund. Dieser lag in dem zähen Festhalten an einer längst veralteten taktischen Methode, einem Exercierreglement, dessen letzter Zweck nicht

Digitized by G

Tüchtigkeit im Gefecht, ſondern ſchmuckes Ausſehen und maſchinale Manoeuvrirfähigkeit bei der Parade geweſen war. Die Folgen des Eigenſinns, mit welchem man bei der alten Soldatenſpielerei verharrt war, lagen für alle, welche die Krimfeldzüge mitgemacht hatten, ſo direct auf der Hand, daß man ſofort nach Abſchluß des Friedens und lange bevor an die Emancipation und die übrigen großen Reformen gegangen wurde, eine Umgeſtaltung des Heerweſens vornahm, inſoweit dieſelbe bei dem Fortbeſtehen der übrigen verrotteten Uebel des ruſſiſchen Staatslebens möglich war: neben der Reorganiſation der acht Armeecorps des activen Heeres, von denen einzelne faſt ausſchließlich aus in der Eile zuſammengereihten Reſervebataillonen beſtanden hatten, war auch die Vermehrung derſelben nothwendig geworden, da es vor der Hand nicht möglich war, mit der größeren Beweglichkeit der auf kleinere Terrains beſchränkten, von Eiſenbahnen unterſtützten Armeen der übrigen europäiſchen Staaten anders, als durch numeriſche Ueberlegenheit über dieſelben, zu concurriren. Verpflegung und Bewaffnung, Organiſation und Exercierreglement, alles ſollte anders werden, denn alles hatte ſich unbrauchbar bewieſen.

Daß es mit dieſen Reformverſuchen, wenn überhaupt, nur ſehr langſam und allmälig vorwärts ging, verſteht ſich von ſelbſt. Die Hauptſchwierigkeit beſtand darin, Offiziere und Mannſchaften, welche im alten Schlendrian ergraut waren, ihr Leben lang das Schultern des Gewehrs für wichtiger gehalten hatten, als die Benutzung deſſelben zur Schußwaffe, denen ein kunſtrecht ausgeführter Ceremonialmarſch wichtiger geweſen war als die Uebung in Schlachtmanoeuvern, — dieſe an ein neues, auf praktiſche Zwecke und auf Entwickelung der Schlagfertigkeit gerichtetes Syſtem zu gewöhnen. Man mußte ſich lange Zeit hindurch zufrieden geben, wenn neben dem alten das neue Reglement überhaupt in Uebung kam, wenn die Offiziere von den übeln Gewohnheiten des alten Syſtems, das die Mannſchaften ohne allen Nutzen geplagt hatte, allmälig ließen; aus den einzelnen Regimentern lebendige, von einem Geiſt geleitete und doch nicht zu todten Maſchinen herabgeſunkene Organismen mit individuellem Gepräge zu machen, konnte erſt möglich werden, als die Generation der alten Gamaſchendiener ausſtarb oder verabſchiedet wurde, bildungsfähige jüngere Offiziere an ihre Stelle treten und die Subalternoffiziere, welche im Krimkriege etwas gelernt hatten, allmälig zu Regiments- und Bataillonscommandeuren hinaufrückten. Nicht beſſer ging es mit den Verſuchen zur Umgeſtaltung der Heereseintheilung und zur Bildung neuer Truppenkörper, welche den Uebergang vom Friedens- zum Kriegspräſenzſtande vermitteln ſollten. Jedem Regiment wurde ein Reſervebataillon beigegeben, das ſich, ſobald der Kriegszuſtand eintrat, zu einem neuen Regiment deſſelben Namens umformen und erweitern ſollte, um den Präſenzſtand der activen Armee auf dieſe Weiſe zu verdoppeln. Man ſah indeſſen bald ein, daß mit dieſen Auskunftsmitteln wenig gewonnen ſei, daß die

Digitized by Google

rüheren Schwierigkeiten bei Formirung neuer Truppentheile nicht gehoben, sondern nur vermindert waren, daß eine Radicalreform nothwendig sei, die die Aufhebung der Leibeigenschaft sammt der durch diese bedingten Möglichkeit häufigerer Aushebungen und kürzerer Dienstzeiten, zur Voraussetzung habe.

In der That datirt die wahrhafte Reorganisation der russischen Armee erst vom Jahre 1862. Was bis dahin geschehen, war darum aber nicht vergeblich gethan worden: Der Bruch mit den Traditionen des alten araktschejewschen Systems, das die Soldaten zu leblosen Exerciermaschinen machte, vollzog sich grade in den Jahren vor der Beendigung des Krimkrieges bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft, während die Gewöhnung an das neue Exercierreglement gleichzeitige Fortschritte machte. Um die durch den orientalischen Krieg zufolge zahlreicher Rekrutirungen nahezu zerstörte Arbeitskraft der ländlichen Bevölkerung zu schonen und neu zu kräftigen und bis zum Eintritt der Bauernfreiheit und der durch diese ermöglichten Veränderung der Aushebungsmethode unnütze Opfer an das alte System zu ersparen, wurde sechs Jahre lang (1856—1862) nicht ein einziger Rekrut ausgehoben.

Auf die Einzelheiten des Reformsystems, mit welchem sodann der gegenwärtige russische Kriegsminister, General Miljutin, im J. 1862 hervortrat, können wir selbstverständlich nicht eingehen. Indem derselbe vor allem darauf bedacht war, die vorhandenen Bedürfnisse mit den Mitteln in das gehörige Gleichgewicht und die directeste Beziehung zu setzen, das Wehrsystem den Eigenthümlichkeiten des Staatsorganismus und der Nation anzupassen, begann er damit, die Militärverwaltung zu decentralisiren und von dem Joch eines büreaukratischen Mechanismus zu befreien, der um so unerträglicher war, als seine Träger von jeher alle übrigen Beamten des Reichs an Unbildung, Corruption und Willkürlichkeit übertroffen hatten. Das ganze europäische Rußland wurde — nach dem Beispiele Frankreichs — in die acht Militärbezirke von Petersburg, Moskau, Orenburg, Kiew (südwestliche Gouvernements), Wilna (nordwestliche Gouvernements), Helsingfors (Finnland), Riga (Ostseeprovinzen) und Warschau (Königreich Polen) getheilt; an der Spitze jedes derselben steht ein selbständiger Oberbefehlshaber mit einem eigenen Stabe und einer selbständigen Proviant- und Fourageverwaltung; während der Kriegsminister mit der Oberverwaltung und Aufsicht betraut ist, wird die eigentliche Technik der Verwaltung und Verpflegung von den Bezirksbefehlshabern gehandhabt, auf denen selbstverständlich ein hoher Grad von Verantwortlichkeit ruht. Die zahlreichen Cadettenhäuser und sonstigen militärischen Fachschulen, bis dazu Stätten der Entsittlichung und Unwissenheit, wurden gleichfalls vollständig umgestaltet, die Pensionate aufgehoben, die Anstalten selbst in Militärgymnasien verwandelt. Von großer Wichtigkeit waren ferner die Reorganisation des Kosakenheers, die Aufhebung der Militärcolonien in Orenburg u. s. w. Was die neue Organi-

Digitize

sation der Truppentheile anlangt, so stellte Miljutin sich mit Entschiedenheit auf den Boden des Systems der Reserven; schon die Rücksicht auf die ungünstige Finanzlage, in welcher der neue Kriegsminister das russische Reich vorfand, machte es nothwendig, dies ungeheure stehende Heer, an das man sich zur Zeit Nikolaus gewöhnt hatte, zu reduciren. Häufige Aushebungen und kurze Dienstzeiten, die es ermöglichten, den größten Theil der militärpflichtigen Bevölkerung (in Rußland besteht dieselbe bekanntlich nur aus dem Landvolk und den städtischen Kleinbürgern und Proletariern) durch die Armee gehen zu lassen und im Kriegsfall unter die Fahnen zu rufen, traten sofort nach Aufhebung der Leibeigenschaft ins Leben. Bei der demgemäß vorgenommenen Umgestaltung ging man von zwei Hauptgesichtspunkten aus. 1. Bei dem Uebergang vom Friedens- auf den Kriegsfuß dürfen keine neue Heerestheile gebildet werden, sondern nur Completirungen der vorhandenen stattfinden. 2. Zur Einstellung in die active, für den Krieg bestimmte Armee dürfen nur bereits geschulte und dann als Reservisten entlassene Leute verwendet werden; die Anzahl dieser Leute bildet die Differenz zwischen der Friedens- und der Kriegsstärke. Die neu ausgehobenen Rekruten treten nie, auch nicht in Friedenszeiten in die active Armee; ihre Ausbildung und Einschulung findet in den Reservebataillonen statt. Endlich muß das Material an Munition, Waffen u. s. w. auch im Frieden so reichlich vorhanden sein, daß es nöthigenfalls für die gesammte (Kriegs-) Stärke der Armee ausreicht.

Durch Adoption des Systems der Reserven wurde zugleich die Möglichkeit geboten, trotz Herabsetzung der Gesammtsumme der unter den Waffenbefindlichen Soldaten und entsprechender Reductionen der einzelnen Regimenter und Bataillone, die Zahl der Truppenkörper und militärischen Einheiten beträchtlich zu erhöhen. Zu den 28 Infanteriedivisionen, welche vor 1862 bestanden, kamen 18 neue Divisionen hinzu; das Total der russischen regulären Infanterie beläuft sich somit auf 46 Divisionen, ohne daß das Militärbudget in entsprechendem Maßstabe gewachsen wäre, denn ein Theil der Soldaten ist als Reserve entlassen und fällt dem Staate nicht mehr zur Last. Behufs eines allmäligen Ueberganas von der Friedens- zur Kriegsstärke und um unvorhergesehenen Fällen, wie sie in einem Reiche von der Ausdehnung des russischen unvermeidlich sind, begegnen zu können, werden für das Bataillon, das in der Kriegsstärke 1000 Mann zählt, drei verschiedene Grade der Friedenspräsenzstärke 350, 500 und 680 Mann angenommen. In Zeiten tiefsten Friedens kann die Zahl der russischen Soldaten somit auf ein Drittel herabgesetzt, zu Kriegszeiten verdreifacht werden u. s. w. Um die Lücken, welche nach Ausbruch des Krieges oder nach den Verlusten der ersten Schlacht nothwendigerweise in der activen Armee entstehen, nicht anders als mit bereits geübten Leuten auszufüllen, bestehen 82

Digitized by Google

Reservebataillone, die in Friedenszeiten den Dienst der früheren „inneren Wache“ verrichten und nur in Kriegszeiten vollständig completirt werden.

Hand in Hand mit den Maßregeln, welche diese neue Ordnung begründete, gingen verschiedene Bestimmungen, welche auf die Verbesserung der materiellen und moralischen Stellung des russischen Soldaten abzielten. Die relative Kürze der Dienstzeit, die sichere Aussicht darauf, bei guter Führung schon nach wenigen Jahren als Reservist beurlaubt zu werden, minderten die Schrecken, welche bis dahin das Loos, als Gemeiner in die russische Armee gesteckt zu werden, umgeben hatten. Die Decentralisation der Verwaltung ermöglichte eine sorgfältigere Verpflegung und Beköstigung, so daß die Sterblichkeit in der Armee, die im Jahre 1855 66‰ von je 1000 Mann betragen hatte, binnen wenigen Jahren auf 19½ sank. Von großer Wichtigkeit war es endlich, daß die bereits früher wesentlich eingeschränkte Körperstrafe im Jahre 1865 fast vollständig abgeschafft d. h. auf die Strafclasse beschränkt wurde. — Im ersten Feuer des Enthusiasmus für eine möglichst rasche Besserung der russischen Militärzustände bildeten sich in der Zeit der Hochfluth des petersburger Liberalismus in zahlreichen Regimentern Sonntagsschulen, an deren Spitze sich die Offiziere stellten. Wie versichert wird, sind dieselben nicht ganz ohne Nutzen gewesen; nach einem Tagesbefehl des Obercommandirenden der Garde, vom 20. März 1861, kamen nach zweijähriger Wirksamkeit jener Anstalten auf je 100 Gardesoldaten in der Artillerie 84 des Lesens und Schreibens Kundige, in der Infanterie 68, in der Cavallerie 58. In dem Corps der finnländischen Scharfschützen und der Gardeflottequipage konnten (wie derselbe Tagesbefehl angab) alle Soldaten schreiben und lesen; für besonders bildungseifrig gelten die Offiziere des Garde-Sappeur- und Pionniercorps. Diese hatten ihre gesammte Truppe in Classen getheilt und nicht nur im Lesen und Schreiben, sondern in der Arithmetik, Geometrie, Geographie, allgemeinen Geschichte u. s. w. unterrichtet. Die bekannten Maifeuersbrünste vom Jahre 1862 machten diesen Bestrebungen ein plötzliches Ende. Da es sich herausstellte, daß in verschiedenen Sonntagsschulen und namentlich in der Schule der reitenden Gardepionniere planmäßig socialistische Lehren verbreitet worden waren, wurden dieselben ausnahmslos für Militär- wie für Civilpersonen verboten und — so viel uns bekannt — nicht wieder hergestellt. Immerhin steht es fest, daß die moralische Stellung des russischen Soldaten eine gegen früher vollständig veränderte ist, seitdem die Befugniß jedes Lieutenants zur Decretirung von Körperstrafen aufgehört hat und die Ideen des Liberalismus und der Humanität auch in die russischen Offiziercorps gedrungen sind, freilich sehr häufig zu socialistischen Ueberschwänglichkeiten verzerrt.

Der Haupttheil des Werks, über welches diese Blätter berichten, hat es nicht mit der Darstellung der Vergangenheit der russischen Armee und der jüngsten mit derselben vorgenommenen Veränderungen zu thun, sondern mit

Digitized by Google

Vorschlägen zur Begründung eines neuen Wehrsystems, dessen Grundzüge, allgemeine Dienstpflicht, Adoption des Cantonnirungssystems und 12jährige Dienstzeit (3½ Jahre activen Dienstes und 8½jährigen Zuzählung zur Reserve) sind. Nach Ansicht des Autors ist dieses System das einzige, durch welches Rußland eine seiner politischen Bedeutung und geographischen Ausdehnung entsprechende Wehrkraft erhalten könne; ein der Größe der Armeen Preußens, Frankreichs, Oestreichs u. s. w. entsprechendes stehendes Heer im alten Sinne des Worts zu erhalten, sei für Rußland aus wirthschaftlichen wie finanziellen Gründen nicht möglich, es gebe keine andere Zuflucht, als die zu dem Institut der Milizen. Nach einer Berechnung des Autors, deren Einzelheiten wir übergehen, bedarf Rußland im Kriegsfall zur Deckung seiner Grenzen 400,000 Mann und zwar: zum Schutz der Ostseeküste 9 Divisionen (zu je 12 Bataillons), für Polen und die (ehemals polnischen) Westprovinzen 13½ Divisionen (für Warschau allein ist 1 Division gerechnet) — zum Schutz der Küsten des schwarzen Meeres 6 Divisionen, für den Kaukasus 5, zur Deckung des weißen Meeres eine halbe Division; circa 80,000 Mann wären außerdem für den Dienst im Innern des Reiches nothwendig. Um Rußlands Heerwesen so zu erhöhen, daß es allen Anforderungen genüge, schlägt der Verf. eine (mit Hilfe des Milizsystems vermittelte) Erhöhung in nachstehendem Maßstabe vor:

	Es sind vorhanden:	Es sollten sein:
Infanterie	560 Bataillons.	729 Bataillons.
Grenadiere	76 „	81 „
Schützen	28 „	69 „
Reguläre Reiterei	260 Schwadronen.	328 Schwadronen.
Miliz		497 Bataillons.

Diese Ziffern reichen hin, eine Vorstellung von dem Umfang des Plans zu ermöglichen, auf welchen der Verfasser es absieht; beigelegt ist demselben eine umständliche, aber etwas gewagte Berechnung, nach welcher die Erhöhung des Militärbudgets eine unbedeutende wäre. Außerdem macht der General Fadejew eine Anzahl Vorschläge zur Veränderung der Bewaffnung und Bekleidung der Truppen; indem er den Hinterladern, deren Einführung bereits betrieben wird, alle Anerkennung zollt, wünscht er, daß der nationalen Neigung zum Einhauen mit dem Kolben möglichst Rechnung getragen werde; da der Kolben dem russischen Soldaten lieber sei als das Bajonnet, müsse er möglichst schwer und solid gearbeitet werden. Das Pistol will er dagegen (für den Gemeinen, auch der Cavallerie) vollständig abgeschafft und durch eine gezogene Büchse ersetzt sehen, da der Russe sich niemals an die erstere Waffe, welche ein großes Maß von Geschicklichkeit erfordere, gewöhnen werde. Die Artilleristen sollen nicht mit Säbeln, sondern mit langen Dolchen, nach dem Muster des leoginischen, bewaffnet werden. Was das schwere Geschütz anlangt, so hat bezüglich

Digitized by Google

desselben bereits im vorigen Herbst eine ziemlich eingreifende Neugestaltung Platz gegriffen: alle Feldbatterien der Artillerie zu Fuß und zu Pferde haben Hinterladungsgeschütze erhalten und zwar ein Drittheil der Batterien zu Fuß 9pfündige, die zwei übrigen Drittheile und die Batterien zu Pferde, 4pfündige Kanonen. Bis zur vollständigen Beschaffung dieser Geschütze sind die dritten Batterien bei den alten 4pfündigen Broncekanonen belassen, die ersten Batterien zur Aushilfe mit gewöhnlichen 12pfündigen Kanonen versehen, die zweiten Batterien jedoch ausnahmslos und sofort mit 4pfündigen gezogenen Hinterladern bewaffnet worden.

Auf die Einzelheiten der fadejewschen Vorschläge bezüglich der Cantonalbezirke, zu welchen eine Bevölkerung von je 130,000 Mann verbunden werden soll, gehen wir nicht weiter ein, da dieselben, wie oben erwähnt, von der Regierung zurückgewiesen worden sind. Bemerkenswerth ist indessen, daß Fadejew darauf hingewiesen hat, in den drei größten Kriegen, welche Rußland während des neunzehnten Jahrhunderts geführt, in den Jahren 1807, 1812 und 1855 seien Milizen errichtet worden, da man ohne diese nicht ausgekommen; die Regierung hat übrigens ausdrücklich erklärt, daß sie im Princip durchaus nicht gegen das Miliz- oder Landwehrsystem sei, nur die Modalitäten der fadejewschen Vorschläge nicht adoptiren, die gesammte Angelegenheit überhaupt nicht in Angriff nehmen könne, ehe die finanziellen Verhältnisse des Reichs sich gebessert. Endlich sei noch einer, unseres Erachtens höchst durchschlagenden Bemerkung des Autors gedacht. Derselbe weist darauf hin, daß der russische Soldat bis zu den Zeiten Peters des Großen eine entschiedene Vorliebe für Winterfeldzüge gehabt habe und in diesen besonders glücklich gewesen sei; daß dieselbe neuerdings d. h. seit Peter außer Uebung gekommen, mindestens nicht mehr von dem früheren Erfolg gekrönt worden, habe seinen Grund in der Adoption der europäischen, auf günstigere klimatische Verhältnisse und abweichende Nationalgewohnheiten berechneten Uniformen, der Tuchröcke und Tuchmäntel. Die Entbehrung des gewohnten Schafspelzes sei für den russischen Soldaten, auch wenn derselbe längere Zeit im Dienst gestanden, besonders hart; es sei darum wünschenswerth und nothwendig, daß auch in der Armee zum Nationalcostüm, mindestens zu einer den russischen Gewohnheiten entsprechenden Art der Bekleidung zurückgegriffen werde, um der russischen Armee die volle Geltendmachung ihrer natürlichen Vorzüge möglich zu machen.

Der Mangel eingehender Detailmittheilungen, namentlich über die numerischen Verhältnisse der Cavallerie und Artillerie und die Art der Bewaffnung macht sich in dem vorliegenden Buch, das — obgleich für das große Publikum berechnet — eine relative Kenntniß der bestehenden russischen Militäreinrichtungen voraussetzt, zu empfindlich geltend, als daß dasselbe seinem Zweck vollkommen entsprechen könnte. Indem wir uns vorbehalten, diese Mängel gelegentlich durch

Digitized by Google

Mittheilungen aus andern ruſſiſchen Quellen, namentlich officiellen, zu ergänzen, bemerken wir nur, daß die ſadejewſche Schrift ſchon wegen der Rückſichtsloſigkeit ihrer Kritik der früheren ruſſiſchen Militärzuſtände ein Intereſſe hat, das über ſpecifiſch ruſſiſche Kreiſe hinausreicht.

Eine neue Ausgabe von Winckelmanns Verſuch einer Allegorie.

Johann Winckelmanns Verſuch einer Allegorie, beſonders für die Kunſt. Säcularausgabe. Aus des Verfaſſers Handexemplar mit vielen Zuſätzen von ſeiner Hand, ſowie mit inedirten Briefen Winckelmanns und gleichzeitigen Aufzeichnungen, über ſeine letzten Stunden herausgegeben von Albert Dreſſel. Mit einer Vorbemerkung von Conſtantin Tiſchendorf. Mit Portrait und Facſimile. Leipzig, Hermann Mendelsſohn. 1866.

Der kundige Leſer, welcher das ſchön ausgeſtattete Quartheft zur Hand nimmt, wird ſich ſchwerlich eines mehrfachen Erſtaunens erwehren können. Zunächſt fällt ſein Blick auf das dem Titel gegenüberſtehende Portrait Winckelmanns. Mag er nun an das weitverbreitete Bild Macons mit dem turbanartig ums Haupt geſchlungenen Tuche oder an das männlich kräftige Portrait von der Hand Angelika Kaufmanns denken, immer müſſen ihn dieſe unerfreulichen Züge befremden, die faſt gar nichts mit jenen Bildern gemein haben, dieſe lange ſpitze Naſe, dieſes ſcharfe vorſpringende Kinn, dieſe runzelige faltige Haut. Der Verfaſſer der Vorbemerkung belehrt uns, die Lithographie ſei nach Caſanova gefertigt. Das kann wohl nicht richtig ſein, da Caſanovas Bild in ſtrengem Profil gezeichnet iſt, krauſes Haar ſtatt des kurzen ſchlichten und kräftige derbe Formen ſtatt der mageren aufweiſt. Oder ſollte Tiſchendorf im Beſitz einer ganz abweichenden, bisher unbekannten Zeichnung Caſanovas ſein? Dann war es doch wohl der Mühe werth dies anzuführen. Wir ſind nicht im Stande dieſes Räthſel zu löſen, dürfen aber wohl unſer Bedauern ausſprechen, daß nicht das ſchöne Oelgemälde Angelika Kaufmanns zu Grunde gelegt iſt; es war ja doch ohne Zweifel den Herausgebern bekannt, daß Winckelmann ſelbſt einmal brieflich den Wunſch äußert, daſſelbe ſeiner Schrift über die Allegorie vorgeſetzt zu ſehen. Nachdem die geiſtreiche Radirung der Künſtlerin ſelbſt äußerſt ſelten geworden, eine zweite Radirung einer leipziger Dame

Digitized by Google

(vor Knirims „Harzmalerei der Alten") nicht zum Beſten ausgefallen, ein Kupferſtich Mechels verſchollen oder vielleicht nie fertig geworden, ein neuerer großer Stich Rud. Rahns hart und metallen gerathen, ein kleinerer deſſelben Künſtlers (vor Juſtis „Winckelmann" Band I) vollends ganz mißlungen iſt, wäre es in der That verdienſtlich geweſen, auf jenen Wunſch Winckelmanns zurückzukommen und dieſes prächtige, überdies der Entſtehung der „Allegorie" gleichzeitige Bild, von dem es ſehr wohl gelungene Photographien giebt, in einer treuen, wenn auch kleinen und anſpruchsloſen Nachbildung zu verbreiten.

Unſer zweites Erſtaunen gilt der Perſon des Vorredners. Wie kommt Saul unter die Propheten? Was hat der Entdecker der Sinaihandſchrift mit Winckelmanns Verſuch einer Allegorie zu thun? Was mag den unermüdlichen Abſchreiber und Herausgeber immer neuer Bibelhandſchriften bewogen haben ſeine Bemühungen nun auch der Archäologie zu Gute kommen zu laſſen? Auch dieſes Räthſel müſſen wir ungelöſt laſſen, denn vergebens haben wir uns in der drei Seiten langen Vorbemerkung nach irgendetwas umgeſehen, was nicht ebenſogut und natürlicher der Herausgeber Dreſſel ſelbſt ſeinen Leſern mitgetheilt hätte. Wollte Tiſchendorf ſeinen Freund dem großen Publikum (denn den Gelehrten iſt er längſt bekannt und vielleicht auch jenem als langjähriger römiſcher Correſpondent der Allgemeinen Zeitung) mit dem ganzen Gewicht ſeiner berühmten Perſönlichkeit empfehlen? Das war unnöthig, da Dreſſel hier nur als Herausgeber eines fremden Buches auftritt; und wozu dann alle die anderen Worte der Vorbemerkung? Oder ſollte vielleicht irgendjemand es ſchicklich gefunden haben, gleichwie Winckelmann ſelbſt ſeinem Buche die Widmung an die göttinger Akademie nach pindariſchem Worte als „weithin ſtrahlende Säulenhalle" vorſetzte, ſo auch dem Werke des einfachen Privatgelehrten Johann Winckelmann durch den reichbeſternten Namen Conſtantin Tiſchendorfs einigen Glanz zu verleihen? Nun wir ſind allerdings ſehr daran gewöhnt worden, dieſen Namen in zahlloſen Artikeln wiſſenſchaftlicher wie unwiſſenſchaftlicher Blätter, in ſelbſtverfaßten und fremden Anzeigen, Recenſionen, Correſpondenzen, Reiſeſchilderungen u. ſ. w. uns immer wieder vorführen zu laſſen; ſollte aber Winckelmann wirklich eines ſolchen auf ſeine Bruſt gehefteten Schmuckes bedürfen?

Indeſſen ſcheint es faſt, als ob die vorliegende Ausgabe in der That eine entſchuldigende Einführung gebrauchen könnte. „Es iſt bekannt," berichtet der Vorredner, „daß dieſer Verſuch einer Allegorie nicht zu den gelungenſten Arbeiten Winckelmanns gezählt wird; ſeine Erklärungen finden viele allzu geſucht, um Annahme zu verdienen." Letztere Bemerkung wird man wohl nicht ohne einiges Lächeln ob der tiefen Sachkenntniß leſen; ſollte es wirklich nur dieſer Grund ſein? Und wie ſtellt ſich denn Conſtantin Tiſchendorf zu dieſem Urtheil, das er als Vorredner eines neuen Abdrucks doch zu widerlegen oder

Digitized by Google

einzuſchränken verpflichtet war? Gar nicht; er begnügt ſich fortzufahren: „Wie ſehr aber Winckelmann ſelbſt an ſeinem Buche hing, das beweiſen die zahlreichen Zuſätze, mit denen er während der letzten zwei Jahre ſeines Lebens ſein Handexemplar ausſtattete.“ Winckelmann iſt bei allen ſeinen Schriften nie müde geworden, auch nach ihrem Erſcheinen zu beſſern und nachzutragen. Mit Zuſätzen ſtattet man ja wohl überhaupt auch weniger gelungene Arbeiten aus, vielleicht ſogar dieſe um ſo mehr, je beſſerungsbedürftiger ſie erſcheinen. Jedenfalls erhellt Winkelmanns Vorliebe für jene Schrift viel deutlicher aus zahlreichen Briefen: in einem nennt er ſie gradezu ſeine beſte Arbeit, er ſchreibt ſie deutſch und nicht italieniſch, weil er hofft mit ihr „den Deutſchen etwas zu geben, was unſere Nachbarn nicht aufweiſen können“. In der That hat er an dieſem Werke faſt ſein ganzes literariſches Leben hindurch „gedacht und gemärtelt“.

Schon in ſeiner Erſtlingsſchrift, den „Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt“ (1755), welche den berühmten Satz von der edlen Einfalt und ſtillen Größe als Hauptmerkmalen der griechiſchen Kunſt aufſtellte, alſo ſchon in Dresden, hatte Winckelmann ſich mit der Allegorie beſchäftigt und in ihr das Mittel gefunden, der bloßen ſinnlichen Form einen vollen überſinnlichen Gedankeninhalt zu verleihen, wobei er freilich das Wort Allegorie in dem denkbar weiteſten Sinne auffaßt. Vortrefflich hat Juſti in ſeinem ſchönen Buche über Winckelmann die Unhaltbarkeit dieſer Anſicht dargelegt und ebenſo darauf hingewieſen, wie wenig dieſer Abſchnitt der genannten Schrift mit den übrigen Grundgedanken derſelben übereinſtimmt. Hier iſt eben der Punkt, wo auch Winckelmann, der bahnbrechende Forſcher und Seher auf dem Gebiet des Kunſtgefühls und Kunſtverſtändniſſes, ſich von den allgemeinen Anſchauungen ſeiner Zeit abhängig erweiſt, „der menſchlichen Schwachheit ſeinen Tribut entrichtet“. Die Allegorie d. h. der Ausdruck von allgemeinen Gedanken, die ſich directer künſtleriſcher Darſtellung entziehen, durch fremde nur andeutende und daher erſt auszudeutende Zeichen iſt ihrem innerſten Weſen nach unkünſtleriſch, ganz entſprechend der neumodiſchen Programmmuſik. Sie iſt denn auch in die bildende Kunſt der Griechen erſt eingedrungen, als die freie und ſelbſtändige Schöpfungskraft mehr und mehr erloſch und äußere Einflüſſe auf die Kunſt beſtimmend einzuwirken begannen. Ein irgendwie erheblicher Gebrauch derſelben läßt ſich kaum vor Alexander dem Großen nachweiſen, dann aber bemächtigt ſich die Hofkunſt dieſes bequemen Mittels, um zu ſchmeicheln, um auf Umwegen Dinge anzudeuten, welche gradezu auszuſprechen nicht gerathen ſchien, um Geiſt, Esprit zu entfalten, wo es an neuen wahrhaft künſtleriſchen Ideen gebrach. Jetzt wird ein Ruhm darein geſetzt „Dinge zu malen, die ſich gar nicht malen laſſen“, Donner, Blitz und Wetterſchlag in ausgeführten Perſonificationen, das gefeſſelte Bild des Krieges im Triumphzug Alexanders,

Digitized by Google

eine sitzende Glücksgöttin, weil sie ja nicht feststeht (!), eine figurenreiche pathetische Gerichtsscene, wo die schöne jähzornige Verleumdung mit der Fackel in der Hand, vom bleichen häßlichen Neide als Ankläger angespornt, von Trug und Arglist als Helferinnen begleitet, den unschuldig Verklagten vor den albernen Richter mit den Eselsohren des Midas schleppt, welchem Thorheit und Argwohn zur Seite stehen, während weiterhin die Reue im zerrissenen Trauerkleide sich weinend und beschämt nach der herankommenden Wahrheit umblickt. Apelles, der hochbegabte und geistvolle Hofmaler Alexanders, war der eigentliche Begründer dieses Kunstverderbs, und rasch folgte sogar auch die Sculptur, die doch noch weit enger als die Malerei an die Wirklichkeit gebunden ist. Nun schuf Lysipp seinen „günstigen Augenblick", mit geflügelten Füßen auf den Zehen vorbeieilend, das Scheermesser in der Hand, das auf das Haarscharfe des entscheidenden Moments deuten soll; vorn an der Stirnlocke mußte man ihn fassen, denn war er einmal vorbei, der Hinterkopf war kahl und ließ sich nicht packen. Ja bis zur völligen Rebusschöpfung verstieg sich diese Programmkunst, als der Syrerkönig Antiochus, der den Taurus von Räubern gereinigt hatte, sich als Bezwinger eines Stieres (Taurus) darstellen ließ! Solche Künsteleien fanden natürlich auch bei den römischen Kaisern willige Aufnahme, sie haben immer geblüht, wo die Künstler im Solde prunk- und ruhmliebender Monarchen schaffen mußten, wohl nie schlimmer als am Hofe Ludwigs XIV. Von diesem verbreitete sich das Uebel an alle die Höfe, welche in Versailles das höchste Muster erblickten; wie hätte Dresden zurückbleiben sollen? In solcher Umgebung erwarb Winckelmann seine ersten Kunstanschauungen, er wurde darin bestärkt durch allegorisirende Künstler wie Oeser; kein Wunder wenn selbst er sich, so wenig wie noch später Goethe, von der Vorliebe für solche „sinnvolle und beziehungsreiche" Symbolik lossagen konnte. Es ist das nicht die einzige Seite, nach welcher er der sogenannten akademischen Kunst Vorschub geleistet hat. So kam es denn, daß er den Plan zu einem Werke über die Allegorie während seines ganzen römischen Aufenthalts unausgesetzt hegte und pflegte; der enge Verkehr mit Raphael Mengs, den er über alle neueren Maler, Raphael Santi nicht ausgenommen, stellte, konnte für diese Liebhaberei nur förderlich sein. Bereits im Sommer 1759 finden wir ihn an der Ausarbeitung des Werkes, dem er einen nur mäßigen Umfang geben wollte, und das er zu einem Handbuch für Künstler bestimmte, nicht für Gelehrte. Andre Arbeiten, namentlich die Kunstgeschichte, ließen die Allegorie wieder zurücktreten, ohne daß sie doch jemals ganz bei Seite gelegt war. Erst nach Vollendung der Kunstgeschichte, im Herbst 1762, begann Winckelmann nach einer schweren Krankheit die Arbeit ernstlicher vorzunehmen, die nun neben den Vorarbeiten zu den monumenti inediti gefördert ward. Bald war er mit der Disposition im Reinen, und obwohl bei der Einzelausführung die Schwierigkeiten sich nur häuften,

war die Schrift doch zu Anfang des Jahres 1764 vollendet. Sie sollte — charakteristisch genug — Mengs dedicirt werden als Gegengabe für dessen „Gedanken über die Schönheit“ (1762), welche Winckelmann gewidmet worden waren. Den Plan, sie lieber italienisch herauszugeben, der durch die Verstimmung über den langsamen Druck der Kunstgeschichte veranlaßt war, ließ er bald fallen; im April 1764 ward sie dem Dresdner Verleger Walther zugesagt, jedoch war Winckelmanns Liebe zu der Arbeit so groß, „daß er sie noch einige Zeit für sich allein genießen wollte, um etwas für sich zu behalten.“ Dieser Aufschub gab den Anlaß zu einer völligen Umarbeitung. Den Sommer jenes Jahres brachte Winckelmann wie gewöhnlich in der herrlichen Villa des Cardinals Albani zu. Es herrschte ein tolles Treiben um ihn her; trotz eines Unwohlseins des Cardinals ward die Villa nie leer, oft blieben über sechzig Personen zum Abendessen da und „die Fresserei, das Tanzen, Spielen und Singen“ ward endlich so arg, daß der Papst selbst ein Einsehen haben mußte. Mitten in dieser tobenden Umgebung, von der sich Winckelmann ganz fern hielt, schrieb er nicht blos seine „Nachrichten von den neuesten herkulanischen Entdeckungen“, sondern brachte nun auch die Allegorie in eine ganz neue Form. Die Anordnung ward zum Theil geändert, namentlich kam ein allgemeines, einleitendes Capitel hinzu, der Umfang ward beträchtlich erweitert, und die Dedication an Mengs aufgegeben, da eine vorübergehende Erkaltung der Freundschaft eingetreten war; die neugestiftete sächsische Akademie der schönen Künste sollte an seine Stelle treten. Indessen auch letztere Absicht ließ Winckelmann wieder fallen; er wollte nun die Schrift ohne Dedication und ohne Namen des Verfassers herausgeben. Grade als die Arbeit endlich abgeschlossen war und nach Dresden abgehen sollte, im December 1764, erhielt Winckelmann von Heyne die Nachricht, daß die göttinger Societät der Wissenschaften ihn zu ihrem Mitgliede gemacht habe. So entstand der Plan, die Lieblingsarbeit aus Dankbarkeit dieser Gesellschaft zu widmen. Da Winckelmann hoffte bis zum Herbst den Druck vollendet zu sehen, sandte er am 30. März 1765 nach Göttingen ein lateinisches Danksagungs- und Widmungsschreiben, welches Otto Jahn kürzlich in seinen biographischen Aufsätzen herausgegeben und Tischendorf danach hat abdrucken lassen. Er begleitete dies mit einem Schreiben an den Secretär der Gesellschaft Johann Philipp Murrey, welches in den gedruckten Briefsammlungen fehlt; es wird erlaubt sein dasselbe nach einem von Ad. Michaelis kürzlich herausgegebenen fliegenden Blatt hier mitzutheilen. Es lautet:

Digitized by

„A Monsieur Monsieur Murray, Professeur & Secretaire de la Societé Royale des belles Lettres

à

Goettingue

Rom den 30. Merz 1765.

HochEdelgebohrner

Hochzuehrender Herr Professor

Es wird mir schwer E. HochEdelgebohrnen nach Würdigkeit zu antworten, so wohl in Absicht auf Sie selbst, als auf mich ins besondere. Hier verursachet dieses Dero über aus gütige Meinung von meiner Niedrigkeit, und dort die wenige Kenntniß der großen Männer unserer Nation. Was Sie mir zumeßen, übergehet meine Bescheidenheit billig mit Stillschweigen, schätze mich aber glücklich, einigen Beyfall eines öffentlichen Lehrers der schönen Wissenschaften in dem edelsten Sitze derselben erlanget zu haben. Was ich Ihnen aber wider geben solte, wird unter meine Verpflichtungen oben an gesetzet, u. ich will den Mann kennen lernen, dem ich eher als itzo meine große Hochachtung hätte bezeugen sollen. Ich habe bey nahe in Zehen Jahren nichts aus Deutschland gesehen, theils weil hier die gelehrten Wahren aus Ihren Gegenden selten sind, u. spät anlangen, theils weil ich bisher blos unter Todten u. unter Steinen gesessen bin, u. es ist kaum ein Jahr, da ich zuerst einige meiner Kleinigkeiten in der Bibliothec der schönen Wissenschaften gedruckt gesehen habe.

Ich wünschte daß ich künftig etwas würdiges liefern köute, welches den Schriften der Königlichen Gesellschaft verdienete einverleibet zu werden: denn ich werde mich bemühen, die Ehre welche mir dieselben [er-] durch E. HochEdelgebohrnen Vermittelung erzeiget, in thätigen Proben zu erkennen. Indeßen bitte ich dieselben, die Königliche Gesellschaft zu ersuchen, ein geringes Angebinde gütigst anzunehmen, welches ich derselben durch die Zuschrift meines Versuchs einer Allegorie zu machen gesonnen bin: es wird dieselbe künftige Michael-Messe an das Licht treten, u. gehörig übermachet werden. Ich hätte dieses Werckgen eben so leicht in Welscher als in unserer Sprache abfassen können, wenn nicht theils die Liebe des Vaterlandes, theils eine kleine Eitelkeit der Bewegungs-Grund gewesen, und diese ist, den Deutschen etwas zu geben, was unsere Nachbaren nicht aufweisen können.

E. HochEdelgeb. Anfrage über den Liefländer, dem ich etwas zugeschrieben,*) worauf dieser sich so wenig gewürdiget, nur eine einzige Zeile zu antworten,

*) Dem Freiherrn F. R. von Berg, zu dem Winckelmann eine überaus leidenschaftliche Liebe gefaßt hatte, war die 1763 erschienene „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst" gewidmet. Nachdem dessen erste Danksagung verloren gegangen war, lief eine zweite im August 1765 ein.

gitized by Google

eben so wenig als der Graf Brühl*) u. der Hof zu Dreßden es gethan auf die Zuschrift der Geschichte der Kunst; diese Anfrage, sage ich, giebt mir Gelegenheit, ein paar Worte zu meiner Rechtfertigung auf das künftige zu sagen. Ich habe bisher unseren Landesleuten ohne alle erdenckliche eigennützige Absichten, mit Verlaügnung meiner Zeit gedienet, da ich aber fast bey allen erfahren habe, daß meine Bemühung und Unterricht nicht einmal eines Briefes wehrt geachtet worden, so bin ich itzo in dieser Absicht unendlich schwierig geworden, u. ich habe meine Bekanten ersuchet, niemanden einen Brief an mich zu geben, welches ich auch hier wiederhole. Gedachter von Berg hat zu Straßburg studiret, sein Reise-Gefährte aber, der Graf Münich, zu Goettingen.

Was das Leben meines Herrn und Freundes**) betrift, so verdiente dasselbe eine würdige Feder, und ich könte mich vielleicht entschließen, meine Kräfte mit dessen Beystand zu wagen. Die Bekantschaft u. der vertraulichste Umgang, wie derselbe unter Spiel-Gesellen seyn kann, mit einem so großen Manne von ungemessenen Talente, ist ein Glück welches ich nimmermehr genug zu schätzen weiß. Ihn solten unsere aufgeblasenen Superintendenten kennen, um, wenn diese Empfindung hätten, in Angesicht dessen Herunterlassung auf das niedrigste in der Natur, bey Königlichen Entwürfen u. vollendeten Werken, bewegt zu werden, sich wie Regenwürmer in einander zu ziehen.

Belieben dieselben mich dem Herrn D. Michaelis als dessen Verehrer, da ich ihn von Person kenne***), u. als einen erkentlichen Zuhörer seines würdigen Vaters, gehorsamst zu empfehlen, und sich zu versichern, daß ich mit der grösten Hochachtung u. Ergebenheit beständig seyn werde

E. HochEdelgebohrnen

gehorsamst ergebenster Diener
Joh. Winckelmann

Die Ehrenworte bleiben künftig weg, zumahl mir dieselben nicht zukommen: denn der Abt ist nur eine Bezeichnung eines Menschen, welcher kein Weltlicher ist. Im übrigen bin ich kein Geistlicher, auch nicht gesonnen es zu werden, daher ich ein Canonicat ausgeschlagen. Ich könte alle Stunden heirathen.

---

*) Für das „Sendschreiben von den herculanischen Entdeckungen" (1762), welches durch einen von Winckelmann gemeinsam mit dem Grafen Brühl gemachten Besuch Neapels veranlaßt worden war.

**) Des Cardinals Alessandro Albani.

***) Johann David Michaelis war damals Director der Göttinger Societät. Winckelmann wird ihn als Student in Halle kennen gelernt haben, etwa bei Gelegenheit von Michaelis Promotion oder Habilitation. Ebendort war W. Zuhörer von dessen Vater Christian Benedict Michaelis gewesen, der ihm beim Abgang von der Universität „ein sehr kahles Theologenzeugniß" ausstellte.

Digitized by Google

Wir sind hier ganz u. gar nicht Titelmässig, u. wenn ich noch mehr wäre, als ich bin, so heiße ich il Sig^r Giovanni*)."

Beiden Schreiben, dem lateinischen und diesem deutschen, schloß sich unter gleichem Datum auch noch ein Brief an Heyne an, dessen Beginn („Ich bin nicht fruchtbar genug an Begriffen, um auf dreifache verschiedene Art für die mir erzeigte Ehre Dank zu sagen") sich dadurch erklärt. — Uebrigens haben die Schicksale der „Allegorie" hiermit noch nicht ihr Ende erreicht. Nachdem Winckelmann lange über den Verbleib des Manuscriptes ohne alle Nachricht geblieben war und nicht wußte, „ob der Moder oder das Feuer dasselbe verzehrt habe", lief endlich um Michaelis statt des vollendeten Buches das Honorar und die Nachricht ein, der Druck solle nunmehr beginnen; erst im März des Jahres 1766 ist das Buch endlich erschienen. Von den Freiexemplaren ging eines an Winckelmanns Universitätsgenossen Quintus Icilius, den bekannten Freund Friedrichs des Großen, ein andres, wie billig, an Oeser. Die göttinger Akademie aber hat durch ein seltsames Versehen ihr Dedicationsexemplar nie erhalten und ebensowenig jenes lateinische Begleitschreiben, daher denn Winckelmann wiederum auch von ihr keine Antwort erhielt. Mißmuthig schreibt er einem Freunde: „Mit meiner Zuschrift an die göttingische Societät ist es mir wiederum mißlungen, denn ich habe über dieselbe nicht die geringste Antwort erhalten; Die sprechen, es sey ihnen nichts von mir bekannt geworden. Ich habe es verdienet, weil ich wider meinen Vorsatz gehandelt, welcher war, niemanden ferner etwas zuzuschreiben."

Sein eignes Exemplar versah Winckelmann — nicht ohne Aerger über die Druckfehler — am Rande mit allerlei Zusätzen, wie sie ihm seine unablässige Lectüre bot. Dieses Exemplar kam nach seinem Tode mit dem übrigen Nachlaß an seinen Universalerben, den Cardinal Albani, und hat sich bis zum Jahre 1858 in der albanischen Bibliothek erhalten. Bei der Versteigerung der letzteren gelangte es in den Besitz des in Rom lebenden Doctors A. Dressel, dem sich daher der Gedanke einer neuen Ausgabe der Schrift mit Benutzung dieser Nachträge ergab. Die zu Rathe gezogenen Sachverständigen waren getheilter Meinung, einige erklärten die Zusätze für erheblich genug, um einen neuen Abdruck der Schrift zu rechtfertigen, andre entschieden sich für das Gegentheil. Wir wünschten, der Besitzer wäre den letzteren gefolgt. Die Nachträge — nach Tischendorf sind es mehr als vierzig von bedeutenderem Umfang — sind recht unerheblich und selbst wenn sie bedeutender wären als sie in der That sind, würden sie ruhig auf eine Verwerthung in einer neuen Gesammt-

*) Die von Murray gebrauchten Ehrenworte waren vielleicht durch die dem „Liefländer" gewidmete Abhandlung veranlaßt worden, auf deren Titel Winckelmann seine Aemter und Würden genannt hatte.

ausgabe Winckelmanns haben warten können oder höchstens irgendwo als Reliquen einen Abdruck verdient haben; für eine Sonderausgabe der ganzen Schrift geben sie keinen hinlänglichen Grund. Denn wie viel auch Winckelmann selber auf diese gehalten hat, so haben doch schon die Zeitgenossen sie am kühlsten von allen seinen Arbeiten aufgenommen, und dieses Urtheil ist mit vollem Rechte bestehen geblieben. Die oben erwähnte Kritik Justis über denjenigen Abschnitt von Winckelmanns Erstlingsschrift, der die Allegorie angeht, wo sich „die breiteste Schattenseite" der Arbeit gelagert hat, gilt in allem Wesentlichen auch für unser Buch, das sich weniger in den Grundanschauungen von jenen früheren Gedanken unterscheidet, als durch die Fülle der Einzelausführung, die eine ganz staunenswerthe Belesenheit verräth. Indem Winckelmann die Allegorie „im weitläuftigsten Verstande" nimmt als „Andeutung der Begriffe durch Bilder und also als eine allgemeine Sprache, vornehmlich für Künstler", zieht er alle Personificationen, Symbole, Attribute u. s. w. mit in den Kreis der Betrachtung, auch solche Gegenstände und Andeutungen, welche ganz einfach zur Handlung gehörten. Wenn z. B. Guido Reni neben seiner büßenden Magdalene ein paar weiße Rüben malt, so sind ihm dieselben eine Allegorie ihres strengen Lebens, und wenn Raphael in einer Darstellung der Pest eine Figur sich die Nase zuhalten läßt — gewiß ein sehr natürliches Motiv! — so muß diese Figur eine Allegorie auf das Ansteckende der Krankheit und den üblen Geruch der Kranken sein. Kein Wunder, wenn da die ganzen Götter sich zu Allegorien verflachen, wenn Jupiter mit bräunlicher Haut gemalt wird, nicht weil er ein kräftiger Mann ist, sondern weil er die Luft bedeutet, „welche, wenn sie von Blitzen schwanger ist, sich in dunkelen Dünsten verhüllet zeiget, deren Bild gedachte Farbe des Jupiters zu sein scheinet". Von dergleichen Erklärungen wimmelt die ganze Schrift, und was schlimmer ist als eine Reihe von verfehlten Einzelheiten sein würde, der ganze Grundgedanke ist ein falscher, ungesunder, unkünstlerischer. Vollends übel wird es, wo das Gebiet der eigentlichen Allegorie in ihrer engeren Bedeutung betreten wird. Wir finden in mehren Capiteln unter verschiedenen Gesichtspunkten Allegorien zusammengestellt aus Schriften und Kunstwerken der Alten und aus neueren Bildern, ja das letzte Capitel bringt sogar neue Allegorien in Vorschlag. Wie viele Besucher des Palazzo Barberini und seines prachtvollen Saales mögen wohl ein Verständniß dafür haben, daß im Deckengemälde Pietro von Cortonas der Bär, welcher seine Jungen leckt, die Erziehung der Kinder andeutet? Wer kann die Absicht errathen, wenn ein Steuerruder als Bild der Reinheit gelten soll? — weil nämlich die Griechen ein Sprichwort „reiner als ein Steuer" hatten! Leider heißt es hier mit Recht: je gelehrter je verkehrter, und es ist zu bedauern, daß Winckelmanns seltne Gelehrsamkeit sich hier einmal in den Dienst einer so geschmacklosen Zeitrichtung begeben hat. Auch ist er sich selbst

Digitized by Google

bei der Empfehlung älterer und Erfindung neuerer Allegorien vielfach nicht treu geblieben, da er als die drei Erfordernisse einer guten Allegorie Einfalt, Deutlichkeit und Lieblichkeit aufstellt, diese Eigenschaften aber nur den wenigsten seiner Allegorien beigelegt werden können. In seiner Erstlingsschrift hatte er von der Allegorie auch noch gerühmt, sie sei desto besser, je unerwarteter sie auftrete, je verborgener sie sei. „Sie ist wie eine unter Blättern und Zweigen versteckte Frucht, welche desto angenehmer ist, je unvermutheter man sie findet." Dieses Verlangen hat er später aufgegeben, sicherlich mit Recht, da es sich mit der Forderung der Einfachheit und Deutlichkeit nicht wohl vereinigt. „Liegt nämlich," wie Justi treffend bemerkt, „der Reiz der Allegorie in der Aufdeckung eines Verborgenen, in dem Vergnügen der Jagd, nach Addisons Ausdruck, so wäre die Verborgenheit das Maß ihrer Vollkommenheit. Ist dagegen das Kriterium ihrer Güte das wahre Verhältniß des Bezeichneten zum Zeichen, so wäre sie am vollkommensten, wenn das Bild aufhörte bloßes Zeichen zu sein, damit hörte aber auch die Allegorie auf. Da Piles verlangte, und viele sind ihm beigetreten, daß nur autorisirte Allegorien gestattet werden dürften, denn neu erfundene Allegorien sind Räthsel; aber gibt es etwas langweiligeres als längst aufgeschlossene Räthsel?"

Winckelmann bestimmte sein Werk vorzugsweise für Künstler, er wollte also durch dasselbe auf die lebende Kunst einwirken. Sein Herausgeber scheint sich von dem neuen Abdrucke Aehnliches zu versprechen, denn er meint, es werde „nicht wohl ein Künstler das Büchlein durchblättern, ohne sich durch die eine oder andere Andeutung ahnungsreich angeregt und gehoben zu fühlen, um zuletzt die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Wesenheit eines zu bildenden Kunstwerks hinter der leiblichen Seite der Farben- und Formenpracht zu suchen ist." Dazu ist jede andre Schrift Winckelmanns besser geeignet; möge vielmehr Gott unsre heutigen Künstler in Gnaden davor bewahren sich durch dies Buch auf Abwege verlocken und zu den mehr und mehr verlassenen Bahnen der Allegorisiererei zurückführen zu lassen, welche für uns noch viel ungeeigneter ist als für das Alterthum, weil uns alle jene Begriffe und Abstractionen weit unlebendiger und schwerer verständlich sind, als den überall personificirenden, für Symbole und Andeutungen viel zugänglicheren Alten. Es ist aber auch wohl kaum eine ernstliche Gefahr, daß das neu abgedruckte Buch einen solchen Einfluß gewinne. Denn auch in der Form der Darstellung steht es weit hinter Winckelmanns andern Werken zurück, wie das selbst von seinen Freunden sofort nach dem Erscheinen des Buches empfunden und von Winckelmann nur mangelhaft durch die Bemerkung gerechtfertigt ward, ein Lehrbuch müsse so sein, kurz und einfach. Nur selten zeigt sich jener hohe pathetische Schwung, welcher ein so hervorstechendes Merkmal des winckelmannschen Stils ist. Eben aus diesem Grunde ist aber der neue Abdruck grade dieser Schrift fast zu bedauern. Sie

wird schwerlich Winckelmann neue Verehrer erwerben, manchen vielleicht eher von anderen Schriften desselben fern halten, auch wird der Verleger für seine Sorgfalt kaum genügenden Lohn finden. Es wäre aber schade, wenn dadurch einem andern, weit dringenderen Unternehmen Schwierigkeiten bereitet würden. Wir meinen eine neue Ausgabe der Kunstgeschichte. Winckelmanns Kunstgeschichte hat nicht das Glück gehabt in dem alleinclassischmachenden cottaschen Verlage zuerscheinen und so, neben Pyrkers Werken, in die Volksausgabe deutscher Classiker aufgenommen zu werden. War es doch beim Beginn des grimmschen Wörterbuches zu Anfang schier vergessen sie mitheranzuziehen, was allerdings bald nachgeholt ward. Sie ist außer den Gelehrtenkreisen wenig verbreitet, obgleich sie nicht blos bisher die einzige großartige Geschichte der griechischen Kunst geblieben ist, sondern auch zu den schönsten Denkmalen der deutschen Literatur gehört, in ihrer Behandlung der Sprache ein herrliches Gegenstück zu Lessings Stil. Wäre es da nicht ein verdienstliches Unternehmen, eine möglichst billige Ausgabe herzustellen, die sich leicht jeder Student, jeder Gebildete anschaffen könnte? Ein äußerer Anlaß, wenn es dessen bedarf, ist leicht gefunden. Am 8. Juni 1768 fiel Winckelmann von der Hand des Mörders, möchte nach einem Jahrhundert dafür gesorgt werden, daß seinem vollendetsten Werke auch in unsrer Zeit eine immer weitere Verbreitung zu Theil werde. Freilich dürfte es nicht ein Abdruck der ersten besten Ausgabe sein, sondern Sachkenntniß und Pietät müßten im Verein sich der Arbeit unterziehen, Winckelmanns Werk möglichst vollkommen herzustellen. Der Text selbst würde wohl wesentlich die Gestalt behalten, welche die dresdner Herausgeber ihm gegeben haben; die Beweisstellen müßten nach den jetzt üblichen Citirweisen angeführt und ihnen Nachweise von Abbildungen der besprochenen Kunstwerke in den heutzutage verbreitetsten Kupferwerken hinzugefügt werden. Dadurch würde dann auch der Bilderatlas entbehrlich und das Buch könnte weit billiger werden.

Die letzten Betrachtungen veranlassen uns noch zu ein paar Worten über die Art, wie Dressel sein Herausgeberamt besorgt hat. Im Ganzen kann man damit zufrieden sein. Nicht klar ist es, warum der ursprüngliche Titel mit seiner Widmung unterdrückt ist; ebensowenig, weshalb Meyers Anmerkungen nicht aus der dresdner Originalausgabe (die dem Herausgeber zur Hand war) entnommen sind. Die beständige Bezeichnung „M. bei E.“, d. h. „Meyer bei Eiselein“, erweckt die falsche Vorstellung, als ob diese Anmerkungen in der dresdner Ausgabe fehlten und erst in dem donaueschinger Nachdruck hinzugekommen wäre. Auch gegen die Vermischung der Zusätze mit dem Text ohne irgendeine Angabe ließe sich Manches einwenden, da einige sicherlich nicht in dieser Form eingereiht zu werden bestimmt waren. Ueber einen andern Punkt giebt uns der Herausgeber selbst Auskunft. Winckelmanns Orthographie

Digitized by Google

weicht vielfach von der heutigen ab und bleibt auch sich selbst nicht überall gleich. Man wird also entweder das alte Gewand ganz beibehalten (natürlich mit Beseitigung der offenbaren Druckfehler) oder eine völlige Umschreibung vornehmen müssen. Je nach den Neigungen des Herausgebers und dem Zweck der Ausgabe kann die Wahl verschieden ausfallen. Dressel hat im Ganzen die alte Orthographie belassen, sich dann aber doch wieder nicht enthalten können, einzelne Inconsequenzen zu beseitigen. Dies Verfahren entbehrt jeder Berechtigung. Sollte einmal geändert werden, so mußten vor allen Dingen entschiedene Fehler entfernt werden, wie sich solche namentlich im Griechischen mehrfach finden. Wir fürchten, Winckelmann würde sich in dieser Hinsicht heute wie vor hundert Jahren über seinen Corrector beschweren. Er würde demselben vermuthlich gern erlaubt haben, den „Hyllus, den die Nymphen entführen" (S. 15) in einen Hylas zu verwandeln, aber ganz sicher würde er dagegen protestirt haben, sich in der Weise das Exercitium corrigiren zu lassen, daß Dressel die Schreibweise Buonarroti in Buonarotti verwandelte, da doch jenes die durchaus richtige, von dem betreffenden Gelehrten selbst wie von seiner Familie gebrauchte Namensform ist. Herzlich lachen würde er aber ohne Zweifel über die Verbesserungen, mit denen der Herausgeber seinem Italienisch geglaubt hat aufhelfen zu müssen. Anhangsweise werden nämlich, außer einem unerheblichen Originalbericht über Winckelmanns letzte Stunden, dreizehn Briefe desselben abgedruckt. Zwei davon waren bereits bekannt, zehn andre bisher unbekannte sind dem Herausgeber von Freundeshand mitgetheilt, theilweise recht interessant; endlich ist ein italienischer Brief an Mengs darunter. In diesem berichtet Winckelmann dem Freunde von einer großen Marmorschale der Villa Albani mit den Thaten des Herkules im Relief. Die Schale nennt er, wie nach ihm z. B. Zoega, «labbro», d. h. Becken (labrum). Gott weiß weshalb Herr Dressel daran Anstoß genommen hat, er corrigirt — «labaro»! Wenn dem in Rom lebenden Theologen Dressel das constantinische Feldzeichen mit dem I. H. S. so nahe lag, so hätte der leipziger Theolog Tischendorf doch wohl merken sollen, daß die Thaten des Herkules für die Fahne Constantins kein geeigneter Schmuck sind. Wer weiß, ob dann nicht auch die andern angeblichen Verbesserungen des italienischen Briefes unterblieben wären?

Digitized by Google

Die alte Grenze zwiſchen Nord- und Süddeutſchland.

Bis zum prager Frieden ließ ſich von einer beſtimmten Grenzlinie zwiſchen Nord- und Süddeutſchland nicht ſprechen: zwiſchen den unzweifelhaft norddeutſchen und den unzweifelhaft ſüddeutſchen Territorien gab es einen Ländergürtel, deſſen relative Selbſtändigkeit der Volksmund durch die Bezeichnung „Mitteldeutſchland" anerkannt hatte. Es gehörten dazu die naſſauiſchen, die großherzoglich heſſiſchen und die thüringiſchen Lande. Zwar in wirthſchaftlicher, intellectueller und religiöſer Beziehung gehörten dieſe Gebiete, vor allem das thüringiſche, zu Norddeutſchland; aber, während ſich die Energie des norddeutſchen und des ſüddeutſchen Weſens in den Bewohnern auf eigenthümliche Weiſe neutraliſirte, fühlten ſie ſich in ihren Gewohnheiten, beſonders in der Läßlichkeit einer minder disciplinirten Weltanſchauung den Süddeutſchen offenkundig näher verwandt. Dies Mittelglied zwiſchen den beiden Hauptmaſſen deutſchen Gebietes fehlte ehedem. Es gab eine Zeit, und ſie währte viele Jahrhunderte, wo mitten durch die thüringiſchen Lande eine Grenzlinie ging, welche zwei Bisthümer, zwei Idiome, das Recht zweier Volksſtämme, die Sitte, die Art zu leben, zu bauen und ſich zu kleiden, ſcharf von einander trennte. Seit den Tagen der Reformation und ſeit die ſüdlichen Vorlande des thüringer Waldes ſich allmälig zum Beſitze der Wettiner ſammelten, begann dieſe Grenzlinie verwiſcht zu werden, und heute iſt der alte Unterſchied von Dieſſeits und Jenſeits faſt nur noch dem Forſcher erkennbar; das Volk iſt ſich deſſelben nur noch in einzelnen Beziehungen und nur in lokaler Beſchränkung bewußt. Ja, ſo ſehr iſt der einſt ſo eminent ausgeprägte Grenzcharakter der merkwürdigen Linie, von der hier die Rede iſt, ausgelöſcht, daß ſelbſt ihrem uralten, jedem Anwohner wohlbekannten Namen lange Zeit hindurch eine verkehrte Bedeutung beigelegt werden konnte. Wir erkennen hier an einem lehrreichen Beiſpiele, wie vor neuen gemeinſamen Aufgaben alte Beſonderheiten abſterben, und ſchöpfen daraus tröſtliche Hoffnungen. Iſt jene uralte Grenzlinie ausgetilgt worden, ſo wird auch die neue ſüdlichere, welche in das deutſche Gebiet hat hineingezeichnet werden müſſen und die bei Weitem nicht ſo tief einſchneidet, als jene einſchnitt, ſich nicht behaupten. Es ſcheint uns aber, als erwüchſe grade für die ausgeglichene Mitte deutſchen Weſens die Aufgabe, aus jener gemüthlichen Neutralität ſich zu poſitiver Wirkung zu erheben und mit beſonderem Nachdruck die Gedanken der Vermittelung und der Verſöhnung auszubilden und zu vertreten.

Zu dieſen Bemerkungen veranlaßt uns eine Arbeit des meininger Hof- und

Digitized by Google

Archivrathes Georg Brückner, die wir in der dritten Lieferung der Neuen Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums (herausgegeben vom hennebergischen alterthumsforschenden Vereine) mitgetheilt finden. Sie hat die Ueberschrift: „Der Rennstieg in seiner historischen Bedeutung, oder: War das obere Werra- und Mainland jemals thüringisch?“ Mit dieser Arbeit, einem Auszuge aus einer ausführlicheren Abhandlung, hat der um die thüringische, speciell die meiningische Geschichte hochverdiente Gelehrte die Rennstieguntersuchung, welche zuletzt Alexander Ziegler mit Glück in Angriff genommen hatte, wieder ungemein gefördert. Wir geben hier, von unsern Bemerkungen begleitet, die Resultate, zu denen Brückner gelangt ist: die Sache ist von so allgemeinem, überdies für die vielen Rennstiegwanderer von so besonderem Interesse, daß wir eine Besprechung an dieser Stelle für gerechtfertigt halten.

Wenn es zweifellos geworden war, daß der thüringische Rennstieg die Bedeutung einer Grenzlinie habe — wie denn unter demselben Namen dergleichen Grenzwege in Schlesien, am Kyffhäuser, in Franken an der Saale und im Itzgau, in Hessen an der Haun, in Schwaben, in der Schweiz gefunden werden — und daß dieser Name von „Rain“, „Renn“ oder „Rinn“ d. h. „Grenze“ abzuleiten sei, so hatte die Untersuchung vor allem den Zug des Rennstiegs in allen Theilen festzustellen und zugleich zu ermitteln, welcher Rang als Grenze ihm zukomme. Die eine Forschung hatte die andere zu unterstützen.

Nach der gewöhnlichen Annahme geht der Rennstieg in einer Erstreckung von 43¼ Wegstunden vom Dorfe Hörsel bei Eisenach bis Blankenstein an der oberen Saale über den First des thüringer und Frankenwaldes. Und sicher ist auch, daß der Kamm des Gebirges in der bezeichneten Ausdehnung eine Scheitelung des Waldes zeigt, die meist als Rasenweg belassen, hie und da mit Chaussee belegt, an den meisten Punkten als Rennweg, Rennstieg, Rennsteig, Scheideweg durch die Bewohner des Waldes beglaubigt ist. Daß diese Lichtung auch heute noch in vielen Strecken Territorialgrenze ist, künden dem Wanderer die vielen „Dreiherrensteine“, denen er begegnet; daß sie es seit alten Zeiten war, lehren ihn die ethnographischen Unterschiede, die er rechts und links der Höhe wahrnimmt und die sich ihm bei genauerer Betrachtung als Unterschiede thüringischen und fränkischen Wesens aufzeigen. Aber ebenso unzweifelhaft ist, daß diese Linie nicht überall diesen Charakter bewahrt, daß sie vielmehr zweimal das thüringische Culturgebiet durchschneidet: einmal von der Saale bis zum fränkischen Culm, wo sie durch lobensteinisches Gebiet geht, das andere Mal vom großen Weißenberg bis zur Hörsel. Diese Linie also konnte immerhin in manchen Theilen Gaugrenze und Jagdgrenze, in allen Communalgrenze sein; durchgehende Stammesgrenze, jedenfalls, war sie nicht. Brückner forschte an beiden Punkten genauer nach und erkannte, daß hier wie dort sich eine Abzweigung von der hergebracht angenommenen Linie zeige. Am Ostende

Digitized by Google

fand er, daß die Leute von einem Rennſtiege wiſſen, der vom fränkiſchen Culm ſüdlich zwiſchen der thüringiſchen und fränkiſchen Moſchwitz hindurch über den langenbacher Wald nach Kronach zu geht; auf der Weſtſeite wurde er aufmerkſam auf einen vom Weißenberg nach Süden ſich abzweigenden Gebirgsaſt, der notoriſch den Namen „Rennweg“ führt, an welchem ehemals ein Dorf „Rennwarterode“ lag und der im Rennwegskopf ſeine ſüdlichſte Spitze hat. An der Weſtſeite dieſes Rennwegs entlang führt das ſogenannte thüringer Thal, das alſo ſüdlich von der Fuſtlinie liegt. Dieſer Rennweg bildet den Anſatz und ein gutes Stück der zwiſchen dem thüringiſchen Weſtergau und dem fränkiſchen Grabfeld laufenden Grenze, die ſich dann, die Werra überſpringend, am Roſagrund hinaufzieht (wo, wie wir hinzufügen wollen, ein Berg „der hohe Rain“ in ſeiner Linie liegt) und um Salzungen herum einen Bogen nach der Werra zurückſchlägt.

Die ſo corrigirte Linie nun iſt in ihren Functionen von großer Wichtigkeit. Sie iſt zunächſt durch fuldaiſche Urkunden als Südgrenze der mainziſchthüringiſchen, durch würzburger als Nordgrenze der würzburger Kirche conſtatirt. Dies iſt von weittragender und durchgreifender Bedeutung. „Denn bekanntlich nahm man bei der Gründung der Bisthümer ganze Provinzen und Volksſtämme als Unterlagen der biſchöflichen Diſtricte an, ſo daß die Grenzen der Provinzen und Kirchen einander decken und ihren Umfang gegenſeitig genau erkennen laſſen.“ In der That ſcheidet jene Linie zwei Sprach-, Rechts- und Sittengebiete von einander, und ſie muß dies ſchon zu den Zeiten des Bonifacius gethan haben, der die beiden Volksſtämme, die er kirchlich gegen einander abgrenzt, nicht als neue, erſt gebildete, ſondern als fertig vorgefundene in ſeinen Briefen erwähnt.

Was die Sprache betrifft, ſo ſcheidet der Rennſtieg den höheren Ton der norddeutſchen Rede von dem tieferen der ſüddeutſchen, ſcheidet er ſpeciell das weichere, mehr ſingende und klingende thüringiſche Idiom von dem härteren, klangloſeren fränkiſchen. Ein ganz conſtanter Unterſchied zeigt ſich im Gebrauche der Verkleinerungsſilben diesſeit und jenſeit der Grenze: der Rennſtiegzug hat in ſeiner ganzen Länge das „chen“ auf der thüringiſchen, das „le“ und „la“ auf der fränkiſchen Seite. Im Norden hat er ferner die Ortsnamenendungen „ſtedt“ und „leben“, im Süden „ingen“, „heim“ und „hauſen“. Dazu kommen reiche lexikaliſche Verſchiedenheiten, auf die wir hier nur hindeuten wollen. Auch das Recht wird durch den Rennſtieg geſchieden: er trennt in ſeinem ganzen Zuge ſächſiſches von fränkiſchem Rechte. „So nahe und unmittelbar die alten Aemter Sand, Waſungen und Schmalkalden im Werragrund an die gleich alten Aemter Salzungen, Frauenbreitungen und Altenſtein grenzten und durch keinen Gebirgszug geſchieden ſind, ſo gehörten doch jene zum Gau Grabfeld, zum Bisthum Würzburg und vor dem Jahre 1530 zum oberſten Gerichtshof in Würzburg, darauf zum gräflichen Hofgerichte zu Schleuſingen, dieſe Aemter dagegen lagen auf thüringiſchem Boden, ſtanden kürzlich unter Mainz und mußten ihr

Digitized by Google

Recht in letzter Instanz bei dem thüringischen Dingstuhl zu Mühlhousen suchen." Bei diesem galt sächsisches Recht. Auch die Wildbahnen wurden durch den Rennstieg in seiner ganzen Länge getrennt, und zwar folgten speciell die Jagdgrenzen der frankensteiner Dynasten, wie eine Urkunde vom Jahre 1330 bezeugt, dem Zuge der vom thüringer Walde südlich laufenden Rennstiegslinie, nicht dem Firste. Ferner ist, wie auch schon Landau in seiner Schrift über den thüringer Häuserbau bemerkt, die Baugart diesseit und jenseit der von Brückner beschriebenen Linie eine wesentlich verschiedene. Auf der Nordseite herrscht das zweistöckige Bauernhaus mit erdebener Thüre und erdebener Lehmbodenflur vor, auf der Südseite das einstöckige Haus mit gestufter Thüre, erhöhter Flur, mit Stube, Küche und Stall im Hauptstock, darüber ein spitzes Giebeldach mit einem Staats- und Blumenstübchen. Und die Menschen endlich unterscheiden sich schon in ihrem Aeußern so stark wie die Häuser, die sie bewohnen: auf der fränkischen Seite, die überhaupt mehr Berührung mit der katholischen Sitte bewahrt hat, lebt noch die Freude an lebhaft bunten, besonders rothen Farben, auf der thüringischen ist man in der Farbenskala zu Violett, Dunkelblau, Schwarz hinabgesunken. Der feierliche schwarze Tuchmantel mit dem alterthümlich ausgezackten Kragen kommt nur auf thüringischem Boden vor. Auch in Sitten und Gebräuchen begegnen mannigfache Unterschiede. In Franken findet das „Scherzen" der Dienstboten zu Petri, in Thüringen zu Lichtmeß statt; dort begeht man das Hauptvolksfest am Kirchweihtag, mit hohem bekränzten Maibaume, hier zur Ernte, ohne Baum, u. s. f.

So ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Rennstiegslinie, was immer ihre Bezeichnung durch einen Waldweg bedeutet haben möge, eine Grenzscheide von großer Wichtigkeit war. Und der Gegensatz von Diesseit und Jenseit ist der Art, daß er nur in langer Zeit festwurzeln konnte. Wir können Brückner nur beipflichten, wenn er die Annahme zurückweist, als sei Frankonien, das Werra-Maingebiet, altthüringisches Land gewesen und erst bei der Zerstörung des Thüringerreiches im J. 531 oder gar bei Gelegenheit der im J. 785 entdeckten und bestraften Verschwörung des Grafen Hardrat aus dem altgefesteten Reiche herausgelöst und aus einem thüringischen zu einem fränkischen Lande geworden. Der thüringische Stamm hat nie à cheval des Waldes gesessen. Denn vom Anfange des dritten bis zum fünften Jahrhundert, zu einer Zeit, da Allemannen, Juthungen, Armalausen, Cennen, Burgunder; kurz alle Stämme Süddeutschlands gegen die römische Grenze andrängten, begegnet man dem Namen der Thüringer oder Hermunduren in der Maingegend und in der Reihe der kämpfenden Stämme nicht, und passiv oder activ mußte ein so bedeutender Stamm jedenfalls an einer solchen Bewegung betheiligt werden, wenn er im Rayon derselben vorhanden war. In der Mitte des fünften Jahrhunderts aber erscheinen die Thüringer unter den Heerhaufen Attilas, nach dessen Niederlage

Digitized by Google

ſie plündernd und verheerend bis zur Donau ziehen. In dieſer Zeit werden ſie, aber ohne in Maſſe auszuwandern, eine Herrſchaft auch über die Mainlande begründet haben, die es bis dahin, wie es ſcheint, nicht zu conſtanten Verhältniſſen gebracht hatten. Aber ſie währte nicht lange. Im J. 531, wie bekannt, brach der Frankenkönig Theodorich die Macht der Thüringer durch die Beſiegung Hermenefrieds in der Schlacht an der Unſtrut. Von da an ſcheint die Provinz Frankonien gebildet worden zu ſein. Sofort nämlich trat das Land vom thüringer Walde bis zum Main in ein anderes Verhältniß zum Frankenkönige, als das nördlich belegene Stammland der Thüringer: während dieſes mit einem Schweinstribut belegt ward, wurde in jenem ein Drittel alles Grundes zu königlichem Eigenthum gemacht. Schon dieſer Umſtand weiſt, bei der Eigenthümlichkeit des fränkiſchen Volksrechtes, darauf hin, daß es verſchiedene Stämme waren, die dieſſeit und jenſeit des Gebirgskamms ſaßen: denn einerlei Stamm erfuhr einerlei Behandlung. Jene Ausbuchtung des Rennſtiegs aber, die ſich um die Stadt Salzungen herumlegt, datirt aus früherer Zeit. Sie ſcheint ein Erwerb zu ſein, den die Hermunduren im J. 58 n. Chr. gegen die Katten gemacht haben, welche das weſtliche Grabfeld inne hatten. In dieſem Jahre kämpften ſie, wie Tacitus berichtet, mit dieſen erfolgreich um einige Salzquellen, unter denen ohne Zweifel die ſalzunger wie die weiter unterhalb an der Werra gelegenen kreuzburger zu verſtehen ſind. Dieſe letzteren finden ſich in dem altthüringiſchen Ringgau, der ebenfalls über die natürliche Grenze der Werra hinausliegt.

Hiermit iſt der auffällige Umſtand der ſüdlichen Ausbuchtung des Rennſtiegs erklärt. Nun aber weiß man, daß auch der zu dieſem Bogen gehörige Durchmeſſer, welcher auf dem Kamme des Gebirges von Weißenberg bis Hörſel liegt, den Namen des Rennſtiegs und ſeine Eigenſchaften hat und zu dem ſüdlichen Zuge etwa wie ein Hauptdeich zum Außendeiche liegt. Wie iſt das zu erklären? Es ſcheint, daß dieſe Frage nur mit der nach der Bedeutung der eigenthümlichen Einrichtung und Form des Rennſtiegs gelöſt werden kann. Jedenfalls wäre es nicht unintereſſant zu wiſſen, warum man hier, um eine Völkergrenze zu markiren, eine etwa vierzig Stunden lange, ſehr breite Waldlichtung machte. War das bei dem einen und anderen Stamm auch ſonſt Gebrauch? Oder hat vielmehr die Rennſtiegslinie einen doppelten Charakter und erfüllt ſie mehre Zwecke? Was konnte ſie ſein außer dem, daß ſie Grenze war? Wir erlauben uns einige Vermuthungen zu äußern.

Nicht ganz vorübergehen können wir an einer Notiz, die Cäſar in ſeinen Commentaren (4, 3) giebt. Er ſagt da, daß die Sueven (die zu ſeiner Zeit bis an den Bacenis wohnten, den viele Hiſtoriker für den thüringer Wald halten) ihr Gebiet mit einem Streifen unbebauten Landes umgaben, und für die eine Seite nennt er ein Maß von 120 Meilen. An die Richtigkeit dieſer

Digitized by Google

Ziffer, ſobald man ſie, wie doch gewöhnlich geſchieht, als Breitenmaß nimmt, iſt gar nicht zu denken. Sollte ſie ein Längenmaß bezeichnen? Wäre hier etwa von einem Völkergrenzrain die Rede, wie es einen Raſenrain zwiſchen den einzelnen Gemarkungen gab? Wäre gar der Rennſtieg ein Stück dieſes Grenzrains und ſetzte er ſich am Ende, wie die Sage geht, über das Fichtelgebirge und weiter fort? Dies ſei hier nur hingeworfen. Wir werden die Rennſtiegfrage kaum zu einer evidenten Löſung bringen können, wenn wir nicht genauer als bisher über die Art und Weiſe unterrichtet ſind, wie unſere Vorfahren ihre Grenzen bezeichneten; wenn wir ferner nicht ſorgfältig nach den etwaigen Fortſetzungen des Rennſtiegs forſchen; wenn wir endlich nicht den Charakter aller der übrigen Linien ermitteln, die in Deutſchland und in der Schweiz mit dem Namen „Rennſtieg" bezeichnet werden.

Einſtweilen erlaube man uns, eine Vermuthung über den praktiſchen Gebrauch des Rennſtiegs zu äußern. Wir beziehen uns dabei auf eine Bemerkung des Großherzogs Karl Auguſt von Weimar, die ſich in ſeiner Schrift über den Rennſtieg (Manuſcript zu Weimar, Auszüge bei Ziegler) findet. Der fürſtliche Schriftſteller empfiehlt, den Rennſtieg als Handelsſtraße und Vertheidigungslinie auszubilden. Eine Handelsſtraße, wie der Verfaſſer annimmt, war der Rennſtieg nun jedenfalls nie. Wäre er es geweſen, er müßte es noch heute in einigem Maße ſein. Aber wer zieht 43 Stunden auf völlig unbebauter Höhe, wenn er in der Ebene eine belebte, ſichere und ſchöne Straße benutzen kann? Und die frankfurter Straße, die über Eiſenach, Gotha, Erfurt führt, iſt uralt. Wichtiger und intereſſanter iſt Karl Auguſts Vorſchlag, den Rennſtieg zur Vertheidigungslinie auszubilden. Er weiſt darauf hin, daß es einen unendlichen Vortheil gewähre, auf einer ſo lang geſtreckten, zweifache Ueberſicht gewährenden Höhe eine leichte und ſchnelle Communication zu haben, während der Feind den Fuß der Berge im Bogen umgehen müſſe. Nun glauben wir, daß, was Karl Auguſt ſah, ſchon von den alten Königen geſehen wurde, die nördlich des Waldes herrſchten und zu jeder Zeit die Angriffe unruhiger Nachbarn zu befahren hatten. Wir denken, ſie haben bereits gethan, was zu thun Karl Auguſt für die Zukunft empfiehlt; mit einem Worte: wir halten den Rennſtieg für die ſüdliche Vertheidigungslinie des alten thüringer Reiches. Dies glauben wir um ſo mehr, als wir der Ueberzeugung ſind, daß der thüringer Wald, der ſo leicht zu überſchreiten iſt, ohne den Rennſtieg kaum vertheidigt werden könnte. Er wurde ausgehauen, um die militäriſche Communication auf der Höhe zu ermöglichen.

Damit ſcheint ſich denn der theilweiſe doppelte Zug des Rennſtiegs zu erklären. Beide Linien können durchaus echt ſein. Die Vertheidigungslinie mußte, ihrem Zwecke nach, ganz auf dem Firſt des Gebirges laufen; ſie mußte wohl in ihrer längſten Strecke zugleich Grenze ſein, brauchte es aber nicht durch-

Digitized by Google

aus in allen Punkten zu sein; sie durfte thüringisches Gebiet durchschneiden, wenn sie nur fränkisches nicht durchschnitt. Daß aber der Name „Rennstieg" auch für diejenigen Stücke blieb, die nicht Grenze waren, erklärt sich leicht genug. Theils setzten dieselben durchaus den Charakter des Rennstiegs fort, theils waren auch sie vielleicht vor dem Salzkriege Grenze gewesen, wenn nämlich um diese Zeit der Rennstieg überhaupt schon bestand.

Dies unsere Ansicht von der Vergangenheit des Rennstiegs; in Betreff der Zukunft wollen wir nur den Wunsch aussprechen, daß wir nie in die Lage kommen mögen, unsere Feinde von der Höhe des Thüringerwaldes aus beobachten zu müssen. Was denn auch nicht zu fürchten ist.

W. Roßmann.

Der salzburger Landtag und das Sistirungspatent.

(Von einem Oestreicher.)

Salzburg stand bekanntlich bis zum Jahre 1803 unter der Herrschaft des Krummstabs. Alle Welt weiß, wie jener Fürsterzbischof Leopold Anton v. Firmian mehr als 20,000 seiner Unterthanen wegen ihres Uebertritts zur evangelischen Kirche in den Jahren 1731—33 aus dem Lande trieb. Er erklärte die der Kirche Abtrünnigen einfach für „Rebellen", sandte Jesuiten und Dragoner gegen sie aus, ängstigte die Eingefangenen durch allerlei grausame Possenspiele, durch Henker und Richtschwert, scheinbare Hinrichtungen und Todtenlieder, während ihm doch selbst davor bangte, Scheiterhaufen anzuzünden. Der Verlust so vieler Hände für Acker- und Bergbau, Kunst und Gewerbe wirkte noch lange nach, ja die Ethnographen wollen noch heute bei der Hälfte der 147,000 Bewohner des jetzigen Herzogthums einen fremden Typus bemerken, und vindiciren am Sitz der Kathedrale selbst, kaum mehr acht unter hundert Bewohnern die Abstammung vom alten unvermischten salzburger Stamme. In neuester Zeit suchte man durch Missionen, Brüderschaften und katholische Vereine den alten guten Geist neu zu wecken und die Begeisterung für die ausschließliche Herrschaft der alleinseligmachenden Lehre neu anzufachen; allein, trotz der von der Regierung auch in dieser Richtung dem Kirchenregiment gewährten Hilfe gewann die Secte der Neuerer immer festeren Boden. Um Ostern 1863 constituirte sich

in der Landesstadt eine evangelische Gemeinde und heute erhebt sich der bescheidene Bau einer lutherischen Kirche neben dem stolzen Ebenbild von St. Peters Dom, an den Ufern der Salza. So leben Katholiken und Protestanten einträchtig neben einander, wie es sich für Christen schickt, aber zum Anstoß für das Nachbarland, in welchem die „Glaubenseinheit" so viel Unheil gestiftet hat.

Wenn in der Stadt Salzburg und ihrer nächsten Umgebung das Andenken an die traurige Vergangenheit auch verwischt ist, so gilt ein Gleiches doch nicht von den Bergbewohnern. Nicht als ob man sich unter diesen noch viel von dem herben Schicksal der Altvordern erzählte, — die angemaßten Hoheitsrechte aber, welche das fürsterzbischöfliche Regiment über Wälder und Almen übte, die Art, wie es sich den Schweiß der Unterthanen zinsbar machte, sie sind noch heute ein Grund der Verarmung des Landvolks und das Mißtrauen in die weltliche Vorsorge der geistlichen Machthaber wurzelt noch tief im Herzen der Bauern und wurde von ihnen auf die Nachfolger der geistlichen Regenten, auf alles, was „Herr" heißt, übertragen. Ein Landtagsabgeordneter aus dem Richterstande glaubte diesem Vorurtheil nicht besser begegnen zu können, als dadurch, daß er bei seinem ersten Auftreten als Volkstribun in langem Bauernrock und mit rothem Regenschirm erschien. Man würde jedoch sehr irren, wenn man aus dieser gedrückten Stimmung einen geheimen Zug nach politischer Selbständigkeit ableiten wollte: eine volle Mittagsschüssel ist nachgrade noch immer das Eldorado der bäuerlichen Wünsche.

An die Spitze der Verwaltung dieses schon seiner Natur nach sehr idyllischen Ländchens trat seit 1863, also noch in der Blüthezeit des Verfassungsministeriums, Eduard Graf von Taaffe. Er war kaum älter als sein jüngster Praktikant, gleichwohl ein schon gereifter Routinist, alles überblickend, rasch durchdringend, schnell entscheidend, immer scharf und schlagfertig, der Schrecken der alten Pedanten, dabei unter vier Augen ebenso verbindlich als galant und empfänglich für alles Schöne, ein Cavalier vom feinsten Schliffe des wiener Adels. Daß aber auch Geist und Witz einer schlechten Sache, wie jener des Sistirungsministeriums, im Landtage nicht aufzuhelfen vermochten, zeigte sich nur allzu deutlich. Grade in die belcredische Epoche fällt die Hauptzeit der Verwaltung Taaffes und wir können die Selbstverläugnung nur bewundern, mit welcher sich der Graf zu dem Dienst dieses neuen Regiments hergab. Ein Ministerportefeuille konnte ihm unter den gegebenen Umständen ja doch nicht entgehen. Es fehlte dem Grafen von Hause der größere Wirkungskreis, wie er mit seinem großen Opernglase im kleinen Landtagssaale anzudeuten pflegte.

Diesem Minister der Zukunft stand im Landtage ein abgetretener gegenüber, Ritter von Lasser, ein geborner Pongauer. Dort der Paladin der alten Landtage, des Föderalismus, der Czecho- und Slavomanie, Adels- und Jesuitenherrschaft, hier ein Partisane der Februarverfassung mit dem Feldgeschrei: „Ge-

Digitized by Google

währung der vollkommensten bürgerlichen Freiheiten", der Centralist, der Deutschösterreicher, der den Muth nicht fallen läßt, wenn er auch vorerst — sein Geld ins Ausland schickt. An ihn schlossen sich sämmtliche Liberale an. So Dr. Joseph Stieger, der, wiewohl ein Tiroler, doch ein erklärter Feind jenes vor Land und Reich gehenden Pfarrhofrechtes ist, dann sein wackerer Landsmann Dr. Otto Widmann, der Demokrat unter den Juristen, ferner Rudolph Biebl, der unentbehrliche Finanzmann des Landtags, endlich Ludwig Kalteis, der Wundarzt, dessen patriotischem Eifer wohl ein weiteres Feld zu gönnen wäre.

An der Spitze der regierungsfreundlichen Partei stand Joseph Ritter v. Weiß, der nicht ablassen will seine immer noch rüstige Kraft — die Jahre haben ihm schon Bart und Haupthaar gebleicht — zwischen dem k. k. Landesgerichtspräsidenten und dem Landeshauptmann zu theilen. Fast ängstlich für den Lauf der Debatte besorgt, wenn von bäuerlichen Lippen ein geheiligter Name genannt wird, ermannte er sich doch in der Sistirungsfrage. Noch correcter und vorsichtiger war Adolph Steinhauser, vor kurzem noch Ministerialsecretär, jetzt Regierungsrath, ein Muster für alle, die im Staatsdienst emporkommen wollen: er spricht zur rechten Zeit von den Jesuiten mit ebenso vieler Wärme als ein anderes Mal vom Sänger des deutschen Liedes. Den Preis eines von der Politik des Tages ungetrübten Volksmannes erwarb sich aber der k. k. Landesgerichtsrath Franz Peitler, der sich das Forstwesen zu seiner Domaine erkor.

Die Gruppe der Klerikalen wird durch Dr. Joseph Halter, Abgeordneten des großen Grundbesitzes und Dekan des Collegiatstiftes Maltsee vertreten. Aus diesem früheren Josephiner haben Amt und Würde einen recht respectablen Loyoliten herausgebildet, dessen einschmeichelnder Redefluß Arglose leicht zu gewinnen weiß. Nach Umständen wird er vielleicht auch eine andere als die schwarzgelbe Fahne aufhissen. Kommt die Dankbarkeit der Ultramontanen gegen diese Fahne doch bereits ins Schwanken und hat ein College Halters, der Abgeordnete Anton Empacher, Postmeister von Taxenbach, doch bereits gesagt: „Wenn es mit Oestreich nicht bald besser geht, werden wir bayerisch."

Im Ganzen sind es sechsundzwanzig Mitglieder, aus denen der salzburger Landtag besteht; der Fürsterzbischof hat eine Virilstimme, fünf Abgeordnete vertreten den großen Grundbesitz, zwölf die Städte, Märkte und Handelskammern, acht die bäuerlichen Gemeinden.

Ihre politischen Anschauungen that diese Versammlung vorzüglich in der Adreßverhandlung über das Sistirungspatent, am 13. December 1865 kund. Es war interessant und zugleich tröstlich zu sehen, wie die Klerikalen die Ersten waren, die dem neuen Geschenk mit Mißtrauen begegneten. Grade der vorerwähnte Anton Empacher konnte sich der Besorgniß einer etwaigen Octroyirung nicht entschlagen, und sein Gesinnungsgenosse, Dekan Schleindl, fand durch die Sistirung selbst die bürgerliche Moral erschüttert. Die Liberalen führten dieses

Digitized by Google

Thema weiter aus. Nicht ohne Bitterkeit betonte Dr. Stieger, daß man das unwiderrufliche Staatsgrundgesetz nicht wie den Landesfond inkameriren, nicht wie die Forstrechte als verjährt erklären könne. Der ewige Wechsel in den Rechtsanschauungen sei eine neue und die größte Landplage, denn er verpeste das Rechtsbewußtsein, die Sittlichkeit, die Arbeitsliebe, er fresse an den Wurzeln der Verfassung und nage endlich die Freiheit todt. Biebl meinte, es bedürfe einfach des Gefühls der Pflicht, um in diesem Augenblicke auszusprechen, daß das Septemberpatent höchst gefährlich sei. Widmann gab der Stimme des Gebirgsvolkes Ausdruck, das in der Sistirung einen vernichtenden Schlag auf die Reichsvertretung und Reichseinheit erblicke. Man brauche nur an die Grenzen zu gehen, um sich davon zu überzeugen, daß dort niemand mehr nach Oestreich hinein handeln wolle, weil niemand Vertrauen habe zu den Zuständen desselben. Oestreich stehe eben in Gefahr sich aufzulösen.

Gegen eine so pessimistische Auffassung nahm Graf Taaffe die Regierung und ihre Handlungen in Schutz. Das Reichsstatut sei nur ein Theil des Reichsgrundgesetzes und da es in offenbarem Widerspruch mit der wiederhergestellten Verfassung Ungarns stehe, ergebe sich bis zur definitiven Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses zu diesem, die Sistirung des Verfassungslebens von selbst. Man habe gehofft durch die Macht einer rasch vollführten That über etwaige Hindernisse hinwegzukommen, dies könne aber ebensowenig den Anlaß zu Vorwürfen bieten, wie der Versuch, eine Reichsvertretung als vollendete Thatsache hinzustellen, einen Titel bereits wirksamer Rechte gewähre. Die Regierung verfolge nur das eine Ziel: „die Reichsverfassung in ihrem vollsten Umfange rechtlich möglich und durchführbar zu machen." Auf diesen neuen Trost für die Staatsgläubiger kam der Graf wiederholt sowohl im Club als im Landtage zurück.

Leider zahlte Ritter v. Lasser, der zunächst das Wort ergriff, dem Grafen nicht mit der Münze, welche dieser verdient hatte. Seine ehemalige politische Stellung machte es ihm, wie er versicherte, schwer, sich näher auf die Interpretation des Februarpatentes einzulassen, auch hielt er es für angemessen, die staatsrechtliche Seite der Frage nur kurz zu berühren. Sein Tadel beschränkte sich auf den vom Ministerium eingeschlagenen Weg. Dieser führe zu einer blos begutachtenden Mitwirkung der Landtage. Wenn die Sistirung einmal gerechtfertigt werden müsse, sollte es nicht durch einen Auslegungsapparat einzelner Paragraphen und Artikel, sondern von einem höheren Standpunkt aus geschehen; er könne es nur beklagen, daß man die Zuerkennung der Rechte Ungarns mit der Hemmung des Verfassungslebens in den andern Ländern inaugurire.

Etwas schärfer ließen sich Widmann und Stieger vernehmen. Ersterer meinte, der Widerspruch der Februarverfassung mit der ungarischen sei erst jetzt entdeckt, der Gesetzgeber selbst hätte ihn früher nicht bemerkt, Letzterer erklärte unter

Digitized by Google

lautem Beifall der Versammlung, daß man damit die Unterthanen anweise, „dort zu zweifeln, wo ihnen ihre Treue und ihr Rechtsbewußtsein jeden Zweifel verbiete."

Graf Taaffe versuchte sich bei seiner Erwiderung in Künsten des Witzes. Die ungarische Verfassung verglich er mit einem Huhn, das beim besten Recepte über die Zuthaten seiner Bereitung, ehe es in die Suppe kömmt, erst „gefedert" und gebraten werden müsse, und die Landtage galten ihm deshalb als die „legalen Vertreter", weil man in der weiteren Verfolgung ihres Ursprungs nur auf Adam zurückkäme.

Noch ehe die Verhandlung diese prickelnde Wendung nahm, hatte der Landeshauptmann den Schluß derselben verkündet und trotz des Sieges, den der Graf erfochten zu haben glaubte, nahm der Landtag die Adresse an den Kaiser mit der Bitte „um baldmöglichste volle Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Zustände" en bloc und mit allseitiger Zustimmung an. Da eine Antwort allerhöchsten Ortes nicht erfolgte, wurde dieses Gesuch im folgenden Jahre aus Anlaß eines anerkennenden kaiserlichen Handschreibens über die im letzten Kriege gebrachten Opfer, erneuert. Der Landeschef verfocht auch jetzt noch die Lehre seines Herrn und Meisters und erklärte in der Ausschußsitzung vom 22. Nov. 1866 auf die Frage Lassers, ob die Regierung noch immer an der Sistirung festhalte, daß sich die Lage nicht geändert habe und daß die Berufung des engeren Reichsrathes nur eine Octroirung enthalten würde; erst später, unter Beust, kam ihm eine bessere Erleuchtung. In der Landtagssitzung vom 6. December 1866, auf welcher wiederum über die Sistirung verhandelt wurde, ergriff Biebl das Wort, um zur Begründung der Adresse anzuführen, daß in Oestreich noch immer das absolute System fortwuchere und daß selbst eine verlorene Schlacht als kein großes Unglück betrachtet werde, weil man meine, Siege würden den Druck nach innen nur begünstigt haben. Schon verzweifele der sprichwörtliche Patriotismus der Oestreicher an dem Fortbestehen des Staats, schon besorge man allgemein den Staatsbankerott. Es bedürfe einer rettenden That ohne Verzug, um nicht das „zu spät" beklagen zu müssen. Die Adresse wurde hierauf ohne Debatte einhellig angenommen, und da sie am Eingang in Erinnerung an die fünfzigjährige Vereinigung des Landes mit der Monarchie dessen Huldigung darbrachte, wurde sie auch der allerhöchsten Erledigung vom 12. Januar 1867 gewürdigt: diese nahm die Huldigung mit Wohlgefallen auf, überging den Rest der Adresse aber mit Stillschweigen.

Das Elend der wiener Finanzwirthschaft, ihrer Verschwendung im Großen, ihrer Scheu vor wirklich productiven Ausgaben, ihre steten Verlegenheiten, die zu Auskunftsmitteln der schlimmsten Art führten, — man hat es in Salzburg sattsam kennen gelernt, und diese Bekanntschaft theuer genug bezahlt. Als das Herzogthum durch den wiener Frieden vom 14. October 1809 an Bayern gefallen war, hob dieses die Landschaft auf und zog deren Vermögen ein. Letzteres

Digitized by Google

belief sich mit Einschluß der verschiedenen Landesfonds auf mehr als eine Million. Durch den münchener Tractat vom 14. April 1816 ging Salzburg dann in die Herrschaft Oestreichs über, das in alle Rechtsverbindlichkeiten seiner Vorgänger eintrat. Der vom Kaiser Franz verheißene Postulatenlandtag kam niemals zu Stande; erst durch das Statut vom 26. Februar 1861 wurde eine Vertretung des Landes geschaffen, freilich mit einem erweiterten Wirkungskreise, der neben der Verwaltung des Landesvermögens auch die beschließende Mitwirkung bei der Provinzialgesetzgebung umfaßte. Der neue Landtag bat nun seit 1861 alljährlich um Rückstellung des inkamerirten Landesvermögens, wofür neben den Rechtsgründen auch die Billigkeit sprach, da Oestreich mit dem auf 130 Geviertmeilen veranschlagten Gebiet eine Mitgift von wenigstens 30 Millionen an Staatsdomainen, Wäldern, Berg- und Salinenwerken, Gütern des Domcapitels, Bisthums, Chiemsee u. s. w. erhalten hatte. Allein vergebens. Das hohe k. k. Finanzministerium lehnte die Herausgabe beharrlich ab, alles was man durch ehrfurchtsvolle Adressen und Deputationen erlangte, war ein mit dem Landesausschuß am 5. Juli 1866 abgeschlossener Vergleich, durch welchen die Staatsverwaltung dem Lande, gegen Verzichtleistung auf alle erhobenen Ansprüche, ein in der Stadt Salzburg gelegenes Haus, der Chiemserhof genannt, abtrat und einen jährlichen Beitrag von 15,000 Gulden Oe. W. zur Bestreitung der Landesauslagen zusicherte. Es war das Aequivalent für kaum ein Drittheil dessen, was man rechtlich fordern konnte. Der Landtag erwog, daß ein Proceß, für den nicht einmal ein Staatsgerichtshof bestand, von höchst zweifelhaftem Erfolge sein werde und daß die finanzielle Bedrängniß der Regierung Berücksichtigung verdiene. Er nahm den Vergleich darum zur Nachricht.

Eine vorzüglich das Landvolk berührende Angelegenheit war die Ordnung der Forstrechte. Obgleich schon durch die Ablösung der Grundlasten geboten, verschleppte man sie doch jahrelang und als man endlich zur Austragung von 38,910 Nutzungs- und Bezugsrechten schritt, schien die Vereinbarung mit dem Aerar über die stockrechtsfreie Lieferung des Gemeinde-, Weg- und Brückenholzes aus den landesfürstlichen Wäldern auf unübersteigliche Hindernisse zu stoßen. Bemerkenswerth ist, daß diese Lieferung, welche selbst von der fürsterzbischöflichen Hofkammer, „vor deren Zuchtruthe Unterthanen und Beamte zitterten", so wie von allen späteren Regierungen gestattet worden war, — erst im Jahre 1829 von Oestreich als Provisorium bezeichnet und daß schließlich mit Ministerialerlaß vom 17. Mai 1848 bestimmt wurde, „das in Frage stehende Holz sei nur aus landesfürstlicher Gnade abgegeben und als Naturalabgabe zu Gemeindebedürfnissen, somit als Concurrenzbeitrag zu behandeln". Das Aerar könne hierbei nicht doppelt mit Geld und Holz in Mitleidenschaft gezogen werden. Es half nichts, daß der k. k. oberste Gerichtshof am 20. Februar 1861 erkannte, „daß es sich bei der Einforstung nicht um einen Gnadenact oder ein bloßes Precarium, sondern um ein Recht handle", denn gegen solche rechtliche Entscheidungen giebt es noch mancherlei Ausflüchte. Der Gewinn aus diesen Gebühren reicht zwar nach Abzug der Kosten vielleicht nur zu den Zuschüssen für eine Mission aus, allein die Unterthanen können beides zahlen, und es ist mehr als fraglich, ob sich das Aerar nach dem am 21. November 1866 gefaßten Beschluß mit ¼ Kreuzer für den Kubikschuh abfinden läßt.

Auch die Bezirksämter und Gerichte sollten zur Schonung des Staatsschatzes beschränkt werden. Schon Graf Clam-Martinitz meinte im Jahre 1859, das jährlich steigende Deficit sei nur dadurch zu beseitigen, daß man die Gemeinden unter dem Titel der Autonomie zur Bestreitung einer Menge bisher vom Staate getragener Lasten heranziehe. Diesen lichtvollen Gedanken griff der Staatsminister Belcredi wieder auf und ging, angeblich in Ausführung

Digitized by Google

der, schon sanctionirten Trennung der Administration von der Justiz, an eine Reorganisirung der Verwaltungsbehörden. Für Salzburg waren deren acht beantragt, während früher bei der Vereinigung beider Geschäftszweige volle zwanzig bestanden hatten. Die Feststellung der Gerichte sollte erst nachfolgen; aber ihre Verminderung wurde bei der „gebotenen äußersten Sparsamkeit im Staatshaushalte" mit gutem Grund schon früher besorgt; sie mußte wegen der im Gebirge gehemmten Verbindung, die Erschwerung der Justizpflege und die Uebertragung der nicht streitigen Geschäfte an die Notare zur Folge haben. Die bäuerlichen Abgeordneten erschracken vor dieser neuen „Steuerauflage", sie wären, wie sie bei der Verhandlung über jenen Regierungsantrag am 20. December 1865 versicherten, am liebsten auf die alten Pfleggerichte zurückgekommen. Lasser und mit ihm der vom Landtag gewählte Ausschuß wollten sich jedoch nicht auf das schwache Rohr der Volksgunst stützen und strebten das unter den gegebenen Umständen Mögliche an, indem sie die Eintheilung in vier politische Bezirke mit Beibehaltung der zwanzig Gerichte verlangten. Diese Durchkreuzung des Regierungsplans, der bei acht Verwaltungsämtern noch immer eine straffere Unterordnung der autonomen Gemeinden ins Auge gefaßt hatte, glaubte man dadurch zu mildern, daß man an die altherkömmlichen, dem feudalen Minister unvergeßlichen „Gaue" erinnerte. Graf Taaffe blieb gleichwohl bei seinen Instructionen; er gab zu bedenken, daß vier große Aemter auch zu umfangreichen Bezirksgerichten führen müßten, während er andererseits durch die Erklärung des Justizministers, daß für die Reorganisation nur das Bedürfniß der Justizpflege maßgebend sein werden, zu beschwichtigen suchte. Der Landtag ließ sich durch dies widerspruchsvolle Orakel nicht irre führen und nahm den Antrag des Ausschusses mit großer Mehrheit an.

Die befürchtete Verminderung der Gerichte lenkte die Verhandlung auf die Notare, wobei Empacher in Ansehung der Kostspieligkeit des Notariatsinstitutes Aufhebung desselben in den Landgemeinden und die Zuweisung ihrer Geschäfte an die Bezirksgerichte beantragte. Die darüber bestellte Commission erklärte aber im folgenden Jahre durch ihren Berichterstatter Widmann, daß dem Notariatsinstitute „ein vollkommen richtiger, gerechter und gesunder Gedanke zu Grunde liege", da die Justiz von jeder Administration zu trennen und ihre Aufgabe auf das eigentliche Rechtsprechen zu beschränken sei. Man beschloß daher im Interesse einer einfacheren und wohlfeileren Justizpflege, Ermäßigung des Notariatstarifs bei geringen Beträgen und Erleichterung der Stempel und Gebühren für die ärmere Bevölkerung zu erwirken. Wie war der Ausgang dieser Angelegenheit?

Noch kurz vor seinem Abgange, am 12. Januar d. J., erließ der Sistirungsminister das Gesetz über die politische am 5. Februar, also grade am Tage nach der Wiederherstellung der Verfassung, der Justizminister Komers das Gesetz über die judiciäre Organisation für Salzburg.*)

Es wurden vier Verwaltungsämter, aber nicht zwanzig, sondern fünfzehn Bezirksgerichte eingesetzt, dabei auch die Gehalte aller Beamten vermindert, oder, wie man sich euphemistisch ausdrückte, abgerundet, d. i. ihr in Conventionsmünze berechneter Nominalbetrag wurde auf östreichische Währung herabgesetzt. Es erhielt somit ein Beamter statt 1000 Gulden C.-M. nur noch 1000 Gulden Oe.-W. d. h. 50 Gulden weniger. Die Bezirksvorsteher verkürzte man außerdem um ihre Amtswohnungen, die Adjuncten in der Vorrückung und den Gehaltsstufen. Es schien als ob man sie dafür bestrafen wollte, daß sie sich zu Hütern des

*) Sie wurden nur in Salzburg, Galizien und Krain durchgeführt. S. die stenographischen Berichte über die Verhandlungen im Hause der Abgeordneten S. 311.

Rechtes hergegeben, oder als habe man ihre Unparteilichkeit auf neue Proben zu stellen beabsichtigt.

Der salzburger Landtag, der gleich den übrigen der westlichen Reichshälfte infolge der nach dem Sturze Belcredis wieder betretenen verfassungemäßigen Bahn auf den 19. Februar einberufen wurde, nahm die Wahlen für den Reichsrath, die auf Lasser, Stieger und Gschnitzer fielen, in stiller Erwartung der kommenden Dinge vor; dafür ließ er sich um so lauter und offener über das letzte Geschenk des Sistirungsministers aus. Stieger erging sich als Berichterstatter in der Sitzung vom 23. Februar über die Pflichtvergessenheit des Staates, der die Rechtspflege, seine erste und höchste Aufgabe, wie ein industrielles Unternehmen vom Standpunkt möglichster Wohlfeilheit betrachte; er verwies auf die nothwendige Unabhängigkeit des Richterstandes als unerläßliche Vorbedingung einer guten Justiz und zählte die nachtheiligen Folgen ihrer Vertheuerung durch Erschwerung schneller und ausgiebiger Hilfe in Civil- und Criminalsachen auf. Auch die neu eingetretenen Notare, deren bei den Wahlen für die zweite Periode trotz der Abneigung des Landvolkes gegen dieses Institut drei, Harrer, Roffler und Haidinger, gewählt worden waren, versehlten nicht, für die schlecht bezahlten Beamten und das dabei noch schlimmer berathene Volk einzutreten. Nur Se. Excellenz der Herr Ritter von Lasser zeigte einiges Mitleid mit dem Justizminister, der von „starker Hand" auf knappe Kost gesetzt worden, eine Vermuthung, die sich durch die späteren Aufklärungen, die Hye im Reichsrath über die Vereinbarung der Tangente machte, übrigens nicht bestätigte. Dagegen konnte es selbst der loyale Peitler nicht über sich gewinnen zu schweigen; er sprach rundweg aus, wenn man die Justiz zu Tode experimentire, könne die Zufriedenheit des Volks auch im geduldigen und lammfrommen Salzburg gefährdet werden, obgleich es hier doch keine Nationalitäten- oder Judenhetze und keine religiösen Wirren gebe wie in einem benachbarten Kronlande. Dieser Seitenblick auf Tirol war freilich etwas unliebsam, da es dort ja nur einen „betenden Aufstand" giebt und die Räthe des k. k. Oberlandesgerichtes eifrigst darüber wachen, daß geistliche Ruhestörer concordatsmäßig bestraft werden.

Statt des Grafen Taaffe, der bereits nach Wien berufen worden war, war ein Graf Coronini als Landeschef eingetreten, der sich an der Debatte, die zu Interpellationen wegen Belassung der aufgehobenen Bezirksgerichte und entsprechender Bemessung der Bezüge der Justizbeamten führte*), nicht im Geringsten betheiligte, sondern in seinen Abschiedsworten am Schlusse des Landtages schon einen lichten Sonnenstrahl am politischen Horizont, dem die schwer und düster niederhängenden Wolken weichen müßten, zu erblicken glaubte.

Bevor man sich trennte, kam noch eine andere Sünde des abgetretenen Ministers zur Sprache, der ungesetzliche Einfluß, den derselbe auf die letzthin vorgenommenen Neuwahlen geübt hatte. Aus Anlaß des Wahlvorganges in St. Johann, wo sich der Bezirksvorsteher der Commission als Vorsitzender aufgedrängt hatte, bemerkte Biebl, daß in der Stadt Salzburg „einzelnen Branchen des Beamtenstandes der Auftrag ertheilt worden sei, nur gewisse regierungsfreundliche Personen zu wählen". Nachdem jener Act für ungiltig erklärt worden, erhob man den Antrag Gschnitzers: „die Landesbehörde zu ersuchen, ihren Organen ein für allemal den strengsten Auftrag zu ertheilen, bei vorkommenden Wahlen gewissenhaft nach den gesetzlichen Vorschriften vorzugehen", mit großer Majorität zum Beschluß.

---

*) Der neue Justizminister Hye verkündete in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 10. Juli, daß die Abrundung der Gehalte der Justizbeamten und die Zurücksetzung der Adjuncten in der Gehaltsstufe zurückgenommen seien.

Digitized by Google

Nicht blos die Regierung, auch der Klerus war während der Sistirung auf Ersparungen bedacht gewesen. So oft von der Hebung des Unterrichtes durch pecuniäre Unterstützung die Rede war, erhob sich Dr. Halters hagere Gestalt und suchte nach irgend einem Auswege, richtiger gesagt einer Ausflucht. Als der Abgeordnete Kalteis auf dem Landtage den Antrag stellte, das Schulgeld für die Werktagsschule zu erhöhen und die Hälfte davon auch für die Wiederholungsschule einzuführen, suchte Halter alles auf den sistirten Reichsrath, der hierin allein competent sei, und auf die Regierung zu schieben; um keinen Preis sollte den Gemeinden ein Einfluß auf die Schule eingeräumt werden. Graf Taaffe war wiederum mit einer neuen Belastung des Staatsschatzes, der infolge der Normirung der Lehrergehalte im Jahre 1865 mit 1500 Gulden aushelfen mußte, nicht zufrieden. Er brachte der Versammlung zur Kenntniß, daß die Regierung das Werktagsschulgeld von 1 Gulden 75 Krz. auf jährlich 2 Gulden zu erhöhen beabsichtige, von einem zwangsweisen Beitrage der Eltern für den Wiederholungsunterricht rieth er aber ab und schlug statt dessen Remunerationen aus Gemeindemitteln vor. Im Drange des Augenblicks — die Session war bereits zu Ende — und mit Rücksicht auf die vom Staate zu Landesauslagen zugesicherte Subvention von jährlichen 15.000 Gulden einigte man sich schließlich auf Prämien aus dem Landesfond, womit der Erzbischof Tarnóczy als geistlicher Oberschulaufseher sich um so einverstandener erklärte, als gleichzeitig die Lösung der Hauptfrage, die Verbesserung der Schule selbst durch den Auftrag zu neuen Erhebungen und Berichten an den Landesausschuß — wiederum vertagt wurde. Halter aber sträubte sich beharrlich gegen jede Subvention zu Bildungszwecken, mochte sie Studirende der philosophischen Facultät in Wien, oder der Handelsschule in Salzburg, oder den Turnunterricht betreffen, und ließ sich in diesem Widerstande durch nichts irre machen. „Pangemachen gilt nicht", gab er den Bildungsfreunden zur Antwort. Gleichwohl wurde an die Staatsverwaltung die Bitte gestellt, den Turnunterricht an den Mittel- und Volksschulen, sowie den Bildungsanstalten für Lehrer als obligaten Lehrgegenstand einzuführen.

Es ist ein kleines Land dieses Salzburg, aber auch im Kleinen macht sich der Krebsschaden geltend, der sich von oben aus in alle Theile des östreichischen Staatskörpers hineingefressen hat. Auch hier zeigt sich, weß Geistes Kind die Organe sind, deren sich die Regierung bediente und — noch bedient. Wenn die Genossen Belcredis, jene Taaffe, Becke, John, die begeistert auf alle Pläne des Sistirungsministers eingingen, noch fortwirken am Treibrad der Staatsmaschine, wie soll sie da einlenken in neue Bahnen? Und was vom Generalstabe gilt, gilt auch von den Subalternen. Wie soll plötzlich ein constitutioneller Geist in jene höheren und niederen Beamten fahren, die ihn von Jugend auf wie ein Gespenst gehaßt, die ihr politisches Evangelium vom Absolutismus empfangen, in seinem Dienste ihre Lorbeern erworben haben? Wenn Herr v. Beust ein neues Oestreich schaffen will, muß er sich nach neuen Kräften für die Lösung seiner neuen Aufgaben umsehen. Aristokraten und Jesuiten haben Oestreich an den Rand des Verderbens gebracht, ihre „kleine Partei" muß aufhören „mächtig" zu sein, sonst ist die Umkehr unmöglich.

Digitized by Google

Neue Literatur.

Fünf neue Novellen von Paul Heyse. Berlin, 1866.
Novellen von Karl August Heigel. Berlin, 1866.

Die Muse Paul Heyses ist bekannt. Jede neue Gabe, die sie spendet, wird dankbar empfangen, der Gabe wegen und weil wir sie auf kunstvoller Schale dargereicht erhalten. Wir freuen uns des zierlichen Schmucks und genießen mit Behagen von den Früchten.

In der That glauben wir nicht, daß wer einmal ein Freund der Heyseschen Novellen ist — und der Dichter zählt deren viele — in der Folge ihm untreu werden könnte. Man weiß genau, wessen man sich von ihm zu versehen und zu erfreuen hat, worüber hinaus man allerdings seine Erwartungen nicht ausspannen darf, was man dagegen auch nie bei ihm zu besorgen braucht, und diese Sicherheit des Verkehrs muthet von vornherein an; sie begrenzt den Genuß, aber sie reinigt ihn auch.

Immer befinden wir uns bei der Lectüre Heyses in guter Gesellschaft und wissen, daß uns ein geistig anregender Inhalt in gewählter Form geboten wird. Wir können über seine psychologischen Probleme mit dem Dichter streiten, aber doch ist er ein Mann, mit dem wir gern streiten; wir können an der Durchführung zu tadeln haben, aber auch seine Auffassung fesselt uns. Es ist wohlthuend, bei ihm zu weilen; selten regt er uns in höherem Grade auf, aber nie läßt er uns ins Triviale sinken. Und wenn auch manche seiner Gestalten in unserm Gedächtniß verblassen, bewahren wir ihrem ersten Eindruck doch eine angenehme Erinnerung.

So sei auch die vorliegende Sammlung warm empfohlen, die wieder das Gepräge ihrer Vorgängerinnen trägt. Wir schwanken, ob wir der „Reise nach dem Glück“ oder der „kleinen Mama“ den Vorzug geben sollen; während das psychologische Problem der ersteren, von der Lösung abgesehen, uns mächtiger bewegt, erfreut letztere durch gewinnende Liebenswürdigkeit der Darstellung. In „Franz Algeyer“ ist ein männlicherer Stil, als er Heyse sonst eigen, und eine gewisse herbe Kraft anerkennend hervorzuheben.

Den entschiedensten Gegensatz zu Heyse bieten die heigelschen Novellen. Hier ist der Eindruck fast durchweg unerquicklich. Theils treffen wir auf Holzschnittfiguren, denen man kein warmes Interesse abgewinnt, theils wieder auf Zerrbilder, denen auch der Versuch sauberer Detailmalerei kein rechtes Leben einzuhauchen vermag, weil wir im Dichter keine Achtung vor der Menschennatur gewahren. Wir sind niemals weder vor Trivialitäten noch vor Ueberschwänglichkeiten sicher, und kommen daher nirgend zum Genuß. Und doch ist der Autor keineswegs ohne Talent; nicht blos die dritte Novelle („Das ewige Licht“), die wir von unserm obigen Urtheil ausnehmen möchten, beweist es; auch sonst erheben ihn seine Intentionen über die Masse der fabrikmäßigen Novellisten unsers Büchermarkts. Es wäre aufrichtig zu wünschen, daß Herr Heigel mit weniger Caprice seine Probleme wählte und ohne Manier sie auszuführen suchte.

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im September 1867.

Die Verlagshandlung.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Im Verlage der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. F. Gellert's

sämmtliche Schriften

Neue wohlfeile Ausgabe.
10 Bände. 1 Thaler.

C. F. Gellert's
Gedichte,

geistliche Oden und Lieder.

Neue wohlfeile Ausgabe.
3 Sgr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Julian Schmidt,

Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod.

5. Aufl. 3 Bände. 8 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessing's Tod. 1681 — 1781.

2 Bde. 7 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution.

2 Bde. 5 Thlr. 18 Ngr.

Schiller und seine Zeitgenossen.

2 Thlr.

Geschichte der Romantik.

2 Bde. 3 Thlr.

Weimar und Jena in den Jahren 1794 — 1806.

1 Thlr. 15 Ngr.

Diese gediegenen Werke eignen sich zu werthvollen Festgeschenken.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Leihbibliotheken vorräthig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meißner, Alfr., Novellen. 2 Bde. 2 Thlr.
— — Neuer Adel. 3 Bde. 3 Thlr. 15 Ngr.
— — Charaktermasken. 3 Bde. 4 Thlr.
— — Zur Ehre Gottes. 1 Thlr. 6 Ngr.
— — Die Sansara. T. A. 4 Bde. 2 Thlr. 15 Ngr.
— — Zwischen Fürst und Volk. 3 Bde. 3 Thlr.
— — Am Stein. 15 Ngr.
— — Durch Sardinien. 15 Ngr.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beta, H, Deutsche Früchte aus England.

Erzählungen und Erlebnisse. 2 Bände. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Der Sohn des Nebels. — Erinnerungen eines Flüchtigen. — In der Burg. Kette auf Themse. — Ein Fall in die Unterwelt Londons. — Der todte Gast. — Die brennende Leiche um Mitternacht

Anfangs November erscheint im **Bibliographischen Institut** in Hildburghausen:

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur.

Herausgegeben von **Heinrich Kurz.**

Grundsätze: Wir vermessen uns **nicht,** die „sämmtlichen Werke sämmtlicher Klassiker" zu **versprechen,** denn dafür dürfte schwerlich Raum, weder auf den Bücherbretern, noch — im guten Glauben unserer Literaturfreunde zu finden sein.

Was unsere Bibliothek **wirklich enthalten** wird, steht ausführlich, ohne Hintergedanken noch Vorbehalt, in unserem Programm; und das ist, jeder Einsichtige wird uns das zugestehen, nicht mehr und nicht weniger, als den **Werth** unserer Literatur ausmacht.

Wir nehmen **nur vollständige** Werke auf, keine Bruchstücke, noch Auszüge. Wir lassen auch nicht Bruchstücke verschiedener Werke und verschiedener Autoren auf einander folgen, wodurch jede Aussicht auf irgend welche Vollständigkeit in unbestimmte Ferne gerückt wird; wir erschöpfen vielmehr erst das Werk eines Autors, ehe wir zu anderen übergehen, sodaß vollständige Werke stets **ohne** Unterbrechung zum Abschluß gelangen.

Für die **Reihenfolge** der Autoren selbst halten wir das Verlangen des Publikums für maßgebend — die am längsten ihm vorenthaltenen, also **begehrtesten zuerst:** so folgen auf H. v. Kleist, mit dem die Ausgabe beginnt, zunächst Goethe und Schiller, dann Jean Paul, Lessing u. s. f.

Wir haben aber auch den Ehrgeiz, **bessere** Ausgaben als die vorhandenen zu veröffentlichen, d. h. dieselben von den **Irrthümern** zu reinigen, welche von der Unkenntniß oder dem Ungeschick früherer Herausgeber ihnen anhaften, eine Unbill, die so viele glänzende Geisteswerke entstellt hat.

Diese namentlich für Herder, Schiller und Goethe besonders schwierige Aufgabe der **„Textrevision"** beschäftigt seit einer Reihe von Jahren den berühmten Gelehrten an der Spitze unseres Programms und die Früchte und Verdienste seiner Forschung kommen **ausschließlich** unseren Ausgaben zu Gute.

Aus vorstehenden Sätzen unseres Prospektus sollen Diejenigen, denen es **ernstlich** um das edelste Gemeingut des deutschen Geistes zu thun ist, erkennen, daß wir diesen **Ernst** zu dem großen Werk mitbringen — im Gegensatz zu der Frivolität landläufiger Speculationen, denen freilich nur Leichtgläubigkeit und Unkenntniß zum Opfer fallen können.

Subscriptionsbedingungen: Wöchentlich wird eine **Lieferung** von **10 Bogen Oktav** ausgegeben zum Subscriptionspreis von **fünf Silbergroschen.** — Die Werke jedes Schriftstellers sind nach **Bänden** abgetheilt, deren jeder aus zwei oder mehr Lieferungen besteht. — Der **ganze Umfang** der Bibliothek beläuft sich auf höchstens 230 Lieferungen. — Die **Verbindlichkeit** der Subscription erstreckt sich nur auf Termine von je ½ Jahr, innerhalb deren die an die Reihe kommenden Schriftsteller in der ganzen Vollständigkeit des Programms zum Abschluß gebracht werden, sodaß **kein Subscribent,** an welchem Termin er auch ein- oder austreten möge, **die Gefahr von Unvollständigkeiten läuft.**

Inhalt: Außer den Häuptern der klassischen Zeit, die in **vorzugsweiser Vollständigkeit** aufgenommen sind, nämlich:

Klopstock — Herder — Wieland — Lessing — Goethe — Schiller — Jean Paul;

führen wir auszugsweise noch an:

Börne, Ludw., Vermischte Aufsätze.
Bürger's Gedichte.
Chamisso's Gedichte u. P. Schlemihl.
Claudius' Werke.
Engel, Ausgewählte Werke.
Fichte, Reden an die deutsche Nation. Popular-philosophische Schriften.
Forster's Ansichten vom Niederrhein und kleine Schriften.
Gellert's Fabeln u. geistliche Lieder.
Gudrun, (hochdeutsche Uebers.)
Grabbe's dramatische Werke.
Hauff's Romane, Novellen und Märchen.
Hebel's Werke.
Humboldt, Wilhelm, Abhandlungen und Gedichte.
Hoffmann, E. Th. A., Erzählungen.
Kant, Popular-philosoph. Aufsätze.
Kleist, Ewald, Gedichte.
Kleist, Heinrich, Werke.
Klinger, Romane und Dramen.
Kotzebue, Ausgewählte Lustspiele.
Körner, Th., Werke.
Lichtenberg, Ausgew. Schriften.
Matthison's Gedichte.
Möser's Patriotische Phantasien.
Müller, Maler, Werke.
Müller, Wilhelm, Gedichte.
Musäus' Volksmärchen.
Nibelungenlied (Uebersetzung).
Novalis' Werke.
Platen's Werke.
Reineke Fuchs (übersetzt).
Sachs, Hans, Ausgewählte Dichtungen.
Salis' Gedichte.
Seume's Werke.
Schenckendorf's Gedichte.
Simplicius Simplicissimus.
Stilling's Jugendjahre.
Voß' Gedichte.
Walther v. d. Vogelweide (übers.).

Wegen der **übrigen Schriftsteller** und des **specificirten** Inhalts der Bibliothek verweisen wir auf das nächsten Monat zur allgemeinen Versendung kommende **Programm.**

☛ Mit obigem Termin der Ausgabe unserer Bibliothek erlöschen bekanntlich alle noch bestehende Verlagsvorrechte und werden sämmtliche aufgenommene Schriftsteller (soweit sie es nicht bereits sind) **Gemeingut der Nation.**

☛ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google